

L 70000

1916-1917  
5./XI. - 8./XII.

Stimmungs-bilder 10

5./XI. 1916

1

## Umgang mit Lieferanten.

Winke für Kunden.

Von Ludwig Hirschfeld.

Brauchen sonst noch was? Besten Dank, ergebenster Diener, bitte ferners die Ehr'. . . wo sind die Zeiten! Damals haben wir uns freilich oft darüber lustig gemacht über diese übertriebene wienerische Liebenswürdigkeit, und besonders unerbittlich Denkende haben diese Art sogar servil und lakonisch genannt. Es war aber doch ganz schön, und jedenfalls hat einem damals das Einkaufsen ein wirkliches Vergnügen bereitet. Bei zehn Deka Emmentaler hat man mindestens ein Kilo Komplimente und Buckerln drauf bekommen, bei einem größeren Einkauf im Betrage von zwei Kronen war es ganz selbstverständlich, daß man ein behagliches Gespräch über den Geschäftsgang und das Wetter führte, daß der Chef nach dem werten Befinden der geschäftigen Familie fragte, während die in der Kasse sitzende Frau den Kindern der Kundschaft die Wangen tätschelte, sie wegen ihres erstaunlichen Wachstums belohnte und ihnen ein Gratiszuckerl in den Mund steckte, worauf man durch die bestiffen geöffnete Tür das Lokal mit dem angenehmen Bewußtsein verließ, eine hochfeine Kundschaft und ein geschätzter Mitbürger zu sein, — waren das nicht schöne Zeiten?

Wer von uns kann sich erinnern, daß ihm derlei in den letzten zwei Jahren in einem Wiener Geschäftsladen passiert ist? Keine Spur von Buckerln und Komplimenten, kein Gespräch über Wetter und Befinden, von in den Mund gesteckten Gratiszuckerln gar nicht zu reden. Es ist ja wahr, die Zeiten sind nicht danach, man sucht heute alles Ueberflüssige zu vermeiden, alle Fagen und Floskeln des Umgangs. Das Gespräch zwischen Kunden und Verkäufer mußte also, der Zeit gemäß, auf einen knappen sachlichen Ton gestimmt sein. Dagegen wäre schließlich nichts zu sagen. Die Sache ist aber die, daß sich das Verhältnis bloß umgekehrt hat. Früher war der Mann hinter dem Ladentisch süß und devot, die Kundschaft oft launisch und unfreundlich. Jetzt ist der Verkäufer launisch, unfreundlich, herrisch, und der Kunde devot und süß. Die Buckerln und Komplimente werden jetzt vor dem Ladentisch gemacht, vor dem mächtigen, stolzen Herrn, der die Lebensmittel besitzt und verkauft. Nach seinem werten Befinden erkundigt man sich jetzt, nur, um zwei Deka Butter zu ergattern, ihm erweist man Aufmerksamkeit, nur damit er einem etwas Eier und Schmalz überläßt, damit er einem sein Wohlwollen bewahrt. Und es wird vielleicht noch so weit kommen, daß die Kundschaft sich mit den Worten entfernt: Besten Dank, ergebenster Diener, bitte ferners die Ehr'.

Das gehört eben zu den lieblichen kleinen Menschlichkeiten, die in dieser Zeit gedeihen sind. Wer irgendeinen Gebrauchsartikel vorrätig hat, irgendeine Ware, auf die andere dringend angewiesen sind, der wird sofort hoffärtig, anmaßend und ungezogen. Das zeigt sich im großen und kleinen, nur daß man es im kleinen deutlicher und drastischer merkt. Es müssen auch nicht gerade Lebensmittel sein: mit welchen Lieferanten und Handwerkern man jetzt zu tun hat, es ist überall dasselbe. Ob man nun beim Installateur eine Badewanne löten oder beim Schuhmacher neue Absätze machen läßt, überall begegnet man diesem merkwürdigen unnahbaren Lieferantenstolz, der zu sprechen scheint: Sei froh, daß ich dir die Gnade erweise, und überhaupt dein Geld nehme. Ueber plötzliche Preissteigerungen wundert man sich gar nicht mehr, man zahlt doch schon jeden Preis willig und geduldig. Man wagt auch keinen Einwand und keine Bemängelung, sonst hört man sofort die bekannten Schlagworte von der Materialknappheit, den hohen Löhnen, den mangelnden Arbeitskräften und riskiert noch, daß einem die rinnende Badewanne und die schiefgetretenen Absätze unrepariert auf dem Halbe bleiben. Aber könnte sich der Handel nicht trotz allem in einer etwas netteren und höflicheren Form vollziehen? Oder ist die Höflichkeit und Liebenswürdigkeit auch schon knapp, sind die guten Manieren auch teurer geworden?

Es werden jetzt amtliche Versuche gemacht, diesen Verkehr zwischen Lieferanten und Kunden wieder auf einen angemessenen Ton zu stimmen. Verschiedene Kundmachungen und Warnungen sind erschienen, und wer da weiß, wie strikte und peinlich genau bei uns solche Gebote befolgt werden, der zweifelt nicht an der Wirkung. Aber der Lebenskundige hilft sich doch lieber auf eigene Faust. Das Wort ist natürlich nicht wörtlich zu nehmen und soll nicht eine Anwendung des Rezeptes vom groben Klog und groben Reil bedeuten. Ganz im Gegenteil: mit bezaubernder und bestückender Liebenswürdigkeit erreicht man viel mehr, namentlich wenn man ein einzelner, lediger und möglichst unbeweideter Herr ist.

Endlich ist die Zeit für uns Junggesellen da, endlich kommen wir auch einmal zur Geltung. Was für ein armes Hascherl ist früher unsereins gewesen, wenn er selbständig einkaufen gegangen ist, was für Ladenhüter hat man uns angehängt und wie schlecht wurde uns zu Ehren gewogen. Jetzt kann ein einkaufender Junggeselle geradezu Wunder verrichten: er treibt an einem Tag vier Eier, drei Deka Butter und einen halben Laib Brot auf. Der lebenskluge Junggeselle geht nämlich prinzipiell nur in solche Geschäfte, in denen holde Mädchen bedienen, womöglich Mädchen Ende der Reimundzwanzig — die bedienen am ausmerzjamsten. So verhärten auch die Gemüter der Lieferanten und Verkäufer sein mögen, wenn sie weiblichen Geschlechtes sind, macht richtig angebrachte Galanterie sie weich. Auch im Busen der Butterhändlerin wohnt ein weibliches Herz, und selbst das Mädchen in der Delikatessenhandlung hat schwache Augenblicke, in denen sie gut wiegt. Leicht und einfach ist diese Art der Approvisionierung natürlich nicht: sie erfordert Zeit, Mühe, Geist, gefühlvolle Blicke und ab und zu eine Schachtel Bonbons. Es ist ein ganz eigentümlicher galanter Dialog, den man da über den Verkaufstisch hinüber führen muß: „Rein, Fräulein, wie reizend Ihnen die neue Bluse steht — aber ein Stückel Roquefort krieg' ich auch. . . Und wie hübsch Sie wieder frisieret sind. Ueberhaupt, für Blond schwärme ich — deshalb möcht' ich auch um zwei Flaschen lichter Bier bitten.“ Wenn die Verkäuferin brünett ist, muß man natürlich sinngemäß dunkles Bier verlangen.“

Ähnlich geht es in der Tabaktrastik zu, die ja von jeher ein beliebtes Stellbildein der galanten Geschäftsdiener und Lausburschen der Umgegend war. Jetzt trifft man hier eifrig schäkernde Oberbuchhalter, Brokuristen und Advokaten, die sich angelegentlich bemühen, die Trastikgehilfin zu betören und aus der Fassung zu bringen, damit sie ihnen an den Tagen, an denen Fassung ist, eine Handvoll Ägyptische oder gar einige Protektionsvirginier reserviert. Und wenn auch die Misera plebs der Vorübergehenden durchwegs den kurz abweisenden Bescheid erhält: Keine Zigaretten, gar keine Zigaretten — für die Intimen des Hauses, für die leidenschaftlichen Junggesellen und Raucher finden sich in einem Herzenswinkel oder unter dem Ladentisch immer einige Trabukos. Oh, in den Trastiken gibt es Dinge, von denen sich die Schulweisheit des Generaldirektors der Tabakregie nichts träumen läßt.

Auf diese Art hat man schließlich eine ganze Kollektion von Verhältnissen: ein Butterverhältnis, ein Brotverhältnis, ein Zigarettenverhältnis und so weiter, selbstverständlich lauter platonische, aber trotzdem sehr angenehme und nützliche Beziehungen. Da heißt's einen guten Klopff haben, nichts verwechseln und die diversen Mädchen hübsch auseinanderhalten. Denn natürlich darf eine Lieferantin von der anderen nichts wissen, man muß eine mit der anderen betragen, um allen treu bleiben zu können, was überhaupt eine sehr praktische Lebensregel ist. Nur keinen Argwohn erregen, nur keine Eifersucht, sonst ist das Malheur fertig. Deshalb darf man in der Gegend auch nie in Gesellschaft eines netten weiblichen Wesens gesehen werden, man darf sich nicht verlieben oder gar verloben, für solche Dummheiten ist jetzt nicht die Zeit. Ja, es ist kein leichtes Dasein, es ist manchmal sogar sehr schwer — aber was tut man nicht alles für ein Buttervot!

## Notizen.

Die gewisse diensthöflichst begeisterte Presse rühmt immer wieder den beispiellosen Opfermut der Wiener Bevölkerung, die trotz der unvermeidlichen Begleitererscheinungen dieses in der Weltgeschichte einzig dastehenden Völkerringens einzig sei in dem unbefangenen Willen, durchzuhalten und zu siegen. Jedes Verbot, ob es sich um Schlagobers oder Ganispagat, um geschmolzene Erdäpfel oder Auslandsreisen oder gar um Dvornal tires Melange handelte, immer wieder brachte es bewundernde Lobeshymnen auf die Wiener, diese Durchhalter von Beruf, die offenbar glücklich waren, wenn sie sich mit irgend einem neuen Mangel abfinden durften. Und je mehr sie entdöhren, desto größer ist die jubelnde Anerkennung ihres Opfermutes, bis eines unschönen Tages die einstige Begeisterung der Schmutznotizler ihren Höhepunkt erreichen wird. Dann aber werden die vielbewunderten Wiener nicht gerade zu beneiden sein.

Ich stand im Türeingang irgend eines Amtshauses.  
Ein älteres Fräulein spähte mit suchenden Blicken umher.

„Bitte schön, wo kann ich den Spagat abliefern?“  
fragte es mich und wies auf vier armselige Spagatnäuel, die in Zeitungspapier lose verpackt waren.

„Der Spagat ist ja aus Ihrem Haushalt, nicht wahr?“  
Das Fräulein nickte.  
„Dann brauchen sie nichts abzuliefern. Nur aus gewerblichen Betrieben . . .“

„Ich möchte es aber doch!“ beharrte das Fräulein. „Der Spagat ist für unsere braven Soldaten, auf Schuhüberzüge . . . es ist also eine patriotische Tat, wenn ich . . .“

„Ich hatte den Spagat näher angesehen.  
„Den nimmt Ihnen die Kommission gar nicht. Er ist zu dünn. Mindestens ein bis zwei Millimeter soll er im Durchschnitt haben . . . Diesen da nimmt sie Ihnen nicht.“  
„Nicht . . .!“ wiederholte das Fräulein enttäuscht und sehte halblaut hinzu: „Neun Kronen hätte ich für ein Kilogramm bekommen, neun Kronen . . .“

„Fräulein,“ sagte ich, „Sie haben ja recht, wenn Sie den Spagat nicht umsonst hergeben. Wozu aber die patriotischen Bemerkungen?“

Das Fräulein wurde verlegen.  
„Ich . . . ich habe Sie nämlich für eine Amtsperson gehalten . . .“

In einer Unfallsstatistik hatte ich gelesen, daß Eisenbahnunfälle bei gemischten Garnituren viel häufiger vorkommen als bei einheitlichen Zügen.

Darauf machte ich den Stationsvorstand aufmerksam als gerade ein Zug einfuhr, der aus Waggons der verschiedensten Typen zusammengesetzt war.

„Über, ich bitte Sie, bei dem Waggonmangel!“ wehrte der Stationsvorstand ab.

„Und bei Militärzügen . . .?“ wendete ich ein.

„Das ist was anderes. Da stellen wir durchwegs einheitliche Garnituren zusammen. Selbstverständlich! Jetzt ist doch dem Staate das Leben und die Unversehrtheit der Soldaten besonders teuer . . .“

Eine Dame stelte in neumodischen, faltentreichen Mantel vorüber.

„Das ist ja ein Wahnsinn . . . jetzt, bei der Tuchknappheit . . .“ regte sich einer auf.

„Ah was,“ beschwichtigte ihn der andere, „man wird es schon verbieten, wenn kein Tuch sein wird.“

„Der uns freventlich aufgezwungene Krieg . . .“  
O, wie wahr!

Im Stammeis.



D' meisten Sachen werd'n rar auf dera Welt, meinte Schwaffer, und anderes wiederum gibt's mehr als g'mua.

Was mannt denn damit? erkundigte sich Spannagl, i hör' nur allerweil von aner Schnapheit, aber von an Ueberflus hab' i no nia nix g'mert.

So? Dann hast sane Augen im Kopf, ereiferte sich Stachel, oder wann i frag'n derf, gibt's bestpielweis heutzutag net an Ueberflus an Beurndnungen, Sündmachungen, Verantbarungen und wia die Dinger alle haben? Na alsdann!

Nummer no net g'mua, sagte Oberberger, und manigsmal a halbere G'schichten. Dös hast am Allerheiligentag wieder amal wahrnehmen können. Da hab'n d' hohen Besörden heiner ang'ordnet, daß ma für die Toten sane Kerzen und Lampeln anzünden derf; die Toten hab'n mir davon, hot's g'hab'n, und den Lebendigen geh'n s' ab. Guat! Dös is a ganz veruünftiger Standpunkt und mir dagegen d' Tag'n. Wia is dös jetzt i aber g'weil? Wannst beim Geitrafstribhof aus'krieg'n bist, san Dir d' Kerzenhändler scho entgegen reunt wia jed's Jahr, und daß eahna d' Leut die Kerzen abkauf' hab'n, dös hab' i selber g'seh'n. Drumat san s' damit mit die Friedhofswachter ins Kommen und's Maßheur war ferti. I frag': Wann ma's Angünden von Kerzen verbiat, warum denn net a's Verantun?

Schwaffer hatte schon mehrschach verflucht, neierd'ings das Wort zu ergreifen, es war ihm aber bis dahin nicht gelungen. Jetzt bot sich endlich die erwünschte Gelegenheit und er sagte: Ihr platscht's an in d' Med' eini, so daß ma net loq'n kann, was ma will. Wann i davon g'redt hab', daß dös und jen's a in der Kriegszeit net knapp is, so hab' i an erster Stell' d' Minister g'mant. Auf an Sitz' hab'n ma jetzt'n so viel neisje kriagt, daß ma si's gar net dermiten kann.

Was's gar n' Ministerpräsidenten anfangt, sagte Spannagl, so is dös der Herr von Doerber und i möcht, daß er sane Stüb' aussteilt, sondern an

jedem, der an Wunsch und a Anlieg'n an eahm hat, anhört und schaut, was sie tnan laßt, ganz egal, ob's jek'n der Kürst Pampfisi oder irgend a klamer Mann aus'm Volk is.

Und i, sagte Oberberger, i möcht, daß d'r Herr von Doerber der Bevölkerung die Köbb', die Brofförb' nömli, die jekt'n scho gar s' hoch hängen, a bisseft abschabt. Und daß er si usichaut, daß d' Köbb', mit denen d' Weisheit' eintausen geh'n, net als leerer wieder hamtrag'n werd'n müssen.

Was d' Brofförb'li anlangt, sagte Spannagl elesich, so hätt' i an speziellen Wunsch im Namen von alle Jungg'sellen, die's Brot in die Wirts'häuser schmerzli verniffen. Wann der neische Ministerpräsident dös Verbot s'zunehmen wolle, hätt' er bei uns Jungg'sellen glei an Stan im Brett.

Lauter fromme Wunsch, lautier fromme Wunsch, sagte Schwaffer, ob er die a alle wird derf'ill'n können?

Wä' net schlech, wann er's net kunn, er-eiserte sich Stachel, ein Ministerpräsidenten haßt ma Premöh und dös haßt auf deutsch so viel als wia der G'sichte. Der G'sichte im Land, der kann all's, nur ordentli dahinter her san mitaß er. Wann's mi zum Ministerpräsidenten machen, dann was i ganz g'nau, was i's allererst tua.

I kumm mit an Erlas gegen die Hamster ausser, aber mit an, der si g'warden hat. Wer Dorrä' hat, dös mitaß i wissen und i derfert net der Stachel san, wann i's net aufabrächt! Weg-g'nommen wird eahna nix, aber Karten krieg'n d' Herrschastler sa, net a halverte! Wann i aber an G'schäftsman dervitsch, der eahne ohne Karten a nur a anzig's Deta von aner War' liefert, ans Hochachtung und Respekt vor denen ihr'n Geldsack, den sel'y i mir aus! Wann d' Lebensmittellaren wüßli nur für die Leut' da san, die was nix d'ham hab'n, dann möcht i seh'n, ob's no a An-stellerei gibt!

Großarti, großarti! lobte Oberberger und staschte in die Hände, grad a Hammer is, daß net der an der Spitze von unierer Verwaltung steht. A Ministerium Stachel, dös wär a Sach, die si g'waschen hat. Bretli, was d' Hamster anlangt...

Er unterbrach sich, denn etwas Unerwartetes und Wertwürdiges verschlug ihm die Rede. Von Schwaffers's Platz herüber drangen die Lüne eines Kiedes. Kein Zweifel möglich: Der bewährte Spezi

und Besümdan - sang! Und zwar war es folgendes Liedchen, das er vor sich hinrästerte: Das Hamstern is des Weaners Lust, Das Hamstern is des Weaners Lust, Das Hamstern; Das kann sa echter Weana sein, Dem nie net fallt das Hamstern ein, Dem nie net fallt das Hamstern ein, Das Hamstern!

Da legst Di nieder und siehst nimmer auf! rief Stachel aus, uniser alter Freund und Zwetschkeiröster, der Schwaffer, is unter die Sänger gangen. Auf seine alten Läg' hat er jet' Talent entdeckt und jekt'n laßt er si ausbülken und geht zur Oper.

Dabon is gar sa Red', erwiderte Schwaffer, aber das Greiberl hab' i neulich amal g'hört, und weil's mir g'fall'n hat, sing' i Euch's vor. Oder glaubt's es am End' net, daß's Hamstern n' Weana sei Lust is, ha?

Warum denn grad n' Weana seine? sagte Oberberger, glaubst, in andere Städt' san d' Leut' anders? Dös Sprüchertl kenn's wahrscheinlich tuat: Wer hamstert is a gemeiner Keel, wer's net jekt'n san no bei aner jeden Verurteilung d' Hamster ganz quat weg'kommen. Niemand tuat eahna was, in aller Seelenruh' können s' ihner Speisemmerlin seeressen; der Arme aber muas si um jed's Deta anstell'n und si von seiner Gnaden dem Herrn Edlen von Büdshüpfer Grobheiten g'fall'n lassen. Dös all's's Hammen haßt ma dann n' Opfermit, der was si in dera großen, herrlichen Zeit so großarti und erhehend dokamentier'n tuat. Hör't's ma auf damit, dös wird ma scho s' dumm.

Jetzt'n hat si der Herr Statthalter ins Mittel g'legt, sagte Spannagl, und an Erlas verlassen, wo von der Grobheit der G'schäftsleut' drinn die Red' is. Bin neugier' ob er was miten wird!

Da d'rüber kann i Dir glei a G'schichtel d'ezähl'n, sagte Oberberger, was i selber vor a paar Tag' derlebt hab'. I kumm' zufallsweis' bei uniser'n Kaufmann vorüber, bei dem d' Meinige leit viele Jahr' einkauft. Und weil grad a paar Leut' drinn kan, geh' i a eine und frag' ganz hüßli, ob i a Kistel Kaffee krieg'n kömt? Steht a Kommiss drinn - was sag' i Kommiss, dös war er net amol no, a klamer Praktikant war's, a Wua, der no net trocken hinter d' Ohren g'weil is; und wie der hört: Kaffee, wird er pitterrot im G'sicht und schreit uns an: Wie oft wird den jekt' noch gekragt werden? Haben Sie den keine Ohren? Kaffee ist ausverkauft! - I bin a

ruhiger Mensch, dös wüßts und a jeder, der nit kennt, wird's bestätigen; wie i dös aber hör' und a so a Noscha die G'rechtheit hat, mit mia in dero Wortart s' reden, da hat mi a Diebsjurn padt. Bei die Ohren hab' i eahm net nehma können, weil er si hinter seiner Hud verschlagt hat, aber was i eahm g'hasen hab', das wird er si nel hintern n' Spiegel stecken, und daß's sane Komplimentar war'n, das könn't's Euch denken.

Dös G'spösigste kommt aber erst. Wia der Prinzipal den Spektrel hört, kommt er g'schwind mit machelnde Rockschögel'n daher und jekt' glaubt's Ihr wahrheitli, er hot dem Wua a paar abt' g'haut und si bei mir als aner alten Müdschaft, recht arti und hüßli entschuldiget? War sa Spur! A recht a wid's G'sicht hat er g'macht, an ver-nichtenden Blick hat er mir zug'schmissen, und wie i aus'm G'schäft ausgegh', well mit die Sach' scho s' dumm g'word'n is, hör' i no, wie er sagt: Manche Leute haben gar keine Biltung nicht!

Unglaublich! wünderde sich Schwaffer. Unglaublich, net wahr? fuhr Oberberger fort; mei G'sicht is aber no net aus. Wia i nämli hamkommen und der Meinigen voller Stolz der-facht, daß i dem Ledenjüngling n' Standpunkt klar'macht hab', wird s' ganz blaß vor Schrecken, verständig si, in was für an G'schäft das war, und wie s' hört: bei uniser'n Kaufmann, jangt s' lamentieren an und schreit und jammert, daß si jekt'n nix mehr k'ausen kriag'n wird und daß i die ganze Famili ins Unglück bring' und so weiter und so furt. Seht's, und drum is mei Meinung die: Solang d' Leut' so san, daß sie si von die G'schäftsleut' all's g'fall'n lassen, well s' von ihnera Gnad' abhängen, so lang nützen sane Verammlungen und sane Erlas' gegen die Grobheit was. Bretli, daß nach'm Krieg der Frieden kommen wird, dös ver-gessen die G'schäftsleut', und daß ma nachden vor an G'wöbl, in dem ma so behandelt word'n is, an weiten Bogen machen wird, dös geht ihnen net ein. Uher das is schließli ihnera Sach', mi geht's nix an.

Es war indessen spät geworden, und nachdem sich Oberberger durch einen Blick auf die Uhr von dieser Lastache überzeugt hatte, sprang er auf und sagte: Vor lauter G'schichtend'ezähl'n hätt' i heit' beinahe's Torper'n versamt. D' Meinige is heit' eh schon springiggi auf mi weg'n der Sach' mit'm Kaufmann. I derf' i net no mehr reizen. Er, gebener Diener alsdann, meine Herren! Leopold, Thomas Detact.

## Wiener Bilder aus der Kriegszeit.

### Auch ein Held.

Von F. Schmitt.

Wie eine müde Krähe flog der Nebel durchs Tal herunter. Trüb und feucht war es und graue Düsternis saß auf den Feldern. Ich kam, meinen Spaziergang wie immer allein haltend, den Steig herauf, verbrossen bis ins Innerste. Schon einige Tage hatte ich bei meiner Hausfrau, die zu nobel ist, sich auch einmal anzustellen, den Kaffee ohne Zucker getrunken; zu Mittag als Junggeselle im Gasthause zu speisen, heißt bei so kärglichem Gehalt mit einer Handspritze in eine brennende Hofstatt spritzen; gerade aber hatte ich es noch herausgenegelt, mir für die Taufe ein Käselein zu leisten — da hatte ich kein Brot dazu erhalten. Voll Ingrimm trug ich diesen Unglückskäse in meiner äußeren Rocktasche, unberührt, und darüber lag, gleich wie ein Löwe auf der gefakten Beute, die geballte Faust. Zu allem Unglück zog sich durch meine zertretenen Stiefel heimlich die Feuchte des Herbstweges hinauf — ich war geladen wie ein Völler. Himmel und Hölle rief ich zu Zeugen all dieser Tatsachen an. „Und da kommt jetzt auch noch der Winter!“ Und ich fuhr wütend durch den nebeltriefenden Schnurrbart. „O, du verwunschene Schanderbe, du elendiges Kriegsjammertal!“

Während ich so haberte, näherte sich eine Gestalt. Gebückt bis zum Boden. Ich sah's immer deutlicher: Ein Knabe war es, der von den Höhen des Wienerwaldes

Holz heimgeschleppte für den Winter, welcher die armen Leute dreimal haßt. Bei diesem Anblick war mein Groll wie weggeflogen.

„Kind,“ sagte ich, „wie kannst du denn das ertragen?“ Zwei schwere, dicke, halbdürre Stangen legte er vor mir ins Gras und sank daneben hin. Ich hob das Holz mit Aufbietung aller Kraft auf die Schulter, um zu prüfen. „Und das trägst du von den Bergen herunter?“

„Ja, Herr. Und wir haben auch die Erlaubnis,“ fügte er hinzu. „Wie weit mußt du noch gehen?“ „Bis in die — gasse, eine Viertelstunde.“

„Wie alt bist du?“ fragte ich weiter. „Dreizehn Jahre, Herr,“ sagte der Knabe. „Und geht dir niemand entgegen, um dir zu helfen?“ „O,“ sagte er selbstbewußt, „ich brauche niemanden. Ich habe über den Sommer fast schon für den ganzen Winter das Holz heimgetragen.“ Er schwieg, als er bemerkte, wie erstaunt ich darüber war. „Und wer sollte mir entgegenkommen?“ fügte er dann langsam hinzu. „Meine Schwester ist erst zehn Jahre alt.“

„Und deine Eltern?“ fragte ich.

Der tapferere Knabe zuckte zusammen und sah zu Boden. „Mein Vater,“ sagte er dann, während ihm die Tränen aus den Augen rannen und über das arme, ungehobelte Gesicht stürzten, „ist am 23. März 1915 in Galizien gefallen. Er hat noch wollen seinen Kameraden zurufen, aber da hat es ihm den Kopf abgerissen.“

Er schwieg, wandte sich rasch rechtsüber und wischte sich schnell über die Wangen. Er schämte sich!

„Und die Mutter?“ fragte ich nach einer Weile.

„Die ist in der Arbeit. Die kommt erst um 9 Uhr heim, und wenn sie Ueberstunden macht, noch später.“

„Und wer ist denn bei euch Kindern und wer kocht euch denn?“

„Eine Cousine. Sie kommt immer um halb 8 Uhr, wenn sie aus der Arbeit heimkehrt.“

Währenddem lud er sich, ohne mit der Wimper zu zucken, obgleich es ihn hart niederdrückte, das Holz wieder auf und entschuldigte sich, er müsse fort, sonst glaube sein Schwesterchen, ihm sei etwas zugestoßen. Ich nahm ihm die Bürde ab. Wie freute ich mich jetzt, den Käse unberührt in der Tasche zu haben! Ich schenkte ihm dem Knaben. Betroffen erkannte ich, wie Gott mir durch diesen kleinen Helden gezeigt, welch lächerlichen Quark ich mit meiner im Verhältnis zu einem solchen Leben niederträchtigen Unzufriedenheit aus mir soeben gemacht hatte, als ich wie ein giftiger Leu den Steig heraufschlangte in der Ueberzeugung, ich müsse bei der nächsten Gelegenheit gerechterweise Gott und die Welt fressen.

„Kind,“ sagte ich, während ich ihm auch ein kleines Geldgeschenk — meine Börse ist leider mager wie ein Mausschwänzlein — gab, „wenn ich könnte, gäbe ich dir von Herzen gerne mehr.“ Und da ich es nicht ansehen konnte, wie das schwere Holz den kleinen Rücken unbarmherzig niederbog, half ich mit, bis wir die Beute glücklich vor die ärmliche Wohnung des Knaben gebracht hatten. Dort wollte er mir die Hand küssen. Ich aber faßte herzlich diese harte, tapfer sorgende Kinderhand und drückte sie, die wie irgendeine fürs Vaterland ihr Teil tut, mit Innigkeit.

Mein Spaziergang war aus. Der Nebel lag noch immer wie eine Keule übers Tal her. Aber wie reich kam ich mir nun vor, als ich daheim saß und das Abendbrot zu mir nahm, einen Brief lesend von meinem geliebten Bruder, der eben vom Felde schrieb, daß er gesund und wohllauf sei. Und mit welchen Gefühlen las ich hernach in der Zeitung, daß die Aktion der Gemeinde für das Frühstück armer Schulkinder so viele Herzen ergiffen und so edle Spender gefunden!

## Freie Bahn dem Tüchtigen.

Vortrag des Reichstagsabgeordneten Sivlovich.

Im Hansabund sprach gestern abend vor gefülltem Saale Reichstagsabgeordneter Sivlovich über die Lösung des Tages: „Freie Bahn dem Tüchtigen!“

Ausgehend von den bekannten Worten des Reichskanzlers, die die Zusammenfassung aller Kräfte als eine Staatsnotwendigkeit hinstellen, versuchte er ein Bild davon zu geben, wie nach dem Frieden das Verlangen des Kanzlers ausgeführt werden könne. Er begann mit dem Gebiet der auswärtigen Politik. Bei den riesenhaften Aufgaben, die uns harren, können wir gar nicht anders verfahren, als daß wir uns der Mithilfe jedes Tüchtigen versichern.

Dazu ist vor allem die Neuordnung des auswärtigen Dienstes in dem Sinne nötig, daß dieser nicht das Privileg eines Standes bleibt. Aus allen Schichten müssen die bewährten Männer in die Diplomatie hineingezogen werden und ihnen höhere Gehälter bewilligt werden, damit sie ohne Rücksicht auf Vermögen im Dienst des Vaterlandes arbeiten können. Dann aber muß auch bei der Wichtigkeit der Wirtschaftsfragen ein neues Reichsamt, das sich mit diesen beschäftigt, eingerichtet und mit den tüchtigsten Männern besetzt werden. Endlich müssen unsere Botschaften und Konsulate draußen als Kulturmissionen wirken: sie müssen die Fühlung mit den Völkern herstellen, denn die Kabinettspolitik hat aufgehört und an ihre Stelle ist die Volkspolitik getreten. Deshalb muß auch dem Reichstag Einfluß auf die auswärtige Politik eingeräumt und namentlich die geeigneten Männer in ihm in die einschlägigen Fragen und ihr Material eingeweiht werden.

In der inneren Politik sollte die durch Examina patentierte Bildung schwinden und auch hier den Tüchtigen ohne Rücksicht auf die Herkunft die Bahn — vor allem zur Bildung — geöffnet werden. In diesem Sinne begrüßte der Redner die Einheitschulbestrebungen und verlangte Schaffung von Volkshochschulen. Er trat warm für die Erweiterung der politischen Rechte der Frauen ein, die sich so glänzend im Krieg bewährt hätten. Gerade die schweren Lasten, die uns nach dem Krieg erwarten, sollten ein Ansporn für die Regierung sein, jedem Anteil am Staat zu geben. Dem deutschen Kulturstaat soll der Wille und die Kraft zur Mitarbeit der Tüchtigsten, die auch volkswirtschaftlich die wertvollsten Elemente sind, freudig entgegenquellen — das aber wird der Fall sein, wenn ihnen freie Bahn geschaffen wird.

„Häselguder.“ Daß die Männer alles besser verstehen als die Frauen, ist eine altbekannte Tatsache. Zum mindesten leben sie in der Einbildung, daß es so ist; von den Frauen freilich wird die Richtigkeit dieses Axioms nicht selten bezweifelt. Daß aber selbst die hartnäckigsten Gegner der „Gleichwertigkeit der Geschlechter“ die Ueberlegenheit der Frau in Küchenangelegenheiten neidlos anerkannt, steht gleichfalls fest. Der Krieg hat auch hier eine Verschiebung der Anschauungen mit sich gebracht und während viele Frauen „vermännlichen“, indem sie männliche Berufe ausüben, schieben andererseits die Männer in das Wirkungsgebiet der Frau hinüber. Nie noch hat der Herr des Hauses die Bezeichnung „Häselguder“ so redlich verdient wie jetzt; er kümmert sich um alles, macht Vorschläge, entwirft Ersparnismaßnahmen und — weiß alles besser als sie. Früher interessierte ihn lediglich die fertige Mahlzeit, jetzt will er über die Art ihrer Herstellung vom Anfang bis zum Ende unterrichtet sein; und daß er bei dieser Gelegenheit so manches als unzweckmäßig und unpraktisch verwirft, versteht sich von selbst. Vorüber Frauen, die im Bereich der Küche selbständig zu handeln gewohnt sind und sich dieses Vorrecht nicht verkümmern lassen wollen, in gelinde Verzweiflung geraten können. Die „Verweiblichung“ der Männer äußert sich aber auch noch in einer anderen nütlicheren Form: Sie laufen ein. Der Weg zum oder vom Bureau wird fast immer dazu benützt, in diesem oder jenem Laden vorzusprechen und wenn es ihnen gelingt irgendetwas seltenes Nahrungsmittel zu erobern, sind sie glücklich. Früher einmal hätte sich ein Mann, der etwas auf seine Würde hielt, solchen weibischen Tuns geschämt und wäre in die peinlichste Verlegenheit geraten, wenn ihn ein Bekannter mit einem Paket angegriffen hätte, das Fett, Zucker, Kaffee oder andere nützliche Dinge enthielt. Heute liegt es ihm fern, verschämt in eine Nebengasse abzubiegen, im Gegenteil, er begrüßt den Bekannten vergnügt, weist freudig auf sein Päckel und sein Stolz ist desto größer, je umfangreicher dieses aus-

gefallen ist. Uebrigens ist es eine Tatsache, daß Männer beim Einkauf oft recht überraschende Erfolge aufzuweisen haben. Sie selbst begründen das damit, daß die ihnen angeborene überlegene Intelligenz eben auch auf diesem ihnen ferneliegenden Gebiet sich strafend offenbart, während die Frauen in dem größeren Entgegenkommen der Verkäuferinnen männlichen Kunden gegenüber den Schlüssel des Geheimnisses suchen. Welche Annahme die richtige ist? Darauf müssen die Herrn „Häselguder“ die Antwort selber wissen.

\* **Kriegssammler.** Das ist nun zwar kein sehr schönes und ein nicht einmal richtig gebildetes Wort, es hat sich jedoch eingebürgert, und was damit ausgedrückt sein will, ist verständlich; es sei also hingenommen Dingenommen, wie die Sache selbst, so lange sie sich innerhalb erträglicher Grenzen bewegt. Wo aber sind diese zu suchen? Wo läßt sich schwere Vernünftigkeit von methodischem Wahnsinn abgrenzen, als hier? Sammeln ist Leidenschaft und Leidenschaft schließt Vernunft mehr oder weniger aus. Jeder Mensch hat zu irgendeiner Zeit seines Lebens irgend etwas gesammelt; nur wenige gibt es dennoch, die man als „Sammler“ ansprechen kann. Federn, Kellamemorien, Marmelsteine, Marken (das hat zumindest noch einen Wert) hat man als Kind aufgehäuft; oft sinnlos, nur um des Besitzes, nicht um der Freude am Besitze willen. Und das ist das Wesentliche. Wo sie fehlt, hat das Sammeln keinen ideellen Wert; mag der materielle auch noch so groß sein. Der Begriff dieser Freude läßt sich schwer definieren; er ist ebenso wandelbar wie die Ausdrucksform, die sie bei den „vier Temperamenten“ annimmt. Aber immer muß sie, oder sollte sie zumindest, da sein. Es gibt kaum etwas, das nicht gesammelt wird. Das Wort barg nie mehr Wahrheit in sich, als zu einer Zeit, die im „Hamstern“ der täglichen Bedarfs- und Gebrauchsgegenstände einen Höhepunkt der Sammeltätigkeit erreicht sieht. Das Kriegssammeln, von dem die Rede ist, liegt allerdings außerhalb dieses Gebietes: Andenken an den Weltkrieg in allerlei Gestalten sind die Unterlage, auf der es sich aufbaut. Bücher, Bilder, Plakate, Briefmarken, Abzeichen, Not- und Lagergeld und was der Dinge noch mehr sind, die später einmal persönlichen oder Marktwert haben werden, kommen hier in Betracht. Es gibt heute schon Privatsammlungen, die ein kleines Museum bilden, und am leichtesten kommen naturgemäß jene Sammler weiter, die, von ihrer Leidenschaft auf den rechten Weg geleitet, schon vor zwei Jahren begonnen haben, sich zu „spezialisieren“. Wie weit das „Kriegssammeln“ um sich gegriffen hat, möge daraus ersehen werden, daß in Wien die Bildung einer Vereinigung der Kriegssammler angestrebt wird, und daß der demnächst zu gründende Verein bereits eine eigene Zeitschrift vorfindet, die in Kitzendorf erscheint und „Kriegssammler-Zeitung“ heißt.

## Im Stammeis.



Es war den Tischgenossen aufgefallen, daß Oberberger, der sonst so Redegewandte, heute etwas wortfarrig war. Das war um so verwunderlicher, als es nicht gerade den Eindruck machte, als wäre er schlecht aufgelegt, im Gegenteil, er machte ein recht vergnügtes Gesicht und trank sein Bier mit sichtlichem Behagen. Was war es also, was ihn zu rätselhaftem Stillschweigen bewog? Schwasser war es, der der Sache schließlich auf den Grund kommen wollte und sich bei dem „Senior“ teilnehmend erkundigte.

„Was is denn mit Dir heut?“ fragte er, redst nix und deutst nix, sitzt da als wia a Haubenstock, und wann ma Di was fragt, bist z'kommod, ja oder na z' sag'n, sondern schüttelst nur 'n Kopf oder nickst mit eahm. Is dös a G'hörtsi von an Menschen, der die hohe Stell' von an Stammtischoberhaupt dakommen hat und bei uns da herunt' im Beisl das nämliche bedeut' als wia . . .“

„A Präsident in Amerika drenten,“ ließ sich jetzt Oberberger vernehmen. Der Wann war gebrochen — er sprach wieder und Stiehler konnte nicht umhin, dieses erfreuliche Ereignis mit den Worten zu begrüßen: „D' Red' verschlag'n hat 's eahm net — soll ma sag'n, Gott sei Lob und Dank oder — was anders?“

Oberberger, der, wie gesagt, guter Laune war, überhörte absichtlich die Bemerkung und sagte: „Wann 's ma d' Red' verschlag'n hätt, wär' dös ka Wunder, wo i ma beinah' d' Zungen ausg'legelt hab'!“

„Die Zungen ausg'legelt?“ fragte Spannagl besorgt. „Ja jetzt'n, wia denn? Wie so denn?“

An dem Namen von dem amerikanischen Präsidenten, der aber, scheint mir, nur an anzigen Tag und nur in saner Einbildung Präsident g'west is. Denn jetzt'n, hüt' i, is 's erst der Wilson, und die ganze Plag' war für d' Kas',“ erwiderte Oberberger. „Seit aner halben Wochen geb' i mir alle Müß, den vertrackten Nam' ordentli' ausg'sprechen, weil i sag', dös g'hört zur Biltung. Bei die Amerikaner kennt ma si net aus — narrisch san s' alle mitanander. Heut' hast 's: Der Dingsda, der Huzli Puzli is g'wählt, morgen hast 's wieder: Net wahr is! und übermorgen derfahrt ma wieder: Na, es is do der andere, der, von dem ma si 'n Nam' net dermirken lann.“

„Dös kommt ma so vor wie damals, wia der Nordpol entdeckt is word'n,“ meinte Stiehler. „Cool oder Peary? hat 's damals g'hazen, so wie 's heut' hast: Hughes oder Wilson? Dös war bazumal a Streiten, und schließlich und endli is auferkommen: Der Cool is nia net drobnert g'weist am Nordpol, aber von sein Kollegen, vom Peary, waz ma 's a net ganz g'wis. Dös war a G'spaß, wann ma ein's schön' Tag's hüt: faner von die zwa is Präsident, net der Hughes und net der Wilson.“

„Ob 's der is, oder jener, is g'hüpft wie g'sprungen,“ sagte Oberberger, „dös is mei' Meinung über di Saag.“

„Der ma natürlicherweiß' net widersprechen derf,“ meinte Stiehler scharf, „denn wann der Herr Oberberger in eigener Person was sagt, nachher muuß a so sein. Andere Leut' zerbrechen si über dös und jen's die Köp', der Herr Oberberger hat die Weisheit mit 'n Suppenlöffel

'geffen und was, all's besser. 's Besch is mir, daß Dein ganze G'scheitheit da herunt' im Beisl verpufft, statt daß die Allgemeinheit a an Profit davon hätt. So viel' Sachen gebet's heutzutag', zu denen ma so a Kreuzköpferl als wie Di brauchen könnt' wia an Bissen Brot, aber d' hoch'n Behörden san rein mit Blindheit g'schlag'n, sonst hätt' ane oder die andere schon amal auf Di aufmerksam werd'n müassen. Ministerposten war'n jetzt'n glei auf an Sitz a ganzer Schippel frei, aber ka anziger is mit Dir besetzt word'n! Warum, wann i frag'n derf? „Der richtige Mann an richtigen Platz“, dös is a Sprücherl, das ma heutzutag' alle Augenblick' hör'n lann; aber mir scheint, ma b'folgt die Regel net so wia s' g'hör'n tat, sonst könnten s' net am Allerwichtigsten vergessen. Oberberger, alter Freund, Spezi und Sausbruder, rühr' Di do a wengerl A Mann mit Deine Talente! Der Krieg gegen 's Anstöll'n ist jetzt'n beispielesweiß' offen erklärt word'n — was is' s? Mücht'si net 'n Oberbefehl' übernehmen?“

„Da kommet i a bisserl z'spat,“ erwiderte Oberberger, „denn dös, was Du manst, hat die Kommune scho b'sorgt. Von der Mehrlayonierung is heut' der erste Tag g'weisen, werd'n ma' seh'n, wia 's weiter wird. D' B'stimmungen darüber san a bisserl kompliziert ausg'fall'n und es hat hübsch a Weil' dauert, bis i alle die Paragraphen lapiert und mi mit die gelben und blauen Karten auskennt hab'; a paar Tag' hab' i dran herumtiefelt, denn z'erst hat ma' dös und jen's net eingeh' woll'n. Jetzt'n bin i endli' so weit und wann d' Meinige jetzt'n a Mehl a no' hambringt, nacher bin i z'frieden und sag' ka' Wurt auch über'n Burgamasta.“

„Dös tuast eh net,“ bemerkte Stiehler, „eh konträhr, im Gegenteil, lob'n tuast eahm über 'n grim' Klee. Herentgegen. werd' i so lang über eahm losz'ag'n, als er si net der armen Jungg'sellen a bisserl annimmt. Steht 's net in der neichen Kundmachung wieder großmächt' drinn: „Junggesellen erhalten keine Mehlbezugskarten.“ Ganz kurz und g'schnappich, als ob die löbliche Kommune sag'n wollt: Ihr kümmer'ts mi nix, ihr kommt's erst ganz auf d' legt dran! Ja zum Teufel Donnerwetter, is denn unjerans scho der reine Niemand auf der Welt? S' brotlose Wirtshaus — i hob allerweil' g'mant, irgend a hoche Herr wird si unfer derbarmen und die Verurteilung wieder abschaffen, die für uns Jungg'sellen an ewig trachenden Mag'n zur Folg' hat. Aber bis jetzt'n sieh' und hör' i nix davon.“

„Gegen 's Ledigsein gib'ts nur a anzig's Mittel,“ meinte Schwasser, „und dös hast: Heiraten. Dös is das Höchste auf der Welt und wie guat als 's so a verheirat'ter Mensch in der Kriegszeit hat, davon machst Dir gar ka' Vorstellung. In der Früh hast's aufstehen und „Anstöll'n“, d' Frau Gemahlin um Erdäpfel, der Herr Gemahl um Eier oder umkehrt. Wann die Pläne a paar Schucherln braucht, hast 's so tief in d' Taschen einagreifen, daß D' Det' Brazen fast nimmermehr auffabringst; wann d' Frau Gemahlin a Winterkostüm hab'n will, kannst glei' stantepede Konkurs ansag'n. Und wannst am Abend nachher im Beisel sitzt und Deine Sorg'n mit an Krügel Bier abischwabst, nachher . . . na, schau' D' nur um, was nachher is!“

Er wies mit diesen Worten auf Oberberger, der, nachdem er sich von der vorgeückten Stunde überzeugt hatte, eilig aufgestanden war und den Ober herbeiwinkte. Um die spöttischen Blicke der anderen kümmerte er sich ebensowenig wie um ihr vergnügtes Schmunzeln, vielmehr wünschte er ihnen in aller Eile eine gute Nacht, beglich seine Beche und ging.

Thomas Berger.



## Die Laster wurden zu Tugenden.

Es wäre eine nützliche Sache, einmal die alten Fabeln gegen die Sozialdemokratie auszugraben; man würde nämlich mit Erstaunen wahrnehmen, daß das, was man einstmals der Sozialdemokratie als Laster nachgesagt hat, nun als die höchste Tugend gerühmt wird, deren die bürgerliche Welt überhaupt fähig ist. Zum Beispiel hat man — es ist ein bißchen lange her — dem Sozialismus nachgesagt, daß er aus der Welt einen „Kaninchenstall“ machen würde. Mit der annuitigen Bezeichnung meinte man die Zucht- und Sorglosigkeit des Proletariats zu treffen, das, unbekümmert um die ökonomischen Bedingungen, „Kinder in die Welt setze“ und sich der vernunftgemäßen Erwägung, wie dieses Uebermaß von Menschen ernährt werden solle, ob für sie Nahrung, Kleidung und Obdach überhaupt vorhanden sei, entbunden fühle. Ganz übereinstimmend mit dieser Auffassung sah die bürgerliche Gesellschaft, die ja auch in diesem Punkte „wirtschaftlich“ zu denken frühzeitig gelernt hatte, auf das Menschengewimmel in der Tiefe verächtlich herab und die Armen, die sich den „Lugus“ von Kindern gestatteten, waren ihnen nur Beweise der Unreife und Unkultur der „niederen Volksklassen“. Und siehe da, die Volksvermehrung ist nun die brennende Sorge der bürgerlichen Welt geworden, und das, worüber sie einstmals die Nase rümpfte, gilt heute als eminenten Vorzug, als höchste gesellschaftliche und staatsbürgerliche Tugend! Womit sie vor dem Sozialismus graulen machen wollten, wird heute von denen, die von der Zweckmäßigkeit der bürgerlich-kapitalistischen Ordnung am überzeugtesten sind, als ernste und wichtigste Pflicht gepredigt! So erheben sich vermeintliche Laster zum Range von Tugenden.

Im Deutschen Reich bereitet man die Einführung einer Zivildienstpflicht vor. Beiläufig bemerkt scheinen wir in Oesterreich hier mit einer „Idee“ voraus zu sein: in unserer Kriegsdienstleistung war die Zivildienstpflicht schon vor dem Kriege vollendet. In den Berliner Blättern wird der Grundgedanke der neuen Pflicht warm begrüßt. „In dieser schweren Zeit“, sagt ein Blatt, „ist es die Pflicht eines jeden, der auf irgend einem Gebiet etwas zu leisten vermag, fürs Vaterland zu arbeiten. Und es wäre deshalb vom Standpunkt der Allgemeinheit aus durchaus zu bewillkommen, wenn im vaterländischen Interesse die noch nicht oder nicht mehr wehrfähigen Männer zu einem Hilfsdienst aufgeboten würden, insoweit sie sich nicht heute bereits im Staatsdienst oder in solchen Gewerben betätigen, die mittelbar oder unmittelbar für die Verteidigung des Vaterlandes von Wichtigkeit sind.“ Was man plane, ist dieses: „Alle Arbeitskräfte sollen aus dem Volke herausgeholt werden, zunächst durch freiwillige Melduna: aber wenn

dies nicht ausreicht, so werde man um die Einführung einer Arbeitspflicht nicht herumkommen.“ Kurz gesagt, in Deutschland soll der allgemeine Arbeitszwang eingeführt werden. Selbstverständlich ist es der Krieg, diese Zuchttrute der Menschheit, der mit dem Arbeitszwang die bürgerlich-kapitalistische Welt in Zucht nimmt — denn für die Menschen, die nicht das Glück des arbeitslosen Einkommens haben, die nur von ihrer Arbeit leben und, wenn sie nicht arbeiteten, nicht leben könnten, braucht es keines Arbeitszwanges. Aber ist eine zweckmäßige, gesunde und gerechte Ordnung der Gesellschaft nicht auch ein Ziel, „aufs innigste zu wünschen“, und wäre es überhaupt nicht nützlich, wenn es auch vor der Arbeit keine D r ü c k e b e r g e r g ä b e? Wohl mußte erst der Krieg kommen, um der auf dem Grundsatz der Ausbeutung aufgebauten Welt die Erkenntnis von der sittlichen Pflicht zur Arbeit zu vermitteln; aber wenn die Arbeit für das Vaterland als sittliche Verpflichtung anerkannt wird: ist sie dann nicht immer und jederzeit eine sittliche Pflicht? Und sind dann nicht alle Einrichtungen und Tatsachen, die dem Zwange, arbeiten zu müssen, entgegenstehen und entgegenwirken — eben die Möglichkeit, ohne Arbeit leben zu

können, von fremder Arbeit und durch fremde Arbeit gut leben zu können — unsittlich und gesellschaftsfeindlich? Mit anderen Worten: ist die kapitalistische Ordnung, die durch das Privateigentum an den Produktionsmitteln die Ausbeutung verewigt, ist sie, von deren Rührern die Welt voll war, nicht unsittlich, nicht ungerecht, gegen die naturgemäße Ordnung, in der allein die Arbeit die Erhalterin des Lebens ist, im Widerspruch? Wie haben sie den Sozialismus verhöhnt, der aus der Welt ein „Zuchthaus“ machen wollte, indem er von jedem den Anteil an der Arbeit, den das Individuum zu leisten fähig sei, als sittliche Pflicht forderte, der sich der Ungeheuerlichkeit des Zwanges zur Arbeit vermesse! Und ist die geplante „Zivildienstpflicht“ etwas anderes als die Abschwächung und Aufhebung dessen, was sich ansonsten aus der kapitalistischen Ordnung als selbstverständlich ergibt: daß diejenigen, die von der Ausbeutung der Arbeit der anderen leben können, nicht arbeiten müssen und nicht arbeiten! Und was wirklich als so selbstverständlich, als so natürlich, als so gerecht ausgegeben und betrachtet wurde, daß die Auflehnung dagegen — der Sozialismus! — als die Auflehnung gegen das höchste Gut der Menschheit geächtet ward! Die Gesellschaft, die einmal den Arbeitszwang anerkennt, wird den Sozialismus nimmer abweisen können.

Wer gegen den Sozialismus geredet, hat nicht verabsäumt, zu versichern, daß er der Tod der Persönlichkeit sei. Ihm soll doch vorschweben, alle gleich zu machen, alles auf ein Durchschnittsniveau hinabzuziehen, alles Hohe und Aufragende zu nivellieren, das Ausprägen der Individualität zu hindern, kurz aus der Menschheit, die jetzt so herrlich geartet sei, eine „Herde“ zu machen. Und siehe da, die Organisation alles Materielle ist jetzt das allgemeine Heilmittel! Nun beginnt man zu erkennen, daß gerade durch die Organisation der leiblichen Bedürfnisse die Persönlichkeit befreit wird, daß, von der Erdschwere des Grob sinnlichen erlöst, sie sich erst entfalten, erst ins wirklich Eigentliche und Eigengestaltete erheben kann. Während der Hunger sonst eine ganz persönliche Angelegenheit ist, macht der Krieg die Volksernährung zur allgemeinen Sorge: darum, weil er das Reservoir der Volkskraft nicht entbehren kann, es also so unversehrt als möglich erhalten muß. Und auf einmal wird die Lüge entlarvt, daß der Bestand und die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft davon abhängig wäre, daß die einen allzu reichlich essen, die anderen allzu stark hungern; auf welchen Gegensatz man den Gegensatz zwischen reich und arm, so Vielfältiges er auch unbegreift, schließlich zurückführen kann. Man erkennt, daß die Behauptung, die materielle Ungleichheit wäre eine Bedingung der Erhaltung der menschlichen Zivilisation und Kultur, auf welche Behauptung sich die Gegnerschaft gegen den Sozialismus in Wesen beruft, daß die Behauptung von der Herrlichkeit und Gespriechlichkeit der kapitalistischen Ordnung eine Fabel ist, eine Lüge, zum Nutzen der Nutznießer dieses grauenhaften Unrechtes erdacht und vorgetragen! Alle Schleier fallen von der kapitalistischen Ordnung und

die Notwendigkeit der sozialistischen tritt strahlend hervor.

Nur müßten noch die Enterbten dieser Welt die Lehren verstehen, die der Krieg ihnen beut, und den unheugamen Entschluß fassen, sie den Widerstrebenden als ehernen Zwang der Entwicklung selbst aufzuerlegen. Sie sind die unermesslich Vielen; soll die Menschheit ewig nach dem Bedürfnis der Wenigen geordnet und verwaltet werden?

### Das Unerfreuliche und das Erfreuliche.

Sagen wir es rund heraus! Gerade die hebre Epoche, die wir jetzt durchleben, soll uns zur Aufrichtigkeit und zur Selbsterkenntnis anspornen. Soll uns mahnen, unseren Feinden zum Troste aus eigenem Antriebe auf Erschelnungen und Dinge zu verweisen, die als störend oder übel bemerkt werden müssen. Wir sind zum Glück so stark, so entschlossen, so zuverlässig, daß wir einen Fehler eingesehen, einen Mißstand aufdecken dürfen. Dann werden die Brüder im Lager unserer Gegner einsehen, daß ihre Verleumdungen, ihre falschen Meldungen, ihre Lügennachrichten nicht nur gemein, sondern auch töricht sind. Gilt es in der Tat etwas zu behauern, zu bereuen, zu verbessern — wir besorgen es schon allezeit recht gründlich. Und für ihre sinnlosen Liebertreibungen, für ihre plumphen Entstellungen ist kein Platz mehr!

Unerfreuliches nimmt man seit einiger Zeit in unserer alten Donaufstadt wahr, an der wir mit solch fanatischer Liebe hängen, einer Liebe, wie sie beinahe blind macht, rafft man sich nicht doch noch auf, sein Auge scharf und ungetrübt zu erhalten. Unerfreuliches! Nicht mehr. Und es mag genügen, wenn diejenigen, die es angeht und in deren Macht es liegt, abzuhelfen, sich zu dieser Erkenntnis, zu diesem Urteile durchringen. Bewundernswert ist die Haltung unserer Wiener im Kriege, unfähig sind die Opfer, die sie willig im Dienste des gemeinamen vaterländischen Zieles erbringen, heroisch ihre Leistungen im Felde. Der rielendhafte Völkertamp bereichert Wiens Ruhmesgeschichte um neue goldene Ehrenblätter, und eine glänzende Krassprobe hat die alte Kaiser-

stadt in den Stürmen des Welteneingewitters abgelegt. Pflicht aller, die in solchen Tagen, in solchen Stadt, bei solcher Bevölkerung als verantwortliche Organe wirken, ist es da, ihr bestes Können einzuwerfen, zu beraten, zu prüfen, zu wägen, ehe sie entscheiden. Der Verfügungen ist wohl wirklich schon eine hinreichende Menge auf uns niedergedrasselt, wir sind nun nicht begierig, auch noch sogenannt Maßnahmen kennen zu lernen, die unserem Empfinden widerstreben. Damit sind keineswegs nur behördliche Akte gemeint, sondern mehr noch Vorkommnisse in privaten Instituten, im privaten Leben.

Bernehmen wir doch just die Kunde, daß man einen der tüchtigsten Wiener Theaterdirektoren ziehen läßt, für dessen großzügige Pläne, modernes Streben und organisatorisches Talent also bei uns gerade kein Feld sein soll, daß seinem Nachfolger aber die Zeitung derselben Bühne verlag werden würde, weil seine Geldgeber nicht einer bestimmten Konfession angehören. Man fragt sich, ob denn in einer Aera, in der sich die allgemeine Säuerung vollzieht, in der wir alle Bürgerleben halten, denen ein Verteidigungskrieg ohne gleichen aufgezwungen ist, wir uns also naturgemäß einander nähern, enge Zusammenhänge zu einem unlöslichen Ganzen, geeint in Mut, Ausdauer und Willen, Gebräuche des finsternen Mittelalters wieder zur Geltung gelangen dürfen? Ob noch immer jene beschämende, entwürdigende Praxis herrscht, die Menschen nach ihrem Glaubensbekenntnisse, nach ihrer Abstammung und nicht nach ihrem Charakter, ihren Fähigkeiten, ihrem Tun zu werten? Würden hat uns der große Krieg ungewandelt, jeder füllt nach bestem Wissen und Gewissen den Platz aus, der ihm zugewiesen ist, opfert mit Freuden sein Kostbares zum Schutze zur Ehre der Heimat. Und in solche Stimmung, in solche Sinnesart, in solche Taten trägt man ohne Zögern, Kumpellos den Mißton des Parteistandpunktes, die Gefahr des Massenhasses? Nicht um den Einzelnen handelt es sich, dessen Begleitumstände, dessen Urfachen selbst uns fremd sind. Auch nicht darum, etwas wirklich Gefährliches zu brandmarken. Sondern eben dies muß mit volstem Nachdruck zurückgewiesen werden, daß auch nur derartige Gerüchte entstehen könnten, daß die Presse ihnen Raum gönnte,

ohne sogleich in gebührender Form dazu Stellung zu nehmen. Bevor eine Information dieses Inhaltes veröffentlicht werden dürfte, stieß es, ihr genauest auf den Grund zu kommen. War sie richtig, dann erschien es unvermeidlich, daß sich ein Sturm der Entrüstung erhebe, ein einziger Schrei der Empörung gegen diesen Frevel am wahren Bürgerfrieden, gegen diese vermessene Verleumdung Hunderttausender und Hunderttausender, die nichts anderes sind, nichts anderes sein wollen in unserer blutigen, schweren Zeit, als treue Diener ihres abgöttisch geliebten Vaterlandes, gegen jene, die der kühle Raufen dect, die des Feindes Fugeln hingenährt, Christen, Juden, Muselmanen. . . War die Meldung aber falsch, dann ist es ein Verbrechen gewesen, sie abzudrucken, sie zu verbreiten und damit Zwietracht, Gehässigkeit und Rachsucht zu säen. Ein paar Zeilen zahlloser furchtbares Unheil an, pflanzten in die Herzen zahlloser opferfreudiger, begeistertster Patrioten den Stachel des Zweifels und der — Verzweiflung. Deshalb laute füberhört die Parole: Schmach den Verüchtern! Aber auch denjenigen, die nicht mit den Kriegsschaulaplären, nicht mit den Friedenskombinationen, diesen schädlichen Produkten der Tagesphantasie, in Verbindung zu bringen sind. Gerade die lokalen Angelegenheiten, die wir unmittelbar schauen und erleben, erheischen höchste Vorsicht — nicht zuletzt in jenem Stadium, in dem sie bereits in die Presse Eingang finden.

Scheint es doch auch beinahe, als sollte jener hirnverbrannte Uhus wieder aufleben — nur womöglich noch verallgemeinert und zu polizeilicher Stempelung erforen — dessen man sich aus den Friedenssommerzeiten des „Gänsehäufel“ erinnert. So wie es damals effies Gebot war, daß kein „Einschüchterer“ ins Familienbad dürfe, eine Vorschrift, die den neuen Typus der „Gänsehäufelgattinnen“ schuf — Auswahl beim Tegetthoffdenkmal — so verjuchte man jetzt, ähnliche „Verfassungen“ für die Kaffeehäuser auszuarbeiten. Ueber den bewußten Gegenstand ist viel geredet und geschrieben worden — was zeigt, daß uns doch noch jener kritische, gerechte Geist eigen ist, den wir bei der ermähnten Theateraffäre leider vermißten — hoffentlich wird es auch helfen. Wenn der gewaltigste Brand, der den Erdball entflammt, nur diese Wirkung auf die Wiener-Moral ausübt, daß die Frauen,

## Verkehrte Welt.

### Die Gebenden und die Nehmenden.

Mit niemand auf der ganzen Welt ist man gegenwärtig bekanntlich so höflich, wie mit Milchfrauen und Greislern, mit Marktrenten und Gemischtwarenhändlern. Die glücklichen Tage, in denen man die einstmalig köstlich vertrauten Rufe hörte: „Was schaffen S' denn, gnä' Frau?“ . . . „Nehmen S' was mit, gnä' Fräul'n“ . . . wie weit scheinen sie in der Vergangenheit zurückgeschoben! „Fahr' ma, Euer Gnad'n“ . . . „A paar heiße“ . . . all dieser Wohlklang ist verstummt. Und man kann sich schon beinahe nicht mehr vorstellen, daß man als Käufer wieder einmal der Gebende sein wird.

Denn als Gebender fühlt sich augenblicklich nur, wer Waren besitzt. Derjenige, der nur Geld in der Tasche hat, kommt sich oft tatsächlich wie ein armer Teufel vor. Viel zu reden hat er keinesfalls. Wäre es nicht traurig, so würde es beinahe komisch zu beobachten sein, mit wie gewalttätig lächelnden Mienen und did unterstrichener Liebenswürdigkeit jene Leute, die man einstmal „Kunden“ nannte, den Laden betreten: „Möchten Sie nicht so freundlich sein, mir zu sagen, wann wieder Erdäpfel kommen?“ . . . „Sind S' so lieb, Frau Nowotny oder Nowak, oder Gruber, oder Huber und verraten S' mir, wann Sie Fett krieg'n“ . . . Dabei läßt man alle Register der Zuborkommenheit spielen und wenn man der vielgewaltigen Händlerin irgendeinen Gefallen erweisen kann, sei es für ihren Buben oder für ihre Gesundheit, für ihre Toilette oder für ihre soziale Stellung, so tut man das selbstverständlich mit größter Beflissenheit. Frau Nowotny oder Nowak kann dann mitunter auch sehr gütig sein und wenn man besonders in der Gunst steht, so begibt es sich, daß man einmal verstohlenerweise ein Kilogramm Kartoffeln oder ein „Achterl Butter“ aufgehoben erhält.

Das nimmt man mit Dankbarkeit in Empfang. Preis — man wagt schon kaum mehr zu fragen. An den Waren etwas auszufragen, das traut man sich beileibe nicht. Einmal hat man es nämlich gewagt, gutmütig zu äußern, die Milch sei gestern gerommen gewesen, da hat die Milchfrau wortlos die Kanne genommen und dann erklärt: „Wenn's Ihnen nicht recht is, dann kriegen S' überhaupt keine Milch mehr!“

Damals war man eben noch naiv und hat es noch nicht vollaus begriffen, daß die Kaufenden die Bittenden sind. Gewiß, es gibt noch glücklicherweise manch einen Gewerbetreibenden und verschiedene Geschäftleute, bei denen der angestammte freundliche, gefällige Wiener Geschäftston, trotz aller Nervosität der Zeit unverändert derselbe geblieben ist. Im allgemeinen jedoch hat sich das Verhältnis von Käufer und Verkäufer ins schärfste Gegenteil verwandelt. Ruft man einen Einspänner auf der Gasse an, so verharrt er, ohne sich zu rühren, auf seinem hohen Sitz. Allein es kann auch geschehen, daß er sich im wahrsten Sinne des Wortes „von oben herab“ dem Dreisten, der da fahren möchte, zuwendet und jocular meint: „Was, Jhna net einfallt . . .!“

Die Reihen der Angestellten vor den Mehl- und Kaffeegeschäften oder vor der Molkerei veranschaulichen das umgekehrte Verhältnis des Feilbietenden und des Erwerbenden deutlich genug. Das stundenlange, unsäglich mühevolle und erbarungslos zeitraubende Warten kennzeichnet den Grad der Demut, der den Käufer gegenwärtig charakterisiert. Wer ungeduldig wird oder Temperament äußert, der hat auf alle Fälle verlan. Der Weisheit letzter Schluß bleibt unter allen Umständen noch am ehesten die Liebenswürdigkeit. Ein Aergertlicher im Geschäft ist genau wie ein Aergertlicher auf der Plattform des Straßenbahnwagens — er bleibt im Unrecht. Erst jüngst bemerkte ein großer Greisler in der Innern Stadt mit Ueberlegenheit: „Am geschicktesten is, ich h a l t mir nur zehn Kunden. Da brauch' ich mich wenigstens nicht giften“ . . . Ein anderer meinte, sich beschaulich in seinem Hoheitsbewußtsein sonnend: „Jetzt sind wir die Ruz-die-Hand-Herrschasten.“ . . .

Man begreift selbstverständlich auch den Standpunkt der Geschäftsleute im weitgehendsten Maße. Sie haben es jetzt selbst schwer mit der Warenbeschaffung, gleichgültig, ob es um Stoffe oder Kondensmilch, um Schuhe oder Bauchsilz geht. Es sind ja nicht nur die Lebensmittelhändler, sondern auch die Tischler und Schlosser, die Mechaniker und Installateure, die Maler und Anstreicher schwer zu haben. Wenig Rohmaterial, wenig Arbeitskräfte — überall daselbe Lied. Wie hart sie alle es aber auch haben mögen, am ärgsten ist doch unstreitig der Käufer dran, er, der nichts, gar nichts besitzt als Geld, von jenen, die das auch nicht haben, gar nicht zu reden. Nicht einmal mehr der Kasaniensbrater ruft sein verbendes: „Heiße Maroni!“ Früher hat der Verkäufer gewartet bis die Kunden kommen und jetzt warten die sogenannten Kunden, warten und warten . . . Wie lange noch? . . .

H. T.

**\* Kriegsjause.** Der Herbst mit seiner frühen Dämmerung ist immer die Zeit gewesen, da die gemütlichen Jausen begannen. In den letzten Jahren hatten sie zwar mehr und mehr die Form von „Tees“ angenommen, aber in einfacheren Bürgerhäusern wußten sie sich trotz aller Modernisierungsbestrebungen zu erhalten. Frau A. und Frau B. zu einem „Schalerl Kaffee“ und daß es dabei nicht blieb, dazu traf sie mit hausfraulicher Umsicht alle Anstalten. Zum Kaffee gab es vielmehr einen Gugelhupf oder ein Milchbrot, mürbe Rispfela, Butter und sonst noch mancherlei, denn man wollte sich nicht spotten lassen. Zum Tee aber wurden belegte Brötchen gereicht und aus der Reichhaltigkeit des „Beleges“ zogen die Besucher mehr oder minder gewagte Schlüsse auf den Wohlstand der Familie. Du lieber Himmel, was ist aus den Jausen und „Tees“ geworden? Ein „Schalerl Kaffee“ konnte man früher selbst im schlichsten Bürgerhaus seinem Besucher geben und auf ein Stückel Milchbrot mehr oder weniger kam es wahrhaftig auch nicht an; heute ist nicht einmal der Reiche imstande, sich den Luxus solch einer bescheidenen Jause zu gönnen. Denn wo soll er — von Hamstern, die sich „alles“ verschaffen können, abgesehen — die Milch hernehmen? Wo den Kaffee? Den Zucker? Vom Milchbrot gar nicht zu reden . . . Die „Tees“ aber, bei denen der Tee in Friedenszeiten, dem Wort zum Trotz, nur eine untergeordnete Rolle spielte, machen jetzt ihren Namen Ehre: Es gibt in erster Linie Tee, das bunte Vielerlei aber, das sich früher einmal um ihn herumzuranken pflegte, sucht man vergebens. Belegte Brötchen — wie soll man sie ohne Brot und Butter herstellen? Höchstens daß man dem Gast ein paar Bäckereien

anbieten kann, und selbst diese werden zusehends schlechter, kleiner und kostspieliger. Freilich, wie jedes Ding auf der Welt, so hat auch diese Angelegenheit ihre guten Seiten. Wenn es nämlich der Hausfrau wirklich einmal gelingt, trotz des Krieges eine Art „Friedensjause“ zusammenzustellen, dann ist der Eindruck auf die Gäste ein überwältigender. Während diese früher die feinsten und teuersten „Sandwiches“ gedankenlos und mit der Gleichgültigkeit übersättigter Genießer verzehrten, sind sie jetzt für derlei Genüsse ungemein empfänglich. Ein „echter Milchkaffee“ weckt helles Entzücken im Kreise der Besucher und ein „richtiggehendes Achtel Teebutter“ vermag den Ruf der Hausfrau als mustergültige Wirtin stärker zu begründen als vor Zeiten ein Festmahl mit sieben Gängen. Das ist eben auch eine von den guten Wirkungen des Krieges: daß gar mancher Bewohnter genügsam und bescheiden geworden ist und daß ihm, der es im Frieden unter Summer und Gansleberpastete nicht gab, die einfachsten Dinge eine wahre Herzensfreude bereiten können: ein Butterbrot und ein „Schalerl Kaffee“.

Nachdruck verboten.

### Der gefräßige Poldl.

Unter diesen Namen kannte man ihn bei der ganzen Compagnie; sein gut bürgerlicher Name jedoch, war Leopold Wirtsmayer. Er stammte aus den weingesegneten Gefilden am Rhey herum und ein dort ansässiger, alter Schuster hatte ihn in die Geheimnisse seiner Kunst eingeweiht. Poldl war ein tüchtiger Geselle geworden, da brach der Krieg aus. Nun verlauschte Poldl die angetrocknete, nach Leder und angebrannter Milch duftende Schusterwerkstätte mit dem Zugszimmer einer Kaserne. Poldl wurde auch ein guter Soldat. Neßl bei hatte er einen Magen wie der Vogel Strauß, er konnte nämlich nicht nur die unglücklichsten Waugen, Epwarren, sondern auch das Anrecht dieser Gattung verpeien. Und diese Tugend trug ihm die eingangs erwähnte Bezeichnung ein. Mit seiner Menge aß er, hatte Poldl nur schwer das Auslangen gefunden. Es gab aber noch andere Leute im Breg, welche außerhalb der Kaserne ihren Mittagstisch hatten und diese überließen dem Poldl ihre „Menschen“. Als Gegenleistung hielt der die Gewehre und das Schuhzeug der Zpender in Ordnung.

Solange Poldl in der Kaserne lebte, litt er keine Not. Auf seiner Brotstelle sah es aus, wie in einem Lebensmittelmagazin. Hinter dem schwarzen Holzstoffer stonden stets drei oder vier volle Eßgeschalen, ein ungläubliche Menge Brotreste und verschiedene andere Sachen. Und alles ab der Poldl auf. Er ließ nichts verderben und er konnte zu jeder Zeit essen. Dielt der Herr Kadett Schule, so stand der Poldl sinter einem Mauerpfeiler, hörte aufmerksam zu und ab dazu eine Schale voll kalter Bohnen. Wurde der Poldl um zwei Uhr morgens wach, so langte er sich von der Stelle herab, was gerade zur Hand war, labte sich gründlich und schlief danach wieder ruhig weiter.

„Poldl, auf Dich bin i neugierig, was Du im Feld tun wirst, wann dö Ruchl ausbleibt,“ sagte öfter der Feldwebel

„Werd'n ma schon mach'n, Herr Felt'ol, daß ma immer was d' beiß'n werd'n hab'n. Da hab' i schon so meine eigenen Gedank'n drüber. Nur kan Hunger nöt. Mir is schlechter, als wie ein guter Hunger, der nöt g'stillt werd'n kann.“

Und die Zeit kam, da stand der Poldl draussen dem Feinde gegenüber, hörte die Kugeln pfeifen und das Geschmettern der Schrapnelle, vernahm das schwer zu beschreibende Säusen der Granaten, und sah all die Schreden einer Schlacht. Quert hatte ihn wohl ein ganz eigentümliches Gefühl be-schlichen, allmählich aber gewöhnte er sich an das Schreckliche und die wieder gewonnene Ruhe ver-scheuchte die anfängliche Aufregtheit.

„Wia Gott will,“ sagte der Poldl und machte getreulich alles mit. Auf das Essen aber vergah er selbst im Kugeltregen nicht. „Der kann jetzt ess'n!“ sagte einmal ein Kamerad, als der Poldl in der Schützenlinie lag, mit dem Schießen auslekte, dafür einen mächtigen Keil Brot in die Arbeit nahm, und jeden Bissen mit einer Schmitte Speck würzte.

„Na, hungerleiden werd' i,“ gab der Poldl geflassen zurück. „Wann i schon den Weg in d' Ewigkeit anreiten soll, so soll dös wenigstens nöt mit an leer'n Magen g'scheh'n.“

Poldl ging aus allen Gefechten heil hervor und packte sich dem rauhen Kriegsleben ganz gut an. Es gab keinen ruhigeren und gleichmütigeren Soldaten wie er einer war. „Nur immer g'mütsli bleib'n und schau'n, daß ma was im Brottsack hat.“ Das waren die Grundzüge, nach denen Poldl handelte. Es gab Zeiten, da war an allen guten Dingen Ueberfluß. Von den erschlohenen Bewohnern zurückgelassenes Vieh trieb sich in den zerstörten Dörfern herum, und manche Gans sing der Poldl und verwandelte sie in einem duftenden Braten. Er war „Fug“ bei seinem Feldwebel geworden und Herr und Diener standen sich gegenseitig gut dabei. Daß es auch schlimme Zeiten gab, ist selbstverständlich. Das war dann der Fall, wenn man auf dem Vormarsch war

und die Feldtüchen im schlechten Belände nicht nachkommen konnten. Poldl, der mit allem rechnete, hatte für diesen Fall immer einige Brocken Brot oder Zwieback im Dreifade.

In einer solch dürftigen Zeit lagerte die Compagnie in einem noch gut erhaltenen Dorf. Poldl war sofort ausgegangen, um etwas zu „tachenieren“, das heißt, Dinge aufzutreiben, die man essen kann. Er sehte aber von seinem Gang mit leeren Händen zurück. In jedem Hause, wo er vorschritt, hörte er das ewig gleiche: „Niema niz, Moskale, zeprale.“ Auf deutsch so viel wie: Der Russe hat alles mitgenommen, nichts ist mehr da.

„Gar niz hast aufstacheniert,“ sprach der Feldwebel mitleidig, „da kommen ma wieder d' Konjert'n schlid'n. Wadj'n ma eh schon beim Gnad kaufal!“

„Beim Pfarer im Haus san zwa oder drei Gän's,“ rapporierte Poldl, „aber dort is der Herr Hauptmann einquartiert, da hab'n mit niz g'plaudern.“

Der Feldwebel ging und ließ Poldl in einer äußerst aufgeregten Gemütsverfassung zurück. Dieser stopfte sich seine Pfeife und warf sich aufs Stroh, wo er in tiefes Nachdenken versank. Der Abend brach herein, die Mannschafft traf Vorbereitungen für die Nachtruhe, da entstand im Hause des Popen ein ganz beträchtlicher Lärm. Von den drei Gänsen im Verschlag war eine gestohlen worden. Der Pape selbst hatte gesehen, wie ein Soldat sich dort zu schaffen machte und mit einem der weißen Vögel das Weiße suchte. Er meldete dies dem Herrn Hauptmann. Der fluchte nicht schlecht und ließ sofort die Compagnie antreten. Vollständig und in Marschadjustierung.

„Rustfack öffnen! Brotfack herzeigen!“ Der Herr Kadett, der Herr Fähnrich und der Herr Feldwebel waren davon ausgenommen. Es fanden sich wohl die merkwürdigsten Dinge in den Rustfack'en vor, von der Gans jedoch keine Spur. „Der Hauptmann,“ erlaubte sich der Feldwebel zu sagen, „ich glaube, von unteren Leuten hat

niemand die Gans. Die kann ganz gut wo'r anderer auch geholt haben. Draußen in den Stadeln liegen die Jäger.“

Der Hauptmann nickte. „Lassen Sie einrücken, Feldwebel,“ sprach er verärgert und ging in seine Behausung.

Zwei Stunden später verbreitete sich in der Hütte des Feldwebels ein gar angenehmer Duft. Poldl hatte auf dem offenen Herde ein Feuerlein entfacht und über dem Feuerlein stak, auf einem Kuststod, eine garte Gans. Sachverständig und mit größter Seelenruhe drehte Poldl an dem Kuststod, auf und goß es immer wieder über den bräunlich sich färbenden Gansleib.

Mit schnuppernder Nase kam der Feldwebel aus seinem Zimmer heraus. Mit aufgereiften Augen trat er zum Poldl hin.

„Poldl, dös is do nöt.“

„Dutt' g'horiamit, Herr Felt'ol, frag'n S' mit jetzt nöt, junst verbrennt ma dö G'sicht.“ Nach 'n Eß'n dazäh' i Jhner schon alles.“

Der Feldwebel ging wieder in die Stube ratenen Braten auf und Herr und Diener taten sich güttlich.

„Poldl, das war do dö Gans —“ begann der Feldwebel, nachdem das Mahl vorüber war.

„Jarwohl, Herr Felt'ol!“ erwiderte der Poldl bescheiden.

„Dett sag' mit einmal, Du Stritz, wo hast sie denn g'habt, es is ja überall nachg'schaut word'n. In alle Hütt'n und Löhler war der Hauptmann d'rinn.“ Wo hast denn das Viech verpaid' g'habt?“

„Im Rustfack, Herr Felt'ol.“

„Du Dein Rustfack? Da war do niz d'rinn, hab' ja selber einig'schaut.“

„Na, in Jhnen, Herr Felt'ol,“ sagte Poldl treuherzig. „In den meiningen hätt' i des'n das Viech net einigeb'n. Aber der Jhnrige is ja nöt untesucht word'n.“

S. Bingen.

## Wiener Volksjüngertum von einst.

### Ein Festabend des Zwölferbundes.

Die wirkliche Gegenwart war versunken. Die hatte man draußen gelassen auf dem Gürtel, wo hoch oben die Stadtbahn vorbeipustete, von deren Waggons die Lichter gepeinlich durch die herbstliche Nebelnacht huschten, wo die Straßenbahn mit vielem Lärm über die glitzernden Schienen fuhr, und wo alle die modernen Verkehrsmittel, die geschäftigen Menschen vorbeihasteten. Drinnen in Neufellers Saal wachte man aber für einige Stunden der Nacht nichts von diesem hegenden und lärmenden Getriebe des heutigen Wien, da war aus längst entschwundener Vergessenheit ein froher Wiener Abend auferstanden, einige Stunden jenes lebensfrohen, gemüthlichen Wien, wie es vor einem halben Jahrhundert außerhalb der Linie in Lerchenfeld und Fünfhaus, in Hernals und Ottakring zu Hause gewesen ist. Der Wohltätigkeitsverein des „Zwölferbundes“ der Wiener Volksjänger hatte diesen Zauber vollbracht, hatte Gräber geöffnet, ihnen aber nicht klappernde Gerippe entsteigen lassen, sondern all den leichtlebigen Frohsinn und die natürliche Lustigkeit, die mit dem Volksjüngertum von ehedem eingefügt waren, das unsere Väter und Mütter erheiterte, so lange sie noch jung gewesen sind.

Zur Unterstützung eingerückter und verwundeter Mitglieder des Zwölferbundes der Wiener Volksjänger und Artisten war vorgestern dieser Festabend veranstaltet worden. „Ein Wiener Volksjängerabend vor 50 Jahren“, so lautete das Programm. Nicht nur der anheimelnde Reiz, längst Vergangenes wieder auf der

Bühne erstehen zu sehen, die längst dahingegangenen Lieblinge des Brettl's in vortrefflichen Nachahmungen wieder zu hören, das einfache Wiener Lied wieder zu hören, in seinen Texten und Tönen voll überschäumender Lustigkeit und zu Herzen gehender Weiche, sondern auch der Wille, sein Schärfelein zu dem wohlthätigen Zwecke beizutragen, hatte das Publikum in Massen herbeigeführt, in solchen Mengen, daß der Saal schon lange vor Beginn der Vorstellung über polizeiliche Verfügung gesperrt werden mußte, daß viele Hunderte von Menschen, die gern mit dabei gewesen wären, keinen Einlaß mehr fanden.

Die bekannten Volksjänger Hauser und Jansky waren die Veranstalter des Festabendes und sie haben sich dieser Aufgabe mit viel Sorgfalt und auch mit großem Geschick unterzogen. Die Gäste folgten ihnen gern zu diesem Abend der Täuschung, in das vergnügungsfrohe Wien, das vor fünf Jahrzehnten unseren Vorderen abendliche Unterhaltung geboten hat, das der eine vielleicht noch aus den Tagen, vielmehr aus den Nächten seiner Jugend kennt, welcher den anderen aber nur mehr nacherzählen kann, wie er es vom Vater gehört hatte, wenn dieser den aufhorchenden Kindern das Wien aus den Tagen seiner Jugend schilderte. Die einstigen Lieblinge sind da in der Dienstagnacht wieder auferstanden, die einst so beliebt gewesenen Wiener Volksjänger und Sängerinnen, der Moser und der Guschelbauer, der Kriebaum und die unverwüthlichen Duettisten Seidel und Wiesberg, die Schmer und die Montag, die Hernalsner Madeln und so viele andere mehr, die einst mit ihrer Vortragskunst und mit ihrer Reiztheit, mit ihrem Erfassen bodenständiger Wiener Volkstümlichkeit das Brettl beherrscht haben. Getreu in Maske und Kostüm, im Vortrag und in der Gebärde mimten die Mitglieder des Zwölferbundes die Vorgänger ihrer Kunst nach. Es waren dieselben Lieder, dieselbe Musik, bald die Herzen ergreifend, bald vor leichtfertiger Lebenslust überschäumend, genau in jeder Einzelheit nachgeahmt dem Wiener Volksjänger von ehedem. In den Vorträgen eines jeden einzelnen der Darsteller, wie auch beim Zusammenspiel in drei urgemüthlichen Volksjängerkomödien wurde die Täuschung, einem Wiener Volksjängerabend der Sechzigerjahre draußen in Lerchenfeld beizuwohnen, vollständig aufrecht erhalten.

Oben zog über der Bühne der Traum vorbei, durch den man um ein halbes Jahrhundert zurückversetzt wurde, in die Zeit, zu welcher die Linienwalle noch die alten Bezirke umrahmten, zu welcher das Leben noch leichter, das Genießen noch fröhlicher und anspruchsloser war, und unten im Saale saßen dicht gedrängt, Kopf an Kopf, junge Bärchen, welche nichts gewünscht haben von jener Zeit, die hier wieder aus der Vergangenheit hervorgezaubert wurde, silberhaarige Männer und alt-ehrwürdige Frauen, die sich der früheren Jahrzehnte erinnerten, da sie gemeinsam mit Guschelbauer und der Schmer, mit Kriebaum und den anderen jung gewesen sind, deren getreue Nachahmer, die ihren Vorbildern aber in nichts nachstanden, über die Bühne zogen.

Irgendwo draußen an den Grenzen des Reiches oder im besetzten Gebiet stand in dieser kalten Herbstnacht ein Mitglied des „Zwölferbundes der Wiener Volksjänger“ auf einsam, gefährlichem Posten, in irgendeinem Feldspital lag ein anderer, der verwundet aus dem Kampf getümmel zurückgebracht worden ist. Ihnen kommt der Reinertrag dieses Festes zugute. Die Wiener Volksjänger von heute haben mit dem Programm des Wiener Volksjängertums, das vor fünfzig Jahren unsere Väter unterhalten, zum Lachen und zum Mitempfinden gebracht hat, einen vollen Erfolg erzielt. Schade, daß diese Vortäuschung des alten Wien nur wenige Abendstunden anhält, daß man beim Verlassen des Lokals wieder die Stadtbahn vorbeihasten sah, das Lärmen der Straßenbahn hörte, daß man aus diesem Traum entschwundener Vergangenheit so rasch wieder in die harte Gegenwart versetzt wurde. E. B.

## Küchenfenster.

Im allgemeinen gibt es keinen öderen, trostloseren Anblick als einen Hof, auf den die Küchen der Großstadthäuser münden. Die Sonne kommt selten hin, rauchgeschwärzt sind die Wände, und eine ermüdende, gleichförmige Arbeit, die jeglichen Tag dem Magen gütlich sein will und sein muß, hat hier ihren Sitz aufgeschlagen. Zur Stunde des Geschirrtwaschens dringen eintönige slawische Weisen aus den Fenstern, in denen die Küchenfeen ihre Sehnsucht nach dem Sonntagnachmittag im Prater erklingen lassen. Sie und da erbeben die vom Regen verwaschenen Mauern auch von temperamentvollen Bankworten oder dem Klirren brechender Teller und Schüsseln. Das wäre so ziemlich alles, was ein Hof an Ereignis und Stimmung aufzuweisen hatte, ehe der Krieg kam. Der hat nämlich auch hier umgestaltet und Neues geschaffen. Wenn man heute die Küchenfenster mustert, kann man interessante und höchst lehrreiche Dinge sehen. Diese sonst so reizlosen Fenster gleichen jetzt nämlich den Auslagen der Lebensmittelgeschäfte, legen Zeugnis ab von der Kaufkraft und der weisen Voraussicht der einzelnen Haushaltungen. An Schnüren baumeln da Dauerwürste, am Fensterrahmen hängen Zwiebeln, in Gartengeschirren wächst, üppig grünend, der Schnittlauch, Büchsen mit Kondensmilch blinken, zu kleinen Pyramiden getürmt, und gleichsam als die letzte Neuheit der Küchenfensterdekorationen lagern zwischen den sogenannten Guderln Krauthäuptel. Einige Gläser mit Marmelade und eingedöckten Paradiesern ergänzen die farbenprächtige Wirkung solcher Fenster, über die man zu lächeln geneigt wäre, wenn aus ihnen nicht überdeutlich das beherrschende Gefühl dieser Lage spräche, die zweifelnde, quälende Sorge um das bißchen Nahrung.

Im Stammeisl.



„Alsdann, Stichler, erzähl' uns was,“ sagte Schwasser; „wie i Di kenn', hast 'n heiligen Leopold die Ehr' erwieien, hast Dir an sein Namenstag in Klosterneuburg an Nordstrumrauch ang'trunken und bist über 's groke Fajl abg'rutcht, daß 's höher nimmer 'gangen is. Hab' i recht oder net?“

„Fajlrutichen? A na, zu solchene G'späß bin in net aufg'legt,“ erwiderte Stichler knurrig. „d' Wänd' auß'rutichen könnt' ans heutigentags, aber net 's Fajfel aber.“

„Dös sollt ma glaub'n,“ meinte Oberberger, „aber wahr is 's net. A jed's jammert und lamentiert über d' schlechten Zeiten, aber bei aner Hez und aner Gaudöh ion d' Weaner g'rad so dabei, wie in der schönsten Friedenszeit. Probier 's nur amal und fahr' an an schön'n Sonntag zum Heurigen außi nach Grinzing oder Heiligenstadt; um an b'scheidenen Stihplatz in der Delektreichen mußt Di rauhen und in die Wirtshäuser is dös a Ramasuri und a Gedräng, als ob ma dorten 'n Wein umsonst kriaget, statt daß 's Viertel Dreiß'g Kreuzer kost't. Die Theaterdirektor'n lachen si ins Fäusierl, weil 's in ihner'n ganzen Leb'n no ka solches G'schäft g'macht hab'n, wie im Krieg, und 's Tafel „Unversaut“ aut ihnerer Kassa is fast g'rad so ott 's jeh'n is als wie aut 'n Greißler seiner Ladentür. Und vor die Kinotheater stell'n si d' Leut' aff'rat so an als wie vor die Mehlg'wölber da'umal, wie 's no ka kommunale Rayonierung net geb'n hat. A g'päßige Zeit is dös und a g'päßige Welt.“

„Hör' ma nur mit der kommunalen Rayonierung auf, die g'fällt ma net,“ meinte Stichler. „großarti hab'n si die Herren im Rathaus dös ausdenkt, dös muuß i zuageb'n; aber 's Kreuz is halt, daß si die Leut' no allerweil anstell'n. I hab' 's mit meinen eigenen Augen g'jah'n: A städtische Mehlabgabestelle, vor der Ladentür a ganze Unterchied war, daß die Ang'stellten Karten in der Hand g'habt hab'n, und daß 's anstatt vor 'm Anfer, vor 'm Greißler Ppsilon sein G'wölb' g'standen jan.“

„Da meld't si wieder der alte Raunzer und Kratöhler, der unser Freund Stichler allemal g'west is,“ meinte Oberberger gemütlich.

„I schimpf' net und i kratöhl' net,“ verteidigte sich Stichler, „i sag' nur, was i g'jah'n hab: A G'wölb', an Wächter und Ang'stellte. Daß die drei, wann sie si amal k'jammg'nuden hab'n, gern beianand bleib'n, dös wißt 's; weiter sag' i nix. Und um wieder am Leopoldi k'kommen: Von an Fajfelrutichen und solche G'wichichten war bei mir heuer ka Red' net. Daham blieb'n bin i, Trübbial blasen hab' i, zu fan Heurigen und zu faner Musi hab' i a Schneid' g'habt.“

„Zum heurigen „Heurigen“ hab' i a fane,“ meinte Oberberger, „der is ma a bissel z' sauer g'raten; aber bei an Jox und aner Musi bin i allerweil gern dabei. I bin net der Mensch, der 'n Kopf hängen laßt und tramhappert seinen Weg geht. Wozua denn? frag' i mi. Wird denn dadurch irgend was besser? Kann i d' Welt anderster machen dadurch, daß i mi in 's Zimmer einiperr' und Trübbial blas'? Wird der Krieg desweg'n um a Stund' trüher gar? Na, und drum denk' i mir, i nimm halt die Sachen so als wie 's fan und tua weiter wurschteln so gut als 's ehengeht.“

„Weiter wurschteln nimmst Du 's — durchhalten hast ma 's mit an andern Wort,“ sagte Schwasser. „Im Grund g'nommen, kommt beides auf ans auffa.“

„Gar jeh't'n, wo 's scho a bissel nach Frieden riacht,“ sagte Oberberger. „Habt 's net g'lesen, wie der Dingsda, der Engländer, der Asquith, g'red't hat? Bia lang' is 's denn her, da hätt' er uns no am liebsten in der Luft zer-rissen. Aus die Deutschen wollt' er a Krenfleisch machen, unter zwanz'g Jahr' Krieg hat er 's net geb'n und daß die Engländer erst im Zwanziger-jahr so richti mit 'm kämpfen anfangen werden, das fan seine eigenen Wort' g'wesen. Wann so a Engländer dozimal 'n Mund aufg'macht hat, is an ganz enterisch word'n, denn wann ma eahna zug'hört hat, nachher hat ma g'mant, dena is der Krieg der angenehmste Zustand und an Frieden mögen 's überhaupt net. Jeh'n reden die Herren Asquith und Grey auf amol in aner ganz andern Tonart. Und der Wilson is a wieder da und will vermitteln . . . Kurz, wie i sag: Es riacht a bissel nach Frieden, und von dem G'rich hat jeder gern a paar Raien voll.“

„Mir is nur recht,“ sagte Spannagl, „daß der Wilson Präsident word'n is; ma waß bei eahm wenigstens, wie ma dran is. Der andere war a still's Wasser, was er si denkt, hat ka Mensch g'wußt.“

„Mir is 's a recht,“ meinte Schwasser, „weil mir das ewige Wiggel-Waggal net paßt hat. Dös war ja scho rein zum Narrischword'n. Heut hat 's g'haben: Der Wilson ist g'schnapst, der Hub is Präsident word'n; morgen wieder: Ma waß no net genau, es kann der ane oder der andere sein; übermorgen hat ma wieder g'lesen: Der Wilson is 's! Dann is die Sach' no amal wackert g'west und endli hat ma g'hört: Der Wilson is es wirkli! Jegt wünsch' i mir nur, daß 's a dabei bleib.“

Er sah nach der Uhr und machte den Senior des Beisls aufmerksam, daß die zehnte Stunde nicht mehr fern sei. „Net, daß D' am End' glaubst, i will Di aufbeißten,“ fügte er hinzu, „i sag' Dir 's nur als quater Freund. Wann 's nach mir ging', könnt'si bis Zwölfe a dasigen, dös waht.“

„Wann ma in Paris wär'n, gang dös scho net,“ meinte Stichler, „durten haben 's jeh't'n d' Sperr-sund' von die Gast- und Kaffeehäuser auf halber Zehne verlegt. Für die Pariser Eherrauen, die 'n liebenden Gatten gern auf d' Nacht daham haben, is dös a g'sunden's Fressen; was d' Pariser Hausmasteer dazua sagen, wann 's auf annal um eahner Sperrreichtel kommen, dös waß i net.“

„I waß 's aber,“ sagte Oberberger, „Gar nix sag'n 's dazua, weil 's nämli in Paris fane Sperr-seheln net gibt. So was gibt 's nur in Wean und weil i mir dös Sechserl und an Dischfurs mit der Weinigen derspar'n will, wünsch' i Euch allen a quate Nacht und geh' meinen Weg. Leopold, zah'nl“

Thomas Berger.



## Wie lebt man im 28. Kriegsmonat in Oesterreich?\*

### Salzburg.

Salzburg im November. Die alte, freundliche Geschäftigkeit, die wir aus der Saison her kennen und lieben. Nur die Farbe hat die liebliche Salzachstadt gewechselt. Die reichen Niederläge erhalten das Blättergrün der Bäume bis in den Spätherbst hinein in duftiger Frische. Da kommt eines Nachts ein böser Herbstwind und legt das grüne, aber an den Stengeln dürre Laubwerk mit einem Male hinweg und Salzburg steht ohne grünen Blätter Schmuck da. In der scharfen Herbstklarheit zeichnen sich die Umrisse des Mönchsberges, die Linien der Hohen Salzburg mit fast grotesker Deutlichkeit. Das verhüllende Laub der Bäume ist nicht mehr, und so kann man die Faden und Zinnen noch schärfer erkennen. Salzburg scheint eine Nuance eruster geworden. Ist es die Stimmung des Herbstes, ist es das Fehlen der Fremden, oder ist es der Ernst des Durchhaltens? Zweifellos macht Salzburg zur Zeit des Fremdenverkehrs den Eindruck, daß es leichter und besser lebt als heute. Aber auch so kann Salzburg als eine der billigsten Städte der Monarchie gelten. Wir geben im folgenden einen Auszug jener Preise, die von der k. k. Landesregierung in Salzburg für die Zeit vom 1. bis 15. November 1916 im Stadtgebiete Salzburg als angemessen erkannt wurden und die einen Vergleich mit den Preisen der am besten approvisionierten Städte der Monarchie aushalten. Die Liste ist folgendermaßen zusammengestellt:

#### Richtpreise.

		Kronen		Preise in Budapest Kronen	
Rindfleisch,	vorderes, mit				
	Zuwage ... 1 kg.	4.—	bis 5.60	10.—	bis 11.—
"	hinteres, mit				
	Zuwage ... 1 "	4.50	6.—	10.—	11.—
"	vorderes Ochsen-				
	fleisch ... 1 "	5.50	6.—	—	—
"	hinteres Ochsen-				
	fleisch ... 1 "	5.50	6.50	—	—
"	Rostbraten und				
	Zungenbraten ... 1 "	4.50	6.40	11.—	12.—
"	Zungenbraten				
	von Ochsenfleisch 1 "	7.—	8.—	—	—
"	Rostbraten von				
	Ochsenfleisch ... 1 "	6.50	7.—	—	—
Kalbfleisch,	Nierenbraten, aus-				
	gelöst, ohne Zuw. 1 "	—	—	—	—
"	Nierenbraten,				
	nicht ausgelöst,				
"	mit Zuwage ... 1 "	—	—	—	—
	Schnitzel, ohne				
"	Zuwage ... 1 "	—	6.—	8.—	9.50
	Kaiser Schnitzel,				
"	ohne Zuwage ... 1 "	—	7.—	—	—
	Schafffleisch (Lebendgewicht)	1 "	2.—	2.50	—
"	geschlachtet ... 1 "	—	4.—	4.50	6.—
	Pferdefleisch ... 1 "	—	—	2.20	—
"	Fisch und Kochbutter ... 1 "	—	5.60	6.10	—
"	Milch ... 1 Qt.	—	—	36	—
"	Eier, fünf Stück ... 1 "	—	—	1.—	2.10
"	Hartes Brennholz (roh) ... 1 m <sup>3</sup>	18.—	20.—	—	—
"	Weiches Brennholz (roh) ... 1 m <sup>3</sup>	17.—	19.—	—	—
"	Steinkohle ... 100 kg.	—	5.—	—	7.—

Fleisch und Selbwaren sind in beliebigen Quantitäten zu haben, Milch und Kartoffeln sind knapp, Mehl wird im Rahmen der Mehlkarte ausgegeben. Die reichliche Versorgung mit Fleisch hilft über die Mehl- und Kartoffelknappheit einigermaßen hinweg. Einer der größten Fleischhändler Salzburgs, Robert Sauter, verkauft einen feinen Aufschnitt um 8 k pro Kilogramm, Braunschweiger um 7 k, Preßwurst um 5 k, Leberwurst um 6 k das Kilogramm, ein Paar Würstel kostet 24 h, sage und schreibe vierundzwanzig Heller, ein Paar Frankfurter 44 h, gefelchter Rindskamm 10 k das Kilogramm. Die Fettversorgung geht ziemlich gut vonstatten, vor den Milchgeschäften aber stellen sich die Leute an wie in Budapest oder Wien. Kartoffeln werden mittels Kartensystems verkauft.

Wenn der Engländer billig leben will, fährt er in die Fremde, zumeist nach Italien. So entgeht er der teuren Saison in London und ist in den Städten Italiens ein großer Herr. Es gibt viele Lebenskünstler in der Monarchie, die zu demselben Zwecke nach Salzburg kommen. Das Gasthausleben in Salzburg ist geradezu ideal zu nennen.

Ach bezahlte im Hotel „Am Stein“ für ein großes Zimmer mit Beheizung 3 Kronen und fand an einem fleischlosen Tage das folgende Menü: Spinat mit Spiegelei 1.60, Blutwurst mit Kraut 1.50, gratinierter Flederl 1.50, Fischflößchen 1.80, Rahmflederl 1 Krone.

Der Großgasthof „Zur Traube“ ist in Salzburg unter den fremden Besuchern weitberühmt. Hier versammelt sich mittags und abends das beste Publikum. Wir greifen aus dem Menü die Abendkarte vom 8. November heraus. Sie hatte folgenden Inhalt: Fische: Karpfen mit Kron 3, Schellfisch, gefocht 2.60; fertige Speisen: Hasenrücken 3, Hasenlauf 3, Nierenbraten 2.20, Schlußbraten 2.20, Schweinsrippe 2.80, Schweinschößel 2.80, Jungschweinerne mit steierischem Kraut 2.40, Hasenjunge mit Polenta 2, Kalbsgulyás mit Polenta 1.80 Kronen; Speisen auf Bestellung: Hirn mit Spiegelei 1.80, Kalbstopfschnitzl mit Salat 1.80, Züngerl mit Sardellen 1.40, Leberschnitten, Natur 1.40, Ganselkragen 2 Kronen.

In der Bierstube desselben Gasthauses, einem elegant und modern eingerichteten Speiseaal, das mittags und abends von Fremden und vom einheimischen Beamtenpublikum Salzburgs besucht wird, sind die Preise noch billiger. Als Bei-

\*) S. Morgenblatt des Pester Lloyd vom 19. November.

\* Aus dem Königreich Dr. Damm. Der Reichsratsabgeordnete des Saazer Gebietes und Führer der Agrarier Oesterreichs Dr. Damm gehört zu den reichbegüterten Großgrundbesitzern des Saazer Kreises. Gegen 1600 Strich Grund, die sich nördlich von Neusattl hinziehen, nennt er sein Eigen; mehrere Gutshöfe und Schäfereien sind in seinem Besitz. In den benachbarten kleineren Gemeinden, so in Rutterstein, Prählig u. s. w., sucht er noch ständig seine Herrschaft zu erweitern, indem er die kleineren Anwesen und Häuser erwirbt. Für die landwirtschaftliche Arbeiterschaft des Saazer Gebietes ist das Geseß der Arbeiter bei Herrn Dr. Damm sprichwörtlich und der Betrieb selbst ist der reinste Taubenschlag. Der Tagelohn beträgt bei zehnstündiger Arbeitszeit für Männer 1.40 Kronen, für Frauen 1.20 Kronen. Ein Deputat für die auf dem Felde beschäftigte Arbeiterschaft besteht nicht. Die Ochsenstallknechte und Viehwärter stehen unter einer viel geringeren Entlohnung als die Arbeiter. So hat zum Beispiel der 36jährige Viehwärter Heinrich Denke mit seiner Frau, die melken, das Vieh füttern und noch verschiedene Arbeiten leisten muß, insgesamt einen monatlichen Lohn von 40 Kronen. Das Deputat ist ein Liter Milch und freie Wohnung. Die Familie hat acht Kinder. Die Wohnung, die früher ein Stall war, ist von diesem durch eine Mauer getrennt und dient zugleich als Aufbewahrungsräum. Bitter sind die Klagen, die man hier hört. Das Weizenbrot ist teuer und zu wenig, die Kartoffeln nicht zu erlaufen. Kann man mit 40 Kronen monatlich zehn Personen erhalten? Eine Kriegsteuerzulage ist Herr Dr. Damm ein fremder Begriff. Unweit der herrlichen Villa des Herrn Dr. Damm befinden sich auch die Wohnhäuser für das Gesinde und für die übrigen Arbeiter, in denen vierundzwanzig Personen wohnen. Sie gleichen alle der Stallwohnung und sind überfüllt von hungrigen Kindern. Herr Dr. Damm zahlt auch die niedrigsten Hopfenpflückerlöhne im ganzen Saazer Gebiet. Während man meistens für ein Viertel Hopfenpflücker 26 bis 30 Heller gezahlt hat, zahlte der Herr Abgeordnete des Saazer Gebietes 20 Heller für das Viertel. Dabei hatte er dieses Jahr derart schlechten Hopfen zu pflücken, daß eine Person bei vierzehnstündiger, fleißiger Arbeit höchstens sieben bis acht Viertel pflücken konnte, was 1.40 Kronen bis 1.60 Kronen täglich ausmacht. Aber der Führer der Agrarier Oesterreichs kann auch human sein. Kommen Arbeiter zu ihm und beklagen sich, daß sie bei den gegenwärtigen Zeiten mit den Löhnen nicht leben können, dann entläßt er sie einfach und erklärt, er erhalte zur Arbeit genügend Soldaten. Herr Dr. Damm ist auch Geschäftsmann. Wer auf dem linken Ufer der Eger von Liebofschan nach Prählig geht, muß sich unweit von Prählig, wenn er auf das rechte Ufer will, durch eine Fähre hinüber bringen lassen. Alles was man hier sieht, gehört Herrn Dr. Damm, und der Schäfer, der zehn Minuten von der Fähre entfernt aus seiner Hütte nach dem Ufer lugt, hat die Fähre von Herrn Dr. Damm für 160 Kronen jährlich gepachtet. Vierzig Jahre sieht er schon in Diensten der Herrschaft und hat 160 Kronen durch vierzig Jahre, das sind 6400 Kronen, an Herrn Dr. Damm entrichtet. Prählig hat 37 Häuser und im Frieden gegen 170 Seelen. Die Ueberfuhr ist nur für diesen Ort bestimmt und es ist selten eine Woche, in der sich zehn Personen überführen lassen. Der alte Mann muß immer wieder für sein Ueberführen mehr fordern, wenn er den Herrn Abgeordneten bezahlen will, der sich das Seinige schon fordert!

Der Morgen  
20. XI. 1916

28

## Warum denn grob sein auch noch?

Wann man an Menschen hinauswirft, ist's g'mug;  
wozu denn grob sein a no? Refron.

O, ihr Frauen, ihr bedauernswerten Mädchen, ihr mitleiderregenden Kleinen! Euch hat der Krieg zu den vielen Leiden, zu den schrecklichen Seelenqualen, zur kummervollen Trauer auch noch die Last gehäuft in dieser an Lebensmitteln so armen Zeit, bei Greislern, Butter- und Eierhändlern und bei den sonstigen Kaufleuten Nahrungsmittel einkaufen zu müssen. Viel Unglück hat dieses entsetzliche Ringen um die Weltmacht über die Menschheit gebracht; wußte man auch nicht, wie groß das Unheil sein werde, das der Krieg tausendarmig um sich verbreitet hat, so war man sich doch über die Gefolgschaft des blutigen Kampfes klar: Krankheit, Verwüstung und Tod! Man war auf Schreckliches gefaßt und Schreckliches ist auch eingetreten. Wer das konnte niemand vermuten, daß der Krieg für den freundschaftlichen Verkehr der Menschen, die täglich miteinander arbeiten müssen, die sich vor Ausbruch des Krieges wie Freunde entgegenkamen, ja, die im Frieden sich in einer oft unangenehm bemerkbar machenden überschwinglichen Geielen, plötzlich nicht mehr den Ton finden werde, den ein leidliches Zusammenleben erfordert.

So traurig es auch ist, so halte ich es im Interesse der Allgemeinheit für die Pflicht einer unabhängigen Publizistik, mit aller Deutlichkeit darauf aufmerksam zu machen, daß jene Kreise, deren Beruf es ist, mit der Bevölkerung als Verkäufer in Verbindung zu stehen, sich seit Eintritt der Lebensmittelknappheit ein Benehmen und einen Ton anmaßen, den man auf die Dauer nicht dulden darf. Ich will keinen Stand verletzen, ja, es liegt mir fern, in der Bezeichnung „Greisler“ oder „Machmarktweib“ etwas verlegend klingendes auszudrücken. Diese Kategorie von Geschäftsleuten übt einen Beruf aus, der große Mühen und Sorgen verurteilt, und wenn die Angehörigen dieses Zweiges in anständiger Weise mit dem einkaufenden Publikum verkehren, verdienen sie als solide Geschäftsleute ebenso geachtet zu werden wie jeder andere, der sich im Kampfe ums Dasein ein Arbeitsfeld geschaffen hat und sich anständig durchbringt. Nach dieser notwendigen Feststellung, die um so gebotener erscheint, weil eine Mißdeutung meiner Ausführungen von den betreffenden Schichten zu erwarten ist, lege ich den Finger auf die Wunde des heutigen Wiener Lebensmittelgeschäftsbetriebes.

Es ist mit einem großen Teile von Leuten, die der Genossenschaft der Gemischtwarenhändler angehören, einfach nicht mehr zu wirtschaften. Statt in höflicher Weise auf die Übelstände in der Versorgung mit Nahrungsmitteln ihre Kunden aufmerksam zu machen, statt ruhig und höflich den Verkehr mit den Kunden zu pflegen, gefällt sich ein großer Teil dieser Gilde in Ausfällen ver-

legenden Art gegen ihre Kundschaft, wenn diese es wagt, auch nur die bescheidensten Wünsche vorzubringen. Wer diese Behauptung bezweifelt, der frage alle die Frauen,

Mädchen und Kinder, die gezwungen sind, täglich mit diesen Elementen des Wiener Wirtschaftslebens zu verkehren, der frage sie, ob man nicht gezwungen ist, heute mit Bitten, aber noch mehr mit Bestechungen die so wichtige geschäftliche Verbindung mit dem Greisler, Eier- und Butterhändler und der Milchfrau aufrechtzu-

Seite 6

grüßen, wenn der Staat sich entschließen könnte, seinen Verschleißern, die heute wegen Warenmangel um den größten Teil ihres Verdienstes gebracht sind, ein Entgegenkommen zu zeigen. In günstiger Weise macht sich der Einfluß der weiblichen Schaffner beim Straßenbahnverkehr bemerkbar und, von einzelnen Entgleisungen abgesehen, kann im großen und ganzen festgestellt werden, daß trotz der vielfachen Übelstände auf den Straßenbahnen, der Verkehr zwischen Publikum und Schaffnerinnen sich kluglos abwickelt, so daß allmählich die frühere Aufgeblasenheit der trinkgeldnehmenden Amtsperson verschwindet. Daraus ist zu ersehen, daß es durchaus nicht notwendig ist, sich in dieser schweren Zeit das Leben noch weniger erträglich zu machen, ja, daß es geradezu im Interesse der Allgemeinheit gelegen ist, gegenseitig mit Geduld und Rücksicht vorzugehen.

Welchen Grad die Unduldsamkeit aber bei gewissen Geschäftsleuten erreicht hat, beweist gerade jenes Rundschreiben der Genossenschaft für Gemischtwarenhändler, das sich, ebenso wie in den vorliegenden Zeilen, gegen das Überhandnehmen der Verpöbelung des Wiener Geschäftswezens wendet. Es scheint, daß mancher dieser Greisler die vor ihren Geschäftsläden Tausende von Personen angestellt sehen vergißt, daß wieder einmal eine Zeit kommen wird, wo der Kunde sich seine Bezugsquelle wird frei auswählen können. Bei Fortdauer der verletzenden Behandlung des einkaufenden Publikums ist es aber nicht ausgeschlossen, daß man auch für den Frieden zu jenen Hilfsquellen großer Einkaufsgenossenschaften Zuflucht nehmen und auf einen Zwischenhandel verzichten wird, der sich im Krieg nicht bewährt hat und seine Unfähigkeit durch Grobheit zu verdecken suchte. Abschließend wollen wir die Aufmerksamkeit des Statthalters auf diese Zustände lenken, der schon bei verschiedenen Anlässen den Beweis geliefert hat, daß er es in seiner ruhigen unaufdringlichen Art versteht, raschest Abhilfe zu schaffen. Hoffentlich wird der allgemeine Unwille, der in der Öffentlichkeit gegen derartige Sitten, die ein Hohn sind auf die bekannte Wiener Gemütlichkeit, hinreichen und es ist zu erwarten, daß durchwegs wieder die angemessene Höflichkeit bei den Verkäufern einzieht, noch bevor Behörde und Bevölkerung sich zur Selbsthilfe des Boykotts gewisser besonderer Grobiane entschließt, nach dem bekannten deutschen Grundsatze: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!“

M. S.

## Das trauernde Wien.

Allein schwarzer Fahnen zie en sich durch die Straßen. Von den Palastfronten der breiten, vereinsamten Gassen und Plätze, von den glänzenden Kaufhäusern an den Hauptverkehrsstraßen der Stadt hängen die dunklen Symbole der Trauer. Kein Haus fast, von dem nicht schon in früher Morgenstunde die Totenstandarte in dem kühlen Wind flattert. Vor einer Kunsthandlung staut sich der buntbewegte Strom der Passanten. Kaiserbilder sind da in reicher Anordnung zur Schau gestellt. Immer wieder die lieben, gütigen Züge, die uns allen so wohlbekannt waren wie das Antlitz des Vaters oder der Mutter. Nicht ein Zug majestätischer Eisenhärte, patriarchalischen Bombastes spricht aus den mild hinfließenden Linien des Gesichtes, die nur von Güte, warmblütigster Mitmenschenliebe überschimmert sind. Da ist der Kaiser in den verschiedensten Uniformen, in einfachen Salottoc und in der von ihm so sehr geliebten Jagdjoppe. Immer spricht gleichsam dasselbe Wort aus dem Bildnis, ob der Rahmen nun prunkvoll, die Uniform voll Gold und Ordenssterne, oder das Kleid einfach, alltäglich, irgend einem der vielen Millionen ähnlich, denen er Vater und Führer gewesen.

Die Menschen schauen und schauen, kommen und gehen. Stille Ergriffenheit spiegelt sich auf den Gesichtern. Dem Wienern ist ja nicht bloß der Kaiser gestorben. Er war unser aller Vater, deshalb brennen die Totenlichter so bitteres Weh in die Herzen.

Das Theater, das sonst um die siebente Abendstunde wie ein schimmernder Lichtpalast in der Dunkelheit stand, schmiegt sich heute in vergeltender Silhouettenblässe eng an den schwarzen Himmelsgrund. In des Kaisers Kunsttempel herrscht heute Totenstille. Nur quaderne Mauern, wie dunkle Augen starrende Fenster und eine schwere, wogende Trauerfahne. Alles Leben ist in diesem Hause des Lichtes, der Erhaltung und des Brunnens erloschen. Man geht mit feiner Gedanken vorüber und spürt Erinnerungen. Es ist schon lange her, daß der Kaiser eines seiner Theater besuchte. . . . Sein freudenarmes Leben konnte nicht viel Maßesunden, und als sein Leben fast ein zweites Menschenalter überwunden und die Giganten Aufgabe, die ihm das Schicksal zu bewältigen gegeben, an Gewicht zunahm, da wurde ein kurzer Sommer in den Bergwäldern, ein kleiner Spaziergang im Schönbrunner Kammergarten des Monarchen ganze Erholung und Erbauung. Liebe Gestalten aus längst verklungenen Tagen mögen da an seiner Seite geschwebt sein, Reigen einer toten Zeit, aus der er zu uns hereintrug wie aufleuchtender und verglühender Abendsonnenschein.

In der Gartenvorstadt wird es früh stille. Nebelschleier steigen aus dunkler Erde, breiten sich über den Gehsteig und hüllen die Straßenlampen in dämpfendes Seidenpapier. Von den Dächern der Villen wehen schwarze Fahnen. Dunkel starren entlaubte Baumriesen zum Himmel, verlieren sich im Vorübergehen. Menschen eilen durch die vereinsamten Straßen, Stimmen klingen auf und entschwinden. . . . Der Kaiser . . . Kaiser . . . Es ist, als würde das weite Reich eine einzige, wehmütige Melodie durchzittern.

Wo der Bezirksteil zum Dorf wird und uralte Landhäuschen am Rand der Straße geduckt sind, ist wieder mehr Licht, Leben, Geschäftigkeit. Vor einem Tragnerladen sind Menschen angestellt. Man erhascht im Vorübergehen ein Gesprächsfragment: „Gott laß ihn selig ruhen, er hot kan Krieg woll'n.“

Wie ein kleiner gedrängter Totenzug sieht das Häufchen harrender Frauen. Sie sprechen vom Kaiser und schweigen und sinnen. Und philosophieren über die Zeit. Die so erschrecklich, unerträglich schwer. . . .

Vor einem kleinen Haus, dessen matt erhellte Fenster aus der Tiefe eines Gartens leuchten, stehen Spaziergänger. Lauschen Klavierkonzerte. Jemand eine weiche Hand löst Melodien aus dem Klavierkasten. Lustiges, Schwermütiges, was der Tag gebracht und immer wieder singt, das man gerne hört und schnell vergißt: einen Marsch, einen Walzer, ein Lied. Und dann plötzlich: Das „Gott erhalte“. Es schwebt verklingend über die abendliche Gasse: halb Trauertraum, halb Totenklage. Und doch wieder wie ein starkes Wollen und Hoffen.

öffnete sich denn da und dort ein Fenster, einer und der andere blickte hinaus, um aus dem Straßenbilde, aus einer Frage an einen Vorübergehenden Gewißheit zu erlangen. Trotzdem aber wußten gestern nachts nicht viele im großen Wien, daß der Kaiser verschieden war.

Erst der heutige Morgen trug die Trauerkunde in alle Gassen und alle Häuser und sie wirkte mit um so größerer Wucht, als in der Tat trotz der Berichte vom Krankenlager des Kaisers die wenigsten darauf vorbereitet waren. Freilich, die Bulletins, die gestern aus Schönbrunn kamen, klangen trüb und fast hoffnungslos. So groß aber war das Vertrauen, das die Bevölkerung in die eisenharte Natur des alten Kaisers setzte, so fast unbegrenzt war der Glaube an seine Lebenskraft, daß er Besorgnisse, die sich bang zu regen begannen, zu beschwichtigen vermochte. Dieser Glaube und dieses Vertrauen verdrängten auch alle Gerüchte, die schon gestern nachmittags und in den ersten Abendstunden vom Tode des Kaisers erzählt hatten. „Er wird die Krankheit überstehen, wie er frühere überwand!“ Das war gestern noch die Hoffnung Tausender und Tausender.

In allen Straßen der Stadt herrschte heute früh regeres Leben als sonst. Die Mühen und Sorgen des Alltags schienen für eine Spanne Zeit vergessen, und überall, wo Menschen zusammentamen, sprachen sie in schmerzlicher Ergriffenheit nur von dem einen: „Der Kaiser ist tot!“

### Die Stadt in Trauer.

Die Stadt Wien rüstet zur großen Trauerfeier für den toten Kaiser. Schon gestern nachts, als die Todesnachricht kam, wurden an vielen öffentlichen Gebäuden Trauerfahnen gehißt. Heute in den ersten Morgenstunden folgten alle anderen öffentlichen Bauten, und je weiter der Vormittag vorrückte, in desto größerer Zahl legten auch die Wohnhäuser Trauerkleider an. Das schwarze Fahnentuch, das ernst und feierlich, vom schwachen Luftzug bewegt, von den Dachfirsten wehte, bot einen wehmütigen Anblick.

Die Geschäfte der Innern Stadt, wie auch der Vororte, besonders jene, die in belebten Straßen liegen, versahen ihre Portale mit reichen Draperien. Da und dort war aus den Schaufenstern schon während der Nacht alles Bunte entfernt und durch Schwarzes ersetzt worden; in anderen Geschäften begann man in den ersten Morgenstunden mit dem Forträumen der hellen, dem Ernst der Stunde nicht gemäßen Gegenstände. Viele Schaufenster waren mit Tüchern verhängt, hinter denen eifrig an der Traueraus schmückung gearbeitet wurde. In kleinen Läden der Vororte sah man da und dort ein Kaiserbild, mit schwarzem Flor umrahmt; und diese Trauerkundgebung wirkte gerade in ihrer Schlichtheit und Herzlichkeit ergreifend.

Am reichsten waren die großen Hotels auf der Ringstraße und einzelne Paläste in der Inneren Stadt geschmückt, wo neben den riesigen, vom Dach bis zur halben Höhe herabhängenden Fahnen auch die Fenster, Portale und Balkone mit schwarzem Tuch verhüllt waren.

### Der Morgen in Wien.

Trüb und düster begann der heutige Morgen, der Himmel war mit bleigrauem Gewölk verhängt, ein seiner Sprühregen rieselte ohne Unterbrechung nieder. . . Langsam erwachte der Tag und die Straßen füllten sich langsam mit Menschen, die zur Arbeit gingen. Denn das Leben hastet weiter, kennt kein Ausruhen, kein Stillhalten. Mochte auch manchen der Gedanke seltsam berühren, an einem Tag wie dieser seiner gewohnten Beschäftigung nachzugehen wie sonst, mochte es auch jedem einzelnen Mühe machen, seine Gedanken auf anderes zu konzentrieren, wo doch nur das eine sein Gemüt bewegte: „Der Kaiser ist tot!“ so mußte es doch sein. Der Alltag fordert sein Recht.

In später Nachstunde hat gestern die Trauerbotschaft die Stadt durchweilt, zu einer Zeit, da der weit überwiegende Teil der Bevölkerung bereits zur Ruhe gegangen war. Freilich, die Kunde drang da und dort auch in die stillen Stuben; auf der Straße erhob sich ungewohntes Stimmengewirr, Menschen fanden sich zusammen, und einer sagte es zum anderen, daß der Kaiser gestorben sei. Da

## Der heutige Morgen in Wien.

Schon die ersten Morgenstunden des heutigen Tages trugen das Kennzeichen der tiefen Trauer, von der ganz Wien erfüllt ist. Die Wissenden raunten es auf den Gängen der Häuser, auf Straßen und Plätzen, auf dem Wege in die Fabrik oder ins Geschäft zu: Der Kaiser ist tot! Das rege heitere Leben, das in den Frühstunden so vor Schulbeginn in den Wiener Straßen zu pulstieren pflegt, war verstummt; keine laute Unterhaltung, kein Lachen, kein Marschlied zur Uebung ziehender Soldaten ertönte, überall nur Schweigen oder leises Sprechen, überall tiefer Ernst und stille Trauer. Selbst der Himmel hüllte sich in graue Wolken, trüb und regnerisch war das Wetter. Aus den Dachlücken der Häuser kamen da und dort die ersten schwarzen Fahnen zum Vorschein. Wien legt seinen Trauerschmuck an...

Vor den noch versperrten Trafsiken warteten bereits größere Gruppen, meist Arbeiter, die bereits zeitlich früh der Weg in die Fabriken führt. Der eine oder der andere hat es schon gestern abend irgendwo gehört, der Kaiser soll gestorben sein. Nun warten sie auf Zeitungen, warten, ob die noch unfassbare Nachricht wahr ist, ob die Völker Oesterreichs wirklich ihren Vater verloren haben. Endlich öffnen sich die Kollbalken. Nun strömen die Leute hinein und verlangen die Zeitungen, die im Augenblick verkauft sind. Später Kommende gehen leer aus. Aber sie erfahren es wenigstens von den andern, die ihre Blätter bereits haben: die noch ungeglaubte Todesnachricht war traurige Gewißheit.

Die Redaktionen hatten heute eine schwere Nacht. Angestrengteste Arbeit war bis in die Frühstunden notwendig, um den Anforderungen, welche das größte und traurigste Ereignis in Oesterreich seit 68 Jahren an eine Wiener Tageszeitung stellt, gerecht zu werden. Die „Reichspost“ erschien in bedeutend vergrößerter Auflage. Der oft noch in den Morgenstunden angemeldete Bedarf konnte nur mit Einsatz aller Maschinen bewältigt werden.

Bald sah man allüberall ernste Gruppen, welche die traurige Nachricht besprachen. In der Elektrischen gingen die Blätter von Hand zu Hand, vielen dieser Leser traten die Tränen in die Augen und auch daheim in den stillen Wohnungen las so manche Mutter, umgeben von einer diesmal merkwürdigen ruhigen Kinderschar die Berichte über des Kaisers letzte Stunden. Sie weinte und die Kinder mit ihr. Tausenden und Abertausenden wird heute das Herz zu eng geworden sein, als sie von dem gottgegebenen Abschluß dieses kaiserlichen Lebens hörten. Und manchem alten Wiener wird, wenn er die Rückblicke über des Kaisers Leben und Wirken in den Blättern liest, die Erinnerung an jene Zeiten lebendig werden, in denen er als junger Mensch vielleicht selbst Zeuge dieser oder jener Begebenheit gewesen ist. Welchen Eindruck hatte der Kaiser damals vielleicht in der Vollkraft seiner Jahre auf ihn gemacht! Und heute? Heute liegt dieser Große unter den Fürsten der Erde, dieser ehrwürdigste und erfahrenste, dieser schwergeprüfte Träger einer Kaiserkrone auf der Bahre... Tausende, Millionen seiner Untertanen sind während seiner Regierungszeit geboren worden und gestorben, haben nie einen anderen Kaiser von Oesterreich gekannt. Er, der vom Schicksal so Heimgesuchte, hat sie alle überlebt. Nun ist auch er dahingegangen zu seinen Vätern.

Ganz Oesterreich und Ungarn trauert, am meisten aber sein liebes Wien, das mit inniger Liebe an ihm hing, mit ihm Freud' und Leid geteilt hat seit dem Jahre 1848...

## Der alte weiße Fleck.

### Verirrungen der Preßpolitik.

Wien, 25. November.

Viele Hoffnungen werden im Volke an die neue Zeit geknüpft. Der Glaube, daß es besser werden solle in Oesterreich, ist lebendig geworden und muß gehegt und gepflegt werden. Der alte weiße Fleck paßt in diese neue Zeit nicht hinein. Denn er ist die Erinnerung an die Verirrungen der Preßpolitik vor dem Ministerwechsel, an ein zuweilen kaum zu fassendes Vergreifen in der Behandlung der Öffentlichkeit und an eine Entfremdung zwischen dem freien Sinn des österreichischen Publikums und der ohne jede Berührung mit dem Volke das Ausnahmsgesetz rechenchaftslos anwendenden Staatsbehörde. Der weiße Fleck als Merkmal der früheren Preßpolitik, die den Stimmungen und den Ereignissen nicht selten so verständnislos gegenübergestanden ist, hat so viel Schaden angerichtet, hat das Ausland so häufig zum publizistischen Richter über unsere inneren und äußeren Angelegenheiten gemacht, daß dieser Widerspruch gegen die neue Zeit mit neuen Männern, gegen alles, was im Volke darunter verstanden wird und was es bei diesem Worte fühlt, verschwinden muß.

Die Staatsbehörde hat eine Stelle im heutigen Artikel der „Neuen Freien Presse“ über den Verfassungseid unter Verbot gelegt. Wir bedauern, daß wir nicht berechtigt sind, den Lesern mitzuteilen, was ihnen durch die Maßregel der Preßpolitik vorenthalten wurde. Sie würden darüber staunen, wie durch einen weißen Fleck der natürliche Zusammenhang eines Artikels zerrissen und in ein falsches Licht gerückt wird. Nicht bloß der Inhalt des Artikels wird durch die Beschlagnahme entzweit, sondern auch die Absicht und der Zweck. Der weiße Fleck ist bei Fragen, die, wie die „Neue Freie Presse“ ohne Kühnredigkeit sagen kann, von ihr mit Ernst und Maß behandelt werden, ein nicht leichtin zu nehmender Fehler, weil das Publikum dazu gedrängt wird, die leeren Stellen auszulügen und in sie hineinzulegen, was bei ungefügter Veröffentlichung niemandem eingefallen wäre und niemand vermutet hätte.

Der Artikel hatte, wie deutlich aus dem Reste zu erkennen ist, den Zweck, einen volkstümlichen Beschluß, der in der neuen Zeit gefaßt wurde, ins helle Licht zu setzen, ihn dem Publikum näher zu bringen und diesen Gedanken mit der Bestimmung eines verfassungstreuen Blattes so auszuführen, daß die Genugtuung in der Öffentlichkeit noch vertieft wird. Wenn die Staatsbehörde eine solche Absicht

durch den weißen Fleck durchkreuzt, sind nur zwei Möglichkeiten vorhanden: Entweder der Mangel an richtiger Auffassung einer so wichtigen Frage oder Beweggründe, die wir nicht kennen. Wir sind vor einem Rätsel, für das uns die Lösung fehlt. Denn das vorgeschriebene Geheimnis über die verbotenen Stellen des Artikels kann uns nicht hindern, zu erklären, daß sie weder im Ton noch in der Form irgendwie von dem Reste, der geblieben ist, sich unterscheiden haben. Der Artikel sollte den Glauben an die neue Zeit befestigen. Der weiße Fleck stört diese Arbeit. Es wäre die höchste Zeit, die veraltete Preßpolitik, die das Publikum so lange abgestoßen hat, zu ändern, die Pressefreiheit über das im Kriege unbedingt nötige Maß nicht länger zu beschränken und eine so unbegrenzte Gewalt nicht weiter in die Hände einzelner Männer zu legen, die solchen Irrtümern unterworfen sind.

Nachdruck verboten.

### Kleine Begebenheiten.

Um ein Uhr ist Schulbeginn. Gestern haben die Mädchen vor- und die Buben nachmittags Unterricht gehabt, da ist es heute umgekehrt, und die Mädchen müssen nachmittags kommen. Stillen, viel stiller als sonst, stehen sie wartend vor dem Tor des Schulgebäudes, das erst um dreiviertel geöffnet wird. Am Zwanzigsten hat die Lehrerin es ihnen allen gesagt, daß der Kaiser krank ist, vielleicht nicht unbedingt krank, und dann haben sie morgens in der Zeitung gelesen: „Der Kaiser ist tot.“ Immer wieder haben sich die Witte der Kinder zu dem düsteren Prunk der schwarzen Fahnen, die ringsum von den Häusern, die ganze lange Strassengeisse entlang, niederwehen und sich auf die Stadt zu senken scheinen wie ein Trauerflor.

„Wann hast denn Du's gehört? ...“ „In der Früh um Sieben haben's die Leute bei der Milchfrau erzählt, und dann hat uns der Vater auch die Zeitung gezeigt.“ „Uns hat es der Daniel schon gestern gesagt, daß es schlecht steht, er hat es gerührt, weil er Chauffeur bei der Erzherzogin ist.“ „Wie es die Hausmutterin erzählt hat, da hat die Mutter gesagt: es wird sicher nicht wahr sein, weil die Leute doch jetzt so viel zusammenreden.“ „Hast Du ihn einmal gesehen, den Kaiser? ...“ „Ja, ich hab' ihn gesehen in der Mariachillerstraße, wie er in die Hofburg gefahren ist, aber es sind auch schon drei Jahr' her.“ Mit traurigem Gesicht steht die Stamel

Wagt an das Schultor gekniet und weint leise vor sich hin. Vielleicht mehr stiller als berührt, denn ihre Jugend findet keine Vorstellungsbilder zu dem Begriff „Tod“, aber sie empfindet einen Druck auf ihrem Herzen, irgend etwas Lastendes, das sich nur in Tränen Befreiung schaffen kann. Bei nahe wäre sie ins Schulhaus hineingepurzt. Denn der schwere eiserne Schlüssel weicht soeben zurück: der Schuldiner erscheint, um den Einlaß freizugeben.

Sonst stürmt man die Stiegen hinauf, weil das allgemeine Kennen immer eine „Pey“ ist. Selbst die Mädchen nehmen zwei, drei Stufen auf einmal, überstürzen sich, lachen und johlen drauf los. Heute aber geht man ruhig, beinahe gestillt. Geräuschlos nehmen die Schulkinder ihre Plätze ein, und wieder einmal kann man es feststellen, daß im viel geschmähten Lärm doch eine Fülle reicher, bejahender Lebensäußerung steckt.

Jetzt schlägt es ein Uhr. Gleich darauf tritt „das Fräulein“ ein, die Lehrerin. Sie ist dunkel als sie den Kindern sich und schlicht, ohne große Worte, nur mit Herzlichkeit sagt, daß „unser guter, alter Kaiser gestorben ist“. Ihre Stimme zittert dabei ein wenig. „Wir haben ihn alle lieb gehabt, nicht wahr, Kinder,“ meint sie, „und keines von uns kann ihn vergessen. Er hat es schwer gehabt im Leben, oft sehr, sehr schwer, namentlich jetzt, seit Krieg ist, denn er hat immer nur den Frieden wollen. Und es ist sehr traurig, daß er ihn nicht mehr erlebt hat. Wir werden jetzt einen neuen Kaiser haben. Ich will Euch dann von ihm er-

zählen. Aber zuerst wollen wir des heimgegangenen alten Kaisers gedenken und wollen für ihn beten“ ...

Die kleine, schlachtkunde Doctormutter, die in der ersten Bank sitzt, schluchzt laut auf. Ihre Nachbarin, ein resolutes, feißiges Mädchen, spricht ihr zu und sagt, daß der Kaiser ja doch älter geworden ist, als so viele andere Menschen. Aber die Kleine will keinen Trost und meint, fast trotzig in ihrem Schmerz verharrend: „Dann häit' er auch noch älter werden können.“

Die Kinder stehen in den Bankreihen und haben die Hände gefaltet. Sonst betet immer die Adames oder die Berger Rosa oder auch die Erna Windbüchler vor, heute aber tut es die Lehrerin selbst. Ihre schmale, hohe Gesichtung im dunkeln Kleide, mit der strengen Linie der erhobenen Hände, wirkt wie ein Bild. Die Kinder haben sie alle gern, weil etwas in ihr ist, das über das Lehrhafte hinaus, das Menschliche in den kleinen Anspruch und sie zutraulich macht. Und dieses Liebe, Menschliche fühlen jetzt die Kinder, als sie anders bewegt, inniger, bedeutsamer, als sonst ihr Vatermutter sagt: „Vater unser, der Du bist im Himmel.“

So grüßen die Kinder, ehe sie des neuen Gedenken, ihren toten alten Kaiser. Ihn, dessen Fürsorge stets den Kindern galt. In all den Nachrufen, die man der Persönlichkeit Franz Josef I. widmen wird, dürfte keine Stellung den Kindern gegenüber eines der wichtigsten Kapitel werden. Schon zur Zeit als das finanzielle Wehrentkapital noch nicht

im Vordergrund des Interesses stand, hat der große Monarch immer der Kinder gedacht. Seis von neuem wies er Ehrungen, Auszeichnungen, die ihm zugedacht waren, zurück, um sie in Wohlthaten für die Jugend umzuwandeln. So hat er, der Weis, dieser Vorkämpfer, man möge beinahe sagen, zweiter Vergangenheit, die Zukunft vorbereitet, mit den eigenen Wünschen auch die Erkenntnis seines verblühten Sohnes in Taten bekräftigend, der es letztendlich wiederholt betonte: Das wichtigste Kapital eines Staates ist der Mensch.

Das war noch in Friedenszeit. Seither hat unser Land, gleich den anderen, schwere, mühsam abgerungene Blutopfer gezahlt, und der Mensch, der werdende Mensch, also das Kind, gewinnt immer höhere Wertung.

So wie sie dastehen, all die lieben Blondkopferln oder dunkeln Schädelschen, bilden sie als zukünftige Frauen und Mütter ein Stück von Österreichs nationaler Kraft — von Österreichs Reichtum. Sie werden so vieles reifen sehen von allem, was im Verneißel des gegenwärtigen Weltanstrahns noch brant und gärt. Aber keines von ihnen wird wohl die Stunde des regnerumwitterten Novembertags vergessen, da sie in der Schule bedrängten Gemütes, von einem Schauer noch unbekannter Wehe umflossen, für ihren toten Kaiser beteten, während ein Stück von Österreichs Weltgeschichte verflut und ein neues, nebelhaft verhüllt, aus den Jellen aufstieg, das mit leuchtenden Lettern die Ueberchrift trägt: Kaiser Karl I.

Helene Zuphal.



26./XII. 1916

42

## Die Mitschuldigen.

Sie sahen im Wirtshause beisammen und sprachen von den hohen Preisen und wie es jetzt schwer wäre, die notwendigen Dinge zum täglichen Lebensunterhalt zu bekommen. Jeder berichtete, was ihm und den Seinen in dieser Beziehung Schlimmes widerfahren ist. Schließlich sagte der Tapezierermeister, der das große Wort führte, alle Klagen und Beschwerden in dem Brennpunkt der Fragen zusammen: „Und wer, meine Herren, ist an dem Ganzen schuld?“

„Die großen Händler,“ sagte der Hausherr.

„Die Erzeuger,“ plauderte der kleine Fabrikant aus der Schule.

„Die Regierung,“ behauptete der Uhrmacher.

Nur der Fremde, den der Zufall des Platzmangels an diesen Wirtshausstisch gesetzt hatte, schwieg. Er hat sich bisher nur als Zuhörer an der Unterhaltung beteiligt. Jetzt waren aber alle Blicke in der Absicht fragend auf ihn gerichtet, zu erfahren, wen er für den Schuldigen halte. Da zögerte er nicht länger, seine Meinung vorzubringen, und sagte: „Gewiß, die Händler, die Erzeuger, die Regierung haben viele Schuld an diesen Zuständen, aber ihr — ihr seid die Mitschuldigen...“

Ueber diese Rede waren der Tapezierermeister, der Hausherr, der kleine Fabrikant und der Uhrmacher so sehr entrüstet, daß sie zunächst nur ein abwehrendes „Oho“ ausstießen konnten.

„Wir sollen schuld sein!“ rief der Tapezierermeister.

„Das wird uns der Herr beweisen müssen,“ fügte der Uhrmacher hinzu.

„So leicht kommen Sie uns nicht aus,“ drohte der Hausherr.

„Wir sollen schuld sein,“ wiederholte der Tapezierermeister, noch immer fassungslos über diese Behauptung. „Wir... Als ob wir etwas dafür könnten, daß es kein Schmalz, keine Butter, keine Kartoffeln und kein Mehl gibt. Zwei Stunden hat sich heute unsere Pepi angestellt und kein Schmalz bekommen, so daß meine Frau wieder kein badenes Kälbernes hat machen können...“

„Na und unsere Salt, meine Herren,“ ergriff der Hausherr das Wort, „unsere Salt war in sage sechzehn Geschäften, um die paar dummen Eier zu bekommen, damit wir gestern haben wieder alle Eierstöcker kriegen können...“

„Glad so ist's uns gestern gangen. Glauben S', meine Tochter hatt' einen Topfen wo kriegen können... wo wir schon so lange keinen Topfenstrudel g'habt haben,“ berichtete der Uhrmacher betrübten Tones.

„Na, was sagen Sie jetzt?“ wendete sich der Tapezierer an den Fremden. „Wollen Sie vielleicht jetzt auch nochaupten, daß wir mitschuldig sind?“

„Jetzt erst recht,“ entgegnete dieser. „Sie haben mir ja die Beweise geliefert. Ihr gebadenes Kälbernes, der Topfenstrudel, die Eierstöcker... das sind meine Beweise...“

Die Wirtshausfreunde sahen sich überrascht an. Aber sie noch etwas erwidern konnten, fuhr schon der Fremde sprechen fort: „Seit zwei Jahren habt ihr nun den Krieg, euch so notwendig schien, daß ihr ihn nicht entbehren zu können meintet, seit zwei Jahren hört ihr täglich, daß der Krieg außerordentliche Verhältnisse schafft, daß er die Lebensbedingungen umgewandelt hat und daß alles nicht mehr gilt, was im Frieden gegolten hat. Man hat euch gesagt, daß ihr euch anpassen und einschränken solltet. Was habt ihr aber getan? Habt ihr euch angepaßt und eingeschränkt? Ich habe nicht viel davon gesehen. Ihr habt wohl von den anderen verlangt, daß sie sich einschränken sollen und anpassen mögen, aber ihr Begüterten, ihr Verdienner, ihr Selbsteinnehmer habt eure Lebensweise keinen Augenblick geändert. So oft es sich um etwas machen ließ, habt ihr Eierstöcker, Topfenstrudel, gebadenes Kälbernes und ähnliches Gutes haben wollen und habt es nicht im dritten Kriegsjahr missen. Hättet ihr euch wenigstens am Anfang eingeschränkt, dann wäre noch vieles da, um hätten auch viele Tausende eurer Mitmenschen davon leben können. Euer Verzicht hätte auch bewirkt, daß diese so hohen Preise entstanden wären, denn diese sind nur gekommen, weil die Händler sahen, daß ihr um jeden Preis alles haben wollt, daß ihr jeden Betrag bezahlet, um nur euer gebadenes Kälbernes, euren Topfenstrudel und die Eierstöcker zu bekommen. Eure Genußsucht, eure Habgier, der Mangel eurer Selbstbeherrschung, das sind die Ursachen der hohen Preise und die beachtenswerten Mitursachen jener Knappheit, die uns jetzt auferlegt ist. Ihr habt nicht umlernen wollen, sondern es den anderen zugeschoben: das Umlernen, das Anpassen und Einschränken. Ich glaube also euch deutlich erwiesen zu haben, daß ihr an den Uebeln, die ihr so sehr beklagt und die die anderen, die Unschuldigen, die an den Ursachen dieses Krieges keinen Anteil haben, noch mehr treffen, große Mitschuld trägt. Ihr habt mich verstanden, meine Herren... Guten Abend!“ Der Fremde sprach's, gab dem Hausherrn die Beche und ging seines Weges. Der Tapezierermeister, der Hausherr, der kleine Fabrikant und der Uhrmacher über schwiegen, bis einer aus ihrer Mitte sagte: „Das kommt davon, wenn man sich mit Fremden in ein Gespräch einläßt, die keine Ahnung vom Wiener Leben haben...“ u.

## Wiener Frühleben.

Es war einmal — aber das ist schon sehr lange her und liegt zurück in der Zeit des Friedens —, da liebten wir es, uns nach dem Ablauf des Tages in den Strudel des Nachtlebens verstricken zu lassen, und der echte Lokalpatriot wußte nichts Schöneres als von seinem Wien bei Nacht zu schwärmen. Im Kriege ist auch das anders geworden. Es gibt kein Nachtleben mehr, und nur davon zu sprechen, gilt heute fast schon als unziemlich. Wir haben allen Leichtsinne abgestreift, wir sind schwerblütig und sittenstreng geworden. Der Ernst der Zeit hat uns nachdenklich und bedächtig werden lassen. Unser ganzes Dasein richten wir nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten ein, und unser Erholungsbedürfnis regeln wir nach den Grundsätzen der Hygiene. Wir gehen bald schlafen und wir sparen mit dem Sperrschlüssel wie mit dem Licht. Und weil die unerbittliche Gegenwart uns dazu zwingt, bei Zeiten für des Lebens Notdurft zu sorgen, und überall dort, wo es etwas zu erwerben gilt, so früh als möglich am Platze sein, sind sogar die Behäbigen gelegentliche Frühauflsteher geworden. Um 6 Uhr morgens oder überhaupt im Zwielicht des anbrechenden Tages das Haus zu verlassen, war früher eigentlich nur dem Fabrikarbeiter vorbehalten, der zeitig aufbrechen mußte, um aus entlegenen Vorstädten nach der Arbeitsstätte zu eilen. Wie ganz anders liegen die Dinge heute! Für Tausende von Hausfrauen, für Reihentausende von Dienstmädchen hat das Tagewerk schon lange vor sechs Uhr früh begonnen, und wer jetzt in den ersten Morgenstunden durch die Straßen wandert, begegnet einem Verkehrsleben, das ihm neuartig und so ganz im Widerspruch mit den alten, bequemen Wiener Lebensgewohnheiten erscheint. Nicht schlaftrunken und traumverloren, sondern unheimlich nüchtern und erschreckend realistisch nimmt sich dieses Wien im grauen Morgen aus, und die Menschen, die fröstelnd die Straßen bevölkern, scheinen aus einem anderen Holz geschnitten als jene Wiener von einst, die sorolos in den Tag hineinschliefen. Das ganze Verkehrsleben hat sich verschoben, der Stundenzeiger der Tageseinteilung ist vorgeückt. Das Nachtleben von einst ist verdrängt durch ein Frühleben, und an die Stelle der leichtsinnigen Duldsstimmung ist die ernste Entschlossenheit und freilich auch oft die Erbitterung getreten. Aus manchem Wiener Nachtschwärmer ist ein Frühauflsteher geworden, der seine ganze Geduld aufsparen muß, um vor den geschlossenenäden der Lebensmittelhändler, der Petroleum- und Spiritusverkäufer in stundenlangem Warten ausharren zu können. Nichts kennzeichnet die Steigerung des Morgenverkehrs anschaulicher als die Ueberfüllung der Straßenbahnen, wie sie seit Monaten tootätlich zwischen 5 und 7 Uhr früh zu beobachten ist. Und fragen wir den Statistiker, ob er uns diese Verkehrszunahme in Ziffern anschaulich machen kann, dann erhalten wir eine geradezu überraschende Auskunft: Im Mai 1914 wurden an 12 Sellenarten für die Benützung der Elektrizität in den Morgenstunden 3,774.000 Kronen, im Mai 1916 jedoch 5,088.000 Kronen umgesetzt. Das heißt, der Straßenbahnverkehr hat sich in den Morgenstunden um ganze 30 Prozent gesteigert. Er ist um fast den gleichen Prozentsatz in den Nachstunden gefallen. Das ist eine Erscheinung von nicht zu unterschätzender wirtschaftlicher und sozialer Bedeutung, ein Umstand, der darauf hindeutet, daß der Wiener Verkehr in ganz neuen, ungewohnten Bahnen sich bewegt. Das Nachtleben ist eingeschlafen, ein Frühleben, wie wir es vor dem Kriege nicht ahnten, ist zu beobachten. Aber wir brauchen uns dieser Wandlung nicht zu schämen, denn dieses Frühleben ist ernst und lehrreich nicht nur für uns, sondern auch für alle Fernstehenden, die dieses neue Wien im Kriege noch nicht kennen.

Nachdruck verboten. **Beim Antellen.**

Ein zeitgemäßes Märchen. Frau Häberle, die Gattin des städtischen Dieners Herrn Tobias Häberle, war in heller Verzweiflung. Sie hatte nicht ein Defragament Butter, Speck oder sonstiges das verbrühteste Recht hatte, für sich und ihre Lieben wöchentlich je zwölf Defragament dieses unerlässlichsten Nahrungsmittels zu beziehen.

Aber ich weiß, was ich tue, sagte sie mit finsterner Entschlossenheit, morgen früh um vier Uhr früh auf, daß ich die Gasse bin. Giebt mir gar nichts daran, wann es die anderen tun können, kann ich es auch tun!

Und wer macht dann das Frühstück? fragte besorgt Herr Häberle; denn in Punktlo Essen war der Mann ein Bedienter und duldete nicht die geringste Unregelmäßigkeit.

Na, um Gottes willen, wann ich um fünf in der Früh fort geh, so werd ich doch um halber Sieben schon 3 Haus sein können. Und wann ich um a Viertel über halbe Stunde später kommet, so is ja desweg'n a no net aus und g'leich'n. Die Rest wird do um Gottes willen a schon das G'schlader 3'ammbring'n! Mit g'nua is ja schon!

Die Rest war die fünfzehnjährige Tochter. Schon selber anziehn und der Karri können sich eh die Rest beim Anziagn helfen. Und Du gehst ja so erst nach Achte fort!

Aber so zeißi — das ist ja ein Unfinn! — sagte Herr Häberle. Um halber Siebene war no Bett g'nua.

Unfinn? — fahr Frau Häberle auf, denn in Küchenangelegenheiten lieh sie sich absolut nichts doreinreden; wann nur so a Mannsbild nüz red'n kat! Und um halber Siebene? So a Mannsbild versteht rein gar nit. Um halber Siebene ist 3' schon lang 3'pat. Da kann i dann schon wieder nachspan'n, wann mir die anderen mit'n Butter und Speck vor der Nas'n dawon geh'n. Redis mir nit drein, i geh' morg'n um fünf aus'n Haus!

Frau Häberle stellte den Becker auf halb fünf Uhr. S' muach Punkt fünf beim Selcherladen sein, sagte sie, sonst komm ich wieder 3'pat. Was i mir amol vornimm, das führ' i a aus!

Na, das kann morg'n in da Früh a Remasuri werd'n, kaurrie Herr Häberle.

Na, Du wirft net die Drafn kriag'n, wann morgen um halber fünf der Becker abgeh't, sagte Frau Häberle.

Die resolute Frau Häberle stand genau nach dem Gebot des Beckers auf. Die Kinder wurden munter, mußten aber sofort wieder ruhig sein. Herr Häberle drehte sich um, genutzte ein Werriges und schlief dann ruhig wieder ein.

Frau Häberle nahm den kleinen Feldstuhl, die Martkassche und vergewisserte sich, ob sie auch die Bettkarte mit sich habe. Dann nahm sie Abschied von ihren Lieben und stolperte über die finstere Stiege hinauf.

Es dauerte lange, bis ihr der Hausmeister aufsperrte. Er wollte ein längeres Gespräch beginnen über den Krieg und die Linneneinheitszeiten, die dieser mit sich bringe. Aber Frau Häberle hielt diesmal nicht stand.

Na, so, sagte der Hausmeister, mei Weiss is schon vor auzer halber Stunde fort.

Marand Josef, rief Frau Häberle aus und räumte lo eilig zum Lor hinaus, daß sie beinahe den Hausmeister umgeworfen hätte.

Endlich ward der Laden aufgesperrt; truppweise wunden die Leute hineingelassen.

Reden S' nit gar so viel, meine Herrschaften, gebot der Wachmann, die Leut' wollen ja noch schlafen. Wann S' a stad san, kommen S' in den Selcherladen grad so g'leichwind eini, wie wann S' reden, und wenigstens verliuchen S' g'nua nit in Hals!

Langsam — unendlich langsam hob sich Trupp um Trupp vorwärts. Vom Turm des Rathhauses stangen schlaftrig, in erstarrtlich langen Zwischenträumen die Schläge der Rathausuhr.

Stunde um Stunde verging. Unterdessen war die Strafe lebendig geworden, Wagen rasselten über das Pflaster, drüben über den Kirchenplatz wolle sich schon läutend und trampelnd die Elektrische.

Auf den Dächern lag das helle liebe Morgenlicht. Frau Häberle war schon todmüde. Als es ihr endlich gelang, in das Selchergeschäft hineinzukommen, schlug es vom Rathausgurtum neun Uhr.

Maatta Gottes — lo spät schon? — seufzte sie, na, das wird dabant a schon's G'würgt geh'n ham!

Die Martkassche am rechten Arm, den Reibstiesel in der linken Hand, räumte sie in sitzender Elle nach Hause.

Aber es war sonderbar — höchst sonderbar! Es ward ihr ganz unheimlich zu Mut. Je näher sie der Straße kam in der die Familie Häberle ihr Dornhül hatte, desto fremder kam ihr alles vor.

Du weißt doch, sagte Vater Häberle kopfschüttelnd, Rest ist schon lange verheiratet. Sie hat zwei sehr herrliche Kinder.

Frau Häberle war fastungslos. Und Minna? — fragte sie und lachte dazu, als ob sie irrsinnig wäre.

Ja, derre Dir nit, der Bras ist auch schon verlobt. Sie hat schon eine ganz nette Stellung bei der Bank.

Und die Buben? Wo ist Böldl, Karl? — fragte Frau Häberle, mein Gott, ich bin ja wahrnimmig — wo sind die Kinder?

Nun, ich versieh' Dich nicht, daß Du alles so vergessen hast! Ich hab' ja gleich gesagt, das mit dem Antellen um 5 Uhr früh ist ein Unfinn. Nun siehst Du, was Du alles verpackt hast! Böldl ist schon Lehrer — er ist da ganz in der Nähe an der neuen Schule angestellt. Karl ist in der Realschule, in der letzten Klasse!

Frau Häberle samt stöhnend im Küchenstessel zusammen.

Ich werde wahrnimmig, sagte sie, nein, ich bin's schon!

Sie legte den Kopf auf beide Arme; auf den küchentlich gefauert, schlüchzte sie wie ein wildes Tier.

Über, Mutter, rief Vater Häberle erschrocken, sah Dich doch!

Und er rüttelte sie mit aller Macht, daß sie wieder zu sich komme.

Sie schlug die Augen auf, und da sah sie auf dem Feldstiesel in dem Winkel beim Lor. Ein Wachmann hatte sie aufgeweckt, denn sie war auf ihrem Stessel eingeschlafen.

Erschrocken sprang sie auf.

Komm' ich schon d'ran? — fragte sie.

Ja, der Selcher hat schon aug'sperrt. So san schon 3'pat d'ran! Sie hätten halt net einzuschlafen sollen. Gest können S' g'nua wozu wieder anstell'n, sagte der Wachmann.

Frau Häberle räumte wie gehetzt nach Hause, der Wachmann sah ihr kopfschüttelnd nach.

Aber, so spät kommst, sagte Herr Häberle, und die Kinder umdrängten sie; i woll' Di schon holen geh'n! Daft was kriagt?

Sie schüttelte nun den Kopf.

Na, das hat sich ausgah't! So zeißi stellt Di hoffentlich nimmer an!

Na — nimmermehr, i hab' von dem amal g'nua! — sagte Frau Häberle.

Und man sah ihr's im Gesicht an, daß es ihr vollster Ernst damit war.

Na, nimmermehr, i hab' von dem amal g'nua! — sagte Frau Häberle.

Und man sah ihr's im Gesicht an, daß es ihr vollster Ernst damit war.

Na, nimmermehr, i hab' von dem amal g'nua! — sagte Frau Häberle.

Und man sah ihr's im Gesicht an, daß es ihr vollster Ernst damit war.

Im Stammeisl.



Das hätt' si wohl kaner von uns denkt, wie ma's letztemal d'Jammtomma san, sagte Spannagl und blidete nachdenklich vor sich hin, daß unfer'n armen Kaiser so schnell zu End' sein wird.

„Jedenfalls hätt' mit kan Gedanken dran denkt,“ sagte Oberberger, „und wenn i's betracht, so kann i mir's bis zum heutigen Tag no net vorstell'n. Was die Jungen san, die werd'n si leichter dreinfinden, aber wir Alte... I was net, ob's Euch auch a so geht, aber für mi war „Kaiser“ allemal das nämliche wie „Kaiser Franz Josef“. Wie i a Kaner Bua war, is er unfer'n Kaiser g'west, wie i dös word'n bin, was ma an „lockigen Jüngling“ nennt, hab' i im Franz Josef unfer'n Kaiser gernhaben g'lernt und ject'n, wo i anfang, a „alt's Möbel d' werd'n und wo's mit immer no der Franz Josef unfer Kaiser g'mesen, grad, als mügt' das immer so sein und köunt' gar nie net anders werd'n: da nämliche Franz Josef, den wir Alten a bitterl respektlos, aber dafür so recht aus vollem Herzen außa gern „unfer'n Dronal“ g'hab'n hab'n. Er schüttelte nachdenklich den Kopf. „Wie i sag,“ meinte er, „i kann mir's net vorstell'n, i net!“

„I a net und i man: Kaner von uns, wie ma da beisamm' san,“ sagte Etichler; „i bin zwar kaner von die Aeltesten, mit 'm Paarwuchs freh's bis dato no ganz leidli und daß ma mi an alt's Möbel habst, dös bitt' i mir g'falligt aus; aber da drüber denk' i grad a so wie Du. Gibt's denn heut' no an Menschen in Oesterreich, der unfer'n armen Kaiser g'lebt hat als wie unfer'n Franz Josef? Grad daß si a alter Herr no duntel an san Vorgänger b'sinnt, aber dezimal is er no a Kaner Bua und zum Nachdenken net g'loset quia g'west. Wie er erwachsen war, is der Franz Josef sei Kaiser g'wesen und mit eahm san d' meisten von uns aufgewachsen, mit eahm

haben s' g'lebt, mit eahm san s' alt word'n. Dadurch is von selber in an jeden das G'fühl entstanden, daß si zwa s' samung'hören, der Kaiser und er. Daß dös ject'n auf amol anders san soll, kommt an ganz spauisch vor.“

„Wann hast denn Du, n Kaiser zum letztenmal g'jeh'n?“ wendete sich Spannagl an Etichler. „Dös is scho hübsch a paar Jahre'n her,“ erwiderte der Befragte. „Wann war's denn? Im Neunerjahr, wann i mit recht derinner, damals — Ihr werd'is Euch eh no dran b'sinnen — wie die Memerbuben mit ihr'n Luftballon in 'n Prater kommen san. Dezimal is a unfer Kaiser drum' g'west, und a quater Bua hat's woll'n, daß i ganz in die Näh' von eahm d' ject'n komm'. Daß i ka Hüfmeier bin, der mit 'n Schneegläschel glet bei der Hand is, meine Herr'n, dös wißt's; aber wie damals der alte Kaiser den Memerjoch die Hand gibt, wie er s' recht lobt und eahna auf d' Schulter klopf, damals — i sag's, wie's is — damals san ma die hellen Tränen nur so über die Wangen abag'lossen, als wie an jungen Madel bei an Klaffischen Stuck.“

„Die heut' jung san, hab'n ja 'n Kaiser nimmermehr so kennt wie unferens“, sagte Oberberger; „wann i so dent', zu meiner Zeit, da hat ma eahm oft und oft g'jeh'n. Man kann sag'n, damals hat er mit 'm Volk und unter eahm g'lebt. Wie oft derinner' i mi, wann i mit mein jölichen Batta in Prater spazier'n g'gangen bin, hat er mi auf amal g'kuppst und g'sagt: „Nimm 'n Quat aba, Bua, der Kaiser!“ Da is er dann in der Skaleschen vorüber g'fahr'n, oder g'ritten, oder a d' Quat g'gangen, wie's grad war. Und später dann — wie oft hab' i 'n Kaiser mitten unter die Leut' g'jeh'n, im dreihundertger Jahr bei Spieltsweil, wie die Weltausstellung g'west is, dann bei die Praterfahrten jed'mal im Mai — und oft und oft. Dezimal war'n dös Wachtel mit eahneren „Baruck!“ no net so freigebl' wie heutzutage bei solche Anläß' und wann ans 'n Kaiser hat ject'n woll'n, hat eahm niemand dran g'hindert; g'müatliche Zeiten war'n das damals no. Unfer Kaiser war's ja selber, der oft und oft g'lagt hat: „s' Volk will mi ject'n — alsdann laßt's eahm dös Freud.“

„Du,“ begann Schwaffer zu erzählen, „hab' 'n Kaiser erst vor zwa Jahre'n zum letztenmal g'jeh'n, in Schönbrunn drauß, wie die große Kinderhuldigung war. Wer dös net g'jeh'n hat, wie unfer alter Kaiser dezimal am Ballon aufkommen is und mit eahm der jectige Kaiser, der damalige Thronfolger, und dös Klane Bawerl, 'n neuen Kaiser iet Bua, der ject'n über Nacht Kronprinz word'n is, wer dös damals net g'jeh'n hat und net g'hört

hat, wie die tausend und tausend Kinder ihr'n Kaiser zugruafen und zug'wunten hab'n, der hat überhaupt nir g'jeh'n. Dös san so Sachen, wann ma's berlebt, die ma, man i, bis an jetz'igs' End' net vergißt.“

„Vom netchen Kaiser,“ sagte Oberberger, „was ma no net viel, aber was er in sein' Manifest zum Volk sagt, dös hat Hand und Fuß und ma g'spiert's: Dös is auer, der's Herz am rechter' Fleck hat und der genau was, was er will.“

„Und dem's sein Wunsch is,“ ergänzte Spannagl, „daß a der Klane Mann sei Pläzert in der Welt hab'n soll, daß eahm kaner verwehrt. Wer arbeit', der soll von seiner Arbeit a den Nutzen hab'n, den er verdient, a jeder gleich und in gerechter Weis'; dös sagt der neuche Kaiser und d'rans schach i, er will's net leiden, daß amer nur 'n Profit und der andere nur die Arbeit kennet lernt, und der andere wieder nur das Schwere. Stofen ma an auf unfer'n neuchen Kaiser, auf 'n Kaiser Karl.“

Die Kläser klangen aneinander und würden geseert. „An den Namen,“ sagte Schwaffer, nach dem er sein Glas niedergestellt hatte, „wird ma si erst g'wöhna müassen; heut' kringt er an no fremd im Ohr, weil ma si's no net recht vorstell'n kann, daß unfer Kaiser anders habst, als Franz Josef.“

Oberberger hatte indes, wie stets um diese Stunde, an den Heimweg zu denken begommen. „Die Meinige,“ sagte er, „hat ma's eh für übel g'nommen, daß i in aner Zeit wie der jectigen no Lust hab', mi ins Wirtshaus d' jehen. Daß so was a Hohheit und a Pietätlosigkeit is, hat i g'mant, aber i hab' ihr zur Antwort geb'n: Na! So is unfer guter alter Kaiser g'wolk net g'wesen, daß er an von seine Bürger seine Klane Freuden und Wohlhohheiten mißgunnt hätt', und was das Trinken anlangt — dös wißt's Ihr alle, daß der Kaiser ka Begner davon g'west is. A Kläserl „Barten“, hat allereel auf sein' Tisch sich'n müassen und an grater „Niederstreichler“ hat er gen die Ehr' erwiesen. Unrecht's tuan ma net, und daß ma uns im Beisl d'ammischen wie sonst — wann er reden kunn, leid's verjochert, er möcht's uns net für übel halten. Dös hab' i der Meutigen g'sagt, aber Ihr wißt's ja, wie Weiber san; wann i ihr's a no so oft explizier', sie wird do nie und nimmer stagen'n, daß i recht hab' und sie unrecht. Drum is's's G'schietste, i geh'.“

Er betabschiedete sich von den Freunden, beglich seine Bege und g'g. Thomas Berger.

## Das gemütliche Wien.

### Szenen.

Ein Kaffeehaus in der Praterstraße. Am Dienstag, den 21. November 1916, um halb zehn Uhr abends. Ein Mann stürzt atemlos herein. Seine Pupillen sind unnatürlich erweitert, der Blick ist angestrengt nach innen gelehrt. Er wirft einen Sessel um, läßt ihn liegen und nähert sich in höchster Eile einem Tisch, an dem welche Karten spielen, andere zuschauen. Er spricht bereits, bevor er den Mund aufstut, mit den gegen die überrascht Aufspringenden ausgestreckten Händen. Das folgende wird so rasch gesprochen, daß sich nicht feststellen läßt, wer redet.

„Ich hab schon!“

„Wo? — Er hat? — Ma muß gleich — auf der Stelle — wojo weiß er?“

„Man hat ihm so spät —?“

„Warum soll er nicht für Geld, um Mitternacht werden sie geben! — Wo hat er — reden soll er!“

„I h n e n wird er sagen!“

„Mir! — Ich hab ihm bei Kaffee geholfen, nicht zu reden bei Sandjude, vor zwei Jahren für die Hönzofront!“

„Ich bin für Stephansplatz, Sie auch?“

„Opernring is besser, tofsicher sag ich!“

„Ma darf ka Zeit verlieren, ich nehm Neuer Markt. Neuer Markt is Ia.“ — Heute krieg ich noch um fünfzig Ka pro Fenster!

„Stoßen Sie nicht! — Wer stoßt? — Ich stoß? — Sie stoßen!“

Alle stoßen; drängen einander, treten einander zur Seite und plagen zur Türe hinaus.

Ein fremder Gast: „Sie Markör, was ist los?“

Der alte Markör: I g l a u b — i g l a u b g a r — u n s e r K a i s e r i s g s t u r b n!

W.

# Von Schönbrunn nach der Hofburg.

Drahtmeldung unseres Berichterstatters

Emil Ludwig.

\* Wien, 28. November.

Heute nacht hat der tote Kaiser Schönbrunn verlassen, Schönbrunn, in dem er geboren war, in dem er seine heitersten Tage verlebte und seine traurigsten, in der Fülle der Liebe und in der Gebrochenheit des Schmerzes. Ein fogenhaft langes Leben, beinahe zum Mythos geworden, hat er gelebt und einsam in ein paar Zimmern des riesigen Schlosses beendet, so unsichtbar dem Volke, wie er ehemals sich in Wien sichtbar zu machen nicht müde geworden war.

Draußen vor dem äußeren Schloßthore brannten die Gastandlader in freier Flamme und bildeten im Winde ein feierliches Spalier, zugleich mit ihrem rötlichen Schein die Massen erhellend. Maniera gleich standen sie bis zum Portal, aber der Eingang zum Schloßhof war versperrt. Der weite wundervolle Platz war leer. Nur eine kleine Gruppe von Beamten, die im Schlosse wohnen und zu denen mich die Gunst des Schloßherrn brachte, drängte sich um die alten Kastanien, die, jetzt entlaubt, neben den gelben Mauern stehen. Es war kalt, aber es war klar geworden, nachdem der ganze Tag in Trübheit gegangen hatte, und in sicherer Klarheit standen die Sterne über dem dunklen weiten Hof. Das Schloß war in seiner mittleren Teile beleuchtet, unten und im ersten Stoß, und da er niedrig liegt und nirgends Gärten hängen, konnte man viele Schattenrisse in den oberen Räumen passieren sehen.

Die Schloßuhr schlug 9 Uhr. Am Tor wurde die Wache abgelöst. Kommandos hielten durch den leeren Hof. Nichts unterbrach die Gewohnheit der Jahrzehnte, und nur der Federbusch der aufziehenden Wache mochte ungewöhnlich sein. Als ich mich nach ihr umblende, sehe ich dicht hinter uns eine kleine Gruppe: Wasser aus der Dunkelheit hervorleuchtend. Es ist einer von den beiden Rundbrunnen, die in gemessener Stille den Schloßhof beleben. Indem ich nun den Meeressog und die Nymphen betrachte, die miteinander scherzen, diese unbewegliche Gruppe, die seit mehr als hundert Jahren ihr heiteres Spiel treibt — die als ein letztes Zeichen aus großer Ferne an die Heiterkeit der Schönbrunner Tage erinnert, in denen ein junger Kaiser die Schönste von Europa noch lieber in dieses Lustschloß führte, als auf seinen mächtigen Thron — da stiegen die Zeiten auf, in denen glückliche kleine Prinzessinnen am Rande dieses Brunnens spielten und ein heranwachsender Erbe sich von den anderen wandte, um nicht mehr Kind zu sein. Viele Gestalten aus den gesonnenen Zeiten dieses Habsburgers tauchten aus dem Brunnen auf, der nun kalt und wie vereist im Zeichen dieser Nacht dieser Trauer liegt. Und als ich mich dann zurüchwandte, und unwillkürlich jene dunklen Fenster suchte, hinter denen ich das Arbeitszimmer und das Staatszimmer des alten Kaisers wußte, da stellten sich ein paar alte Frauen vom Schloßdienste neben mich und zeigten auf ein paar Schatten, die sich am erleuchteten Fenster des rechten Flügels hinbewegten, und sagten: „Das ist Valerie. Jetzt gehen sie aus ihren Zimmern hinein!“ Wirklich strebten zu gleicher Zeit von der linken Hälfte des Mittelplazes Schatten jener Ede zu, an der der linke Fensterladen geschlossen war. Denn dort stand im Sterbezimmer noch der Sarg und sollte jetzt eben segnet und gehoben werden. Aus dem Schatten traten Gestalten hervor, als sie das Fenster vor jenem Raum passierten. Man erkannte in Weiß die Geislichkeit und sah dann die Leibgarde mit dem Federbusch sich an dem Fenster der Großen Galerie aufstellen, um dort Spalier zu bilden.

Jetzt ist 1/10 Uhr abends. Zugleich kommt auch der Hof in Bewegung. Aus einer dunklen Ede der Durchfahrt unter dem geschlossenen Fenster des Kaisers reiten zwei weiße Gestalten hervor, sonderbare Windlichter in den Händen. Langsam folgen ihnen zwei,

drei große Staatskarossen, golden, sechspännig, die in den Federn wippen, weil sie noch leer sind. Zwischen ihnen wieder Reiter mit Laternen, und in Schwarz folgt dem Gold der Reichenwagen achtpännig. Weiße Reiter stellen sich in Front zur großen Treppe, und die leeren Wagen beginnen einen Umzug um den Hof, um die Pferde ruhig zu halten.

Da, mit einem Male, erstrahlt das Schloß. Mit einem Druck hat man drinnen die große Galerie des Schlosses erleuchtet, wie nur bei seltenen Festen, und wie sie nun seit Jahren nie erleuchtet gewesen ist. Im glänzenden Aufbar der Kronenleuchter und stattlichen Pixandolen strahlt das Licht von den Decken und Wänden und dringt ohne Hemmung vor. Bis in den Hof strömt die festliche Beleuchtung und schleudert wie in Katakomben seinen Glanz hinaus. Die ganze Szene ist in diesem Augenblick verwandelt. Wie zu einem Feste erstrahlt noch einmal dieses alte Schloß, ehe es sein Herr für immer verläßt. Und der tiefe Zusammenhang wird deutlicher, mit dem bei Trauer und Lust sich Zeremonien und Formeln zu wiederholen pflegen. Zugleich wird jede Bewegung im Innern deutlich sichtbar: Aus der Linie der verschlossenen Fenster bewegt sich nun hinter den blendend erleuchteten Fenstern ein Zug. Erst bis zum Mittelplatz, dann um die Ede durch die große Galerie, genau bis in die Mitte des Schlosses. Mit Dichtern schreitet in weißen Soutanen die Geislichkeit voraus. Weiß schimmernd folgen ihr die Offiziere der Garde. Ihnen folgt auf den Schultern der Kammerdiener der Sarg, in dem der Kaiser ruht. In einem schwarz und golden dunkel aufschimmernden Kasten, so wird er durch eine blendende Galerie getragen, mitten durch die von einem Diener geöffnete große helle Tür. Der Zug tritt ins Freie. Und über dem rechten Teil der großen offenen Treppe steigen in langsamem Zuge die weißen Edelknappen, die weißen Offiziere der Leibgarde, die oberste Hofgarde herab. Aber als eben der Sarg auf den Wagen gehoben worden war und dieser sich zur Abfahrt anschickte, geschah etwas ganz Unerwartetes: In der Richtung des Wagens über jener Ede, wo das Arbeitszimmer des Kaisers lag, fiel eine Sternschnuppe quer über den Himmel. Die kleine Gruppe von Beamten und Bedienten im Hofe, die jeder Phase der Zeremonie mit einem familiären Flüstern gefolgt war, lachte beim Anblick dieses wunderbaren Zeichens halblaut auf. Die alten Leute, die ohnehin den Verlust eines gültigen Herrn persönlich schwer ertragen, fingen zu weinen an, und eine alte Frau neben mir sagte: „Ein Stern, und noch dazu im November, wenn das nicht mit unserem seligen Herrn zusammenhängt!“ Im Augenblick, als der Sarg das Schloß verließ, begann es in der Schloßkapelle zu läuten. Und als der Zug sich langsam durch die Mitte aus dem Hof hinaus bewegte, erschallte nach dieser langen Stille zum ersten Male ein Ruf: Es ist die Wache, sie wird ins Gewehr gerufen, wie immer, wenn der Kaiser durch sein Tor fährt. So heute nicht anders. Während der Sarg die Treppen hinuntergetragen und auf den Wagen gehoben wurde, und während sich der Zug formierte und abfuhr, sahen die Trauergäste, die nicht mit dem Zuge fuhren, von den glänzend erleuchteten Fenstern aus zu. In Schwarz gehüllt standen an einem Fenster die beiden Töchter, die Erzherzoginnen Valerie und Offela, an anderen Fenstern zahlreiche Damen und Herren. Nur der junge Kaiser stand allein, er stand im offenen rechten Fenster neben der Mitte und sah der Bewegung im Hofe aufmerksam zu. Aber als er schon zurückgetreten und noch, als wenige Augenblicke später die Galerie gelblicht und nur auf ein gewöhnliches Licht zurückgeführt war, standen die trauernden Töchter allein und schauten jenem Zuge nach, dem sie in der Dunkelheit kaum mehr mit den Augen folgen konnten.

## Der Opferpriester und sein Opfer.

### Der „Kampf“ und der Meuchelmord im Hotel Reisl und Schadn.

Der „A.-Z.“ vermochten wir durch beharrliches Aufdenbuschklopfen doch die nachträglichen Ueberfälle auf den vom Sohne ihres Herausgebers Parteisekretär Dr. Friedrich Adler ermordeten Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh abzugewöhnen. Aber da die Katzen nicht lassen kann, bringt der Chefredakteur der von Dr. Viktor Adler herausgegebenen „A.-Z.“, Friedrich Austerlitz, seine Kritik am Ermordeten, die er nicht lassen kann, irgendwo anders unter, und zwar — im „Kampf“! Ausgerechnet im „Kampf“, dessen Oktobernummer noch von Friedrich Adler als „Verantwortlichem“ gezeichnet war und einen Friedrich Adlers Programm enthaltenden Aufsatz an erster Stelle gebracht hatte! In der Novembernummer des „Kampf“, die Abg. Ferdinand Skaret als verantwortlicher Redakteur zeichnet, hätte die Welt der anständigen Leute wohl etwas anderes über den Grafen Stürgkh erwarten dürfen, als einen Leitartikel „Der eingebildete Staatsmann“ von Friedrich Austerlitz. Das Blatt, dessen Chefredakteur den Grafen Stürgkh ermordet hat, bringt in der ersten nach dem Meuchelmord erschienenen Nummer nicht nur keine Silbe redaktionellen Bedauerns und redaktioneller Abbitte und Sühne, sondern schleudert dem Ermordeten noch einen Aufsatz nach, dessen Uberschrift im Blatte des Mörders allein schon eine ungläublich rohe Verhöhnung des Ermordeten ist!

Der Inhalt, der der Artikelüberschrift entspricht, entbehrt für die weitere Dementlichkeit des Interesses, denn es ist ziemlich gleichgültig, was Austerlitz am Grabe des Grafen Stürgkh von einem Staatsmanne verlangt, damit er ihn als solchen gelten lasse. Aber wenn es in dem Leitartikel eines Blattes, das dem von seinem Chefredakteur gemeuchelten Grafen Stürgkh die schuldige Abbitte verweigert, hochfahrend mit Bezug auf den Ermordeten heißt, es sei „klar, daß derjenige, der sich mit dem Parlament so geirrt hat, eher verpflichtet gewesen wäre, ihm auf den Knien Abbitte zu leisten (!), als berechtigt, es in Hochmut zur Seite zu schieben“, und wenn dann abschließend gesagt wird, die Regierung Stürgkh „war und blieb der Typus einer Regierung, wie sie nicht sein soll und nie sein dürfte“, sie stehe da „als Warnung nach unten und nach oben“, so ist man in Verlegenheit, ob man mehr über die Kühnheit staunen soll, mit der da die Tat, die hinweggeräumt hat, was „nie sein dürfte“, zu erläutern versucht wird, oder darüber, wie Stürgkhs Ermordung durch den sozialdemokratischen Parteisekretär und Redakteur des „Kampf“ im nämlichen „Kampf“ vom Chefredakteur des Hauptorgans der Partei zu „Warnungen nach unten und oben“ benützt wird.

Bei solcher geistiger Neigung und moralischer Verfassung kann es nicht wundernehmen, wenn dem Grafen Stürgkh selbst von der Presse der Partei, deren Parteisekretär der Mörder war, ja selbst im Blatte, das der Mörder leitete und schrieb, das alte Benefizium „De mortuis nil nisi bene“ verweigert wird. Seinen Aufsatz

über den „eingebildeten Staatsmann“ begründet Austerlitz damit, daß es seine „politische Pflicht“ war, aus Stürgkhs fünfjährigem Regieren „die Lehren zu ziehen“; darum läßt er sich, obwohl er erkennt, daß eigentlich die Kritik „angesichts der erbarmungslosen Härte dieses Urteils“ (! Adlers Mord ein „Urteil“!) verstummen müsse, nicht abhalten, sein kritisches Bedürfnis ausgerechnet im „Kampf“ zu befriedigen:

„Und indem wir daran denken, daß die Bluttat von einem Manne begangen ward, den wir mit Freude und Genugtuung in unserer Mitte sahen und von dem wir, allen Meinungsverschiedenheiten des Augenblicks zu Trotz, ein schöpferisches Mitarbeiten für die großen Menschheitsziele unserer Partei gewärtigen und wohl erwarten konnten, gewinnt der Kummer über unser Gemüt die Macht und schwächt die Neigung zu politischen Betrachtungen, die zum Alltag hinüberleiten. Wir hätten wohl, das Merkwort und den Ruf der Leidenschaft, um über den Grafen Stürgkh, den steten und beharrlichen Befehlshaber des demokratischen Gedankens in Oesterreich, mit Nachdruck zu richten; aber der tragische Tod hemmt die Nachrede und in dem Mitleiden mit dem Opfer und dem sich Opfernenden geht vieles davon unter, was wir gegen den Lebenden als schweren Vorwurf zu erheben hätten.“

Das Mitleid mit „dem sich Opfernenden“, der „mit Freude und Genugtuung“ gepriesen und nach dessen herrlichen „schöpferischen“ Eigenschaften in den Massen ein wahrer Hunger zu erzeugen versucht wird, ist merklich größer als das Mitleid mit dem „Opfer“, dem „eingebildeten Staatsmann“, der regierte, wie es „nie sein dürfte“, und den Austerlitz „mit Nachdruck zu richten“ auch jetzt noch „das Merkwort und den Ruf der Leidenschaft“ besäße, wenn er nur wollte oder dürfte und könnte, wie er möchte. Der „sich opfernde“ Mörder Friedrich Adler — das Wort allein ist ein Bekenntnis, ein ganzes Programm. Ein Curtius, ein Arnold Winkelried hat „sich geopfert“. Die erhabensten Helden der Weltgeschichte haben, der Allererhabenste hat sich geopfert. Diesen größten aller Helden soll der Meuchelmörder Friedrich Adler beigelegt werden! Friedrich Adler, der den Grafen Stürgkh, den nächstbesten seinem Revolver erreichbaren Staatsmann, meuchlings ermordete, wird als einer, der sich selber opferte, gepriesen. Jener Friedrich Adler, der kein Opferpriester, am wenigsten ein sich selber opfern wollender war, sondern mit seiner Mordtat bloß sich verspekuliert hat, weil „der erwartete Zyflon“ ausblieb!

Man muß sich die Leichenrede des „Kampf“ und des Chefredakteurs Austerlitz am Grabe des Grafen Stürgkh wohl merken.

## Die rastlose Reichshauptstadt.

Berliner Nachtarbeit im Kriege.

Wenn man draußen in der Provinz das Wort „Berlin bei Nacht“ vor dem Kriege hörte, dann dachte man nur an müßige, vergnügungssüchtige Bewohner der Reichshauptstadt, die die Nacht zum Tage machten, dachte man an die Friedrich- und Leipziger Straße mit ihren Vergnügungstätten, die bis zum grauen Morgen von Gästen nicht leer wurden. Dieses Nachtleben ist mit dem Kriege völlig geschwunden, aber der Riese Berlin redt darum nicht minder zu jeder Tages- und Nachtstunde seine gewaltigen Glieder.

Wer das wirkliche Leben Berlins kennen lernen will, der muß einmal hinauswandern, weit draußen nach dem Osten und Norden. Wenn durch die Leipziger Straße die letzten Straßenbahnwagen ziehen, wenn die Kaffees und Zylinderbestillen auf höhere Weisung ihre Pforten schließen, dann rüstet man sich an der Peripherie bereits zum neuen Tageswerk. Die erste wichtigste Aufgabe ist, die Reichshauptstadt zu verproviantieren. Ganze Wagenburgen ziehen hin zum Lehrter, zur Nordbahn, zum Görlitzer, zum Schlesißen und Ostbahnhof, es gilt die Milch, die von den verschiedenen Lieferungsgebieten hier einläuft, in Empfang zu nehmen. Gespenstig huschen auf den Bahnhöfen, die nur schwach erleuchtet sind, die Arbeiter hin und her, die Kannen werden bereitgestellt, bald sind sie auf die Fuhrwerke gebracht, die sie den verschiedenen Meiereien, wo die Milch gekühlt wird, zuführen. Eine einzige Meierei, die von Bolle, hat nicht weniger als für 40—50 000 Haushaltungen zu sorgen, etwa 2000 Menschen treten hier nach 1 Uhr nachts ihren Dienst an, zwischen 4 und 1/25 müssen bereits die ersten Milchwagen nach den weiter entlegenen Vororten wie Pantow, Lichtenberg den Weg antreten. Neben Bolle hat eine ganz stattliche Zahl von Milchpächtern die Aufgabe übernommen, Groß-Berlin mit Milch zu versorgen. In wenigen Stunden nach Mitternacht drängt sich ihre Arbeit zusammen.

Ein anderes Ziel zahlreicher Fuhrwerke zu nächtllicher Stunde ist die Große Markthalle am Alexanderplatz. Gewaltige Mengen von Gemüse, Obst treffen trotz der Knappheit der Lebensmittel hier ein, und während die meisten Berliner noch im ersten Morgenschlaf hinträumen, erstehen die Kleinhändler bereits die Waren, die sie tagsüber abzusetzen gedenken. Auch im Osthafen, dessen langgestreckte Lagerhallen schwach erleuchtet sind, hört man oft in den ersten Stunden des grauen Tages das Pfeifen der Lokomotiven, die Güter für das Binnenland holen und neue Fracht für Speicher und Schiff bringen. Oft genug wird bereits in der zweiten Morgenstunde mit dem Aufladen der Mehlsäcke begonnen, auf die bereits sehnsüchtig die Bäcker harren. Auch auf dem Vieh- und Schlachthof kennt man keine unbedingte Nachtruhe. Es wäre eine ganz lohnende Aufgabe, einmal festzustellen, wieviel Arbeiter und Arbeiterinnen allein die städtischen Betriebe Berlins zu nächtliger Stunde beschäftigen und beschäftigen müssen. Beschäftigten doch schon die Gaswerke in der Zeit von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens 900 Arbeiter. In den Gas- und Wasserwerken, im städtischen Elektrizitätswerk kann der Betrieb keine Pause stillstehen. Und wenn Berlin auf den Ruhm, die sauberste Stadt der Welt zu sein, auch während des Krieges einen Anspruch macht, dann müssen seine Straßenreiniger mit ihren Wasch- und Rehrmaschinen bald nach Mitternacht an die Morgentoilette der Reichshauptstadt denken. Aber dieses Bild des nächtllich arbeitenden Berlins weicht jetzt nicht sonderlich von dem zu Friedenszeiten ab, nur daß die Zahl der Arbeiter und Gefährte, die für Berlins Proviantierung sorgen, beträchtlich abgenommen hat. Dafür sind ganz neue Scharen von Arbeitern hinzugekommen. Während ich draußen im Norden einem langsam dahintrottenden Milchwagen folge, blendet mich plötzlich in der Nähe der alten Bäume des Humboldthains flutender Lichtglanz. Eine ganze Arbeiterstadt ist hier in voller Tätigkeit. Beständig entladen selbsttätig die Kohlenwagen ihre Last, die gigantischen Maschinen, die nötige Energie zuführen sollen; Zwischen



## Waldschulkinder.

Vorstadtgassen — Vorstadthäuser — nicht an die Menschen der Wiener Lokalpoese von einst darf man denken, die durch Neitroy unsterblich geworden sind — nicht an weite, große Gasse mit lieben alten Brunnen, wo Kinder im Ringelreihen zu einer Drehorgel tanzen und die Mütter vergnügt aus den Fenstern gucken — wo Buchstaben blicken hinter weißen Mullgardinen — nicht die innig liebe Welt der Vorstadthäuser, wie sie die Seele des Dichters Bartisch geschaut hat — mitten im Grünen ein Jugendland von tiefer untergänglichlicher Schönheit.

Das alles ist vorbei und kehrt nie wieder!

Was ist heute die Vorstadt? Ein Herd von Seuchen: Tuberkulose, Syphilis, Alkohol und wie die fürchterlichen Steigerungen dieser Krankheiten heißen: Trübsinn, Verbrechen.

Wo sind die blühenden Gärten, die fröhlichen Kinder hingekommen?

Welche Mutter weiß etwas von ihrem Kinde? — Oh, sie liebt es vielleicht noch heißer, noch tiefer, noch sehnsüchtiger, als andere Mütter — aber sie ist zu müde; sie hat keine Zeit. Sie kann ihr Kind nicht belehren, wenn es ein Unrecht tut; sie schlägt und strafft es wild und zornig — ja, denn sie ist roh. Tag für Tag beim Waschtrog stehen und für fremde Leute schmutzige Wäsche waschen, verfeinert nicht die Sitten einer Frau. Und steht ihr, nebst dem, daß die Frauen schwer arbeiten müssen, um nur Essen für sich und ihre Kinder herbeischaffen zu können, haben sie noch den ganzen großen Apparat des Menschlichen durchzufämpfen: Liebe, Eifersucht, Haß, Trauer, leidenschaftliche Wünsche, süße Träumereien, dämonische Instinkte, alles, alles stürzt auf sie ein, gerade so wie auf die Menschen, die in Kälten wohnen.

Sieht ihr auch einmal hochschwängere Frauen an? Sehen, die auf Hauten Siegel tragen, die noch rauh str-

beit suchen, um die Krankentasse zu frieren; die bis zu legt — „gesegneten Leibes“ schwere Lasten schleppen, um die vierzig oder fünfzig Kreuzer täglich zu haben. Bedenkt, daß unter solchen Bedingungen ein Mensch zur Welt kommt! Habt ihr auch solch ein neugeborenes Kind einmal gesehen? Mit greisenhaft verzerrtem Gesichtlein, das aussieht, als komme es von weit her — mit einem Schuldlos auf der Stirn eingebrannt — und doch ist es schuldlos wie ein Engel des Himmels. Was für Anlagen sind in einem solchen Kinde? Böse oder Gute? Bedenkt, oft ist es im Alkoholrausch erzeugt, mit Angst und Blut getragen und in Haß geboren. Dann kommen die Entbehrungen, das Hungern, Fehlen statt Kleider, Prügel — liebe Leute könnt Ihr Euch denken, wie es in einem jungen Menschenkinde aussieht, das in Lumpen gehen muß, während es andere in schönen Kleidern sieht, glaubt Ihr, man kann sich darüber hinwegsetzen, wenn man ein ärgelloses junges Kind ist — ohne die Tröstungen der Religion: die Letzten werden die Ersten sein! — und ohne den Mittelpunkt einer Philosophie: Diogenes in seiner Lohne.

Ein Kind liegt Nachts auf seinem Lager; da kommt der Vater heim; es ist wahr, er hat ein bißchen getrunken und das teure Geld ausgegeben — er war in seinem „Klub“, seiner „Gesellschaft“, seinem „Theater“ — freilich nennt es sich bloß Brantweinränke. Da kommt er heim. Die Mutter jagt etwas; es entsteht Streit. Der Vater schlägt die Mutter. . . Die Mutter sitzt auf einem armeneligen Holzstuhl im dunklen Zimmer und weint, verflucht ihr Leben. Das Kind hört die Mutter, die der Vater schlägt, weinen. Es preßt die Zähne zusammen; seine Seele wird schwarz. Vielleicht wird es später einmal in der Armeniundergasse sich der Nacht erinnern, da seine Seele schwarz wurde.

Nein! Manchmal sind es auch gute Anlagen. Die Natur ist groß und gültig. Manchmal findet sie dort die mildesten Ausgleiche, wo der Weizen des Böjen am üppigsten blüht; die guten Anlagen entwickeln sich und die schlechtesten verflümmern. Und kommt es uns nicht vor,

als hätte Gott seine Hand im Spiele gehabt, wenn wir hören, daß der Sohn eines Truntenbolzes und eines Straßenmädchens ein braver Handwerker wurde, oder, wenn man ein Dienstmädchen hat, das ein Sündelkind ist, für das nie ein Vater gesorgt, das nie eine Mutter geliebt hat und das Dienstmädchen ist treu, fleißig und ehrlich und sitzt Sonntags zu Hause und liest ein Buch — ist das nicht wie ein Wunder, wie eine Gnade!

Aber das sind Ausnahmefälle! Nicht immer ist die Natur ein Regulator frevelnder Menschenhergen. Meist ist sie unbarmherzig, immer gerecht! Was in den Menschen hineingelgt wurde, das wächst aus ihm heraus. Jedes gute Wort, jede kleinste Freude kann in der Menschenseele zur süßen Frucht reifen und andern Freude und Güte spenden.

Wie ein Aker, von schwachen Menschenhänden bestellt, doch von Gott gesegnet ist das menschliche Herz.

Wer erinnert sich daran, immer so rein und wahr als heranwachsender Mensch keine dunkeln Stunden gehabt, wo man gelogen hatte und sich fremde Sachen angeeignet, verleumdete, häßliche Dinge gesprochen und getan. O, wenn all dies auf die Anlagebank käme. Ein unsichtbarer Mund hat all dies verziehen. Von sanften Mutterhänden, gültigen Vateraugen geführt und gehütet — in reiner Luft, bei kräftiger Nahrung, guten Lehrern, schönen Büchern hat sich uns die Welt vergolbet, sind wir allmählich aus dem Schoß heil hervorgetaucht und der reine und wahre Mensch geworden, der wir heute sind. Sind wir das? Dann denken wir an die vielen Hunderttausend, die untergegangen sind. Und abermals sind viele Hunderttausende da: die Kinder der Untergegangenen.

Hunderttausende Kinder sind zu retten. Geht hinaus! Wahrsahrt hinaus nach Ostafrika ins Siebhartstal. Schaut auch die erste Waldschule an, die eine Frau, ein wahrhaft großer Mensch gegründet hat. Ein neuer, starker Glaube tut uns not. Wandert hinaus ins Siebhartstal und seht wie dort das Wunder vollbracht wird,

Der Abend  
1. III. 1916

### Vor Tagesanbruch.

Der Montag und der Freitag sind für die Wiener Märkte besondere Tage. In diesen Tagen verkauft die Großschlächtereier in allen Ständen und in allen Läden Fettstoff, und da die allzu vielen, die keinen Fettvorrat haben, darum wissen, so stellen sich an jedem Montag und Freitag viele tausend Menschen vor den Verkaufsstellen der Großschlächtereier an, um von der sonst sehr seltenen Gelegenheit, 12 Defagramm Fett zu erwerben, Gebrauch zu machen. Es bleibt nichts übrig, als sich anstellen. Das ist für die Wiener Bevölkerung leider alltäglich geworden, aber die Anstellungen ums Fett beginnen, entsprechend der Kostbarkeit dieses Lebensmittels, viel früher als alle anderen Anstellungen, und so zeigen in den Nächten auf Montag und auf Freitag die Märkte das belebteste, traurigste Bild. Für die Bedauernswerten, welche die zweite, meist größere Hälfte der Nacht auf dem Pflaster der Märkte verbringen, ist es ein großes Glück, daß das Wetter bisher, mit geringen Ausnahmen, ungewöhnlich milde war. Dadurch wurde das Ungemach erträglicher.

Auf einem Wege, den man bei flottem Schritte in einer halben Stunde zurücklegt, waren in der Nacht auf letzten Freitag folgende Bilder zu beobachten:

4 Uhr morgens, auf dem Gersthofener Markte: Rings um die Hütte der Großschlächtereier etwa 50 Personen, darunter mindestens ein Duzend Kinder bis zu acht Jahren hinunter. Die Erwachsenen plaudern, zum Teil sitzend, zum Teil auf Sesseln, Klappstühlen, Fußbänken sitzend. Von den Kindern versuchen einige, in Lücken gehüllt, den unterbrochenen Schlaf fortzusetzen, andere spielen, um sich zu erwärmen, zwischen den Markthütten Sackchen.

Weiter durch die Währingerstraße zur Karl-Beck-Gasse. Wo sich diese Hernals nähert, sind viele Milchgroßhändler ansässig. In der Staudgasse die ersten Anstellungen vor Milchläden; die beim Großhändler Grünwald war besonders zahlreich und wurde von einem Wachmanne überwacht. Auf dem Markte am Dornierplatz befindet sich eine Hütte der Großschlächtereier. Entsprechend der späteren Stunde, standen hier mehr Leute als auf dem Gersthofener Markte; einigen von ihnen wurden warme Getränke gebracht. Von da an häufen sich die Anstellungen vor Milchläden. Neben einem Laden der Großschlächtereier in der Kalvarienberggasse harret eine beständig wachsende Schar auf dem Bürgersteig.

Auf dem Lerchenfeldermarkte — es ist mittlertweil 5 Uhr geworden — zwei gewundene Reihen zwischen den Hütten und eine im Parke, welche auf Kartoffeln warten. Längs des Parkes eine Reihe, welche beim Stande der Großschlächtereier Fett erstehen will. In der Friedmann-gasse eine Schar, welche erwartet, daß in der Nähe ein erst aufzuschlagender Stand Butter verkaufen werde, und in der Brunnengasse und in der Gaullachergasse zwei

lange Reihen, welche die Hoffnung, daß zwei in der Brunnengasse befindliche Geschäfte Butter haben werden, veranlaßte, ihren Schlaf zu opfern, obwohl diese Hoffnung manchmal enttäuscht wird.

Alles in allem waren in den auf dem beschriebenen Wege beobachteten Anstellungen sicher tausend Menschen versammelt. Wieviel mögen es in ganz Wien gewesen sein? Bei den meisten Anstellungen war kein Wachmann tätig. Doch die Leute kamen auch so ganz gut miteinander aus. Meist führten sie harmlose Gespräche, stellenweise aber sprachen sie auch von jenen, die sich nicht anstellen müssen, und dann murrten sie.

Um 6 Uhr hatten die Milchgeschäfte den Verkauf schon aufgenommen, und an einem Laden hing sogar schon die abweisende Verständigung: Milch ausverkauft! Bei den Hütten der Großschlächtereier kündigte durch die Zugen dringendes Licht an, daß die Vorarbeiten schon im Gange seien, und stellenweise fuhr ein Wagen Kartoffeln an. Inzwischen waren die Reihen gewachsen und neue Anstellungen waren hinzugekommen — vor den Bäckerläden ums liebe Brot.

# Im Stammeis.



So was hab'n wir alle miteinander, so alt als ma san, no net erlebt," sagte Oberberger, "als wia dös Leichenbegängnis von unsern alten Kaiser. S man, ma san ruhig sag'n, daß ganz wean eahm die letzte Ehr' derwieien hat und daß fa anziger Weana d'ruck'blieb'n is. Ihr wart's do alle a dabei?"

"S scho'," erwiderte Spanmagl und Schwaffer sagte: "Ma und i werd' do bei so was net d'ruck'bleib'n. Frelli, a ordentlich's Stück Arbeit is's g'weßt, dös muas i sag'n und waan aus, so wia i, fa Jüngling mehr is, so kommt's an schwer an. Wann mei Hodagra mi in die nächsten Tag wieder mehr als sonst d' reizen ansaugt, dann was i woher dös kommt. Aber i will desweg'n net brummen und mi net beklag'n, es is gern g'scheh'n meiner Seel und Gott!"

"Was is denn jetzt'n mit Dir? Erschöpf' do?" fragte Oberberger besorgt, denn Schwaffer sah, das bemerkte er jetzt erst, in der Lat etwas angegriffen aus.

"Mir is — was soll denn a sein?" erwiderte der Gefragte; "mir anders, als daß i wia's mi da seht's, am bergangenen Mittwoch von sieberne in der Früh bis um zwölfe d' Mittag in der Gegend von der Anquinstreitrag'n g'standen an und mit die andern g'wart hab', bis i zum oten Kaiser komm. Ob i'n g'sehg'n hab? Frelli ab' i eahm g'sehg'n! A na, so bin i net, daß i irgend aner Sach' d' Blint'n in's Horn weef'."

Aber hart ankommen is's mir, dös kann i Euch sag'n, und weil i für's Meigen inflinier und grad net der wärmste Tag g'weßt is, hat's mi halt a wengerl erwischt. Na, jetzt'n, so g'fährlich wird's net sein und so weit bin i ja scho wieder beisamm'."

"Von Sieben bis Zwölf sagst?" meinte Oberberger. "Da is Dir ja eh no guat'gangen. I kenn' Leut', die scho um Zwölfe Mitternacht kommen san und um Zwölfe d' Mittag is's allerweil no dort g'standen. Eine von denen is die Frau Oberberger g'weßt; und daß i in dera Woche a sonst no um mei g'wohnte Urmung kommen bin, dös kömmt's Euch denken. Jegend was dagegen sag'n, häßt i mi net'traut, denn da häßt's g'let g'hasen, daß i a schlechter Patriot bin, dem was sei Bequemlich' seit höher steht als wie all's andere; alsdann bin i tieher schon stad g'weßt. Obwohl i für mei Person, dös sag' i Euch ganz offen, der Meinung bin: Ma muas jet Patriotismus und sei Klab zum toten Kaiser net grad in dera Weis' dokumentier'n. I bild' mir ein, daß i a guater Deserter bin und daß i's, seit i dent', war; aber in der Anquinstreitrag'n hab't's mit net g'sehg'n. I hab' 'n toten Kaiser in der Stillen mei Reverenz erwieien und vielleicht mehr aus'm Herzen ausa, als wia so mancher, der si stundenlang ang'hält hat und si jetzt'n besser vor'net als die andern... Na, Schwaffer, das geht net auf Di, wießt net," wendete er sich an den Freund, der sich zu einer Erwidering anschidte, "sondern auf die Sorte von Leuten, die zu so aner Sach' mit'm selben G'fuhl geh'n als wia a anderer in's Theater und die nur "dabei g'weßt sein" woll'n, aber net mit'm Herz und mit'm G'miut dabei san."

"Drabo," rief Stichter, "recht hast, Oberberger, und's Wort vom Mund hast mir sömit weg'g'schnapp't. Aff'rat das Räumliche hab' i sag'n woll'n, denn i hab' a so meine Erfahrungen g'macht in dera Woche. Von die Weiber, die auf der Gassen sag'n, und weil i für's Meigen inflinier und grad net der wärmste Tag g'weßt is, hat's mi halt a wengerl erwischt. Na, jetzt'n, so g'fährlich wird's net sein und so weit bin i ja scho wieder beisamm'."

"Von Sieben bis Zwölf sagst?" meinte Oberberger. "Da is Dir ja eh no guat'gangen. I kenn' Leut', die scho um Zwölfe Mitternacht kommen san und um Zwölfe d' Mittag is's allerweil no dort g'standen. Eine von denen is die Frau Oberberger g'weßt; und daß i in dera Woche a sonst no um mei g'wohnte Urmung kommen bin, dös kömmt's Euch denken. Jegend was dagegen sag'n, häßt i mi net'traut, denn da häßt's g'let g'hasen, daß i a schlechter Patriot bin, dem was sei Bequemlich' seit höher steht als wie all's andere; alsdann bin i tieher schon stad g'weßt. Obwohl i für mei Person, dös sag' i Euch ganz offen, der Meinung bin: Ma muas jet Patriotismus und sei Klab zum toten Kaiser net grad in dera Weis' dokumentier'n. I bild' mir ein, daß i a guater Deserter bin und daß i's, seit i dent', war; aber in der Anquinstreitrag'n hab't's mit net g'sehg'n. I hab' 'n toten Kaiser in der Stillen mei Reverenz erwieien und vielleicht mehr aus'm Herzen ausa, als wia so mancher, der si stundenlang ang'hält hat und si jetzt'n besser vor'net als die andern... Na, Schwaffer, das geht net auf Di, wießt net," wendete er sich an den Freund, der sich zu einer Erwidering anschidte, "sondern auf die Sorte von Leuten, die zu so aner Sach' mit'm selben G'fuhl geh'n als wia a anderer in's Theater und die nur "dabei g'weßt sein" woll'n, aber net mit'm Herz und mit'm G'miut dabei san."

"Drabo," rief Stichter, "recht hast, Oberberger, und's Wort vom Mund hast mir sömit weg'g'schnapp't. Aff'rat das Räumliche hab' i sag'n woll'n, denn i hab' a so meine Erfahrungen g'macht in dera Woche. Von die Weiber, die auf der Gassen

Anständigarten verkaufen, will i net reden, mein Gott, dös san arme Dackseln, die in Gottsnam' a was verdienen woll'n, ohmoht si's ja net gar guat anhört, wann ma a in so aner traurigen Zeit auf der Gassen nir anders hört als: "Der Kaiser auf dem Totenbette — oder "Die Aufnahme des Kaisers — letzte Aufnahme!" und bahnung auf dem Kaiser's weiter. A, daß ma zur Leichenfeier" verkauft, hat mit net g'all'n, weil si's net g'lobt und net paßt. A andere Sach' is aber die: Die G'schäfterln, die mit die "Denstplätz" g'macht word'n san."

"Für die Kriegsfürorg' san s' verkauft worden, dran wird do nur Schlechtes sein," sagte Spanmagl, "geh', da meid't si scho wieder amol der Manninger und Krädhler in Dir, denn wann der Kriegsfürorg' was zuquamt, ob's jetzt'n auf die oder a andere Art is, da kann do wirft mir a Mensch wia Du a Paar in der Suppen finden."

"Was die Kriegsfürorg' kriagt hat, und wieviel," erwiderte Stichter, "dös was i net; i was nur, daß manche Leut' für eahiere Denstler zwat'ausend Kronen verlangt hab'n, und daß alle Denstler, die auf'm Weg vom Leichenzug g'leg'n sind, ausverkauft g'wesen san. Du sagst," wendete er sich an Spanmagl, "dös hat all's die Stragsfürorg' kriagt. Guat, wann's so is, nachher soll's mit g'treu'n und i red' fa Wörtel mehr; aber dös kann i Dir sag'n: I glaub' net recht d'ran. A kiffel von dem narvlich vielen Geld, was eing'angen is, is ja g'weßt für die Bedürftigen abg'fall'n; i aber sag': Das Ganze hätt'n die kriag'n soll'n und net um an halberten Keller weniger. Weil dös do net geht und fa G'hört si is, daß so und soviel Leut' den Tod von unsern quaten alten Kaiser zu Privatg'schäfterln beuzigen. Mei Meinung is: A Berurteilung hätt' müßen auskommen, daß Denstler vermerkt werd'n dürren, aber nur zu wohltätige Zweck, und daß a jed's g'straft wird, das dös Geld, was eahm auf die

Weis' in 'n Schoß fällt, in's eigene Briestäschel steckt. Denn wer so was thut, is a schlechter Patriot, ganz g'weßt a schlechter als wia aner, der sagt: Zwahundert Gulden für an Denstkerplatz kann i ma net leisten, weil's die Kassa net vertragen, und zehn Stunden anstell'n kann i net, weil's meine Fritsch' net vertragen."

"S glaub' beinahe," sagte Oberberger, "Du bist selber aner von denen, die so g'red't hab'n. Na, i mach' Dir ganz g'weßt kan Vorwurf draus; wann i net durch an Zufall an Grab'insensterplatz von an meinigen Freund kriag, der in der Stadt sei G'wöls hat, wer weiß, ob i dazu kommen war, 'n verstorbenen Kaiser d' letzte Ehr' zu erwieien. Aber so, wo i dabei war, kann i Dir sag'n: Wi g'treut's, daß i's war. Wie der Garg, in dem der alte Kaiser liegt, so stad und langsam durch die Stadt fährt und hinterdrein geht der neiche Kaiser und unjere junge Kaiserin und zwisch'n 'm Batta und der Mutter geht der Klane Bua, der mit seine blonden Locken grad wia a Engel ausschaunt und der jetzt'n unser Kronprinz is. I was net, wia lang i no leb', aber wenn's a no hittsch a paar Jahr'n san, daß i dös Bild net vergessen werd', dös was i. Und so wie mir is's, mein' i, allen gangen. I geh' Dir aus, Stichter: So und so viele san mir aus Meigierd' kommen und damit, daß s' sag'n kömnen: "I bin dabei g'weßt!" Aber dös kannst mir glaub'n, weil i's deutli g'merkt und g'spiert hab': Au jeden hat's packt."

Er sah nach der Uhr und merkte, daß die sechste Stunde nicht mehr fern sei. Spät is's word'n," sagte er und erhob sich. "Die Meinige is in deder Hirscht wia der Stichter: Sie raingt so viel gern. Und weil i net nach eahm a no sie hör'n will — geh' i lieber. Ergebenstler Diener, meine Herren!"

Er rief den Leopold, beglich seine Beise, und verließ eilig das Lokal, Thomas Berger.

## Kleiner Einkauf.

„Guten Tag! Bitte, womit kann ich dienen?“  
 „I bitt' schön . . . etwas dürre Wurst . . . Was kost' denn ein Deka?“  
 „Fünzig Heller!“  
 „Fünf Deka, bitt' schön!“  
 „Fünf Deka dürre Wurst . . . So, bitte . . . Macht drei Kronen!“  
 „Bitt' um Entschuldigung, Sie hab'n sich g'irrt!“  
 „Nicht im geringsten . . . Ich hab' die Wurst ohnehin sehr schnell abgeschneitten, aber Sie wissen ja . . . die Preise steigen so rasch . . . Fünf Deka Dürre . . . sind drei Kronen fünfzig Heller.“  
 „Aber ich bitt' schön . . . Sie hab'n doch eben g'sagt: Die Wurst kost' . . .“  
 „ . . . jetzt nicht mehr drei Kronen fünfzig Heller, sondern drei Kronen achtzig . . . Wurstweile ~~ist~~ non Minute zu

Minute. Bitte, sich zu beeilen, Sie schaden sich sehr, wenn Sie so langsam kaufen . . . Was wünschen noch?“

„Kann ich Eier hab'n?“

„Wie, bitte?“

„Ob ich Eier hab'n kann?“

„Bedauere . . . Vor drei Wochen war noch eines vorrätig . . . Macht zwanzig Heller!“

„Was . . . was macht zwanzig Heller?“

„Zweimal gefragt, ob wir Eier haben, macht dreißig Heller.“

„Dreiß . . . Ah so, ich versteh' schon!“

„Bitte, was noch?“

„Erdäpfel, wann i schön bitt'n dürst' . . . Fünf Stück . . . Was kost' denn das Stück, wenn die Frag' erlaubt is?“

„Zwanzig Heller das Stück.“

„Am Gottes will'n! . . . Also fünf Stück . . . Aber i bitt' schön, recht schnell, sonst kost' mi 's Stück a Krone!“

„O, noch lange nicht! . . . Erdäpfel steigen nicht gar so rasch! . . . Fünf Erdäpfel, macht einstweilen nur eine Krone fünfzig!“

„Bitt' um Verzeihung, vor einem Augenblick hab'n S' noch anders g'rechnet!“

„Fünf Erdäpfel kosten eine Krone achtzig Heller! . . . Und ich warne Sie davor, so lange zu zögern, sonst . . . Die Zeit vergeht und die Preise steigen . . . Fünf Stück Erdäpfel kosten . . .“

„Aushalt'n, aushalt'n! Ich bitt' recht schön!“

„Wünschen noch etwas?“

„Hab'n S' . . . hab'n S' . . . ? Jessas, i trau' mi halt net z' frag'n . . . und i möcht' do so gern wiss'n, ob S' . . . ob S' . . . Hab'n Sie . . . hab'n Sie . . . Kann ich . . . Nein, liaber nei!“

„Macht vierzig Heller für Zeitverlust . . . Bitte, womit kann ich noch dienen?“

„Wann S' g'statt'n, a Brösel Käf'! . . . Net viel . . . drei Deka nur.“

„Bitte! . . . Eier! . . . Eine Krone sechzig!“

„Jessas!“

„Zwei Kronen zehn Heller!“

„O du liaber Herrgott!“

„Zwei Kronen vierzig . . . Käse steigt ungemein rasch im Preise . . . Bitte, noch ein Wunsch?“

„Net um a Gschloß! . . . Bitt' recht schön, was bin i denn schuldig?“

„Sofort . . . Mache nur aufmerksam, daß die Preise inzwischen selbstverständlich wieder hinaufgegangen sind . . . Fünf Deka dürre Wurst . . . sieben Kronen; fünf Stück Kartoffeln . . . drei Kronen; drei Deka Käse . . . vier Kronen; zwei Fragen nach Eiern . . . eine Krone fünfzig; Ersatz für Zeitverlust . . . eine Krone; zusammen sechzehn Kronen fünfzig Heller. Außerdem . . .“

„I fall' in Ohnmacht! . . . Bitt' schön, schütten S' mir a Glasl Wasser ins Gnad! . . . Dan! schön! . . . Jetzt is mir schon besser!“

„Ein Glas Wasser ins Genid . . . macht eine Krone . . . Dazu Anwesenheitsgebühr, Luftverschlechterungsgebühr, Lichtmitbenütungsgebühr, Fußbodenabnütungsgebühr, Zinsbeitrag, Steuerbeitrag, Eintrittsgebühr, Austrittsgebühr, verschiedene andere Regiebeiträge . . . macht sieben Kronen achtzig Heller!“

„Sieben Kronen achtzig Heller . . . Soviel hab' i ungefähr grad bei mir!“

„Bitte, rasch zu zahlen, auch die Regiebeiträge steigen ziemlich schnell!“

„Da is das Geld, bitt' schön! . . . Und die Wurst, die Erdäpfel und den Käf' muas i halt dalass'n!“

„Bitte sehr, nach Belieben. Macht eine Krone!“

„Da hab'n S' und san S' net böf'! . . . Guate Nacht!“

„Empfehl' mich! . . . Schenken Sie uns wieder bald das Vergnügen, bitte . . .“

## Schluß mit der Zeitvergeudung!

Ich bin mir dessen voll bewußt, daß die Zeit der Leute heute ebenso ein öffentliches Gut ist, wie jedes andere, daß die Arbeitsstunden, die durch fruchtloses Warten vor Läden und Verkaufsstellen verloren gehen, ebenso ein Ausfall für die Kriegführung sind, wie etwa der Verlust von Mehl oder Metall. Und dennoch ist es, glauben Sie mir, nicht immer leicht, ja bitterschwer, da durchzugreifen und einzuschreiten. Wenn ich durch die Straßen gegangen bin und die Reihen der Wartenden vor einzelnen Verkaufsständen und Niederlagen gesehen habe, ist es mir bang ums Herz geworden. Aber — vergessen Sie das nicht! — hinter den Ladentischen und Verkaufsständen stehen keineswegs überall übermütige Kriegsgewinner, sondern oft, sehr oft notdürftige und beladene Menschen, Frauen, Kinder, Väter und Mütter eingerückter Gewerbsleute, Menschen, die eine ihnen ganz neue, ungewohnte und harte Arbeitslast tragen, die von der Verantwortung bedrückt sind, einmal den rückkehrenden Gatten, Vätern, Söhnen, das anvertraute Gewerbe oder Geschäft einigermaßen lebensfähig zurückgeben zu müssen, Menschen, die ihren Pack Sorgen und Leid schleppen genau so wie die, welche vor der Ladentür warten. Wenn Sie durch die Vorstädte gehen, werden Sie allenthalben Läden sehen, die einem Wiener Gewerbsmann gehören, aber der Zeitumstände halber, zumeist wegen Einrückung, geschlossen sind. Sie werden es mir nachfühlen, wenn ich sage, daß das Bild dieser geschlossenen Läden, dieser ausgebrannten Herde des Gewerbsfleißes, mir leibhaftig vor Augen steht, wenn ich manche Maßnahmen erwäge, und daß ich bestrebt bin, in solchen Fällen einen Ausgleich zu finden zwischen den Interessen zehntausender ärmster und tausender armer Existenzen.

Ich wiederhole, meine Herren: Gerne trage ich und tragen alle meine Mitarbeiter das ihnen zukommende Maß von Verantwortung. Das aber ist uns nicht zuzumuten, daß wir Dinge verantworten sollen, auf die wir keinen, oder keinen entscheidenden Einfluß hatten. Das wollte ich heute, gerade im Kreise meiner Landstraßer Wähler sagen.

Die Rede des Bürgermeisters wurde wiederholt von starkem Beifall unterbrochen; zum Schluß der Rede währte der Beifall minutenlang.

## Glossen vom Tage.

Mit Recht lächelt man über die Leute, die mit ihren Zeichnungen auf Kriegsanleihe öffentlich prohen. Trotzdem hat aber diese Walhalla der gutverzinslichen Patrioten doch auch ihr Gutes. Lesen wir z. B. von den fünfunddreißig Millionen, die die Steyrer Waffenfabrik gezeichnet hat, so wird uns klar, wie nützlich es ist, auf der Sonnenseite des wirtschaftlichen Daseins zu leben, und wenn es nicht beschieden ist, Verwaltungsrat zu werden — viele sind berufen, aber wenige gewählt — wenigstens Aktionär der Waffenfabrik zu sein. Seinen Patriotismus befruchtigten die gezeichneten fünfunddreißig Millionen, und die mehr als zwei und eine viertel Million jährliche Zinsen werden die Dividende nicht schmälern machen.

Die Unentwegten. Seite wird gemeldet, daß auch die Unionbank ihr Aktienkapital erhöht. Warum auch nicht? Man kann nicht wissen, wie lange der Tanz noch dauert, und es wäre lächerlich, mit leeren Händen abseits zu stehen, wo sie die anderen erfolgreich in unsere Taschen stecken.

Kein Tag ohne Gründungen, und darunter eine des Herrn Dr. Josef Kranz. Dieser Herr macht schon lange von sich reden, aber während bis vor kurzem Bankdirektoren, stolz im Gefühle der schon eingetretenen Verjährung, Herrn Dr. Kranz als einen noch nicht ganz Emporgekommenen bezeichneten, hat er sich jetzt mit kühnen Griffen in die Hochfinanz hineingeschwungen, wo sie schon fast am höchsten ist. Er hat erkannt, daß sich nach dem Geetze des geringsten Widerstandes am meisten an den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gewinnen läßt, und da ihn unzeitgemäße Bedenken nicht hindern, so hat er dieses Tätigkeitsfeld gewählt. In Wien übertreibt das Gerücht in der Regel, wenn es sich von gewonnenen Millionen unterhält, aber streichen wir auch noch so viel ab, so hat Herr Dr. Kranz alle Ursache, mit der Wahl seines Arbeitsfeldes zufrieden zu sein. Er erweitert es auch täglich. Vorgestern hat er eine Erdölgesellschaft gegründet, gestern ein Zinkwerk. Kein Tag ohne Linie, keiner ohne neue Profitgelegenheit. Und da man bei uns gewinnbringende Beschäftigung mit unentbehrlichen Lebensbedürfnissen nur dann vor dem Strafgerichte zu vertreten hat, wenn der Schaden klein und der Anstifter ein Greisler und nicht ein in den weitesten Kreisen angesehener, ja sogar beliebter Bankmann ist, so dürfen wir wohl erwarten, die fruchtbringende Tätigkeit des Herrn Doktor Kranz noch weiter ausgedehnt zu sehen.

Wie sehr der Mensch mit seinem höheren Bankguthaben wächst. Leute, die noch vor kurzem sehr zufrieden waren, wenn man auf dem Burgring ihren Gruß erwiderte, gehen heute mit gehobenem Selbstgefühl am Parlamentsgebäude vorüber und überlegen, ob ein Sitz in der Mittelpartei oder Verfassungspartei des Herrenhauses nützlich und ihre politischen Überzeugungen entsprechender sei. Der eine, weil es ihm gelungen ist, mehrere Textilunternehmungen erfolgreich unter einen Gehlerhut zu bringen, der andere, weil er mit kühnem Griff der Kranz des Siegers an sich gerissen hat. Die öffentliche Sittlichkeit ist noch immer des guten Glaubens voll. Sie hofft trotz aller Enttäuschungen, daß es ihn bei der bevorstehenden Ergänzung des Herrenhauses erspart bleiben werde, diese Art von neuen Männern zur Gehegung berufen zu sehen. Es könnten ja auch Gehege gegen die Preistreiberei darunter sein und da sollten zwar auch Sachleute mitsprechen, aber doch nicht gerade diese.

Glücklicherweise genügt es doch nicht, viel Geld und Mut zu haben oder einen der Bankgewaltigsten bedienen zu dürfen. Man muß vorge schlagen werden. Die Gönner der Herren Kranz und Kuffler werden sich in Geduld fassen müssen; dieses Mal dürften die Trauben noch zu sauer sein.

## Glosse vom Tage.

(Wiederholt vom 28. November, da von der Staatsanwaltschaft zur Veröffentlichung nicht zugelassen.)

Der „Abend“ hat gestern berichtet, wie erfolgreich die Geeresverwaltung dem Wucher mit Trauerstoffen das Handwerk gelegt hat; Polizeiaagenten gingen von Laden zu Laden und untersagten, daß man den Angehörigen des Heeres die Trauer um den Kaiser mit übermäßigen Preisen besteuere. Es geht also, und wenn es auch ganz natürlich ist, daß sich die Kriegsbehörden nur um die Taschen der ihnen Unterstellten kümmern, nur sie vor den Griffen der immer Greifbereiten schützen, so muß man sich fast bedauern, daß sie sich auf ihren Wirkungskreis beschränken. So weit ist es mit uns gekommen, daß sich der demokratisch Gesinnte nach dem Säbel ersehnen muß, der bereit ist, den von Erwerbögler bedrohten Bürger im Soldatenrock zu schützen.

Wo das neue Ernährungsamt bleibe, die Frage liegt nahe, und man muß sehr geduldig sein, wenn man sie nicht bei jedem Anlaß stellen will. Eines aber ist sicher: als die Schutzmaßregel der Geeresverwaltung bekannt wurde, fragten Tausende erstaunt und mit einigem Neid: warum geht's denn jetzt? Und warum muß der „Abend“ gleichzeitig melden, daß für Trauerstoffe des bürgerlichen Bedarfs geradezu räuberische Preise gefordert werden? Stünden den bürgerlichen Behörden nicht auch Polizisten als Warner zur Verfügung? Oder meint man, gerade hier die bürgerliche Freiheit achten zu müssen, weil man mit ihr sonst so wenig glimpflich umgeht?

(Infolge der Verzögerung ist die hier behandelte Angelegenheit nicht mehr zeitgemäß. Wir veröffentlichen die Glosse, um zu zeigen, daß es nicht immer Schuld des Blattes ist, wenn es sich der Interessen der Leser nicht anzunehmen scheint.)

## Hofrat Wagner über die Platzfrage des Kaiser Franz Josef-Denkmal.

Man schreibt uns: Hofrat Otto Wagner, der große Baukünstler Neu-Wiens, hat in der sonntägigen „N. Fr. B.“, anknüpfend an den Plan Sempers über den Ausbau des Platzes vor der Hofburg, mit starken Argumenten — Wagners Argumente sind immer stark — den Gedanken vertreten, dort nach Entfernung des äußern Burgtores, dem Maria Theresien-Denkmal gegenüber und ihm in den Maßen entsprechend, ein kolossal-Reiterstandbild des verewigten Kaisers zu errichten. Daß der äußere Burgplatz nach Abtragung des die Einheitlichkeit entzweischneidenden Burgtores sowie nach Vollendung der noch fehlenden Abschlußbauten (Volksgartenflügel der neuen Hofburg und Quermwand bei den Hofstallungen) zu den großartigsten und schönsten Plätzen der Welt gehören würde, ist zweifellos richtig und ebenso richtig ist, daß sich der Künstler, der dann das Denkmal des Kaisers zu entwerfen hätte, einen schöneren Standort gar nicht ausdenken könnte. Aber die Umgestaltung wäre gleichwohl nur mit ganz gewaltigen seelischen Opfern, nur mit einem Saltomortale, bei dem man die Augen zupreßt, durchführbar. Mit dem Burgtor sind so viele geschichtliche Erinnerungen verknüpft, daß es fraglich ist, ob ihr Verlust durch die Großartigkeit des künftigen Platzes ersetzt werden könnte. Schöne Plätze wären schließlich auch durch Abtragung der — Stefanskirche und ähnlicher Bauwerke zu erhalten, aber da verzichten wir doch lieber auf den schönen Platz. Es fällt auch kaum ins Gewicht, ob die am Burgtor neu angebrachten Kränze, die so sehr zu ihm passen, daß man die Neuerung kaum gewahr wird, den dorischen Stilvorschriften genau nachkommen. Auch am Stefansdom soll, um bei diesem Beispiel zu bleiben, recht viel Nichtgotisches und noch mehr Nichtromanisches vorkommen und doch möchten wir nicht eine Linie ändern lassen oder missen. Hofrat Wagner meint, der Platz vor der Botivkirche, der doch nach einem Denkmal geradezu schreit und auch, wie anlässlich der Debatten über den Standplatz für das Luegerdenkmal festgestellt wurde, für die Aufstellung eines Kaiser Franz Josef-Denkmal vorausbestimmt ist, könne nicht in Betracht kommen, weil dort einst die Nichtstätte gewesen sei. Ist Hofrat Wagner ganz sicher, daß auf dem äußern Burgplatz und auf der Burgbastei sich niemals ähnliche Vorfälle abgespielt haben? Und schmückt heute den Hohen Markt, also auch eine Nichtstätte, nicht ein prächtiges, sogar religiöses Monument? Und ist nicht die Botivkirche in ihrer Gänze ein Kaiser Franz Josef-Denkmal, das nur der näheren Bezeichnung durch ein vor ihr sich erhebendes Standbild des Kaisers bedarf? Das Nichtstätteargument wird demnach völlig hinfällig. Aber auch der Ansicht Hofrats Wagners, daß das Kaiserdenkmal in der Hauptsache auf den Weltkrieg hinweisen, also in seiner Form von ihm bestimmt werden müsse, vermag man nicht ohne weiteres beizupflichten. Der Weltkrieg ist das tragische Schlußereignis während der Regierung des Kaisers, aber nicht sein Ereignis; es schließt die Aera ab, sagt aber nichts von ihrem Inhalt. Kaiser Franz Josef ist der Kaiser der Verfassungsmäßigkeit und des Dualismus, der Umwandler Oesterreichs in Oesterreich-Ungarn. Will das Denkmal sein geschichtliches Wesen, sein Lebenswerk zur Anschauung bringen, so muß der Künstler hier anknüpfen. Den Weltkrieg, der ohne den Ausbau unserer Verteidigungsfähigkeit in der Aera Franz Josef für uns wohl einen böseren Verlauf genommen hätte, entsprechend anzudeuten, bleibt dem Künstler noch immer genug möglich. Diese beiläufigen Anmerkungen zu den im übrigen, wie immer, genüßreichen Ausführungen Wagners zu machen, schien zweckmäßig, um zu verhindern, daß die Denkmalfrage von Anfang an in das Bett einer allzu einseitigen Behandlung gerate.



## Heute Glockengeläute in ganz Oesterreich. Samstag schulfrei.

Amlich wird gemeldet:

Aus Anlaß der Einnahme von Bukarest hat die Regierung die Verfügung getroffen, daß heute in der Zeit von 12 bis 1 Uhr mittags in ganz Oesterreich die Kirchenglocken geläutet werden; auch wird Samstag der 9. d. als schulfreier Tag erklärt.

\* \* \*

**Budapest, 6. Dezember.** (Meldung des Ungarischen Telegraphen-Korrespondenz-Bureaus.)

Mit Rücksicht darauf, daß infolge der Landesstrauer für weiland König Franz Josef überall noch Trauerfahnen wehen, wurde die Verfügung getroffen, daß anlässlich des Sieges von Bukarest und Ploesti morgen mittags zwischen 12 und 1 Uhr zum Zeichen der Freude und des Jubels des Landes sowohl in der Hauptstadt wie auch sonst überall im Lande sämtliche Glocken geläutet werden.

**Christbäume und Christbaumkerzen.**

Die dritten Kriegswihnachten werden infolge der bestehenden Verhältnisse einen bescheideneren Rahmen zeigen als man ihn sonst gerade bei diesem Fest gewohnt war. In vielen Familien wird heuer der Christbaum, der Mittelpunkt des Weihnachtsfestes, fehlen. Die schon im Vorjahr schwächere Zufuhr von Bäumen dürfte sich heuer kaum besser, eher noch ungünstiger gestalten, denn der Mangel an geschulten Holzhauern und die für militärische und Approvisionnementzwecke vollauf in Anspruch genommenen Eisenbahnen ermöglichen eine ausreichende Beschickung des Marktes nicht. Vorläufig sind sehr wenig Bäume zu sehen. Am Hof, wo sonst die Christbäume dem Christkindmarkt die stimmungsvolle Umrahmung gaben, sieht es heuer sehr leer aus. Im Hinblick auf die infolge der Knappheit an Christbäumen zu gewärtigende Preissteigerung ist eine soeben erschienene Verordnung zu begrüßen, die für den Verkauf von Bäumen Höchstpreise in Aussicht stellt. Unter den geschilberten Umständen ist es begreiflich, daß die im Frieden weniger beliebten künstlichen Christbäume im Werte gestiegen sind. Ja, sie sind derzeit schon eine Seltenheit. Die größte Wiener Christbaumfirma hat ihre Bestände ausverkauft, nur die kleinen Bäumchen für Feldpostsendungen, deren Preise 20 Heller bis eine Krone betragen, sind noch erhältlich. Die geringen Vorräte, die etwa kleinere Händler noch auf Lager haben, dürften daher bald vergriffen sein. Ueber die Frage, wie es mit den Christbaumkerzen steht — schon im Vorjahre wurde hier mit Schwierigkeiten gearbeitet —, erfahren wir an zuständiger Stelle, daß die vorhandenen Mengen im allgemeinen genügen dürften, den diesjährigen Bedarf zu decken. Die Preise, deren Regelung die Verordnung ebenfalls vorsieht — augenblicklich sind sie für Wien noch nicht festgesetzt —, werden verhältnismäßig nicht viel höher sein als im Vorjahre. Der Preis der Kerzen wird nach Kilogramm berechnet, und da von den dünnen Christbaumkerzen ziemlich viel auf ein Kilogramm gehen, so erhöhen sich die Höchstpreise nicht wesentlich, zumal der Bedarf für Weihnachten schon früher erzeugt wurde. Die Beschaffung des Rohmaterials, das gegenwärtig knapp ist, die Arbeiternot, die Schwierigkeiten des Bahntransportes haben natürlich auf die Preisbildung Einfluß; dazu kommt speziell bei Christbaumkerzen, daß sie eine unergleichlich größere Menge Docht erfordern, der die gesamten Herstellungskosten heute bedeutend erhöht. Bezüglich der Größe und Farben der Kerzen wird man heuer keine Ansprüche stellen dürfen, man wird sich eben mit dem begnügen müssen, was da ist. Die Vorräte der früheren Jahre sind ja längst verbraucht, immerhin wird aber, was für heuer in beschränkterem Umfang erzeugt wurde, ausreichen, da ja der Christbaum an sich selbst heuer zu den raritäten gehören dürfte.

**Wenn man nicht oktroyieren will!**

Wir erzählten unlängst, daß in einer Abgeordnetenkonferenz der Deutschradikalen gegen Koerber eine sehr heftige Entrüstung ausgebrochen ist. So nach und nach erfährt man, was der Grund war. Bekanntlich haben die Deutschradikalen ihre Politik auf die Oktroyierung eingestellt; sie waren gegen die Einberufung des Reichsrates, weil die „in der Osterbegehrgschrift niedergelegten Forderungen des deutschen Volkes“ im Parlament nicht durchzusetzen seien, also von der Regierung oktroyiert werden müssen. Sie behaupten nun, der Graf Stürgkh hätte ihnen „bestimmte Zusicherungen“ gegeben, offenbar ihnen also den Glauben eingefloßt, er werde „deutsche Belange“ (Festlegung der deutschen Staatsprache, Einführung der Kreisordnung in Böhmen) in irgend einer Weise ohne Gesetz durchführen. Auch die Sonderstellung Galiziens hätte sich Stürgkh auf diese ihm so einleuchtende Weise vorgestellt. Koerber hätte aber in das Sonderstellungshandschreiben, das Stürgkh schon hergerichtet hatte, deshalb das Wort „gesetzmäßig“ eingefügt, um der Oktroyierung zu entgehen. Auch sonst zeige er keinen Eifer zu Oktroyierungen. Er gedenke (so lautet nun die „Information“)

wohl die Festlegung der deutschen Staatsprache auf außerparlamentarischem Wege durchzuführen, aber in den anderen Belangen werde er ein Einvernehmen von Volk zu Volk suchen und dabei auf die Mitarbeit der gewählten Abgeordneten reflektieren. Schon damals wurden von deutsch-böhmischen Abgeordneten Bedenken erhoben, immerhin glaubte man mit der Festlegung der deutschen Staatsprache noch vor dem Wiederzusammentritt des Parlaments sicher rechnen zu können. Inzwischen aber haben sich die Ereignisse überstürzt und der Zusammentritt des Abgeordnetenhauses wurde in die nächste Nähe gerückt; trotzdem erwarteten die deutschen Abgeordneten, daß sich bei der Behandlung der deutschen Staatsprache gegenüber den früheren Absichten der Regierung, soweit man von ihnen unterrichtet zu sein glaubte, keine Aenderung ergeben werde. In der letzten Klub Sitzung der deutschradikalen Partei erstattete nun Abgeordneter Heine einen Bericht über Mitteilungen, die ihm von Leitungsmitgliedern der Deutschen Arbeiterpartei (Deutsch-Gelbe, Red.), die vor kurzer Zeit eine längere Besprechung mit Koerber hatten, zugegangen waren. In dieser Konferenz betonte Dr. v. Koerber, daß er ganz auf dem Boden der Verfassung stehe und daß es daher für ihn keine Frage gebe, bei deren Lösung das Parlament von vornherein ausgeschaltet werden dürfe. Dies gelte ebenso für die Sonderstellung Galiziens wie auch für die großen nationalpolitischen Fragen, die Neuordnung der Dinge im Staate betreffen. Aus diesem Grunde beabsichtige er, weder in dieser noch in jener Frage auf die Mitwirkung des Parlaments zu verzichten, sondern er werde vielmehr dem Parlament die Aufgabe zuweisen, die großen politischen Probleme der Zeit aus Eigenem zu lösen. Koerber deutete an, daß er erst, wenn sich die Unfähigkeit des Parlamentes erwiesen hätte, zu anderen Maßnahmen greifen würde. In der Klub Sitzung der deutschradikalen Partei wie überhaupt in deutschnationalen Abgeordnetenkreisen wird nun darauf verwiesen, daß die Lösung dieser Fragen auf parlamentarischem Wege, was übrigens der Regierung bekannt sein könne, so gut wie unmöglich sei und daher zum letzten Ende die Sachlage darauf hinauslaufen würde, daß die berechtigten Forderungen der Deutschen in Oesterreich wiederum auf die lange Bank geschoben werden, wenn nicht gar unerfüllt bleiben sollen.

Also Koerber hat jenen „Leitungsmitgliedern“ gesagt, er wolle den Reichsrat „nicht von vornherein ausschalten“, und das ist das Verbrechen, das die Deutschradikalen so erregt. Hat bei der Erregung der „Ostideutschen Rundschau“ und ihres Sedlat nicht noch etwas anderes mitgewirkt? ... Das Gröteske dieser „Politik“ ist wohl in folgendem zu suchen: Graf Stürgkh hat „bestimmte Zusicherungen“ gegeben. Aber

wo sind sie niedergelegt? Oder soll der Nachfolger an die Oktroyierung deshalb gebunden sein, weil man ihm erzählt, daß sie Graf Stürgkh zugesichert habe? Das wäre für Regierungspolitik doch ein schwaches Fundament. Es ist eben sonderbar, seine Politik auf geheime „Zusicherungen“ hin aufzubauen ...

## Sparunterricht.

Nichts lernt sich so schwer wie sparen, wenn man nicht von Jugend auf daran gewöhnt ist. Aber wir alle, ob gewöhnt oder nicht, werden es schließlich lernen müssen. Dieser große Krieg hat uns alle, die Gesamtheit der europäischen Nationen, ärmer gemacht, und wenn die einen mehr zuzusehen hatten als die anderen, so haben sie eben auch tatsächlich mehr zusehen müssen, so daß die Schlussbilanz für alle ungefähr die gleiche sein wird. Die großen Wertzerstörungen des Krieges, die verwüsteten Landschaften, die untergegangenen Schiffe und Ladungen, die Schließung zahlreicher Betriebe und Werkstätten, der Ausfall an Gütererzeugung durch die vielen der Friedensarbeit entzogenen Hände und endlich der schwerste Verlust: der Verlust an arbeitenden, erwerbenden Menschen — das alles bedeutet eine Kapitals- und Kräfteeinbuße, die sich in jeder Staats- und Volkswirtschaft und unausweichlich auch in jedem Einzelhaushalt fühlbar machen wird. Dazu kommen die ungeheuren Staatsschulden, deren Verzinsung durch Steuererhöhungen wird aufgebracht werden müssen, eine Steigerung der öffentlichen Ausgaben, die wieder —

auch bei der gerechtesten Verteilung — bis in die letzte und kleinste Privatwirtschaft zu spüren sein wird. Da wir also alle weniger haben werden als zuvor, so werden wir notgedrungen sparen müssen, um unser Auslangen zu finden und um uns allmählich wieder zu höherem Wohlstand emporzuarbeiten.

Dieses allgemeine Sparen wäre nun eine höchst peinliche und schwierige Sache, wenn wir auf einmal damit beginnen müßten, ohne Vor-schule und Uebergang. Denn da wäre die Frage: Wer soll anfangen? Wer soll zuerst sein Defizit vor den Nachbarn entblößen, wer soll zuerst einbekennen, daß er ärmer geworden ist und die ehemalige Lebenshaltung nicht mehr fortzuführen vermag? Es entstände die Gefahr, daß aus Mangel an solchem ökonomischen Bekenntnis die Unsitte sich einnistete und verallgemeinern würde, dem äußeren Schein über-große Opfer zu bringen und die Lebensführung auf unsolide Grundlagen zu stellen. Vor dieser gefährlichen wirtschaftlichen Folge des Krieges bewahrt uns aber — die Kriegswirtschaft selbst. Die zahlreichen Einschränkungen des Ver-brauches und Genusses, zu denen uns gegen-wärtig die besonderen Verhältnisse des Krieges zwingen, bilden in gewisser Hinsicht einen wirt-schaftlichen Vorbereitungs- und Erziehungs-kurs, dessen Einfluß auf die Volksgewohnheiten uns in der künftigen Friedenszeit sehr zustatten kommen wird. Der Zwang von heute wird uns eine Erleichterung für morgen sein, und die Kriegswirtschaft schult uns für die Friedenswirtschaft. Die Knappheit unserer Vorräte, Salutarücksichten, Verkehrsschwierig-keiten bringen es mit sich, daß jetzt durch Augenblick behördliche Vorschriften erlassen werden, die auf diesem oder jenem Gebiete einen genauen Sparzwang diktieren. Und wo es nicht Vorschriften sind, da sind es die hohen Preise, die verbrauchmindernd und luxushemmend wirken. Unsere Küche ist eingeeengt, unsere Speisekarte verkürzt und vereinfacht, Alkohol- und Nikotingenuß beträchtlich herabgesetzt, auf viele Arten von Auslandswaren haben wir völlig verzichtet gelernt, und die Modesucht

in Kleidung und Schuhwerk ist — wenig-stens beim männlichen Geschlecht — stark zurückgegangen. Die Wagenbenützung im städtischen Verkehr, die Beleuchtung der Ver-gnügungslokale und der Geschäftsauslagen, all dieser tägliche Aufwand des Großstadt-treibens, der uns vor dem Kriege selbstver-ständlich schien, hört auf, es zu sein, und weicht bescheidenerem Brauch. Die ältere Generation, die auf die Zustände vor einem halben Jahr-hundert zurückblicken vermag, wird sich erinnern, daß man es damals in Essen, Klei-dung, Wohnung und Vergnügungen viel ein-facher gehalten hat als heutzutage. Die jüngere Generation wird sich wohl oder übel dazu be-quemem müssen, auf diesen älteren Lebensstand zurückgeführt zu werden. Der Krieg selbst übernimmt dieses Führeramt, die Kriegs-sparsamkeit mit ihrem äußeren Zwang erzieht uns zur künftigen Moral der Friedens-sparsamkeit.

**Weihnachtsbesorgungen.**

Das dritte Weihnachtsfest der Kriegszeit naht. Der Monat Dezember mit seinen Vorbereitungen für das Fest der Geschenke ist da, und trotz Kriegszeit, trotz der abnormalen Gestaltung aller Lebensverhältnisse, steht bereits das Weihnachtsgeschäfte ein. Mütter und Gattinnen prüfen die Schaufenster der großen Warenhäuser und suchen heuer zunächst das Praktische, Gegenstände, die dem Empfänger des Gesentes nicht nur Freude bereiten, sondern auch praktischen Wert für ihn haben. Selbst für ihre kleinen Lieblinge scheinen den Frauen in der Kriegszeit ein warmes Kleidchen, neue Schuhe und sonstige Kleidungsstücke köstlicher als Spielwaren. Trotzdem finden auch die Schaufenster der Spielwarenhäuser viel Beachtung. Die Wahl ist schwer, sowohl in den Warenhäusern als auch in den Geschäften, die Spielsachen führen. Denn die Preise sind in beiden seit dem letzten Weihnachtseinkauf durchschnittlich um 30 Prozent gestiegen. Aber da gibt es viele unter den männlichen und weiblichen Käufern, die, was ihr Herz begehrt, wählen und dann auch kaufen können, ohne die Preise erst lange vergleichen zu müssen: die Glücklichen, von denen der Krieg keine Opfer verlangt und denen er sogar Güter in Fülle gebracht hat. Diese Gruppe unter der Bevölkerung ist es denn auch, die jetzt zu den hauptsächlichsten Weihnachtseinkäufern gehört. Das erzählen die meisten Inhaber vornehmer Geschäfte, vor allem die Bilderhändler, die Antiquitätenhändler, die Inhaber der feinen Galanteriewarenhäuser u. dgl., aber auch die Geschäftsleiter der vornehmen Spielwarenhäuser in der Stadt. Es werden dort auch schon vielfach Einkäufe für Weihnachten besorgt. Auf der Mariahilferstraße sah man beispielweise gestern schon einen starken Strom Kaufstücker mit Paketen und Paketchen. In den kleineren Geschäften wird gleichfalls schon ein etwas stärkerer Einkauf beobachtet, und in Okaſionsgeschäften werden die Gelegenheitskäufe zu verhältnismäßig billigen Preisen von praktischen Leuten gewiß schon zum Zweck der Weihnachtbescherung gemacht. Im allgemeinen sind die Kaufleute mit dem Beginn des Weihnachtseinkaufes zufrieden. Ausschlaggebend für den Enderfolg wird immerhin erst der Zuzug von Kunden in den letzten zwei Wochen vor dem Weihnachtsfest sein.

10./XII. 1916

\* (Abschiednehmen.) Heute ist schon wieder ein Tag, der in diesem Zeichen steht. Es ist ja nicht das erstemal. Schließlich haben wir einmal der Kaiserjennel und dem Salzstangerl Ballet gesagt und später der Milch, und heute gilt es, dem schwarzen Kaffee, der uns während der Nachmittagsstunden geizt, die Reuerenz zu erweisen, weil er vorläufig nicht mehr um diese Zeit auf den weißen Marmortischen der Kaffeehäuser wird erscheinen dürfen. Die Notwendigkeit gebietet das und die Vernunft wird diese Maßregel wie alle anderen hinnehmen, von denen sie weiß, daß sie nur zum Besten der Allgemeinheit und im Interesse des Publikums gefaßt worden sind. Den Körglern und Räsoneuren, die es in diesem Falle natürlich wieder geben wird, muß man abermals zu bedenken geben, daß wir uns im Verlauf dieser Kriegszeit an ganz andere Dinge gewöhnt haben, daß wir es getan haben, ohne ein Wort darüber zu

verlieren oder doch wenigstens, ohne allzu viele Worte darüber zu machen. Da man nach einigem Nachdenken eingesehen hat, daß es kluge Notwendigkeit war, die solches geboten hatte. Und schließlich ist der schwarze Kaffee, in der richtigen Perspektive gesehen, nur eine Bagatelle. Man wird ihn bestimmt ganz leicht entbehren, wenn man nur einigen guten Willen zeigt; denselben guten Willen, den man bisher bei ähnlichen Gelegenheiten zur Hand hat haben müssen. Außerdem ist die Einschränkung, die uns jetzt neuerlich widerfährt, gar nicht grausam und rücksichtslos, da das Verbot des schwarzen Kaffees sich ja nur auf die Nachmittagsstunden zwischen 2 und 8 Uhr beschränkt. Abends dann, nach getaner Arbeit, zwischen 8 und 10 Uhr, soll er uns wieder zur Verfügung und auf dem Tische stehen. Da wird er wieder in der Schale dampfen dürfen und da wird er allen denen, die ihn jetzt, da er nicht mehr zu den Selbstverständlichkeiten, sondern zu den kostbaren Gütern gehört, noch höher einzuschätzen wissen, trefflicher munden denn je zuvor, wenn auch die Qualität bedeutend nachgelassen hat. Das tut nichts. Des Nachmittags wird man sich eben noch mehr zum Tee befehlen müssen, als man's bisher getan oder man wird sich einen leichtalkoholischen Ersatz in Gestalt eines Glases Sherry oder eines kräftigenden Weines zu verschaffen wissen, um den Nerven das ihnen gebührende Stimulans zuzommen zu lassen.

# Im Stammeis!



„Als dann, meine Herren,“ sagte Schwaffer mit einer gewissen Förmlichkeit in Blick und Ton, „alsdann, ich sag' jetzt'n mir anders, als wie: Allen Respekt! Sonst sag' i mir, aber an Antrag nicht i dem hohen Haus unterbreiten: Daß uns der Witt heut' zur Feier des Tages um a Krügel mehr bewilligt, damit ma die Einmah' von Butareß in aner würdigen und anständigen Weis' begeben kann.“

„Du redst ja scho' ganz parlamentarisch,“ sagte Oberberger lachend, „kann das D' von der Einberufung vom Reichsrat was läuten hörst, siecht scho' überall a hohes Haus. Aber was'n Antrag selber betrifft — i hab' nix dagegen. Sag'n mir's i Leopold und der soll's am kürzesten Weg an die maßgebende Stief' weiterleiten, die niemand anderer trink' ma auf die, was dös Zustand' bracht hab'n und zwing' ma drauf, daß die Sach' in dera Dicken weitergeht.“

„S' sag's was is,“ meinte Spannagl und strakte nachdenklich sein Glas rüber, „wann am dös am Tag von der rumänischen Kriegserklärung aner g'lagt hätt'...“

„G'lagt hätt'?“ Dös macht quä,“ unterbrach ihn Oberberger, „ja, hat Dir's denn net aner g'lagt? Und is d'ester ane net mei Wenigkeit g'wesen? Wie i da sitz, hab' i Euch's Etschäl vom Rumänier vorausg'sagt, aber Ihr habt's mir's ja net glaub'n woll'n, seib's stad und trambappert dag'sellen wie die rechten Sammerhauben und habt's g'mant: Aus und g'scheh'n is jetzt'n! I allant...“

„Du allant bist der G'schichte g'wesen und wir alle miteinander die Leppen,“ unterbrach Etschler ägerlich

dem Sprecher, „i bitte Di gar schön, spiel' Di net so an! So g'schiet wie Du, bin i lang a no und daß ma si bor' im Rumänier net's schrecken braucht — dös hab' i a g'wukt... Schanerl, komm' her da, wie es is denn alsdann mit dem dritten Krügel? Meine äwa hab' i scho' abig'schütt' aus lauter Freud' und Begeisterung. Was? A drittes gibt's net? Der Herr Chef erlaut' s' net? Da hört si aber scho' all's auf, an so an Tag! A dritter Krügel her oder i zahl' und geh' und lass' mi nimmermehr blicken da bei Euch herum!“

Der Etschler is heut' so fuchsteufelswild und fa Mensch was warum,“ sagte Schwaffer; „macht grad, als obst a Rumänier wärst, die hab'n jetzt'n an Grund dazua, daß sie si'n Schädel an die Wand anrennen aus lauter Eist und Gall. So einig'sprungen is no nia aner auf dera Welt als wie der Rumänier; Von an Eingang in Butareß hab'n i' trant und a Auszug aus Butareß draus g'word'n. S' Lipsel auf'm I hab'n sein woll'n, das denen Bierverhandlern no zum Sieg siecht und jetzt'n san i so weit, daß die Bierverhandler von eahna nix mehr seggen woll'n, weil sie si aufs Schlag'frag'n eh allant quät gnuä bassier'n und net no an neuchen Bundesgenossen braucht hab'n, der eahna jagt, wie ma si dabei a' benehna hat.“

„Jetzt'n dersen si d' Herr'n Rumänier bei eahnern Masenspitgetescu nehmen und si sag'n: Stein san ma g'weft alle mitanander,“ sagte Oberberger; „aber dös kommt daher, wann's an Menschen a' guät geht. Reich' san i word'n an eahna Neutralität, s' heit wie im Schlaraffenland hab'n i', hab' i m'r sag'n lassen und s' guäte Goldgeld is grad nur so auf der Straigen bei eahna umander ägelt, sie hab'n's nur auf's Blausand, Kriegsführ'n hab'n i' miassen und jetzt'n sitzen i' so tial drinn' in der Timen, daß i' fa Ruß und sa Braungas mehr aufschlag'n kann.“

Dem Trepow is dös aber ganz wurst,“ meinte Schwaffer, „der redt lusti weiter vom endgültigen Sieg, den die Bierverhandler morg'n oder spätereis übermorg'n erringen werd'n und erzählt ganz feich und fest von die Reutralstaaten, die, wann mr's

genau betracht' i, scho' so guät wie beliegt san. I man', a jed's Ding auf der Welt soll' seine Grenzen hab'n und a so a Gelestrum Eng' kann do net amal's Wolf in Musland schliden. Den Trepow sollten i' lieber Trepow hassen, auf deutsch: Tapp.“

„Gef', tua'n Etschler net mit Deine Rumoh-g'spaß an no aufreg'n,“ meinte Oberberger, nachdem er den sichtlich schalkig aufgelegten Tischgenossen mit einem prüfenden Blick betrachtet hatte, „der sitzt heut' ohnehin schon da, als ob eahm d' Henden's Brot weg's freissen hätten.“

„Da müßt' i' erst aus hab'n,“ entgegnete Etschler, „nacher könnten mir's d' Henden' erst wepfressen; aber seit ma in die Witshäuser sanz mehr a' laufen kriagt is das Brot für an Jung-g'ell'n a' seltener Leckerbissen, den er grad ausalls' weiß' amal' in'n Mund eintrigt. Wir hab'n jetzt'n a' sogenannt's Ernährungsamt, an Ernährungspräsidenten, zwa Ernährungsbeirräts' denken und was halt' sonst no notwendig' is, damit daß so a' Amt sei richtig's amtliches Ausg'schalt' kriagt. Nur mit der Ernährung happert's halt' allerweil no a' bißerl; i für mei Person wenigstens g'pür' nix dabon, daß die Reiten nachrichtler word'n san, seit ma's Ernährungsamt hab'n. Na alsdann, so hitz' kann dös net gehen,“ meinte Schwaffer, „abwarten müaß ma scho' no a' wenger, bevor ma schimpst.“

„I schimp', wann i will,“ fuhr Etschler auf; „aber richtig, jetzt' fällt's ma grad ein, etwas verdanken m'r eahm scho', dem Ernährungsamt: Daß ma im Kaffeepaus' san Kaffee mehr kriagt. Dös is a' wieder so a' Sach', die an die Jungg'sell'n ausgeht.“

„Und am Kan' Mann,“ schaltete Spannagl ein; „meine Herr'n, es gibt Tausende von flane Leut' in Wien, denen der Kaffee im Kaffeepaus' d' anzige Rohring is; a Stückerl Brot dazua — und ferti is's Mittagessen. Es is net viel, aber es is wenigstens bißerl was. Was tian aber die hochen Weibchen? Bervil kommt a' Vernünftigkeit auf: Da Brot in die Kaffeehäuser! Dann kommt a' nendi: Ra Kaffee! I frag: Was soll'n die Leut' alsdann jetzt'n essen, die an eahnem Kaffee g'wöhnt san? Guät, für die Volkskaffeehäuser soll'n Ausnahmen

g'macht werd'n; aber dös bedenken die Herr'n net, daß i' so und so viel verschämte Arme, Angehörige vom sogenannt'n Mittelstand gibt, die weniger hab'n, als mancher ganz Arme, die aber sozusag'n handesgemäß auftreten miassen und in a' Volkskaffeehaus net eingehen können. Was tian, frag' i, alsdann die?“

„Dös is wieder a' anders Kapitel,“ sagte Etschler, „und a' ganz interessant's; aber bleib'n ma erst amal' bei die Verheirateten und die Ledigen. Die Verheirateten lassen si ihr'n Kaffee daham fochen, die trifft die Verordnung net, aber die Ledigen? Was tan die?“

„Heiraten!“ lachte Oberberger, „überleg' Dir's nimmer lang, Etschler, hupf ein ins Ehejoch, je früher, desto besser. Siecht es ja, daß im Krieg a' Jungg'sell' auf die Dauer mit erister'n kann. Sperr' Di net lang dagegen und probier's!“

„Ja, wann's sowas gebet — a' Gf' auf Kriegsdauer,“ meinte Etschler, „daß ma nach'n Friedensschluß wieder, Schamiler Diener!“ lagen kommt zum Weiber, nachher saget i net na, aber so, für immer...“ Er schüttelte energisch den Kopf. „Na, da g'wöh'n i mir lieber'n Schwärzen ab als wie's Ledigleiten.“

„Was halt' denn von der Freiheit?“ sagte Schwaffer, „von an Drach'n is ja eh la Med' mehr seit der neuen Spiterfund und wannst der Welt a' Garza ausreizen willst, bist es beim besten Willen und mit der Briefschache voller Geld net imstand'. Um Eise stampern i' Di aus'm Witshaus aus'a, um Zwölfe aus'm Kaffeehaus... was braucht denn unter solchen Verhältniss'n ledig a' bleiben, wo der Staat heut'zutag' auf Dein soliden Lebenswandel viel besser obacht gibt als's die hantigle bessere Gälte tian kann — ausg'nomma natürl' die Frau von Oberberger,“ fügte er mit einem Seitenblick auf den Senior der Tischrunde hinzu.

Dieser hatte sich so wie so bereits zum Gehen gerüstet. „Dös is wahr,“ jagte er, „aber wann's a' so weitergeht in dera Donart, wird's no dazua kommen, daß mi der Staat früher aus'm Weisk auffajaudt als d' Meinige. Leopold, s' beantragt dritte Krügel kriag' i eh nimmer, alsdann: Zahl'n!“

Thomas Berger.

**Zylinderhüte.**

In diesen Tagen ist der gute, alte Zylinderhut wieder in seine Rechte getreten. Nicht, um der Mode willen für eine Spanne der Saison getragen zu werden, sondern um als feierliche Kopfbedeckung beim Anlaß der Trauerveranstaltungen für den Kaiser getragen zu werden. Am Donnerstag sah man in den Straßen der Innern Stadt ein Heer von Zylinderhüten dahinwandern, hin und her wogen, sich heben und senken in Gruß und Gegengruß. Alle Formen des Zylinders sah man: die ganz modernen, niederen, schmal-krempigen, die höheren mit weniger tadellosen Krempen und die „Stöber“ von Anno dazumal. Die meisten freilich durch den Trauerflor zur Hälfte ihres Glanzes beraubt, oft auch vom Flor so weit verdeckt, daß nur ein schmaler glänzender Rand und die Decke des Zylinders frei bleibt. Alles übrige mattschwarz. Den Zylinderhüten ohne Trauerflor sah man zu meist die frische Behandlung mit dem Bügel-eisen des Hutmakers an. Manche aber waren besonders „tadellos“. Das waren neue, ganz neue Zylinderhüte. Die Hutmaker, vor allem natürlich die vornehmen, bestätigen, daß am Mittwoch mehr Zylinderhüte als sonst an normalen Tagen gekauft wurden. Meistens und in großer Zahl wurden aber Zylinderhüte zur Umflorung bei den Hutmachern abgegeben, und schon seit der Woche vor den letzten Zeichenfeierlichkeiten für den Kaiser hatten die Hutmaker und ihre Gehilfen alle Hände damit zu tun, die einlangenden Zylinderhüte mit Trauerfloren zu versehen. Alle sparsamen Zivilisten und auch alle jene, deren Zylinderhüte nur noch halbwegs intakt waren, haben vom Einkauf eines neuen Zylinders abgesehen. Denn die Preise der feinen Zylinder sind enorm gestiegen. Der „billige“ ist im Preis von 30 auf 55 Kronen, der feine gar von 36 auf 70 Kronen emporgeschwollen. Nur glänzende Verhältnisse gestatten wohl jetzt den Einkauf eines Glanzhutes. So läßt man denn lieber den lange bewährten in der Kriegszeit auf-bügeln, so oft es noch geht. Und da der feierlichen Anlässe jetzt nicht gar so viele sind, wird der Festhut nicht übermäßig abgewüßt. Die Hutmaker werden daher im Laufe des Krieges, solange die Zylinderhüte so teuer sind, kaum wieder zu einer größeren Verkaufsgelage für diese Hüte kommen.



## Die Pflicht zu denunzieren.

In den Zeitungen ist gestern ein amtlicher Aufruf an die Bevölkerung erschienen, der sie auffordert, sie möge den Behörden Preisüberschreitungen der Händler durch Anzeigen zur Kenntnis bringen. Wie immer hat es auch diesmal sehr lange gedauert, bis die Behörden etwas wahrgenommen haben. Wenn heute an einer Straßenecke zwei Menschen, Männer oder Frauen zusammen-treffen, wovon sprechen sie? Wenn nicht über die Friedensausichten, so sicherlich über die Lebensmittelnot und den Lebensmittelwucher. Von den unverschämten Marmeladepreisen, von der Milchverschleißerin, die bei jedem verabsolgten Viertelliter Milch ein Trintgeld von einer Krone nehmen möchte, daß um den Höchstpreis keine Kartoffeln zu haben sind, aber Kipfler um K 1.20 das Kilogramm, daß ein Kilo Bohnen unter sechs Kronen nicht abgegeben wird und von ähnlichen Dingen. Während dies vor sich geht, entdecken unsere Behörden, daß viele Fleischhauer die Kalbsfleischpreise überschreiten und verkünden eine Art vaterländischen Hilfsdienst in Form einer Pflicht zum Denunzieren.

Wir glauben gerne, daß der Aufruf ernst und ehrlich gemeint ist. Was soll man aber dazu sagen, daß der Statthaltereibeamte, der den gestrigen Aufruf verfaßt hat, in diesen Tagen nichts anderes weiß, als die Öffentlichkeit wegen der Kalbsfleischpreise anzurufen? Er lasse die Frauen seiner Mitarbeiter, vom Amtsdienere aufwärts, zu sich berufen und frage sie, wie groß ihr Interesse an den Kalbsfleischpreisen sei. Sie werden ihm antworten, daß sie bestenfalls einmal im Monat Kalbsbraten auf den Tisch bringen können, und daß es ganz gut sei, wenn man bei diesem seltenen Anlaß nicht im Preis überhalten werde, daß sie es aber unendlich begrüßen würden, wenn der einflußreiche Herr, der solche Aufrufe in den Zeitungen erscheinen lassen kann, dafür sorgte, daß Erdäpfel und Milch, Fett und Hülsenfrüchte, kurz die unentbehrlichsten Lebensmittel, auf die heute die große Mehrheit der Bevölkerung ausschließlich angewiesen ist, von den Händlern zu angemessenen Preisen abgegeben würden.

Das ist in Wirklichkeit die Frage, die in anderer Fassung lautet: „Wie kann der Staat verhindern, daß tagtäglich viele tausende Male seine Preisvorschriften

### Die das Kaffeeverbot nichts angeht.



Und da schimpfen die Leute auf das Hamstern?

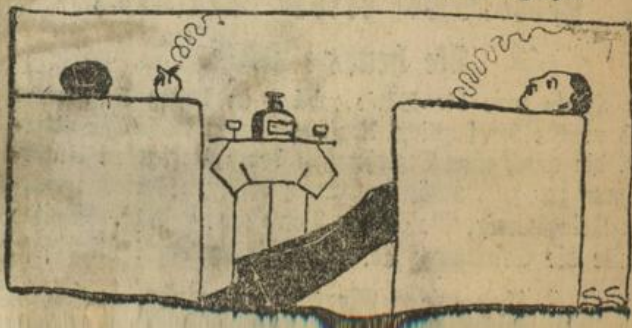
von den Erzeugern und Händlern übertreten werden? Preistreibeiverordnungen und selbst Preistreibeianzeigen haben sich bisher als nahezu wirkungslos erwiesen. Dagegen hat man in Deutschland ein wirksames Mittel zur Eindämmung des Preiswuchers gefunden, es folgerichtig angewendet und damit sehr bedeutende Erfolge erzielt. In Osterreich ist dasselbe Mittel von nicht beamteter Seite — vorgeschlagen worden. Wir meinen die Preisprüfungsstellen. Sie arbeiten im ganzen Deutschen Reich und wenn sich dort trotz aller Not die Preisbildung in einer Weise vollzieht, die unjeren Reich erwecken muß, so ist das zum guten Teil den Preisprüfungsstellen zuzuschreiben. Für Wien hat die Kriegskommission für Konsumenteninteressen die Einsetzung einer Preisprüfungsstelle vor etwa einem halben Jahre beantragt. Sie hat sechzig Preisprüfer für rund dreißig Gattungen von Lebensmitteln und unentbehrlichen Bedarfsgegenständen namhaft gemacht. Ihre Namen liegen in der Statthaltereie und beim Magistrat. Dort denkt man augenscheinlich nicht daran, sie ihre Tätigkeit beginnen zu lassen. Nun haben aber gerade in der letzten Zeit die Verhältnisse eine Entwicklung genommen, welche diesen Zustand des Zwartens nicht länger gestattet. Die Preistreibeie hat alles bisherige Maß überstiegen, die Bevölkerung ist gereizt wie noch nie und versucht Selbstwehr durch fortgesetzte Preistreibeianzeigen. Sie sieht aber keinen Erfolg. Die Wiener Marktämter sind zu sehr überlastet, sie glauben vielleicht auch durch Verfolgung keine Besserung herbeiführen zu können oder sie lassen sich von Beweggründen leiten, die zu erörtern diesmal besser unterlassen wird. Es steht fest, daß viele Anzeigen von ihnen gar nicht entgegengenommen werden. Wird eine Anzeige einem Polizeikommissariat erstattet, so geht sie von dort zur Beantwortung an das Marktamt und die Partei steht doch vor jener Stelle, die sie vermeiden wollte.

Es wird daher dem neuen Ernährungsamt nichts anderes übrig bleiben, als sachlich gebildete Preisprüfer aus der Bevölkerung zu ernennen und ihnen amtliche Eigenschaften zu verleihen. Vor diese Preisprüfer müßte jede Anzeige kommen. Sie hätten zu entscheiden, ob die Anzeige begründet ist und sofern sich dies erweist, vorzugehen. Sie hätten bei dem Kleinhändler (gegen Kleinhändler richten sich ja die meisten Anzeigen) die ersten Erhebungen zu pflegen. Der Kleinhändler müßte ver-

pflichtet werden, dem amtlichen Preisprüfer seine Bezugsquelle zu nennen und den Preis bekanntzugeben, zu dem er selbst gekauft hat. Und so müßten die Preisprüfer die ganze Kette verfolgen, bis zu dem Glied, das sich als das schuldigste erweist. Erst bis der ganze Tatbestand aufgedeckt ist, hätte auf Grund des Gutachtens die gerichtliche Verfolgung einzusetzen, dann aber unerbittlich. Gewiß, dieser Weg scheint langwierig und in jedem Falle erst spät zum Ziele zu führen. Aber wenn die Erzeuger- und Händlerrotte, die schon das dritte Jahr ungestraft Preiswucher betreibt, merken wird, daß es ihr endlich wirklich an den Kraken geht, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß Preisbildung und Warenverkehr sich in anderer Weise vollziehen werden als bisher.

Dann wird aber auch der Bevölkerung eine ernste Pflicht obliegen: die Pflicht, ohne Scheu vor Zeitverräummis und Plakereien jede Preistreibeie anzuzeigen.

### Die das Kaffeeverbot nichts angeht.



Wir haben unsere Chartreuse.

M./XII. 1916

11. Dez.

11. Dezember

## Weihnachts-Schaufenster.

Ein Spaziergang durch die Berliner Geschäftswelt.

Es wäre wunderbar, wenn der Krieg im dritten Jahre seines „eisernen“ Bestandes nicht auch in den Schaufenstern erkennbar wäre. Und doch ist es auf der anderen Seite ein Wunder, daß er es so wenig ist. Wenn man heute zwei Wochen vor der dritten Kriegswihnacht, durch die Leipziger Straße geht, begegnet man einem Menschengewühl, wie man es in Friedenszeiten nicht besser gewöhnt war. Und der Glanz der Schaufenster ist derselbe geblieben.

Freilich, die Schaufenster der Lebensmittelgeschäfte weisen nicht zu verkennende Veränderungen auf. Zwar ist alles da, was auch sonst in den Schaufenstern ausgestellt zu werden pflegte. Man sieht gebratene Gänse, Gänsefleisch und Gänsefüße, auch geräucherter Aale in respektablen Exemplaren und Räucherfische der verschiedensten Art, Gemüse, Rohsorten und selbst Delikatessen, die man heute nicht mehr in Berlin vermuten sollte, wie Kaviar, sind nicht ganz verschwunden. Was besonders auffällt, ist nicht ein Weniger, sondern ein Mehr. Der Tisch des Berliners ist heute reich gesegnet mit Ersatzmitteln und Konserven, vom getrockneten Weiß- und Rotkohl bis zu jenem Backpulver, das sich durch den freundlich einladenden Namen „O Badel“ empfiehlt. Der Anklang an die berlinische Redensart „Au Bacle“ ist unverkennbar. Was neben diesen „Neuheiten“ besonders in die Augen sticht, sind die Preise, die auch den höchsten Erwartungen entsprechen. Sie haben das Gute, daß das Bedauern, mit dem man sich vom Schaufenster abwendet, gemildert wird durch den Gedanken an die großen Summen, die man erspart, wenn man nichts kauft.

Eine Klasse für sich sind heute die Konfitürenläden. In manchen Schaufenstern solcher Geschäfte sieht man ein gleichsam entschuldigendes Plakat angeheftet, auf dem mitgeteilt wird, daß der Inhaber nur immer ein einziges Stück an eine Person verkaufen darf, ferner, daß die hier ausgelegten schönen Dinge nur Packungen ohne Inhalt sind. Ein Blick auf die Preisliste, die kaum lesbar im Hintergrund hängt, weist neben jedem Gegenstand des Wörtchen „ausverkauft“ auf, und während man überlegt, was es denn nun eigentlich in diesem Geschäft zu kaufen gäbe, erkennt man, was man gleich hätte gewahr werden sollen, daß der Laden dunkel und geschlossen ist. Ein Geschäft in der Nähe des Potsdamer Platzes kündigt die Tatsache seines absoluten Warenmangels in wichtigster Weise an. In seinen Schaufenstern sieht man die Porzellan- und Kristallschalen wie in den besten Friedenszeiten mit den in buntes Glanzpapier gewickelten Pralines und anderem Konfekt gefüllt. An jeder Schale steht aber „ausverkauft“, als wenn der Inhaber sagen wollte: „Ich habe zwar die süßen Dinge, die du liebst, aber du kriegst sie nicht.“ Das ist aber nur schöner Schein, denn auch das Glanzpapier ist ohne Inhalt, wenigstens ohne eßbaren.

Dabei bleibt uns das immerhin angenehme Bewußtsein, daß wenigstens in den Lebensmittelgeschäften die Schaufenster heute nicht mehr die Gradmesser für die vorhandenen Mengen sind, denn wir wissen ja, daß die wichtigsten Nahrungsmittel dem freien Verkehr entzogen sind. Und in den weiten Gebieten der Textilindustrie, der Spielwaren, Pelzwaren, Goldwaren und Uhren, Stahlwaren weisen die Schaufenster noch immer all den Märchenglanz der Friedensjahre auf. In den Fenstern der Spielwarengeschäfte werden nicht nur, wie es die Zeit verlangt, Schlachten geschlagen, Festungen erstürmt, Verwundete gepflegt und verbunden, Flugmaschinen und Zepeline an mehr oder weniger unsichtbaren Schürchen durch die Luft geschickt, sondern ganz wie sonst schauen Puppen mit schelmischem Augenaufschlag umher, führen Hampelmänner ganz ohne satirischen Seitenblick auf unsere politischen Feinde gewagte Tänge auf, laufen Robben und Seeslöwen im Kreis umher, wenn man ihnen das Herz im Leibe aufgezogen hat, und gehen Spreewälder Ammen ihrer heute mehr als je geschäftigen Tätigkeit nach. In einem Schaufenster in der Nähe des Dönhofsplatzes gibt es sogar ein richtiggehendes großes

**Ottaringer Marktdeutsch.**

Beim Fischstand. Am Tisch liegen Karpfen in allen Größen; darunter welche, die in den sonderbarsten Farben schillern. Das halbe Kilogramm ist zu zwei Kronen vierzig und zwei Kronen sechzig angeschrieben. In einem Bottich schwimmen noch ein paar Fische. Ich wähle einen solchen aus dem Behälter, er wird umständlich erschlagen; erst zwischen dem dreiundzwanzigsten und vierundzwanzigsten Hieb ist er erledigt.

Der Preis stimmt nicht.

„Das halbe Kilogramm kostet doch im besten Falle zwei Kronen sechzig?“

„Ja, von de' Hientigen (Toten); die Lebendigen san ollaweu teura!“

Die Obstlerin hat sogenannte „Strudler“, Apfel für Strudel, kunstvoll aufgeschichtet. Die Vorderfront der Pyramide besteht aus prächtigen überausgroßen Äpfeln. An der aufgestellten Tafel steht zu lesen: 1 Kilogramm K 1.30.

„Geben Sie mir von diesen Äpfeln!“ Sie krabbelte im rückwärtigen, mir verdeckten Teil des Hausens, füllte einen Papiersack, wiegt sehr genau und übergibt mir die Ware. Es sind durchwegs ganz kleine, teils wurmfressige, teils angefaulte Äpfel drinnen.

„Liebe Frau, diese Äpfel habe ich nicht verlangt. Daraus kann man mit dem besten Willen keinen Strudel machen!“

„Machens halt was anders; siedens Ihnas am Quat, a was Schöns!“

**Der arme Hund.**

Dieses geschah Ecke Naglergasse und Haarhof.

„Schön brav sein, Botan, und sitzen bleiben!“ jagte der gutgekleidete junge Mann und sah schein nach den Vorübergehenden, ob sie etwa Verdacht schöpften. Wer lämmert sich drum, wenn einem Hund befohlen wird, daß er sich nicht rühren soll? — Der Neufundländer blickte seinen Herrn aus den restlos gutmütigen Augen traurig an, bettelte noch ein wenig mit der Pfote, fügte sich aber, als sein Brotherr strenge Miene machte. Er saß aufrecht, knapp neben dem Eckstein, während der Gebieter rasch im Dunkel des Haarhofes verschwand. Um sieben Uhr abends war das.

Um zehn Uhr nachts saß er noch immer dort. Es regnete wenig, aber ohne Aufhören. Auch um zwei Uhr morgens traf ich ihn auf derselben Stelle. Ich konnte ihn nicht mehr in die Augen sehen; denn ich war auch ein Mensch — wie jener.

Ich seh diese Augen seither auf Schritt und Tritt vor mir, tags und beim Schein der Laternen, sie haben sich zwischen Schlaf und ermatteten Körper gestellt und fragen immerzu: Warum, warum?

Ich muß diese Augen auch früher schon gesehen haben; ich muß sie oft gesehen haben: diese vertrauensseligen Augen in Sklaverei Geborener, deren Weisheit zu Ende ist! W.

### Einer anerkennenswerten Korrektheit

hat sich das Auswärtige Amt diesmal hinsichtlich der Form, in der die Mitteilung über das Friedensangebot des Vierbundes erfolgte, befeißigt. Oesterreichs Parlamentslosigkeit hat in früheren Fällen mitunter zur Folge gehabt, daß die österreichische Öffentlichkeit wichtige politische Mitteilungen erst auf dem Umwege über Budapest von der dortigen Parlamentstribüne entgegennehmen konnte oder doch sie zuerst

von dorthier erfuhr. Man fand eben anfangs der Tatsache, daß Oesterreich das für derartige Mitteilungen vermeintlich allein zuständige parlamentarische Forum fehle, anscheinend rathlos gegenüber und nahm an, daß in Fällen, wo eine Verlautbarung in Ungarn von der Parlamentstribüne aus erfolgte, dieselbe Verlautbarung in Oesterreich entweder ebenfalls am Franzensring oder — gar nicht zu geschehen habe. Diese Auffassung war für Oesterreich der gegebenen Verhältnisse halber wenig erfreulich. Man fühlte sich in der auswärtigen Politik wie an den Rasentisch gesetzt, an dem keiner, auch der Bescheidenste nicht, gerne speist. Es war durchaus keine erhebende Beschäftigung, auch diesmal wieder in den Vorankündigungen die österreichische Öffentlichkeit auf die im Budapester Reichstag und im Berliner Reichstag zu gewärtigenden wichtigen Erklärungen verweisen zu müssen in einer Sache, die uns Oesterreicher nicht nur interessiert, sondern in gleicher Weise angeht. Wir verzeichnen es mit Genugtuung, daß das Auswärtige Amt diesmal, obwohl für Ungarn die parlamentarische Verlautbarung vorgesehen war, die Form gefunden hat, um in beiden Staaten der Monarchie gleichzeitig und in gleicher Weise das Geschehnis bekanntzugeben, jene Form, die auch sonst bei nichtparlamentarischen Verlautbarungen des Auswärtigen Amtes im Gebrauch ist. Sogar für einen Ersatz des mündlichen, nur im Parlamente möglichen Regierungskommentars ward durch eine amtliche Einleitung zur Note gesorgt. Möglich, daß durch diese Art der Verlautbarung der Budapester Parlamentsitzung eine Sensation vorweggenommen wurde, weil das Wesen der Sache bereits einige Stunden vorher bekannt gegeben war, aber die Parität wurde voll gewahrt, Oesterreich ward sein Recht und Ungarn geschah kein Unrecht. Möge es immer so gehalten werden! Es mag kleinlich erscheinen, in so großer Stunde sich mit anscheinend so geringfügigen Neußerlichkeiten zu befassen. Aber Inkorrektheit der Formen stört die Stimmung bedeutsamster Augenblicke, korrekte Form erfreut in der größten Szene. Selbst das bescheidene Oesterreich sieht sich nicht gerne vernachlässigt . . .

## Der Kampf um die Wünschelrute.

### Neue Studien über die Wünschelrutentwunder.

In den beiden letzten Sitzungen der Gesellschaft der Ärzte sprach Professor Dr. R. Graßberger über die Wünschelrute, wobei er einen abschließenden Ueberblick über das interessante Problem bot.

Die Wünschelrutentwunder, seit dem Weltkriege stark ausgebreitet, wird, führte der Vortragende aus, von extremen Vertretern als eine mystische Angelegenheit, eine Art Psychose, von einer zweiten Gruppe für etwas Ernsthaftes betrachtet. Als Professor Graßberger versuchsweise mit der Rute als „wasserführend“ bezeichnete Stellen überquerte, einmal auch mit verbundenen Augen, fühlte er selbst einen „Aus Schlag“. Zahlreiche spätere Versuche stellten fest, daß die Treffer und Nieten sich wie jene bei reinen Zufallsspielen verhalten. Redner konnte sogar durch Eigen suggestion die Rotation der Rute beeinflussen. Legte er zum Beispiel auf den Boden einen Zettel, auf dem das Wort „Wasser“ stand, so erfolgte — prompter „Aus Schlag“, ebenso konnte man Ausschläge über einer roten oder blauen Farbe nach Belieben erzielen.

Einige Rutenfreunde lassen dahingestellt sein, ob hier irgendwelche geheimnisvolle Emanation von Wasser, Metallen usw. eine Rolle spielen, und diese legen mehr Nachdruck auf die durch Kombination aller Sinnesindrücke bewirkte seelische Unstimmung, die sich durch eine Unruhe bemerkbar macht. Es ist sicher, daß nicht alle Erfolge der Wünschelrutengänger Zufallserfolge sind, die Häufigkeit der Erfolge wird aber stark übertrieben. Es sei möglich, daß durch eine besondere Empfindlichkeit gegen Schall- oder Tasteindrücke (durch die Fußsohlen vermittelt) Höhlen und Wasserleitungsrohrbrüche sich bis zu einem gewissen Grad dem Rutengänger erschließen. Der Vortragende berichtete auch über einige Mißerfolge der besten Rutengängerin Fräulein Lintrup.

Professor Graßberger zeigte an mehreren Beispielen, wie das Unheimliche der scheinbar

automatischen Bewegung der Rute auf abergläubische Beschauer wirken könne. In weiterer Erklärung der Rutenerscheinungen, bei denen auch „Wunschgefühle“ mitspielen, sei darauf zu verweisen, daß bei manchen Menschen eine sehr feine Gefühlstönung bestehe und auch praktische Erfahrungen beim Arbeiten ohne oder mit Wünschelrute auch manche erzielte Erfolgstreffer der Rutengänger vorkommen dürften. Es handelt sich hierbei um Ähnliches wie bei den „Treffern“ berühmter klinischer Diagnostiker, die oft überraschend schnell richtige Diagnosen stellen, ohne selbst die Grundlage der Urteilsbildung zu wissen, wahrscheinlich durch ein überaus feines Zusammenspiel im Gefühlsleben bedingt, analysieren und die Diagnose mündlich oder schriftlich erschöpfend darstellen können.

## Der Christkindlmarkt im Kriege.

Christkindlmarkt. Bei jedem echten Wiener erweckt das Wort schon liebe Kindheitserinnerungen. Der „Peregrinmarkt“ bei der Servitenkirche und der „Christkindlmarkt“ Am Hof, der eine im Frühling, der andre um die Weihnachtszeit, lassen kleinstädtisches Jahrmarktisleben im Großstadtgetriebe nicht aussterben. Wenn die beiden Bezeichnungen zum erstenmal ans Ohr klingen, der Werk kaum dabei die Vorstellung haben von etwas Ernstem, etwas Würdevollem, das sich da abspielt. Niemand wird sich eine Art Leipziger Messe dabei denken oder überhaupt ein Aufzeigen von Können und Leisten auf irgendeinem Gebiet. Es ist vielmehr eine verklangene Altwiener Note, die man heraus hört; Peregrinmarkt, Christkindlmarkt! Was für ein gemüthlicher alter Herr muß dieser Heilige gewesen sein, zu dem man Peregrini sagt, wie Pepi oder Goldi. Christ selbst bekommt ein Diminutiv angehängt und wird zu einem Wiener Kind gemacht, Christl, wie man in Wien so viele ruft.

Und wirklich, so wie der Name, so ist die Sache selbst. Wieder einmal ist Weihnachten vor der Tür, und wir konnten uns überzeugen, seit ein paar Tagen, da die Bretterbuden wieder dastehen, daß der Christkindlmarkt im großen und ganzen seinem innersten Wesen nach derselbe geblieben ist, wie wir ihn in Erinnerung behalten haben seit Kindheitszeit her. Wenn man zum Vergleich den Naschmarkt heranzieht, der ja ein Vetter von ihm ist, was für grundlegenden Veränderungen der jüngst erzogen wurde, welche umfassende Modernisierung er erfahren, so muß man sagen, der Christkindlmarkt ist eins der immer weniger werdenden Stätten, wo Wiener, oder besser gesagt, wienerische Tradition treue Hüter findet. Du lieber Gott, ein ganz klein wenig hat er sich schon in den letzten Jahren die modernen Errungenschaften zunutze gemacht und sich dem Zeitgeist vor dem Kriege, der auf praktischen Komfort gerichtet war, ein bißchen angepaßt. Die hölzernen Buden scheinen uns fester geübt und gegen Kälte und Zugluft fürsorglich schützender geworden zu sein, die Windlichter und Petroleumlampen haben elektrischen Glühbirnen Platz gemacht, aber da sie aus grünem Tannenzweig hervorschimmern, geben sie nach wie vor die Illusion von halb aufflammenden Weihnachtskerzen.

Und was in den Buden lodend zur Schau gestellt ist, mutet uns allovertraut an. Es sind dieselben Lebkuchen und „Busseln“, die wohlbekannten Lebkuchentreiter und Lebkuchherzen mit den sinnbildlich auf so vergänglichem Material in Zucker geschriebenen Versicherungen von ewiger Lieb' und Frau'. Da ist der gute Mikolo mit dem weißen Watterbart und der böse schwarze Krampus mit den Papierketten. Auch nicht im kleinsten Detail haben sie sich verändert. Hier finden wir auf einem Tische Krippen mit dem wächsernen Jesukindlein und primitive Krippenfiguren wie je zuvor, holde Andachtsymbole in ihrer Schlichtheit und eben deshalb. Fröhliches Wiedersehen an den Ständen mit dem Spielzeug! Binnensoldaten, Leiterwagen, Bausteine und Trompeten, alles in altgewohnten Formen und Modellen. Stadtanlagen, bestehend aus Häusern und grüngeräuselten Bäumen, in Urwälderzeiten von einem Vorahner des Expressionismus entworfen, der die Dinge so gestaltet hat, wie sie sich in seinem inneren Auge gespiegelt, unbesorgt darum, ob sie auch im Gesichtsfeld der andern sich als das präsentieren, für das er sie ausgab.

Und für die Mädchen die Kochgeschirre und Puppenküchen der Mütter, die Puppentuben und -betten nach der Mode von Anno dazumal und vor allem die Puppen selbst. Das sind keine Wienerwerkstätten-Charakterköpfe, das sind die porzellanenen Schönheiten mit den langbewimperten Augensternen und unendlich kleinen Mäulchen, die den kleinen Mädchen so viel Bewunderung einflößen, weil sie so viel Schönheit verkörpern, wie sie nur in den Märchenbüchern beschrieben und nie leibhaftig zu sehen ist.

Was hier beim Herstellen aller dieser Sachen am Werke war, ist bewußtes Festhalten am Ser-

gebrachten, nicht Unvermögen, sich der modernen Ausdrucksmittel zu bedienen. Es prägt sich darin ein Hochhalten und Wertschätzen des von unsern Großeltern Uebernommenen aus, das nicht nur freudig zu begrüßen ist, weil es uns traulich annutet. Es liegt ein gut Teil Würde darin, welche die Pflege der Familien tradition stets verleiht.

Aber ich wollte ja vom Christkindlmarkt im Kriege sprechen, und ich merke, daß mir der seltenen Augenblick beschieden ward, den Krieg zu vergessen. In dem, was bisher an ausgelegten Sachen zu sehen ist, gibt's nichts, was mit einer Anspielung auf die Kriegereignisse ausgestattet wäre. Tschako und Säbel war von jeher ein integrierender Bestandteil einer Knabenweihnachtsbescherung, und sonst gibt's, Gott sei Dank, nichts Kriegerisches zu sehen. Es ist den einfachen Wiener Gewerksleuten, die dort ihr sicher nicht sehr lukratives Geschäft unter keineswegs gesundheitsfördernden Bedingungen bei Wind und Frost zu machen suchen, nicht hoch genug anzurechnen, daß sie so viel feinen Takt und — es sei gesagt — sterreichisches Partgefühl bewiesen haben, auf alle Lockmittel der Aktualität zu verzichten. Es hat den Anschein, als ob dies auch vom Publikum dankbar empfunden würde. Es gibt der Schaulustigen eine Menge, aus deren Mienen harmlos stille Fröhlichkeit blüht, als ob sie in diesen Laubengängen ein Zurücksehen in alte Zeiten suchen würden.

Eine Umfrage bei verschiedenen Geschäftsinhabern hat ergeben, daß die Leute nicht nur zum Schauen, sondern auch zum Kaufen gekommen sind. Man ist mit dem Geschäft, so wie es sich anläßt, nicht unzufrieden.

Es ist auch ein gewisses nivellierendes Moment nicht zu verkennen, das diesem einzigartigen Christmarkt anhaftet. Alle Stände und gesellschaftlichen Schichten finden sich ein, herbeigeführt von der gleichen Absicht, für ihre Lieben eine Bescherung zu suchen. Alles in allem, der Christkindlmarkt im Kriege hat kaum ein andres Gesicht als der im Frieden. Es ist ein Stück Lieben, stillen Altwienerstimm, das uns gewahrt bleiben möge. Ein wenig rückständig, ein wenig altmodisch meinerwegen. Aber, wenn man auch darin einen Ausdruck der Volkseele erblicken will, wie viel andern großstädtischem Weihnachtssummel vorzuziehen, zum Beispiel den ohrenbetäubenden Ausrufern in den Bretterbuden, die um diese Zeit des Jahres auf den Pariser Boulevards errichtet werden, wo vorwiegend das Vergnügen an modernem Gschnas den Vorübergehenden aufgebrängt wird.

Jedoch das Schönste an unserm Christkindlmarkt und das immer Gleichbleibende, das sind die erwartungsvoll leuchtenden Kinderaugen, für die alles Herrlichkeit ist, was vom Christkind kommt. Unsere Kleinen, das ist wohl heuer unsre einzige uneingeschränkte Weihnachtsfreude, die Kinder, der Jungbrunnen, aus dem die Menschheit immerdar schöpfen wird — trotz alledem.

B. W.

16. XII. 1916

Mazedonische Front.

Leibvorsätze bei Paralovo und Gradetsniko (beiderseits des östlichen Vernalaufes) brachten dem Feinde lediglich Verluste.

Patrouillengeplänkel in der Strumanieregung.

Der Erste Generalquartiermeister: Sudentorff.

Bekanntem Gründen lackt und tol, als sei sie unter der Einwirkung der Wassermengen erlöschten. Was aber gar nicht notwendig war. Sie ist einfach nicht gefüllt, denn es fehlt an Labal. Der Funktionär behält sie nur aus alter Gewohnheit zwischen den Zähnen. Die Stadt verwandelt sich allmählich in einen See.

Und man erinnert sich jener glühend-heißen Sommertage, da undurchdringliche Staubwälder auf den Bürgersteigen emporkirbelten, wenn die Hausbesorger, ob dieser nicht allzu oft ausgeübten Mission mit sich und der Welt lassen, keine machen. Erinnert sich, wie andere kommunale Funktionäre Mehliches mitten auf den Straßen leisteten, so daß man als Passant guter Lungen Befreiung suchte, um ohne Gesundheitsförderung seinen Weg zurücklegen zu können. Erinnert sich, wie man nach einem Tropfen legte, der diese Behrucht- und Staubbürge mildere. Es blieb jedoch beim Lechzen. Denn der städtische Spritzwagen hatte Besseres zu tun, als sein kostbares Raß in Zeiten der Trockenheit und Dürre zu vergeuden. Der wartete, schonte sich. Bis der Regen vom Himmel strömte und die Stadt einem See gleich . . . .

Der Einfältige hatte bisher ganz sonderbare Vorstellungen. So auch die, daß man in einer Trastil Rauchmaterial bekommen müsse. Und er gerät aus dem Häuschen, weil ihm an jeder Düre, die von jenem Dorado der Raucher treunt, das Käseföhen eingegrünft: „Nichts zu rauchen. Keine Zigarren, keine Zigaretten, kein Labal. Ab und zu freilich gewährt die Munizipalität der Raucherbeden ein paar Stück, ein paar Rädchen. Wer der Trastantin anzuwenden

die den gütigsten durch greifen, die unversessenen Großbritanniens zu sein, erleiden die schwersten Verluste und sehen ihre Zukunft arg gefährdet. Sie können auch keine Hoffnung mehr haben, daß sich die Dinge zum Bessern wenden, und der Verlauf des Weltkrieges hat in ihnen die Ueberzeugung hervorgerufen, daß irgend eine umflügende Menderung der militärischen Lage nicht mehr

„Rüß die Hand“ gesagt, ihr zum Namenstage, an jedem Feiertage und beim kalendrischen Lenzbeginne Blumen brachte, ihr Karten zu allen Hoftheaterpremierer und zu den verschiedenen Abentenern von Chart Webbs schickte, der hat einige Aussicht, daß sein Wohlsein nun Zinsen trage. Nicht in schnödem Wammon, der heute wertlos ist, sondern in Gestalt von einer Ruba oder zwei Memphis die Woche . . . .

Man kennt das moderne Butterbrot: zwei Broffarten oben und unten, eine Butterkarte in der Mitte. Kennt das moderne Stillseden im Wilde überhaupt: eine Tischplatte, auf der ein halbes Duzend oder mehr verschiedenfarbiger Karten liegen: für Brot, Mehl, Eier, Butter, Zucker, Kaffee usw. Diese Florifizierung der Karten könnte die Annahme rechtfertigen, daß solch' ein Blättchen ein gar wichtig' Ding bedeutet. Unjere Pragis zeigt, daß man in einer Lausung wie dieses im allgemeinen läßt sich widerstandslos mit Biffen und Säßen bedrucken. Reminiszenz: Das „man nehme“ der Kochbücher aus Friedenszeiten, als es noch Sinn und Zweck hatte, diesen Literaturzweig zu kultivieren. Versuche es jetzt einmal jemand, auf seinen Butterbrot nachzugehen, das verbriefte Quantum zu erlangen! Er wird um eine Erfahrung reicher sein. Aber sonst um nichts!

Injerate: Seefische 75 Kreuzer, Brachwolle Kransen per Stück 2 fl., Wilhelmsdorfer Malgerat- schokolade per viertel Kilo 61 Kreuzer, Ein Grünfilo- Pate, enthaltend Datteln, Zafelsigen, Nüsse, verzuckerte Früchte, Orangen und eine flache Stobellawein 2 fl. 50 Kr., Seine Lirichseje per Duzend 1 fl. 50 Kr.,

Schnellphotographie.

Ein Einpännerstandplatz. Vor einem Wirtshause natürlich. Einpännerstandplätze befinden sich immer vor Wirtshäusern. Zwei Droßchen mit zwei Pferden, die zusammen knapp einen normalen Einpangergang der Stradenz- seit ergeben würden. Beim Lagometer eine Tafel „Außer Dienst“. Einpänner vor Wirtshäusern sind immer „außer Dienst“. Zu Verfolgung der logischen Schlüsse: Hat man das feltene Glüd einen Einpänner auf seinem Standplatz angutreffen, so ist er „außer Dienst“, da Standplatz und Wirtshaus identisch sind.

Strömender Regen. Mies trieft. Häuser und Straßen, Schirme und Menschen. Es schüttert seit den frühesten Morgenstunden. Beharrlich und ausgiebig. Die verlässlichsten Wetterbestimmungsapparate — Barometer, Laubfröche, Nühneraugen, theumatifische Gelsenle — verkünden, daß es nachmittags, abends und nachts weiter gießen werde. Durch Bläke und Gassen leucht schwerfällig ein riesiger Spritz- ragen, der Sturzfläche von Wasser liefert. Oben auf dem Aufschöcke thront ernst und gleichmäßig ein kammalater Funktionär, die Pfeife im Munde. Diese Pfeife ist aus den





17./12. 1916

89

## Der eiserne Sonntag.

### Zum dritten Kriegswihnachtsmarkt.

Ist es so, wie es im Vorjahre war? Ist es so, wie es vor zwei Jahren gewesen? . . . Wieder ist das tannengeschmückte, goldene Tor des Sonntags, das all den duftenden Zauber und die lieben Heimlichkeiten der Weihnachtswochen erschließt, von Sorgen verhangen; wieder steht man beinahe beschämt, daß man es trotz des Ernstes der Zeit vermag, seine Christbaumkerzen an. . . Und doch lauscht man anders als vor zwölf Monaten den Stimmen der Weihnachtsglocken. Horcht man mit begründetem Vertrauen in das alte, stille Lied „Und Friede auf Erden“. . .

Wenn man es auch nicht sagt, das starke Flutium dieses Gefühls durchströmt die Stadt, deren Wesen eben doch nur der Optimismus liegt. Sie redet schwarzseherisch, aber sie empfindet immer zuversichtlich. Und von dieser Empfindung wird die Weihnachtstimmung getragen trotz aller Mühsal der Zeit.

Die Straßen selbst tun auch gern wieder etwas freundlicher. Sie haben im düsteren Sämud der letzten Wochen feierliche Haltung bewahrt. Und sie wissen auch, daß es noch nicht an der Zeit ist, in Farben und Lichterglanz zu prunken — noch nicht! . . . Ueberdies heißt es auch Beleuchtungsersparnisse vermeiden und sparen und haushalten auf allen Linien. Allein die weiheliche Stimmung, die um jede Tanne schwebt, die vorübergetragen wird, das glückselige Warten in den Augen der Kinder — auch die Ernsthaftesten und Kummervollen fühlen es schmeichelnd und bleiben stehen und langen nach einem Strauß Schneerosen, von denen es heuer so viele gibt — ein Gruß der Berge! Dicht neben den ersten „Palm-lagerln“ liegen sie in den Körben der Blumenfrauen wie liebe Vorfrühlingsillusionen. Dann die roten Glücksbeeren des Fler, dicke, weihnachtliche Mistelbuschen und zapfenbehängene Zweige. Vor den Schaufenstern der Blumenhandlungen keine, wunderschön gewachsene Blausüßholzwägen, die wie bereift aussehen, fröhliche Stechpalmen, und hinter den Scheiben Nymphen, Begonien, großblütige Geranien, Flieder und Malven, Obstbäumchen, deren Blüten das Warmbadverfahren erschloß — alles längst kein erborgter südländischer Frühling mehr, sondern heimische österreichische Gartenkunst.

Und schon werden Kartengrüße für all diese Blumenpracht abgegeben und an die wohlbekanntesten Goldschmiedin gebunden, die jetzt eigentlich, der Mode entsprechend, Silberschnürlein sind. Das sind die Aufgaben des galanten Weihnachtsmannes.

Mit Sähtigkeiten ist es heuer ohnedies schlecht bestellt. „Mur zehn Deka Zuckerln“, heißt es jetzt beim Konditor, „oder zehn große oder zwanzig Stück kleine Bäckerei.“ Allein was tut? Auf die Last des Bäumlchens schauen nur die Kleinen, für die andern ist ja nur das Grün der Tannen ein weiheliches Symbol. Wie teuer die Pfeffernüsse sind! Und die Schokoladeringerln und die alten Zuckerhüte in buntem Stanniol! Wenn diese „Sorgen“ auch nicht nahe berühren — alles Zeichen der Zeit, alles große Ereignisse, ins Kleinste projiziert.

Postbereite winzige Bäumlchen, die man ins Feld schicken kann, dazu das vom Oesterreicher immer begehrte Raschwerl, selbst wenn er schon ein Kriegsmann ist. Und was ansonsten ins Weihnachtstisch kommt: eine elektrische Taschensampe und ein neuer Thermophor, Taschenbrest und selbstgestrickte seidene Pulswärmer, warme Wäsche, ein gutes Buch, eine Armbanduhr mit Radiumzifferblatt und Wecker, neue Photographien von daheim und — so unendlich viel Sehnsucht. Und immer wieder die Frage: Wann kommst du, wann? . . .

Aber man sieht auch schon eine stattliche Anzahl von Urkäufern in den Straßen. Sie sind die großen Kinder der Weihnachtswochen. Fröhlich stehen sie vor den Schaufenstern und beginnen erst mit den Augen einzulaufen: für die Mutter? Da heißt's praktisch sein! Wie wär's mit einer Kochliste? Man hat sie „draußen“ ausprobiert genug, und da man mit Kohlen sparen soll. . . Beim Schweserl darf man schon' em bißchen luxuriös werden. Da ist eine wunderschöne Zylane im Schaufenster eines Juwe-

liers; der Stengel aus Platin, mit Diamantrosen besetzt, die Blüte aus duftig geschrittenem Amethyst. Reizend sieht das aus. Das macht dem Mäd'el sicher eine Kissenfreude.

Das Brüderchen hat selbstverständlich nur kriegerische Interessen. Feldpost und Mörser, Granaten und Trainkolonnen, weitausgebaute Sappen und modern bewehrte Festungen, österreichische und türkische, deutsche und bulgarische Truppen und feindliche Divisionen, Flugzeugpark und fertige Transporte — alles gibt's in den Auslagen — das kleine Volk lernt spielend mit dem mechanischen Zauberwerk umgehen, vor dem die Erwachsenen oft verständnislos bewundernd stehen. Motoren, Dynamos, scheinbar geheimnisvolle Transmissionen, elektrische Stationen — kurios sieht solch ein Wunschzettel von 1916 oft aus.

Weihnachtskörbe wie sonst, aber sie können ein kleines Vermögen kosten. Allerdings so willkommen wie heuer sind die festlich herausgeputzten Bürste und Flaschen, die blanken Büchsen und verheißungsvollen Pastentiegel nie gewesen.

Lurus ist längst auch der Stoff fürs praktische Winterkleid und sogar schon der Wuff aus Kanin oder Kagenfell geworden, vom Stunknuff, der etwa 700 K. kostet, nicht zu reden. Oft dürfte heuer das inhaltvolle Konzert die praktischen Geschenke ersetzen.

In den Buchhandlungen geht's lebhaft zu. Wenig Kriegsliteratur wird verlangt, dagegen viel Politik, alle möglichen ernsten nationalen und sozialen Schriften. Der Homer wird verkauft, überhaupt die alten Griechen, dann aber auch wieder Andersen und andre Märchen, Romantiker und neben moderner Literatur gute Wiennensis. „Wien“ scheint auch im Kunsthandel noch Trumpf, das alte Wien.

Man freut sich an herrlichen alten und neuen Gläsern, in denen alle Farbenbolbe des Lichtes spielen, freut sich an erlesenem Porzellan, an feinen Wiener Lederarbeiten, an der reich schimmernden Pracht von Perlen, diesem vornehmsten, kostlichsten Schmuck, an den entzückend gemalten Kristallen, aus denen, von Brillantfeuerwerk umsprüht, zierliche Damentörbchen als Broschen gefaßt werden. Und dann bleibt man doch wieder gedankenvoll vor lackbesetzten, schwarzen Tuchschuhen stehen. Sie kosten siebzig Kronen, jene daneben sogar hundert.

Das goldene Tor des vorweihnachtlichen Sonntags, ja, es kann selbst heuer das Christkindreich aller möglichen Herrlichkeit erschließen, nur ist es entrückter als sonst, weit entrückter. Die Schuhe kosten siebzig Kronen — es ist eben doch kein goldener Sonntag, sondern ein eiserner. H. T.

17. XII. 1916

**„Die eine große Firma Deutschland.“**

— Zur allgemeinen Civildienstpflicht. —

Generallieutenant v. Gröner nannte so Deutschland, welches im Zeichen der allgemeinen Civildienstpflicht ein neues Leben zu beginnen im Begriffe ist. Die allgemeine Civildienstpflicht, wir könnten sagen die allgemeine Arbeitspflicht, ist eine Institution, die nur im stark sozialpolitischen Boden Deutschlands Fuß fassen und emporblühen kann. Militärische, besser gesagt militärisch-wirtschaftliche Ursachen haben dazu geführt, daß man in Deutschland die allgemeine Civildienstpflicht mit starker Hand und der einmütigen Opferwilligkeit der ganzen Nation unter Dach gebracht hat. Die Wirkungen dieser neuen Ordnung werden sich aber nicht nur auf das Gebiet des Militär- und Wirtschaftswezens beschränken, sondern sie werden auch mit schöpferischer Kraft das imposante Gebäude der deutschen Sozialpolitik seiner baldigen Vollendung entgegenführen.

Au dieser Stelle aber müssen wir unsere Betrachtungen auf das wirtschaftliche Gebiet beschränken. Was wird also die allgemeine Civildienstpflicht wirtschaftlich bedeuten? In erster Reihe müssen wir feststellen, daß der Grundgedanke dieser wahrhaft neuen Institution darin besteht, daß in manchen Fällen der einzelne Bürger des Staates nicht nur das Recht auf die Arbeit hat, sondern auch die Pflicht der Arbeit tragen muß. Nun wird dem deutschen Vaterlande die allgemeine Arbeitspflicht eine kolossale Menge von Arbeitskräften bereitstellen. Die Bevölkerung Deutschlands betrug laut der „Statistik des Deutschen Reiches“ (Band 204) am 1. Dezember 1910 64.925.999 Seelen. Davon waren Männer 32.040.166. Das neue Gesetz betrifft die männliche Bevölkerung zwischen 17 und 50 Jahren. Diese Altersklassen dürften fast 50,2 Prozent der gesammten männlichen Bevölkerung ausmachen, also ungefähr 16 Millionen. Nehmen wir an, daß von diesen bereits 6 Millionen zum Militärdienst herangezogen wurden, so können wir mit der Arbeitskraft einer nach 10 Millionen Köpfen zählenden Menge rechnen. Dem Kriegsamt wird das Recht zustehen, diese Arbeitsmenge in die Arbeit der Produktion dort und dertart einzustellen, wo und wie diese Arbeit ihr Bestes leisten kann.

Im Friedenszustand sind die einzelnen Unternehmungen außerordentlich zurückhaltend, ihre Produktionsmöglichkeiten und Einrichtungen bilden das größte Geheimnis. Das war immer das Hindernis, weswegen man bisher keine Betriebs- und Produktionsstatistik aufnehmen konnte. Jetzt wird dieser Zustand sein Ende haben. Das Kriegsamt wird genau wissen, was die einzelnen Firmen zu produzieren im Stande sind. Man wird im Kriegsamt die Rohstoffvorräte stets in Vorbereitung halten. Genane Daten werden über Arbeitskraft und Kapital vorliegen. Nur wird es die Aufgabe des Kriegsammtes sein, diese Faktoren der Produktion am zweckmäßigsten wirken zu lassen. Das Kriegsamt wird die örtliche und berufliche Verschiebung der Arbeiter unter Mitwirkung der Gewerkschaften durchführen. Das Kriegsamt wird die Richtung der Produktion vorschreiben, die Arbeitskräfte vertheilen und die Rohstoffe zuwei-

sen. Die privaten Unternehmungen werden unter Aufsicht des Kriegsammtes gestellt. Der Privatproffit muß vor dem allgemeinen Interesse weichen. Die individuellen Unternehmungen verlieren ihren Werth, wenn die ganze Nation untergeht. Jeder hat nur ein Interesse: das Vaterland zu retten. Und in diesem heißen Wunsche vereinigen sich die einzelnen Firmen Deutschlands zu einer großen Firma, welche auf ihrem Schilde den stolzen Namen Deutschland führt.

Vor dem Kriegsamt wird es kein Produktionsgeheimnis geben. Der Nebel der Konturen, welcher die Produktionsverhältnisse der einzelnen Unternehmungen bisher verschleierte, wird sich zerstreuen und das Bild, das sich vor unseren Augen anrollt, wird ein fieberhaft arbeitendes Land zeigen, in dem ein Jeder auf seinem Posten steht. Und die dröhnenden Maschinenkolosse werden das Hohelied der Arbeit singen, dessen immerwiederkehrender Refrain der friedensbringende endgiltige Sieg sein wird.

Zur modernen Kriegsführung sind drei Sachen erforderlich: Organisation, Organisation und wieder Organisation. Das Deutschland der Civildienstpflicht, welches jetzt seine letzte Schlacht zu schlagen entschlossen ist, war immer Großmeister der Organisation. Das deutsche Volk, beseelt von dem weitestgehenden Pflichtbewußtsein gegen das Vaterland, wird diese neue Last freudigst auf sich nehmen und mit aller Kraft dazu beitragen, daß die große Firma Deutschland dieses so schwierige Geschäft mit Gewinn liquidieren könne.

P. P.

17. XII. 1916

95

„Was sie zu Mittag essen . . . Auch daraus kann man ersehen, was für ein schlechtes Gewissen wir in sozialen Dingen haben, daß wir ängstlich jenen Fragen ausweichen, deren Beantwortung wir zu fürchten haben, weil es sich dabei leicht herausstellen kann, daß die Antwort, die wir bekommen,

zur Anklage wider unser Tun und Handeln werden könnte. Wir reden uns deshalb mit Vergnügen ein, daß man nicht alle Fragen lösen kann und daß die wichtigeren und bedeutungsvolleren zuvorgehen und die nebensächlicheren zu warten haben, als ob es in sozialen Dingen eine nebensächlichere Frage gäbe und nicht alle gleich wichtig und bedeutsam wären! Da sind zum Beispiel die kleinen Mädchen, die als Lehrlinge, Laufmädchen, Ladenmädchen, Hilfsarbeiterinnen oder wie sonst ihr gesellschaftlicher Rang im kapitalistischen Wirtschaftsbetrieb lauten mag, schon im Frieden das bescheidenste, gedrückteste und dürftigste Dasein geführt haben, das ihnen nur die Sorglosigkeit ihrer Jugend erleichtert haben mag. Was wissen wir nun von deren Lebensführung im Kriege? Daß viel Arbeit, wenig Freude, keine Anerkennung und ewiges Befehlen, Schelten, Janken und Schimpfen ihr Los ist. Gut. Was wissen wir weiter in wirtschaftlicher Hinsicht von ihnen? Wer wagt die Frage zu beantworten, was diese schlecht genährten, unterentwickelten jungen Dinger, die den geringsten und kleinsten Lohn haben, mit denen ein jeder macht, was ihm beliebt und wie er glaubt am billigsten mit ihnen abzukommen — was also diese armen Dinger zu Mittag essen? . . . Ist niemand neugierig darauf? Gewiß, es gehört einiger Mut dazu, diese Frage zu erörtern. Leute, die gut schlafen wollen und auf einen bestimmten Appetit halten, mögen diese vorwichtige Neugierde wohl sein lassen. Es könnte leicht sein, daß die Antwort ihnen den guten Schlaf raubt und den notwendigen Appetit verflümmert. Wer aber einige Courage hat, mag immerhin solchen nützlichen Erwägungen nachgehen und sich bemühen, zwischen ihrem Einkommen und den Notwendigkeiten ihres Lebens einen wirtschaftlichen Zusammenhang herzustellen. Da die Frage nicht weitläufiger und allgemeiner Natur, sondern eng gestellt und wohl begrenzt ist, so fällt es nicht schwer, sie zu beantworten. Wir wollen ja nur wissen, wie es mit dem Mittagessen dieser Arbeiterinnen gegenwärtig sieht. Dabei kommt uns sehr zustatten, daß wir mit ziemlicher Sicherheit davon Kenntnis haben, was diese kleinen Mädels im Frieden zu Mittag gegessen haben. Erlaubte es ihre Mittagstunde und wohnten sie in genügender Nähe des Arbeitsortes, so eilten sie zu Mittag nach Hause und nahmen dort das Essen. Das wird wohl auch noch im Kriege so bei ihnen sein. Sie bekommen zu Hause das übliche Kriegsmittagsessen, das man eben jetzt auf den Tischen der Armut und Dürftigkeit findet. Nun ist aber zu bedenken, daß nur ein ganz kleiner Bruchteil dieser Arbeiterinnen in dieser glücklichen Lage sein wird, dem Wohnhause so nahe bedientet zu sein oder über eine so reichliche Mittagspause zu verfügen, daß man hin und her kommen kann und noch zum Essen Zeit hat. Die Mehrheit der Mädchen nimmt erfahrungsgemäß in der Nachbarschaft ihres Arbeitsortes ihr Essen. Wir wissen auch, daß in den Mittagstunden die Gassen der Innern Stadt und jener Bezirke, in denen eine rege Fabrikstätigkeit herrscht, von spazierengehenden jungen Arbeiterinnen erfüllt sind, die die Mittagspause zu einem Erholungsgang benutzen, die also nicht in ihr entferntes Heim geeilt sind. Was essen nun diese? Im Frieden, wie gesagt, wissen wir es ganz genau. Da ist der Greisler ihr Wirt. Dort gibt es im Frieden reichlich Speisegerichte: Knackwurst, Prehwurst, gesottene Eier, Pariser, dünne Wurst, heiße Würstel, das beliebte Butterbrot oder Butterkabel, Ruffen, Geringe — das waren die Mittagsgesichte dieser Mädchen. Da es dazu Brot

ohne Beschränkung gab, so konnte man sich immerhin doch vorstellen, daß sich diese Arbeiterinnen, wenn auch in einschränkender, so doch halbwegs möglicher Weise wenigstens das unterste Maß an Ernährung zuführen konnten, dessen sie im Wachstum ihrer Jugend bedurften. Nun ist es aber mit dem Butterbrot, den Eiern, den „Safalabis“ und der billigen dünnen Wurst vorbei. Die Prehwurst ist zu einer Angelegenheit der oberen Zehntausend geworden. Der Paprikaspeck ist dahin. Das Brot ist rationiert. Was an Würsten zu haben ist, ist unerschwinglich im Preise. Der Kaffee, den sich viele morgens für Mittag mitnehmen, ist verschwunden, mindestens fehlt die Milch, die man doch früher bekam; kurz, es ist nicht leicht für den Fernstehenden — und es sind leider diejenigen, die unsere Geschicke lenken, lauter „Fernstehende“ — eine richtige Vorstellung zu gewinnen, was diese schlecht bezahlten Arbeiterinnen, deren Dienste so gering gewertet werden, weil sie so leicht durch andere Kräfte ersetzt werden können, eigentlich zu Mittag essen. Zweifellos flüchten viele in die Volksküche; aber es bestehen nicht überall Volksküchen und wo sie sind, erweisen sie sich stets überfüllt. Der Greislerladen ist leer, die Milchfrau ist ausverkauft, der Bäcker hat geschlossen und . . . man kommt bei dieser Ueberlegung wieder zu dem Punkte zurück, von dem man ausgegangen ist, nämlich zur beunruhigenden, ratlosen Frage: Ja, was essen diese Geschöpfe? Das Denken schließt sich wie ein lebendiger Kreis, der immer wieder in sich selbst zurückführt und zu keinem Ausweg der Erkenntnis führt. Da haben wir immer geglaubt, wir sind schlecht daran, nun werden wir gewahr, daß andere noch viel schlimmer daran sind, denn wie muß eine Lebensführung bei den wahnsinnigen Kriegspreisen aussehen, die als wirtschaftliche Grundlage ein Wirtseinkommen von zehn, zwölf oder fünfzehn Kronen hat, wie es diesen kleinen Mädchen von wohlwollenden Unternehmern gewährt wird? Fragt man so herum, so erfährt man, daß die meisten dieser Mädchen außer einem Stück Brot mittags nicht viel mehr essen, daß nur selten ein wurmförmiger Apfel (von schönen Kosten das Kilogramm sechs Kronen), ein paar Blätter Wurst, ein Stück billigsten Käses diesem Stück Brot eine dürftige Gesellschaft leisten oder daß sie in einem Volkscasé ihr Mittagessen besorgen oder sich etwas Gemüse vom Hause mitnehmen oder was ähnliche Hilfsmittel und ärmliche Auswege sind. Wenn es irgendetwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit gäbe, dann müßten die, die diesen Krieg angezettelt haben, die sich noch rühmen, daß er so und so viele Jahre dauert, verhalten werden, einen Monat lang mit zehn oder zwölf Kronen die Woche bei Kriegslebensmittelpreisen zu leben . . .

# Im Stammeis.



A g'spazig's Weisnachten is dös heuer, sagte Oberberger und kündete sich bedächtigt eine Virginia an, die er durch irgendeinen glücklichen Zufall erobert hatte; "früher is dös allemal so g'weht, daß ma in die Täg' vor 'm Christkindel von Politik und so Sachen nit hat wissen woll'n und wo ma si am liebsten mit 'ne privaten Un-glegenheiten abgeh'n hat. Aber ja jes'n is dös scho rein zum Narrischweid'n, Neugigkeiten gibt's über Neugigkeiten, daß sie si grad überpurgeln und die eine und andern quast auf d' Beobmeraugen tritt, und a Unruh' is dös in dera Welt, daß ma ans Christkindel und solche Sachen gar nit zum Denten kommt. Ma kann sag'n, was ma will: Krieg und Christkindel, die zwa passen halt net recht z'sammen."

"Aber Frieden und Christkindel, die kann i ma ganz' guat nebenanander vorstell'n," meinte Schwaffer, "und schließli und endl', die neueste von die Neugigkeiten war ja do unser Friedensvorschlag. Was hab't s denn g'sagt dazu? Dös is amol a Ueberrausung g'weht, dös!"

Spannagl schüttelte den Kopf. "I halt' net biel davon," sagte er, "was d' Bierverbandler san, dös is a so a vernagelte G'fesslichkeit, daß mit eahna net g'reden is. Die glaub'n allerweil no, si werden's auf d' lest richter. Auf welche Weis', dös dös was freilich laner g'lag'n, aber in eahner verruchten Hirner spuckt immer no die "endquiltige Veruntüchtung" und solche Marereien herum. Wie wilst denn mit solche Leut' a vernünftigs Wörtel reden?"

Dös is denen wie beim Karoaten," sagte Oberberger, "wann aner, a recht a Pöker, an ganzen Nachmittag spielt und ma und ma net a Stückel von der Trull in d' Hand kriagt, währenddem der andere, der a hundertmal besserer

Spieler is, extra no die Hand vollter Bleschen hat, so daß er an Solo Ultimo nach 'n anderen anlagt, so müagt er do auf d' Läng' sehn, daß dös Weiterpiel'n kan Wert net hat. Und wann jest der andere hergeht und sagt: "Hundert Kronen hast verlor'n bei dem G'spiel, aber i mach' mir nit draus, i hab' nur wegen der Ehr' g'spielt, jag'n ma, es war nit und die hundert Kronen kriagst z'ruck," da sollt' ma do jes'n manen, daß derjenige mit beide Präken zugreift und 'n Tod davonkommen is. Sollt' ma glaub'n — aber es is net so. Was a wahrer Karoatspieler is, der hört und hört net auf und wann er tausendmal sieht, gegen den ander'n kommt er net auf, weil der in klar' Finger mehr vom Karoatspiel'n versteht und Glück a no dazu hat. Wann im Wirtshaus oder im Kaffeehaus g'spielt wird, nachdem is 's guat; da kommt früher oder später, je nachdem wie d' Sperrstund' is, der Leopold daher und sagt: "Meine Herren, Schluß is!" und dagegen gibt 's dann kan Widerpruch, weil die Poliget scho vor der Tür sieh; aber ohne Sperrstund' und ohne Leopold spielerten die a ganze Wochen a fort. So ähnl', kommt mir vor, liegt die Sach' bei die Entenerer. Zwingen mitassen i es, glauben si, net loßerlassen wollen i, die Karrentattein, die."

Und an Leopold, der eahna sagt: "Meine Herren, Schluß is!" schaltete Schwaffer ein: "an so an Leopold gibt's leider net."

"Dös is ja das G'frett," sagte Oberberger, "wann unter klane Völker a Krieg ausbricht, so is dös so, wie wann Buam miteinander raufen. Denen schaut ma a Weis' zua und wann die Sach' zu arg wird, kommen die Grohen und laufs' auseinander. Aber so, wenn d' Grohen selber ins Streiten kommen, gibt's eben kan no Gröger'n, der was eahna auf d' Finger klopf. Die paar Neutralen san ja alle g'lammten Haischer, die troh san, wann i Leben hab'n und die si lieber net einmüchtigen aus Ringt, daß i am End' a no mit einag' rissen werd'n in den Wirbel. Amerika lönt' no am ehesten was reden, aber mit kommt vor, der Herr von Willson hat si die Sach' wieder überlegt, die er für 's Christkindl verprochen hat, denn i

ma hört nit mehr davon. A recht's Kreuz is 's halt, wann ma all's miteinander nimmt."

"Glaubt's nit's, daß an dem Tag, wo die Sach' vom Frieden in die Zeitungen gewest is," ergriß jest Eichler das Wort, "daß an dem Tag a Menge Leut' a heillose Angst kriagt hab'n. Dös kan die Herr'n Kriegswucherer g'weht, die mit 'm Profit von zwaaahalf Jahr no net guat hab'n und gar net dös kan, wenn die Sach' in dera Diaten ma jes't n weitergeht. Dös kan die Herr'n Lebensmitwilspekulanten, die eahner Stammen und Keller 'kracht boll mit allerhand Sachen hab'n, um die si bei die G'schäften die Zeit umsonst anstell'n, und die allerweil warten, daß die hündert hohen Preis no um a Stückel weiter aufkriag'n. Dös is der ganze, gar net klane Haufen von Herrschalten, für die der Krieg nit anders is als wie a guat's G'schäft, und der Hunger von Millionen, wie ma sagt, a g'lundenes Fressen. Hört's mir auf! D' Kriegsg'winner, da kann ma sag'n, was ma will, san do vom ganzen Krieg dös grauslichste."

"Geh', da siehst wieder amal a bissel z'schwarz," sagte Oberberger, "i man, wann's heur' oder morg'n erst wird mit 'm Zeiden, g'treit si do a jed's drüber, selber d' Kriegsg'winner. Was mi betrifft, so g'hör' i net zu dera Sorten, und drum war' mir der Frieden heur' lieber wie morg'n. Und wann eahm 's Christkindel net bringt, nachher wird eahm do hoffentl' 's neuche Jahr scho im Westentaschl hab'n und früher oder später damit aufkommen, man i."

"Schöste Zeit war' 's," sagte Schwaffer elegisch, "damit unjexaner wieder amal so viel Bier g'trinken kriagt, daß 's Deputat zum Durcht halbwegs in an rechten Verhältnis sieht, und daß man nach'n Mittageffen wieder jeur'n g'wohnen Schwärzen kriagt. Seit i denf' und dös is schon hübsch a Zeit her, geh' i nach 'm Essen jeden Tag ins Kaffeehaus, trin' mein'n Kaffee, les' meine Zeitungen und spiel' mit an meiningen Freund a Partie Skarambol. Auf amal, halt es net g'leg'n, is a Verurteilung da und aus is's mit der Herrlichkeit. Die hohen Behörden, die was diese Verbot' derlassen, die hab'n leicht reden, aber daß das a g'sährliche Sach' is, an ätter'n Herr'n aus seiner

G'wohheit g'reis'n, an dös denken i net. Und d' Sperrstund' i bitt Euch, 11 Uhr — is 's net zum lachen? Wann aus d'ran g'wöhnt is, erst a Stund' nach Witternacht d' nötige Bettstücker'n g'triag'n."

"D' Bettstücker'n richt' si net nach der Zeit, sondern nach 'n Bier," schaltete Oberberger ein, dem das heisse Thema "Sperrstunde" nicht angenehm zu sein schien.

"So oder so," erwiderte Schwaffer, "i will nur sag'n, daß die G'wohheitsmenichen jes't'n schwere Zeiten derleb'n, weil eahna d' Behörden eahner G'wohheiten ane nach der ander'n austreib'n. "I möcht dös aue wissen," sagte Spannagl, "auf was die Bierverbandler eigentli no warten? Aus reuche Schläg'? Und was sie dahoffen? Den behühnten "Endsieg", der was in alle Medien von die Herren Treow, Esquith, Briand und wie's alle haben, vorkommt. Dös is do rein zum Lachen und wan's no um fünf Kreuzer a Vermunt in eahna hab'n, müssen si do schließli und endli einleg'n, daß i auf kan grünen Zweig kommen."

"Dös möcht' i so mancher wissen," sagte Eichler, "überhaupt so manches möcht' man g'wissen, i zum Beispiel, warum der Stoerber, von dem si a jeder was Gott was verprochen hat, auf amal wiederum abdauft hat? G'recht wird guat davon und a jeder will der Meinmal's g'schickelste sein, der aus aner ganz' sichern Quelle haargenan die ganze Sach' dertah'n hat, aber dös kan nur so Redereien, wirft was niemand was, weil am nit g'sagt wird. Dös is aber la G'hörtl' 's Volk hat a Recht, über so a wichtige Sach' Auskunt zu verlangen. Is wahr oder net?"

"Und i möcht' wissen," sagte Schwaffer, "warum der Oberberger alleneil no sitzen bleibt, obwohl 's Behne scho vorüber is?"

Soltor schnellte der also Angehörchene in die Höhe. "Behne vorüber?" sagte er, "meiner Seel und Gott, wirtil! Na, dös kann ja schon werd'n heut, auf dös g'treu i mi!"

Er beugte seine Kehle, nahm von den Freunden hastigen Abschied und war bereits im nächsten Augenblick ihren Blicken entschwinden.

Thomas Berger.

17. XII. 1916

17. XII. 1888

97

# Schönbrunner Umzug.

Von Carl Karikaun (Wien).

Schönbrunn. Es galt uns solange als Aporogee jedesweds Deckerreichtums, daß wir in seinen entzückten Säulen uns wirklich gefaßt wöllen, ein wenig sentimental zu sein.

Sie sind nämlich wirklich entzückt, und nicht erst, seit der Hausherr mit Familie von hier definitiv ausgezogen ist. Die Götter sind seit dem Tode to, an dem man, in der schwer und lastend hereingebrochenen Novemberdämmerung vor zwei Jahren, den schmalen Silberarg des toten Franz Joseph über die non Gadeln und Wachslichtern gespenklich überflackerte Prunktreppe hinunter zum schwarzen Wagen trug, vor dem erst Pappanet Hengste aus den kaiserlichen Posthallungen umgebuldig den Sand des toterstollen, nächstigen Schloßhofes aufschwanden, daß „Nias und Funken flogen“.

Der neue Hausherr wohnt in Lagenburg, in Eckartsau, in der Villa Reichenan am Semmering, bei der Herzogin, den Prinzen und Monsignoris von Schloß Schwarzau, dem sagen- ampionnen. In dem einschüchternen Haus im Badenener Haupt- quartier, gegenüber der kaiserlich gestrichenen, altferrreichlich fremmen Dreifaltigkeitskale. Im Salonwagen des Hofjages, der ihn zu den Fronten, jenseit des Krieges und den etwas weniger verlässlichen unleseren Hinterlandes trug. Er ließ sich in Budapest können und er reiste ins deutsch-böhmische Hungergebiet, wohin ihm selber die Photographen nachweisen, um für das Snteressante Blatt und die Wiener Bilder' Aufnahmen seiner vermüthig lächelnden und ornatumig schmerzlosen Wackelst in- mitteln lüchelnder, händelständer und nebenbei hungriiger Slowaken- melder zu machen.

Der neue Herr reiste etwas viel, seines Vaters Hans hatte viele Wohnungen, in denen er geruhte, beglückte Ortsvorsteher und ordnungsmüde L. L. Stathaltereide zu empfangen. Er ließ das ungarische Gbölls, die Hofburg zu Budapest und die Wiener Burg inschuldigen. Auch in Schönbrunn zogen drei Wochen nach Franz Josephs Tod die Maurer, Aufreiter, die Laktierer, Bergolder und Lapezierer, die Tischler, Postamentierer, Snikallateure, Ofenfeher und Dachdecker ein, da dieses Schloß der Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Josephs, des guten Kaisers Franz im Zeitalter Franz Josephs zwar zweihundert Stimmer,

aber nur zwei bewohnbare Räume besaß. Das eine, in dem der Schreibtisch, und das andere, in dem das tadeflos herrliche, spartanisch eiserne Kaisermonument des achtzigjährigen Haus- herrn stand.

Das franco-josephinische Schloß Schönbrunn wurde in der Vera Paris so sehr mit allem Komfort der Neugeit ummöblirt, daß dieser hofstischliche und kammerleiterantemäßige Komfort zur pietätvollen Kraur einiger allerhöchster Kaiserlicher nicht einmal vor den zwei Zimmerchen des verstorbenen Kaisers Heil zu machen gemüth war. Das eiserne Bett und der braun- polierte Schreibtisch wurde auf den Boden geschloßt, dort streu- ste vermüthlich noch, setzen Staub und Spinnweben an und sind zuvor über Wunsch der Frau Erzherzogin Marie Valerie vom L. L. Professor Franz Ritter von Matsch gemalt und verewigt worden. An der Stelle aber, wo Franz Josephs Zeitpunkt stand, steht heute ein englischer Stubsauteuil.

Auf dem Schloßflur von Schönbrunn thront ein von der Weißgelechte zum Aussehen verurteilter Adler natürlich noch immer, er spreitet seine Schwingen aus Stein, seine Fänge um- krallen die Schäfte kleinerer Säulenlangen, seine beiden Haupt- spähnen nach Ost und West und die Keilströme misamt den Kronen Ungarns und Böhmens leuchten hinunter zum menschere- lieren, stillen, melanchoilich eben Gartenportiere, in dessen vom Floumberpact gebillenen Baumwänden die kleineren Götter- statuen schlafen. Selsam, dieses verödete Schloß, vor dessen prägnant geschwungener Freitreppe ein ordinärer Streifenwagen steht, auf den die weitand Purgendarmen ihre Koffer laden.

Sie ziehen aus, ins Givil, irgendwo hinaus in ein proletarisches Stubsofheim oder Wargarten. Sie mehr wird um ihr gesund- gefärbtes Antlitz der schwarze Hochhaarbusch wachen, nie mehr werden ihre vom vierzigjährigen Krieg entzogenen gewesenen und verschonten, mustulösen Arme die goldene Kelleberde auf ein glattes Schönbrunner Hofspatet stemmen. Und auf dem Balkon, hinter dessen spiegelnden Glasüren die Schönbrunner Epagier- gänger einst ehrsüchtig oder bloß neugierig erschäftert die Eihouette eines goldenbordierten Kürschfers oder Leibkammer- dieners erpähen durften, treibt sich unegrsüchtig lärmend ein Hundel ganz gemeiner Soldaten herum, die auch eine Ahore und eines Kaisers Hod, nämlich die von den Säulen Polyhymiens und dem Schlamm der Chühengräben am Bivae mitgenommenen Montur ihrer verbleigen und vergesstrigen Geliebte auf einem Körper tragen, dessen Muskelbereste mit dem Wagens eines Schönbrunner Schloßgendarmen seinen Vergleich aufzunehmen

in der Lage sind. Sie „schwachen“ das einsame, das entgötterte Schloß, das heißt, sie sitzen auf den Stufen, über die einst der große Napoleon zur Schönbrunner Wackparade stieg, und warten auf die Menage.

Und ihre Stimmen hallen weit über den Schloßhof mit den verlegten Wasserpielen und der verödeten Hauptwache, in der die Bewehre wie ein Hausen alten Eisens und Holzes durch- einandergeroren sind. Von der hinter herbstlichenden Part- hecken vorgereuten Menagerie trägt der Wind den Klageschrei eines stuppenlarrend seinen Käfigwänden auf- und ab- rennenden Wolfes herüber. Sonst ist dort nicht mehr viel zu sehen. Die Schönbrunner Elephantenfamilie hat die englische Blockade nicht überlebt und die Giraffen haben ebensowohl wie die Kolibris in der Voliere und die roten und goldenen Schleier- schwänze im Aquarium und die seltenen Döfentische und die tothbaren Königslamingos die Schönbrunner Zeitlichkeit längst- gelegen. Nur der Eisbär tappt schwermüthig und nachdenklich durch die schloßschloßenden Wasserlöcher seines kurtwooll ge- schmiebelten Käfigs, und der letzte unserer L. L. afrikanischen Löwen klappt mit den Rippen die Eisenstäbe entlang, und im gelben Holopropillon sitzen blaue und grüne Papageifräuleins, gefräußt, hundersüchtig und geschloffen, baden mit den Schnäbeln in die leere Luft und schwagen wie betäubte Hofdamen, die ihren Peribeutel mit dem Gebetbuch verloren haben.

Und Schönbrunn ist ein Garten wie andere Gärten, warmorne Steinbilder wickeln sich freiernd und verbroffen in den November- nebel ein, der Wind segt gelbes Laub über verwahrloste und verwilderte Wege, hinter den Scheiben des ungeheuren Glas- hauses nicken die Bedel der Königspalmen, und durch die Allee theerenstiftet Kastanien fahren schloßhaufigste Stallknechte, Schloßgendarmen und Hofseherfrauen den Schloßgarten mit ihren Schloßgeleiten.

Die Götter haben Schönbrunn verlassen. Und in dem Regen- nebel der herrlichen Dorau-Allen, im Wasserloß Eckartsau steht zu dieser Stunde der kleine junge Hausherr von Schönbrunn vielleicht an einem Fenster und sieht schweigend zur Stadt hin- über, die in der Novemberdämmerung versinkt . . .

18. VII. 1916

98

\* **Der Goldene Sonntag.** Der gestrige „Goldene Sonntag“ machte seinem Namen wenig Ehre. Die Kauflust war gering; die Geschäfte, die von der behördlichen Erlaubnis Gebrauch gemacht und offen gehalten hatten, kamen kaum auf ihre Rechnung. Viele Kaufleute schienen das vorausgesehen zu haben und ließen ihre Läden geschlossen. Nur in der Innern Stadt war der Verkehr ein reger, allerdings waren, wie man das am Goldenen Sonntag stets beobachten kann, die meisten mehr des Schauens als des Kaufens wegen gekommen. Vor den Auslagen drängten sich mitunter Menschenmassen, während es drinnen im Laden still blieb. Guten Besuch hatte der Christkindmarkt auszuweisen; dort sowie auf den verschiedenen Christbaummärkten war der Absatz ein ziemlich starker. Die Inhaber von Marktständen waren denn auch die einzigen, die sich gestern nicht zu beklagen hatten. Die Ursachen des im allgemeinen geringfügigen Geschäftsverkehrs am gestrigen Tage dürften weniger in der überhaupt herabgestimmten Kauflust als vielmehr darin liegen, daß der Goldene Sonntag diesmal eine volle Woche vor dem heiligen Abend fiel; da dieser selbst auf einen Sonntag fällt, der für den Geschäftsverkehr freigegeben wird, gibt es in diesem Jahre eigentlich zwei Goldene Sonntage und es versteht sich von selbst, daß der erste unter solchen Umständen zu kurz kommen mußte. Eine neue Erscheinung im Straßenbilde waren Kinder, die Christbaumschmuck in Körbchen an Passanten zum Verkauf anboten. Auch Weihnachts- und Neujahrsarten hielten sie feil. Um 7 Uhr wurden die Läden geschlossen und auch die Schaufenster größtenteils verdunkelt, so daß sich nach dieser Stunde das Leben in den Straßen der Stadt von dem an einem gewöhnlichen Sonntag nicht mehr wesentlich unterschied.

## Blätterstimmen.

Die „N. Fr. Pr.“ bespricht in ihrem Sonntagsleitartikel eine der mutmaßlichen Aufgaben des neuen Kabinetts, die Durchführung des kaiserlichen Handschreibens über die Sonderstellung Galiziens, und macht auf die vielen schwierigen Fragen aufmerksam, die sich aus dem Sonderstellungsproblem ergeben. Das Blatt, das als publizistische Interessenvertretung der vierten Nation Galiziens anerkannt ist, fällt dabei über die deutschen Parteien her:

Ein Parlament, das über die nötigen Sicherungen nicht mitzureden hätte und sie dem § 14 überlasse, würde nie mehr Gehör finden. Denn der gegenseitige Absatz zählt gewiß nach Milliarden, und eine Störung könnte ernste Krisen hervorrufen. Ein Abgeordneter, der in solchen Fällen um den § 14 bettelt und für seine Wähler nicht mit Leib und Leben einsteht, wird in seinem Bezirke sich nicht auf die Gasse trauen dürfen. Die Voraussetzung, daß ein Beamtenministerium ohne den Zusammenhang mit der parlamentarischen Gesetzgebung diesen Schutz übernehmen könne, ist hinfällig und durch die Beispiele aus der Geschichte widerlegt. Deutsche Abgeordnete, die hier den Dienst versagen, sind unverständlich. Die Sonderstellung von Galizien würde in Ländern mit stärker entwickeltem politischen Sinne in jeder Fabrik, in jeder Werkstätte und jeder Schreibstube, selbst in den Stürmen des Krieges die höchste Beachtung finden, weil diese Veränderung das Leben, den Handel, den Verkehr unmittelbar berührt. Dennoch wollen Abgeordnete schweigen und eine Beamtenregierung soll ohne den Halt durch die Vertreter des Volkes die Scheidlinie ziehen und nebenher auch die nationalen Kräfteverhältnisse im Abgeordnetenhaus regeln. Die Sonderstellung von Galizien ist grundsätzlich in dem Handschreiben an den Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber angeordnet. Durchführen kann sie eine Beamtenregierung nur im Einvernehmen mit dem Parlament. In der politischen Verlassenheit der Parlamentslosigkeit kann sie es nicht, weil ihre Machtgrenzen durch die Natur solcher Regierungen zu eng sind. Der Reichsrat ist unentbehrlich.

Das klingt sehr „parlamentarisch“. Aber man tut gut daran, zu fragen: Cui bono? Für wen ereifert sich die „N. Fr. Pr.“ so? Vielleicht für das Parlament, dessen Totengräbern sie die Fahne vorantrug? — Das Parlament ist zuerst lebens- und leistungsfähig zu machen, ehe man es zu Entscheidungen aufruft. Wer die zur Gesundung notwendigen Operationen nicht will, will das Parlament selber nicht, sondern er will die Rückkehr zum alten Parlamentsjammern und das Liegenbleiben aller Probleme. Wer sich fürder eher „auf die Gasse trauen darf“, die deutschen Parteien oder die „N. Fr. Pr.“, wird sich zeigen. Man täte in der Fichtegasse klug, keine Gespenster an die Wand zu malen.

Besonders aufgeregt über den Regierungswechsel ist noch immer die „A. Z.“, die (in Nr. 348) jetzt nachträglich ihren Lesern vormachen möchte, daß sie das ihr genau bekannte Geheimnis des jähren Wechsels in zwei vom Staatsanwalte beschlagnahmten Artikeln habe entschleiern wollen, aber dabei vergiftet, daß von den angeblichen Entschleierungsartikeln gerade die Ausrufe des Erstaunens stehen blieben:

„In dem ganzen Bereich der inneren Politik ist nichts sichtbar geworden, was als irgendein Anlaß zur Demission gewertet werden könnte . . . Und es (das Ministerium Koerber) muß plötzlich seine Demission anbieten und die Demission wird angenommen! Was ist da vorgegangen und warum muß Koerber gehen?“

Das pflegt nicht gerade die Sprache solcher zu sein, die „nur allzu gut“ Bescheid wissen. In der Bestürzung über das Unerwartete des Wechsels fälscht das Blatt, das überhaupt, im Namen der Arbeiterklasse“ reden zu dürfen — in Wirklichkeit hat die „A. Z.“ die wenigsten Abnehmer gerade in der Arbeiterklasse, keine 500, und so „bürgerlich“ ist ihr Publikum, daß Abg. Dr. Renner im Vorwort zur Sammlung seiner zuerst in der „A. Z.“ erschienenen Aufsätze über „Oesterreichs Erneuerung“ ausdrücklich hervorhebt, er habe bei der Veröffentlichung sich mehr an bürgerliche Kreise gewendet! — eine ganze Reihe von Tatsachen. So ist es ganz unwahr, daß „die Preßpolizei noch nie so arg gehaust habe“ und daß „die Methode, die Artikel

gleich restlos zu vertilgen, eine neue Errungenschaft“ sei. Diese Methode ist schon bejährt und wir haben von ihr in der Aera Koerber-Klein eine ganze Anzahl von Kospisproben erlebt. Da das Blatt trotz unserer Feststellung seine Fälschung wiederholt, mit der es einen Widerspruch in unseren Urteilen über den neuen Regierungschef zu konstruieren sucht, und sich dabei dazu versteigt, von „feilen Wiener Blättern“ zu sprechen, ohne diese Zensur auf die ihm selber stammesgenössischen Blätter zu beschränken, sehen wir uns bemüßigt, diesem Marquis Bosa ein wenig ins eigene Gesicht zu leuchten.

Als Anfangs Dezember 1915 Prinz Hohenlohe, Dr. v. Leth und Dr. v. Spitzmüller ins Kabinett Stürggh berufen wurden, frohlockte die „A. Z.“ am allermeisten und andauerndsten über Dr. v. Spitzmüllers Ernennung, der noch außer dem allgemeinen Jubelartikel eine Sonderansprache als „markante Persönlichkeit“ erhielt. Am 3. Dezember folgte ein Leitartikel, der ganz dem neuen Handelsminister gewidmet ist, der aber eine Erfahrung besitze, wie „eine weitere kaum denkbar“ sei. Ueber den Uebergang des Ministers vom Staats- in den Bankdienst wollte sich das Blatt damals in seiner Freude „nicht weiter ereifern“, denn es empfand „einige Beruhigung“ über die Ernennung eines solchen Mannes, der „weiß, was in der Volkswirtschaft und für den Staat entscheidet, was er seinem Amt neben den andern Aemtern, was er in Oesterreich neben Ungarn schuldet.“ Und schon am nächsten Tage folgte ein dritter Leitartikelgruß an den neuen Minister, beginnend mit dem Satz: „Die Erwartung erscheint uns zulässig, daß der neue Mann

im Handelsministerium eine andere Orientierung mitbringt, als sie bisher dort üblich war.“ Der ganze Artikel bekränzt den neuen Mann reichlichst mit Vorschulobeer und diese Anhimmelungen wiederholten sich später noch öfter. Kein Minister wurde je in Oesterreich überhaupt, geschweige denn vom sozialdemokratischen Organ, so überschwänglich begrüßt. Und als das Ministerium Stürggh vom Sohne des Herausgeber des „A. Z.“ gemeuchelt worden war, trauerte die letztere eigentlich nur um den scheidenden Handelsministers des Kabinetts. Und diese nämliche „A. Z.“ möchte von Widersprüchen anderer reden! Selbst der Aufregung über den Rücktritt des bisherigen Justizministers, in der indiscreten stammesgenössischen Presse als Duzbruder des Herausgebers der „A. Z.“, des Vaters des Friedrich Adler, begrüßt wurde, darf solche Windbeutelerei nicht nachgesehen werden.

## Der „unnatürliche“ Zweckverband.

Nur die Eingemeindung kann helfen.

Vom

Gemeinde-Verordneten **Vikus-Reinickendorf.**

Als man den Zweckverband ins Leben rief, wollte man eine Art einheitlichen Groß-Berlins schaffen. Die Konstruktion, die man für diesen Zweck der Körperschaft gab, war freilich etwas absonderlich. Auf der einen Seite hat man den Zweckverband auf eine völlig ungenügende Grundlage gestellt, indem man den Kreis seiner Aufgaben zu eng begrenzte, auf der andern Seite hat man seinen Charakter als Selbstverwaltungsorgan verstimmt, indem man ihn als Vorposten für fiskalische Interessen benutzen wollte und ihm durch staatliche Einflüsse eine politische Richtung gab. Schließlich hat man — und das ist das größte aller Uebel — den Fehler begangen, daß man in dem Zweckverbände die Versorgung großer städtischer Bedürfnisse mit denen einer ländlichen und kleinstädtischen Bevölkerung organisch zusammenfassen wollte. Kreisinsassen, die weitab von den Toren Berlins, abseits der Verkehrsstraßen ihren Acker bestellen oder in der idyllischen Ruhe eines weltabgeschiedenen Landstädtchens ein bescheidenes Dasein führen, haben sich und Stimme im Zweckverband erhalten und sind zu regierenden Machtfaktoren einer Großstadt geworden. Liebenwalde und Zeuthen, Kallberge-Rüdersdorf und Bernau und die hinter diesen Orten liegenden Gefilde sollen mitberaten und mitentscheiden in städtischen Angelegenheiten. So stellt sich der Zweckverband als ein aus der Kreuzung widerstrebender Elemente entsprungener Wechselbalg dar. Dabei hat man durch die Zusammensetzung des Zweckverbandes die Großstadt von vornherein in eine Kampfstellung gebracht, indem man sie an der Entscheidung ihrer eigenen Interessen nur mit zwei Fingern des Stimmenverhältnisses beteiligte. Auf ein einheitliches und verständiges Zusammenwirken mit den Vertretern des platten Landes war nicht zu rechnen, denn es ist nur zu natürlich, daß diesen Vertretern, die mit ihren eigenen Interessen sprechen, an dem Wohl und Wehe der Großstadt gar nicht oder nur sehr schwach beteiligt sind, die Liebe und das Verständnis für die Bedürfnisse Berlins fehlt. Sie holen sich ihre Weisungen und Ueberzeugung aus den Beratungszimmern des Kreishauses und haben ja auch tatsächlich keinen Anlaß, sich mit ihren Landräten, deren Hilfe sie in tausend Fällen dringend bedürfen, zu überwerfen. Die Stellungnahme der Landräte ergibt sich aber daraus, daß sie, abgesehen von ihrer politischen Zugehörigkeit, die ihnen ihre Haltung diktiert, eifersüchtig darauf bedacht sind, jede Machtabbröckelung ihrer Kreisinteressen zu verhüten. In einen besonderen Konflikt geraten bei ihren Entscheidungen die Vertreter der großen zum Kreise gehörigen Vorortgemeinden, d. h. die Amts- und Gemeindevorsteher. Auf der einen Seite sind sie vielfach durch die wirtschaftliche Interesseneinheit ihrer Gemeinden auf ein Zusammengehen mit Berlin hingewiesen, auf der andern Seite dürfen die vertrauensvollen Beziehungen zu dem Landrat des Kreises keine Schädigung erfahren. Wenn es auch ausgemacht ist, daß sie aus einer gegenseitigen Stellung zum Landrat eine Maßregelung oder nur eine mäßliche Behandlung zu besorgen haben, so gehört doch für sie ein besonderer Mut dazu, sich öffentlich unter den Augen der Aufsichtsbehörde als Abtrünnige zu bekennen und ein Votum abzugeben, durch das der Landrat unangenehm berührt wird, zumal wenn man erwägt, daß die Beziehungen zwischen Amtsvorsteher und Landrat im Geiste militärischer Disziplin geregelt sind.

Bei dieser Lage der Dinge durfte man mit einem geschlossenen Vorgehen der Kreise im Zweckverband rechnen, und da auch bei den großen selbständigen Stadtgemeinden leicht aus diesem oder jenem Grunde Abspaltungen eintreten, und sich in manchem Fall auch auf Stimmenfang kalkulieren läßt, so konnte die Vorstellung bestehen, daß der Zweckverband ein sicheres Instrument war, das man gegen Berlin in Anwendung bringen konnte. Auf diese Weise konnte man die Großstadt gefügig machen und sie durch eine einfache Abstimmung zu Opfern und Verzichtigen nötigen.

Diese Erwartung — und das ist das Bemerkenswerte bei der Abstimmung der Straßenbahnfrage — ist enttäuscht worden. In ziemlicher Geschlossenheit haben die Vertreter der Stadtgemeinden zu Berlin gestanden; zu ihnen steht sich einige große Landgemeinden gestellt, deren Vertreter sich von dem vom Kreishaufe ausstrahlenden Fluidum und kleinstädtischen Acker verstrahlend, den Zusammenhang mit Berlin nicht zerreißen wollen. Sie haben damit ehrlich bekundet, daß ein wirtschaftliches Bündnis mit Berlin, dem ihre Gemeinden tatsächlich als Stadtteile angehören, für sie weit ersprießlicher ist, als die ihren Interessen so abträgliche zwangsweise Isolierung, zu der sie gegenwärtig im Kreise verurteilt sind; wenn Abgeordnete von Landgemeinden, deren Wahl eine sorgfältige Durchschiebung erfahren hat, und bei denen die geschilderten Hemmungen in starkem Maße wirken, ein solches Bekenntnis ablegen, so kann man daraus

schließen, wie eine Volksabstimmung oder auch nur die Abstimmung einer aus unmittelbarer Wahl hervorgegangenen Vertretung ausgefallen wäre. Nachdem einmal der Bann gebrochen ist und in dem Zweckverband ganz neue unerwartete Verbindungen in Erscheinung getreten sind, dürfte sich das Abstimmungsergebnis in Erschreckenden Fragen, bei denen dem städtischen Interesse Gefahren drohen, wiederholen. Es wird im Gegenteil noch mancher Vertreter der Landgemeinden, der bis jetzt noch zögernd bei der Landratspartei verharrte, zum Renegaten werden. Die Abstimmung hat gezeigt, daß der Zweckverband auch ein Instrument in der Hand von Berlin gegen die Landkreise sein kann. Damit ist aber zugleich verkündet, daß der Zweckverband am besten wäre, überhaupt auf eine weitere Tätigkeit zu verzichten, nachdem er durch den Erwerb des Wald- und Wiefengürtels reichlich seine Schuldigkeit getan hat. Wenn so unglücklich der Gedanke war, den Zweckverband als ein Mittel zu benutzen, um die Selbstständigkeit von Berlin zu binden und die Großstadt zu Leistungen für andere Verbände zu bestimmen, so unfruchtbar ist es, den Städten im Zweckverbände eine Rolle einzuräumen, bei der zahlreiche Mitglieder des Verbandes zur Teilnahmslosigkeit verurteilt sind.

Man hat gefragt, ob nicht der Zweckverband bei einer durchgreifenden Reform zu einer brauchbaren Einrichtung für Groß-Berlin werden und eine solche Gestalt erhalten könnte, durch die die Eingemeindung in genügender Weise ersetzt wird. Aber auch wenn der Ballast des Hinterlandes von dem Wirtschaftsgebiet des Zweckverbandes abgetrennt und er durch Aufnahme einer Reihe wichtiger neuer Verwaltungsaufgaben einen weiteren Ausbau erfahren würde, so könnte er doch zu einer ersprießlichen Wirksamkeit nicht gelangen; solange die großen Vorortgemeinden in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Kreise stehen, würde infolge der dauernden Reibungen mit dem kommunalen Verbände die Arbeitsgemeinschaft im Zweckverbände ungemein erschwert werden. Es kommt folgendes hinzu: Der Kernpunkt aller Schwierigkeiten, die im Verhältnis zwischen Berlin und seinen Vororten bestehen, liegt in der Frage, wie ein wirtschaftlicher Ausgleich zu schaffen

solange der Zweckverband ein beschließendes Organ der Selbstverwaltung ist, wird Berlin immer infolge seiner Einwohnerzahl und seiner Finanzkraft das Uebergewicht behalten und naturgemäß zu Aufwendungen und Rechtsverlusten zugunsten anderer Gemeinden nicht bereit sein. Hierzu könnte Berlin nur durch gesetzlichen Zwang angehalten werden, und zu solchen konfiszatorischen Maßnahmen würden aus grundsätzlichen Bedenken selbst die Parteien sich nicht entschließen, die der Großstadt unfreudig gesonnen sind. Es kommt deshalb nur die freiwillige Verständigung zwischen Berlin und den Vorortgemeinden in Frage, bei der beide Teile Leistung und Gegenleistung in die Gemeinschaft einwerfen. Diese Verständigung wird beiderseits im Wege der Eingemeindung gesucht.

Welche Gestaltung im einzelnen für die Eingemeindung vorzuschlagen wäre, ob nicht insbesondere den bestehenden Gemeinden zum mindesten für die Exekutive ihre Selbstständigkeit gewahrt werden kann, ist bisher noch nicht Gegenstand von Erörterungen gewesen. Es hat auch keinen Zweck, diese Frage zu behandeln, solange die Staatsregierung sich nicht im Prinzip zur Eingemeindung zustimmend erklärt hat. Vielleicht geben ihr jetzt die Erfahrungen, die sie mit dem Zweckverband gemacht hat, Veranlassung, aus ihrem passiven Verhalten herauszutreten. In einer Zeit, die so reich an Bitterkeiten wie die Gegenwart ist, würde die endliche Verheilung einer Regelung der kommunalen Verhältnisse von Groß-Berlin im Sinne der Eingemeindung von der Bevölkerung der Großstadt mit besonderer Genugtuung begrüßt werden.



# Lichter in der Wiener Hofburg.

Von  
**Carl Marikaun.**

Vor zwei Wochen lag sie noch, ein graues, historisches und erlauchtes Gemäuer, zwischen Stadt und Vorstadt und schloß jenen ein wenig gepeinigten Schlaf, aus dem sie nicht der Schmetterlinge Ruf des unter ihren Torfäulen habacht stehenden Schnarpostens zu wecken vermochte. Vor vierzehn Tagen regierte . . . Schönbrunn. Die Hofburg aber war — die Wiener hatten sich längst damit abgefunden — eine abgedankte Nestlerin; sie ist Jahre und Jahre zuletzt nicht mehr als das größte Durchhaus von Wien gewesen. Ihre vielen hundert Fenster, hinter denen österrreichische Bergangenheit in kostbar vergilbten, hallenden und leeren Räumen wohnte, schienen erblindet. Gruststüb und still war es in den Höfen geworden, sie waren nicht nur die ältesten Höfe von Wien, sie sahen auch so aus. Wie schwindig zermürbt sind doch die Mauern des Schweizerhofes, wie klosterhaft streng standen und starteten die Prunkbauten Früher von Erlachs um den grauen Josefsplatz, der unter jedem Schritt zu hallen anhub, über dessen Mitte die Eragefalk des zweiten Josef auf römisch geschütztem Imperatorpferd reitet und über dessen Mauern, vom Augustinerpfortlein her, zur almorgendlichen Messerstunde der fromme, sanfte und schwermütige Klang der Orgel schwall. Der schmale Kapellenhof zwischen Josefsplatz und Schweizerhof ist totenstill; nie geht in dieser engen, steinernen Schlucht zwischen fünf Stod hohen, uralten Mauern ein lebendiger Mensch, die Zeit ist hier vor zweihundert Jahren gestorben, kein Wagenrollen, keine Autohupe verirrt sich jemals herein; nicht einmal die Sonne vermag herunter auf die zerprungnen, steinernen Gflesfen zu scheinen, und in tiefer Nacht, in der hier keine Laterne angezündet wird, glimmt der tödtlich schimmernde Schein eines ewigen Lichtgötzens aus dem Duntbergglasten, steinernen Gerippe der gotischen Kapellenfenster.

Durch den Franzenshof läuft, wie ein durchgerollter, schmaler Seppich, die Straße, die über den Feldenplatz den Ring mit dem Kohlmarkt verbindet. Hier brandete immer mannigfacher und nicht einmal vornehmer Lärm von Wagen und Automobilen rings an die stolzen, alten Burgmauern, aber er hat sie kaum je aus ihrem trostigen Schlaf und Traum geweckt. Da sind, gegenüber der Wache, die hohen Fenster der Kaisergemächer; aber wie wenig Wiener gab es eigentlich schon, die es nicht nur aus Büchern oder ihren Zeitungen mußten, daß hinter den reichgeputzten, brokatnen Prunkvorhängen jener Fenster zuweiten die schlante, noble Kavaliersgestalt des alten Kaisers sichtbar wurde, der zur Stunde der köttigen Beobachtung einen Blick hinunter in seinen menschen-

wimmelnden Burghof warf. Leer und dunkel, stumm und blind geworden, starteten seit Jahren auch diese Fenster historischer Gemäuer in den Hof des guten Kaisers Franz, der reglos, behütet und beschützt von seinen vier hiehermetrischen Friedensgenien, in seiner erzenen Loga dem auf- und abwandernden Nachsoldaten zusah. Wer hier durchging, sah vielleicht, flüchtig und aus alter Gewohnheit, zu den Fenstern unter der alten Uhr hinüber. Breite und hohe, altnordische Fenster, deren Rahmen schwarz vor Alter sind und hinter deren zugezogenen Vorhängen längst gealterte Wiener wissen es, hier wohnte die Kaiserin; hier verbrang sie sich, heimgekehrt von ihren Reisen und zu einer neuen Reise rüstend, sie wohnte hier und war nicht hier dasheim, und es graute ihr vor dem seelenlos leeren Prunk ihrer Kaiserinnengemächer, seit man, genau gegenüber ihren Fenstern und Zimmern, den Sarg des Sohnes aus der schwarzen Torwölbung des Schweizerhofes getragen hatte.

Die Kaiserin starb in der Fremde, der Kaiser fuhr nach Schönbrunn, er arbeitete nur noch in der Burg und sein Hof, an dem es keine Frauen und keine jungen Leute gab, wurde der treulose Hof eines Kaisers, der einsam und alternd nur noch in der Bergangenheit, im stumm getragenen Leids und in der Arbeit leben mochte. Unglaublich scheint es heute, daß dieser Sorgenkaiser als junger Fürst in Prag, Pracht und Freude in die verödeten Mauern seiner Burg brachte; daß er, der strahlendste Kavalier des Reiches und ein schöner, froher Mann, auf hochbäulichen durchschätzlichen und zum geheimen Entsetzen der Schranken Mächtige durchschätzlichen konnte, ehe er sich im aufgraunden Morgen an seinen schon damals sorgendeladenen Schreibtisch setzte. Ein Märchen ist es, daß hier Elisabeth, die als Schattin ihrer selbst fremde Meere besah, reiste, wanderte, auf Berge stieg und es qualvoll einsam um sich werden ließ — daß sie hier stieg, fröhlich, eine schöne und glückliche Frau gewesen ist, und so gern glücklich war, daß sie in dieser von gepeinigten Schattin bewohnten, alten Burg nicht wohnen mochte. Sie hat sich hier nie heimlich gefühlt, wo graue Mauern ihr den Blick der schönen schwärmerischen Augen beengten, wo die Sonne sich nur in schmalen Streifen durch die hohen Fenster zu festem vermochte, wo die alten Wände Kälte atmeten und ihre Kammerfrauen sich törichte und bange Märchen von allerlei gepeinigten durch die alten Korridore geisternden Spukgestalten erzählten.

Schöne Gemächer wurden bald still, sie baute sich das schimmernde Schloß überm hellen Sonnen, sie ging nach Schönbrunn, sie wärmte sich an südlicheren Sonnen, sie zog in jene einsam, im niederdeten Wald verborgene, am Ufer eines Leiches träumende Villa des Kaiserin Stergartens und sie kam erst zurück mit der Wunde des Kaiserin Stergartens und sie kam erst zurück mit der Wunde des Kaiserin Stergartens, toten Leids gefüllt hatte, wichen die tiefen

Schatten nicht mehr von dieser Burg; und selbst die Lichter, die hier zu seltenen und förmlichen Festlichkeiten entzündet wurden, brannten wie unter einem dichtgewundenen Kranzflor. Der Kaiser ging und wie ein ungeheures, erstarrtes und stumm Monument der Bergangenheit lag die Burg; sie schien grau in der Sonne, der blaueste Himmel schmiegte ihr kein Lächeln mehr ab, sie war unwohnlich geworden, denn so mit Leids angefüllt war kein Gemach in der großen Stadt wie die stillen Räume, aus denen Elisabeth fortzog und die bald auch der alte Kaiser verließ.

Zweiffeln, Käufer haben ihre Schicksale und sie sind nicht traurig nicht gespenstisch, ihr Spul zerfällt am ersten Tag, an dem es glücklicher, trostlicher Lebensmut erschlossen mit allem verkauflichen stückigen und müßigen, hinter alten Mauern angeammelten Aben glauben aufräumt. Die alte Burg hat einen neuen Herrn, mehr noch, sie hat eine Herrin, und wann wäre nicht aus finstern Sagen gemäuer jeder Schattin entflohen, wenn junge Hände nur weit genug die langverlorenen Fenster aufgerissen haben! Ein junger Kaiser wohnt wiederum in den alten Gemächern, und sie sind nicht alt, und eine zarte, stierlich hohe Frau sieht ein — wo sollte sie wohl glücklich sein als in diesen Mauern, die, von vielen Schicksalen verwittert, vieles Leid gesehen haben mögen, aber vielleicht doch noch mehr Prunk und Glanz, den Reichthum kaiserlicher Hofhaltungen, Feste, wie sie nirgends prangender gefeiert werden konnten. Des Reiches Schicksale sind immer irgendwo auch Schicksale dieser alten Bätterburg gewesen, und wann auch hier irgendwo die mit sorgengrauem Dammf auspalatieren Gemäuer der alten Kaiserin Maria Theresia trauern, hier noch ihr schwarz verfallenes Wihwenbelt steht, so ist sie doch in diesen felsen, prunvoll hohen, Räumen jung und unglücklich gewesen. Diese Burg schien uns vor zwei Wochen noch ein trübes, etwas trauriges und ein wenig gepeinigtes Gemäuer, ein alter Winkel im neuen Wien, ein tiefster Sorgenwinkel. Wie verwandelt ist sie nun, da sich doch in diesen vierzehn Tagen eigentlich nichts weiter an ihr veränderte, als daß ein neuer Herr, eine junge Kaiserin, vier glückliche Kinder in sie eingogen.

Kege, die uns Gesichte schienen, werden lebendig und wirklich wenn man heute durch die alte Hofburg geht. Mit Menschen überfüllt ist wieder jeder ihrer Höfe; durch die so lange stumm gebliebenen Loreinahrten rollen die Wagen mit den goldenen Rädern; der Posten der Lorraine schmachtet unzähligemal des Tages sein die Wände erschütterndes Gewehr-heraus, die Trommeln raffen, daß ihr Widerhall rollend und dröhnend rings um die grauen Wände fährt. Die lang verschlossenen und verfallenen Fenstern sind plötzlich offen, die Scheiben spiegelnd, weiße Posten liegen auf den Bordern; hinter den hohen Balkontüren funkelt die goldene Helmsäule der Garben, Karatzen, Büchsenpanner laufen ob und zu, groß rollende, hochheißende thronende Leibkutschler fahren mit ihren edlen Pferden rund um die Höfe. Und ist es Nacht, so strahlt die Burg aus

den so lang finstern gewesenen Gemächern, trillarene Kronen stehen in Flammen glühend und wechsigelnden Händen und die in diesem ehrentag finstern Gemäuer lagere eine Gantur und rot gut zu Gesicht, daß ein weißer hinterer eine Gantur und rot-omachener Prunkfantenis hinaus auf einen schleppt und die leuchtend in der Sonne auszuklopfen beginnt. Es fliegt viel Staub aus den schönen alten Gemächern, Klöpfe, Klöpfe, Klöpfe zu. Es soll wieder eine Restaurierung stehen in der Restaurierstadt Wien.

**Christbaumschmuck.**

Soweit die Besorgungen für den Schmuck der Weihnachtsbäume noch nicht gemacht wurden, werden wohl in der kommenden Woche von den Familienoberhäuptern, die ihren Kindern die Weihnachtsfreude auch im Kriege nicht kürzen wollen, die üblichen glitzernden und flimmern-den Behänge gekauft werden. Die goldenen und silbernen Kletterketten, der Glasaufsatz oder die Engelsfiguren für die Spitze des Baumes, die vergoldeten Nüsse, die Behältnisse für die Kerzen in den verschiedenen Phantasteformen und die sonstigen gläsernen oder papierenen Schmuckstücke, die die Nester des Baumes verzieren sollen. Vielfach, insbesondere in spar-samen Familien, werden diese Kostbarkeiten von Jahr zu Jahr aufbewahrt und zum wieder-kehrenden Weihnachtsfest nur diese oder jene Stücke ergänzt. Der Christbaumschmuck ist in diesem Jahre wieder um zehn Prozent teurer geworden. Weit teurer als im Vorjahre ist der süße Schmuck für den Christbaum, die sogenan-ten Windbäckereien, die in farbiges Papier ge-packten Bonbons usw. Sie sind dreimal so teuer als vor dem Kriege. Schokoladenbonbons sind gar auf das Vier- und Fünffache im Preise ge-stiegen. Und was noch unbedingt zum Christ-baum gehört, sofern nicht der elektrische Strom Dienst tun kann: die Kerzenbeleuchtung ist gar kostspielig geworden. Dabei tritt die eigenartige Tatsache in Erscheinung, daß die früher üblichen kleinen Paraffinkerzen jetzt viel teurer sind als die feineren Stearinkerzen, da das Paraffin schwerer zu beschaffen ist. Es werden somit heuer dort, wo man sparsam ist, meist Stearinkerzen, weiße Kerzen, auf den Christbäumen angesteckt sein.

### Das Weihnachtsgeschäft.

Schwächerer Zuspruch — gleicher Umsatz.

Nun ist das Weihnachtsgeschäft in vollem Gange! Freilich darf man diese Feststellung in diesem Jahre nicht so auffassen, als ob jetzt Masseneinkäufe seitens des Publikums für die Weihnachtsbescherung eingeleitet hätten. Denn die Geschäftsleute erklären, daß die Kauflust und der Einkauf heuer lange nicht so rege sind wie im Vorjahre und wie vor zwei Jahren nämlich der beiden ersten Kriegsweihnachtstage, für die Geschenke noch in ziemlich unbeschränk-

tem Maße, fast wie zur Friedenszeit, eingekauft wurden.

Heuer ist der Zuspruch des Publikums im allgemeinen ein viel schwächerer. Das unausgesetzte Steigen der Preise für alle Artikel, die zu Geschenkzwecken in Betracht kommen, trägt in erster Linie Schuld daran, daß es dem Gros der Bevölkerung heute nicht mehr möglich ist, Weihnachtsbesorgungen in dem gewünschten Umfang zu machen. Und Geschenke, halbwegs repräsentierende Gegenstände, sind enorm teuer geworden. Es bedarf daher reiflicher Ueberlegung. Das gilt für den Mittelstand, für die Fixbesoldeten, die Leute, die heute mit dem Kreuzer genau rechnen müssen. Aber eine Kategorie gibt es noch, die im Laufe des Krieges erstarkt ist und die sich noch immer in der beneidenswerten Lage befindet, die bange Frage nach dem Preise nicht stellen zu müssen: die Gruppe der Reichen, die sich im Kriege stark vermehrt hat. Sie sind die Stützen des Weihnachtsgeschäftes der vornehmen Stadtfirmen, sie bezahlen, was gefordert wird. Die Glücklichen, die von früher her reich sind, können an ihren ständigen Bezugsquellen, die, die erst im Krieg zu Wohlstand kamen, bei den großen Firmen den Weihnachtsgeschenkebedarf decken. Ein Teil der Mittelstandsbewölkerung aber, der früher einmal, in der Erkenntnis, daß man in feineren Geschäften trotz des höheren Preises doch besser kauft, auch zum Kundenkreis solcher Firmen gehörte, ist jetzt bemüßigt, in den großen Warenhäusern und in den billigeren Kaufhäusern, etwa Marienhilfs, die Weihnachtsbesorgungen zu machen. Das äußert sich ganz deutlich in der Weihnachtbilanz der Stadtgeschäfte. Sie haben neuen, zahlungskräftigen Kundenzug zu verzeichnen, dafür fehlen ihnen jedoch die Eintagskunden der Vorweihnachtstage mit den kleinen Einkäufen.

So kommt es, daß die Geschäftshäuser im allgemeinen einen schwächeren Zuspruch an Kunden zu verzeichnen haben, infolge der hohen Preise jedoch auch für die in geringer Zahl verkauften Artikel den gleich großen Umsatz wie im Vorjahre feststellen können. Überall, außer in den Luxusgeschäften, wie bei Juwelieren, Kunsthändlern, in den feinen Galanteriewaren- und Spielwarenhandlungen usw., wo die Millionäre ihre Prunkgeschenke einkaufen, wird die Beobachtung gemacht, daß bei der Wahl von Geschenkartikeln die praktischen den Vorzug genießen. Stoffe, Wäsche- und Kleidungsstücke gehören heuer zu den beliebtesten Geschenkartikeln des Mittelstandes. Die Spielwaren für die Kinder werden freilich auch heuer in großer Zahl, wenn auch, dem Preis entsprechend, meist in den minderen Qualitäten gekauft.

Passende Artikel für Liebesgaben zur Sendung ins Feld sind natürlich nach wie vor stark begehrt, zumal jetzt die früher beliebten Rauchmaterialsendungen infolge des Mangels an Material unterbleiben müssen. Leicht verendbare Gemüthartikel, Schokolade, Bonbons, Konferven, wie sie in Arrangements in den Warenhäusern erhältlich sind, werden viel gekauft. Auch Bücher werden zahlreich für den Versand ins Feld besorgt. Erfreulicherweise sind gute Bücher in diesem Jahre überhaupt zu beliebten Weihnachtsgeschenkartikeln geworden. Jugendbücher, Werke der Klassiker und moderne Romane sind gleichermaßen stark begehrt.

Die Weihnachtsbescherung wird, wie man aus der Bilanz des Weihnachtsgeschäftes ersehen kann, heuer bei der Mehrzahl der Bevölkerung nicht gerade reichlich sein.

22. XII. 1916

108

Bei der Aufbahrung in der Hofburgkapelle wurden Kränze und Blumen zugelassen, auf der letzten Fahrt über die Ringstraße bis zu St. Stephan und von dort bis zu den Kapuzinern fehlte jedes freundliche Zeichen des Lebens und der Liebe; das alte spanische Trauerzeremoniell ist lebenswürdigen Moden unzugänglich, es verbietet die Blume und es duldet keinen Ton Musik. Wie eine Bußfahrt nach der Ewigkeit ist solch ein Leichenzug. Und auch kirchlich leben die frommen Bräuche des Mittelalters fort in diesem Zeremoniell. Bei St. Stephan wird ein Kaiser noch als Kaiser eingeseget, mit all dem Pomp, den die katholische Kirche zu entsalten weiß, bei den Kapuzinern aber lang der Tote als armer Sünder an. Es ist voll Tiefsinn, daß die Habsburger ihre Begräbnisstätte einem strengen Orden von Bettelmönchen anvertraut haben, daß sie jedwede Schaustellung nach dem Tode ablehnen. Allem irdischen Glanze entkleidet, steigen sie dort in die Gruft. Und bis auf den heutigen Tag wird festgehalten an dem Brauche, daß der Guardian des Ordens die Frage stellt, wer Einlaß begehre. Ein Kaiser? Den kennt er nicht. Ein apostolischer König? Kennt er nicht. Ein Bruder? Ein sündiger Mensch? Den kennt er, dem öffnet er die Pforte.

So auch wurde Franz Josef in die bescheidene Gruft seiner Ahnen bei den Kapuzinern aufgenommen. Es gab nur ganz zuletzt eine kleine Ueberraschung. Als die deutschen Reichsfürsten und der König von Bulgarien, der deutsche, der türkische und der bulgarische Thronfolger und das Trauergefolge in die Kapuzinerkirche eingetreten waren, erklang ganz plötzlich ein heller, silberner Ton über den weiten Platz, den Tausende Menschen in lautloser Stille füllten. Während der Sarg des Kaisers vom Wagen gehoben wurde, boten seine Leibgarden ihm den Abschiedsgruß, sie bliesen ihm den letzten Generalmarsch. Es war eine überraschende, eine ergreifende Szene. Nie hatte man diese kriegerisch-feierliche Weise Josef Handns in so hellen Tönen aus silbernen Hörnern gehört, es klang wie aus einer anderen Welt. Und jäh brach die Musik ab. Sobald der Sarg in der Pforte verschwunden war, riß eine befehlende Gebärde des Kommandanten der Garde die Weise mitten entzwei. So tritt der Tod den Menschen an. Es fehlt zuletzt immer noch ein Stück, das einer gern erlebt, das man ihm zu erleben gönnt hätte. So alt Franz Josef geworden war, er hätte doch das Ende dieses Weltkrieges, den er einzuleiten genötigt war, gerne noch gesehen.

Ein junges Herrscherpaar wohnt in der Hofburg. Und es hat sich bei den Wienern durch eine lebenswürdige Verlesung des jenen Trauerzeremoniels gar wohl eingeführt. Kaiser Karl hatte seinen vierjährigen kleinen Kronprinzen zum Leichenbegängnis mitgebracht; Vater und Mutter führten ihr blondgelocktes Kind an beiden Händchen hinter dem Sarg. Das hat namentlich bei den Frauen helles Entzücken hervorgerufen, es war im Rahmen dieses Leichenbegängnisses etwas, das an eine neue Zeit gemahnte. Nachträglich erfuhr man denn auch, daß der Hofzeremonienmeister einer Ohnmacht nahe war, als er des Kindes ansichtig wurde. Und dieser neue Ton schwingt fort, es vernehmen ihn alle, die dem jungen Kaiser nahekommen, er belebt jede Audienz in der Hofburg und er klingt aus jedem seiner Erlasse und aus seinen sonstigen öffentlichen Kundgebungen. Kaiser Franz Josef zählte erst 18 Jahre, als er zum Thron kam, und er mußte 20 Jahre lang regieren, ehe er am Beratungstisch mit seiner Generation zusammentraf, seinen Altersgenossen. Man erzählt sich von ihm, daß er die alten Herren, die neben ihm standen und die seine ersten Reden und Erlasse entwarfen, immer wieder fragte, ob es denn nicht besser wäre, wenn er mit seinen eigenen Worten sprechen würde. Sie widerrieten es ihm, und er fügte sich. Erst als er in den sechziger Jahren mit seiner eigenen Generation im Ministerrat saß, wurde er frei von dem Zwang vornärzlicher Formen und er schuf das neue Oesterreich. Kaiser Karl ist modern erzogen, er hat in Wien ein Gymnasium besucht und steht heute im 30. Lebensjahr. Die Spanne ist kurz, die ihn von seiner Generation trennt, er wird sie wohl bald

## Vom alten zum neuen Kaiser.

(Wiener Brief.)

Mitte Dezember.

Wien hat seinen alten Kaiser zu Grabe geleitet, ein junges Herrscherpaar ist in die Hofburg eingezogen. Ein bedeutungsvolles Ereignis hat sich begeben, eine neue Epoche beginnt. Diese Stadt und dieser Staat waren mit dem Kaiser, der nahezu siebenzig Jahre regierte, eine unlösliche Einheit geworden; es lebte kaum noch jemand unter den fünfzig Millionen Einwohnern, der einen anderen Herrscher gekannt oder einem solchen mit Bewußtsein gedient hatte. Franz Josef ragte aus fernen Tagen zu uns herüber und er erlebte es noch, daß die biedermeierschen Zeiten seiner Kindheit wieder in die Mode kamen in Wien, daß eine heimliche Sehnsucht nach ihnen lebendig wurde in all den abgekehrten Großstadtmenschen. Und er lächelte. Er verschloß sich als Kaiser nie einer Neuerung, die erprobt war, aber als Mensch hatte er eine besonderen Neigungen und Pietätsgefühle für das Leberlieferte. Nie wäre er bei all seiner persönlichen Schlichtheit und Bedürfnislosigkeit beispielsweise dafür zu haben gewesen, daß irgend etwas um seiner Bequemlichkeit willen geändert werde an den erstarrten Bräuchen bei Hofe; er trug die schwere Rüstung des spanischen Hofzeremoniels aufrecht bis an sein Ende. Und dieses geleitete noch einen Leichnam auf der düsteren nächtlichen Fahrt aus dem Sommerschloß Schönbrunn nach der Hofburg, und es ab eine Woche nachher dem kaiserlichen Leichenbegängnis in fremdartiges Gepräge. Es fehlte diesem Trauerpomp etwas, das der Kaiser sehr liebte und das wir uns heute kaum anwegenden können von einem Begräbnis: Die Blume.

Vom alten zum neuen Kaiser

auch unter seinen Ministern sehen und ihre Wünsche hören. Die Zeit nach dem Kriege, mit einem jungen, empfänglichen Kaiser an der Spitze, kann für Oesterreich-Ungarn eine sehr fruchtbringende werden, denn die Monarchie geht fester gefügt aus diesen Stürmen hervor. Und sie hat mitten im Weltkriege jenen Augenblick sanft und friedlich bestanden, den unsere Feinde immer als den des beginnenden Zerfalls angekündigt haben. Stets hörte man es, daß des Kaisers Persönlichkeit allein den Staat noch zusammenhalte. Das Wort war nichts als eines jener vielen leeren Phrasen, die sich während dieses Krieges in solch bittere Enttäuschungen umgeseht haben für alle, die an sie glaubten. Es ist etwas Mystisches um die Stärke und Zähigkeit dieses Reiches, in dem große Völker zu einer organischen Einheit zusammenschmolzen. Widerstreben einzelner zerbricht an dem festgefügtten Bau der Jahrhunderte, und wer ihn auflösen könnte, der würde nur das Chaos an seine Stelle setzen. Es gibt viele, die mit Oesterreich unzufrieden sind, aber es lebt kaum ein Vernunftbegabter, der im Ernst dessen Zertrümmerung wünscht. Der Russe, der Serbe, der Italiener, der Rumäne, jeder wollte sich seinen Anteil sichern von dem „zerfallenden“ Oesterreich, aber sie haben zu ihrem Erstaunen erfahren, daß hier nur blutige Köpfe zu holen waren und daß keines der Völker „erlöst“ sein wollte, obwohl deren häuslicher Streit manchmal diesen Anschein erweckt haben mochte. Kaiser Franz Josefs mächtige Persönlichkeit ging dahin, und alle auf diesen Augenblick gesetzten Hoffnungen erwiesen sich als eitel. Er ist sicherlich befriedigt gestorben und ohne Reue. Nicht ein national zerfallendes, ein neu aufblühendes Oesterreich sah er aus diesem Kriege hervorgehen. Er hat es in anderer Form wieder zurückgeführt an die Seite des Deutschen Reiches, es gelang ihm, die zehn Völker seiner Monarchie im deutschen Kulturkreis zu erhalten. Und es lag für uns alle eine sinnbildliche Bedeutung darin, daß die regierenden deutschen Fürsten ohne Ausnahme seinem Sarge folgten. So geeint waren Deutschland und Oesterreich-Ungarn nie vorher, sie haben sich oft gegensätzlich entwickelt, jetzt aber sind sie zusammengeschmiedet und sollen es bleiben. Welchen rein persönlichen Anteil der verstorbene Kaiser an der Gesamtentwicklung der Monarchie auf diesen Wegen hatte, das mögen die Geschichtsforscher einst darstellen, wir sahen sie in ihm verkörpert, wir wissen ihm Dank dafür, und das deutsche Volk wird sein Andenken stets in Ehren halten müssen.

Das neue Regiment, das sich so freundlich anläßt, hat in der diesseitigen Reichshälfte leider sogleich eine Ministerkrisis vorgefunden. Der kürzlich mit so hohen Erwartungen begrüßte Nachfolger des ermordeten Grafen Stürggh, Herr Dr. Ernest v. Körber, fiel über Nacht. Kaum sechs Wochen zählte seine zweite Ministerpräsidentenschaft, und sie dürfte seine letzte gewesen sein. Ein Mann von großen Gaben scheidet wohl für immer aus dem öffentlichen Leben, und wir ahnen nur, warum. Er wollte das Erbe des Grafen Stürggh nicht unbesehen übernehmen, er fand ein Haar in dem mit Ungarn getroffenen wirtschaftlichen Ausgleich, aber es gelang ihm nicht, seine Forderungen durchzusetzen. Und auch mit den deutschen Parteien in Oesterreich wollte sich keine Verständigung erzielen lassen. Sie forderten von ihm die Freimachung des Weges für einen geregeltten Betrieb des Reichsrates mit einer deutschen Mehrheit. Mit Hilfe des Notparagrafen 14, im Verordnungswege, sollte er all die Veräumnisse und Irrtümer früherer Zeiten resolut wettmachen und den arbeitsunfähig gewordenen Reichsrat, der nächstens wieder zu berufen sein wird, vor einige fertige Tatsachen stellen. Die deutsche Staatsprache, die Kreiseinteilung in Böhmen und eine neue Geschäftsordnung sollte das wieder zu berufende Parlament vorfinden, oder es sollte gar nicht einberufen werden. Zwischen zwei Mühlsteinen war das neue Ministerium Körber geraten. In Ungarn wird die Krönung vorbereitet, und auch der neue Ausgleich soll mit dem Schluß des Jahres fertig sein. Einen Konflikt mit Ungarn kann man in dieser Zeit nicht brauchen. In Oesterreich soll der Reichsrat berufen werden, damit der junge Kaiser das Ge-

lbnis auf die Verfassung leiste, und es ist auch hier eine Bestimmung einzelner Gruppen höchst unerwünscht. Dr. von Körber scheint die beiden Schwierigkeiten für unlösbar gehalten zu haben, und er zog es vor, abzudanken. Nicht bald hat ein Ministerwechsel derart verblüfft bei uns wie dieser. Niemand war darauf vorbereitet, nicht einmal die Kollegen des Herrn v. Körber. Kaiser Karl wollte an dem Tage, da der deutsche Reichskanzler in Berlin und Graf Tisza in Ofen-Best die Friedensgeneigntheit der Mittelmächte verkündeten, in der Hauptstadt Ungarns. Nach seiner Rückkehr wurde Körber mittags empfangen, und abends nahm er seine Entlassung. Der Zusammenhang ist ziemlich klar. Man nutzte die jetzige Lage aus und forderte in Ungarn die Einhaltung aller Zusagen des Grafen Stürggh. Das scheint der letzte Anstoß, wenn auch nicht der alleinige Grund für die Ab-dankung Körbers geworden zu sein. Selbsterweise sollen sich auch die Deutschradikalen in Wien auf Zusagen des Grafen Stürggh berufen haben. Und so fiel Körber über das Erbe seines stummen Vorgängers. Er wollte nicht der Vollstrecker eines fremden Willens sein, sondern eigene Wege gehen. Man sagt jetzt, er habe nicht ungestrast dreizehn Jahre gefeiert und sei in seiner selbstgewählten Einsamkeit dem schwierigen Parteilieben allzu fremd geworden. In Ungarn aber wirft man ihm Halbheit vor, Mangel an Entschlußkraft. Uns dünkt aber, in seinem mannhaften Verzicht läge viel Nackensteife! Wer mit sechsundsechzig Jahren solch einen Schritt tut, der dürfte sich dessen bewußt sein, daß er wahrscheinlich für immer ins Dunkel tritt. Ganz Wien sagt: Schade!

In Ungarn herrscht jetzt eine Art Rausch, denn der junge Kaiser will sich dort ehestens zum König krönen lassen. Aber es ist ein kalter Rausch. Man kann sich nicht genug tun in der öffentlichen Erörterung der Eidesformel, die man dem König auferlegen will. Franz Josef hat 1867 nicht genug geschworen, sein Nachfolger soll fester an die heilige Krone von Ungarn gebunden werden, er soll die Unverletzlichkeit aller seit 1867 geschaffenen Geseze ebenfalls beedien, und am liebsten möchte man schon in den Krönungseid die Forderung aufnehmen, daß der König samt Familie immer ein halbes Jahr in Ungarn wohne und seinen Kronprinzen als Husaren erziehe. Einzelne dieser Redner fanden es sogar „gravaminös“, daß der König bei der Krönung die Generalsuniform trage. Es ist immer die alte Geschichte . . . Die Herren in Ungarn glauben nur an das, was geschworen ist, und der Königseid gilt als unverletzlich; sie selber aber halten sich nie für verpflichtet, die vom König geschworenen Geseze auch auszuführen. Man nennt das, politisches Talent haben. Nun, die Herren haben einen solchen Ueberfluß daran, daß sie den Deutschen in Oesterreich leicht etwas abgeben könnten. Schade, daß man nicht Oesterreich zeitweilig von einem Madjaren und Ungarn zeitweilig von einem Oesterreicher regieren lassen kann. Das gäbe den besten Ausgleich.

A. M.-G.

**Der Altruismus der Mionione Adriatica.**

Man kann Eigenschaften entwickeln, aber man kann sie nicht verändern, am allerwenigsten in ihr Gegenteil. Wir erschweren uns die sozialpolitische Arbeit, wenn wir dieses Gesetz verkennen. Der Mensch ist nun einmal ein Raubtier, wenn er auch von der großen Preistreiberei Natur gezwungen worden ist, sich mit gemäßigter Nahrung zu bescheiden. Wer daran zweifeln sollte, der sehe zu, wie sich die höchststehenden Menschen vor einem Lebendenbraten und der verlottertesten Schüssel Spinat verhalten; ich bin überzeugt, daß sich Spinoza und Washington, sicherlich die sittlichst denkenden Männer aller Zeiten, ohne das geringste Schwanken für den Braten entscheiden werden. Von einem Raubtier, auch dem gezähmtesten, zu erwarten, daß es sich den Urtrieb des Egoismus ab- und etwas so raubtierwidriges wie Altruismus angewöhnen werde, heißt die Möglichkeiten der Dressur überspähen. Ich meine — und keine Wahrnehmung, Erfahrung und Schlußfolgerung berechtigt mich, anderes zu meinen — daß wir erheblich früher und rascher ans Ziel gelangen werden, wenn wir uns zu entschließen wagen, den Egoismus des einzelnen zum Egoismus der Gesellschaft auszugestalten. Wehrt sich heute der einzelne gegen die Einschränkung seines Vorteils durch die Gesamtheit, so wird sich dann der Egoismus der Gesellschaft gegen die Schädigung der Gesamtheit zugunsten des einzelnen wehren; ist jetzt die Erweiterung des eigenen Machtbereiches Zweck und Ziel des Eingestrebens, so wird ihr der Sozialegoismus zum Besten aller Grenzen ziehen; wir werden die schöpferischen Kräfte der Selbstsucht ausnutzen, indem wir sie vergesellschaftet ins Ungeahnte steigern. Gesellschaftlich geordnete Kräfte geben, wie man weiß, nicht die Summe der einzelnen, sondern ein Vielfaches. Jede Aktiengesellschaft zeigt es; jedes Kartell beweist es. Sie sind der planmäßig geordnete Egoismus der Gesellschaften. Der Egoismus der Gesellschaft wird folgen.

Bersäuerungsgesellschaft haben die Mitglieder des Grundbesitzes längst erkannt und ergielten die für ihre Affäre erfreulichste Erlöse durch seine zweckmäßige Anwendung. Sie behaupten nicht, daß sie sich von uneigennütziger Liebe zu ihren Mitmenschen leiten lassen, wenn sie sich verpflichten, ihnen den Schaden eines niedergebrannten Hauses oder den Verlust eines geliebten Verwandten durch Begabung einer gewissen Summe leichter ertragen zu machen. Sie tun es gewissen nicht aus Altruismus, machen auch gar kein Hehl daraus, daß nicht diese schöne, aber unrentable Eigenschaft, sondern Wunsch und Bedürfnis hoher Reingewinne der Weggrund ihres Handelns sind; meinem Egoismus, der meine Kinder weder obdachlos noch vermögenslos zurücklassen will, steht der der Mionione Adriatica di Scurita im Trieb, oder jeder beliebigen Versicherungsgesellschaft, wo immer es sei, gegenüber; wir wollen beide Geld haben, der eine für seine verlassenen Kinder, der andere für seine nicht verlassenen Aktiäre. Auf der einen Seite der Egoismus des einzelnen, auf der anderen der Egoismus der Gesellschaft. Noch ist es nicht der der ganzen menschlichen Gesellschaft, sondern nur erst der einer Aktiengesellschaft; noch handelt es sich nicht um das Emporsteigen des Menschengeschlechtes, sondern um das Streben der Kurze; daher kommt es, daß es noch immer Reibungen gibt, wie z. B. die bei der Mionione Adriatica, von denen der „Abend“ vor kurzem berichtete. Die verschiedenen Egoismen haben sich aber noch nicht völlig verstanden und verständig; schon erkennt der Direktor zwar sehr klar sein Recht, so gut wie möglich zu leben, aber noch nicht die Berechtigung des Beamten, überhaupt zu leben. Die Zeit ist noch zu kurz; er ist noch nicht bis zur letzten Folgerung vorgebrungen. Daß Altruismus eine ausichtslose Forderung sei, die die Not nicht verkleinert und die Lasten nicht vergrößert, hat er erkannt und ihn deshalb aufgegeben; aber noch ist ihm nicht klar, was an seine Stelle zu setzen sei. So bleibt er bis zur besseren Einsicht bei dem geübten, bewährten alten Egoismus, der sicherlich den Vorzug hat, daß die Divergende gedeiht.

Wir aber sehen ruhig zu, wenn man die Bitte um Erhöhung der Feuerungszulagen mit ihrer Gerabsetzung beantwortet. Es geht uns ja nichts an. Wir haben um nichts gebeten und man hat uns nichts herabgesetzt. Was ich eingangs, vielleicht etwas zu umständlich, von der Ausichtslosigkeit des Altruismus sagte, drücken wir ungleich einfacher und gemeinverständlicher mit den Worten: Das mich nicht breunt, das blas' ich nicht! aus, was ja in der Tat sehr klug und vorsichtig wäre, stünde es nur nicht so, daß auch der andere nicht bläst, was ihn nicht brennt, und daß unsere Schmerzen die Eigenschaft haben, ihn so wenig zu brennen, wie seine uns. Mit der Zeit werden wir ja schon dahinter kommen, daß es am zweckdienlichsten ist, einander gegenseitig die Schmerzen abzuhalten; solange wir aber so weit nicht sind, wäre es doch zweckmäßig, einer dem anderen beim Blasen zu helfen. Wir werden das von den Erfahreneren auf der anderen Seite lernen müssen. Die verstehen es, wir aber haben es noch immer nicht einsehen lernen, daß es um unser aller Feuerungszulagen geht, wenn es dem Direktor der Mionione in Triest oder wie immer sie heißen und wo immer sie es versuchen möge, gelingt die Feuerungszulage ihrer Angestellten herunterzusetzen, während die Feuerung so lustig hinaufgesetzt wird. Der Gegenseitigkeit derer, denen die heruntergesetzten Zulagen die Dividenden hinaufsetzen, müssen wir die Gegenseitigkeit derer entgegenstellen, die selbst mit nicht heruntergesetzten Zulagen kaum mehr zu leben imstande sind; das heißt den Weg vorbereiten, auf dem der bestreute Sozialegoismus kommen muß. Vorausgesetzt, daß wir überhaupt jemals reif sein werden für diese Selbstsucht, die sich zur Nächstenliebe verhalten wird, wie das klare Erkennen zum nebelhaften Empfinden, wie das helle Tageslicht zum Salbdämmer des Traumes, wie die wahre Freiheit zu —. Doch ich bin bisher glücklich ohne weisses Fleck dazugekommen; so will ich nicht zum Schluß in diejen Fehler des Egoismus und nicht zum Sagern können verfallen.

Bis dahin aber, und wenn wir nicht wie ein Spießer alles vom Zufall und von der eigenen Tat nichts er...

# Im Stammeis!



Es wird gut sein, wann bei uns so bald als möglt a Verbrauchsregelung für Minister ein- g'führt werden mögt,“ sagte Stähler, „denn in der letzten Zeit werd'n, man i, scho a bissel z'viel konsumiert. So weiter in der Däcken und auf ans, zwei wird 's haben: Minister ausverkauf! A Ministerpräsident auf d' Wochen wär do g'wä, man' i; heraus alsdann mit die Ministerarten! Denn wann so weiter g'uragt wird wie jetzt, geh'n auf ja und na d' Vorkat' aus. Apropos, Senator des Stammeisls, der was die Weisheit mit 'n großen Löffel g'essen hat und sogar im Winter 's Gras wachsen hört, was sagst alsdann zum neuchem Kabinett?“

Gar nit,“ erwiderte der Angeredete knurrig, „soll i mi strapezier'n und mir a Meinung bilden? Ey i die Meinung fertig gebildet hab, is am End' — kann ma 's wissen? — a scho wieder a neuch's Kabinett gebildet und i kann mit meiner Weisheit einpacken. Na, i red' gar nit mehr; soll'n si andere 'n Kopf zerbrech'n ankatt meiner. Leopold, a Krütigel!“

Der Herr von Oberberger is heute granti, dös merkt ma,“ sagte Schwaffer; „was über 's Leberl g'losser, alter Freund? — Badriachtlichkeiten!

daham g'habt? Frau Gemahlin mit 'n Christkindl net s'frieden g'wezt? Heut is ja der heilige Abend; wundert mi eh, daß D' Ausgang kriagt hast, denn an dem Tag g'hört nach alter Regel a Ehe- mann und Familienvater am häuslichen Herd.“

„Ned' ma nur nit vom heiligen Abend, sonst kriagt i no im nachhinein d' Boderstraß,“ brauchte Oberberger auf; „d' Weinige hat an anjigen Wunsch g'habt, nit b'jonders, belleib, a Klauigkeit nur, Stiefelstern. I geh' also in a Schußg'wöhl eine und dertündig' mi, was solche Dinger kosten.“

Wann d' Verkäuferin: „Wann 's was Billig's sein soll, sieh's g' Kronen; die besser'n ach't's, neuch's, hundert Kronen, je nachdem.“ I hab' g'mant, mi trifft auf der Sell' der Schlag, Hundert Kran'ln! Um dös Geld hat ma si' ja zu meiner Zeit vom Kopf bis zum Fuß tadellos ausstaffier'n können; und heut? A Paar Schuach, sonst nit.“

„Er reikt auf Schusters Klappen — dös hat ma früher amal von an armen Schluder g'lagt,“ sagte Spannagl, „aber wann dös no a Weil' so weitergeht, dann werden d' Klappen vom Schuster bald net viel hüßlicher sein wie die vom Viehhändler. Wann ans auf Klappenin dahersolziern will, die sane Lustidher hab'n, aus denen die Besen aufja- schau'n, derv' er scho a g'päcktes Geldtaschel ein- stecken.“

Und d' Stiefelstern von der Frau Gemahlin? „nahm Schwaffer den Faden des Ges- prächs wieder auf, sich an Oberberger wendend, „was war als dann mit denen?“

„Mir war mit ehna,“ knurrte der Gefragte und sein Gesicht wurde noch um einiges düsterer, „d' Seiten san schlecht, hab' i g'lagt, auf bessere Tag' hab' i d' Meinige vertrööst, und dös is, wie Ihr alle wißt, a Lehr a schwacher Trost. So,

und jetzt kömmt Euch beiläufig vorstell'n, wie der halige Abend im Haus Oberberger verlaufen is.“

Die Kinder hab'n lange G'sichter g'schnitten, die Frau a Schnofel g'macht, 's Dienstmäd' er- klärt, daß 's ihre vierzehn Tag' macht,“ sagte Stähler. „Is so g'wezt? So schüßli, net wahr, ja? Weihnachten is früher amal die Zeit g'wezt, wo a der hartg'lotteste Jungg'ell gern von aner Häus- lichkeit trant. Heut is er z' tot froh, daß er sane hat hat und daß esam der gültige Himmel auf solche Art von der Notwendigkeit, d' Spendierhofen anz'lag'n, verschont. Wa d' Hofen überhaupt, san nämli a d' Spendierhofen teurer word'n, was a jeder Ghemann in die Weihnachtstäg' an sein Geldtaschel feststell'n kann. Drum bleib' i dabei: Der ledige is immer no der hüßligste Stand. Und in dem Sinn, meine Herr- schaften, heb' i mei' Krütigel in d' Höl' und rus' aus: D' Jungg'ell'n und solche, die 's gern bleiben möchten, sie leben hoch!“

„I,“ sagte Spannagl, „hob mit vom Christ- kindl nit ander's g'wünsch'n, als wie 'n Frieden, aber den hat 's mir net bracht.“

„Dafür kann 's Christkindl nit,“ meinte Ober- berger, „da mußt scho mit die Bierverbandler reden, mit 'm Lloyd Schorvachel in erster Reih'. Der blast und die ander'n tanzen nach sein Pfeiferl. Der sogt: „Je mehr Schlag, desto sicherer der End'sieg!“ und die ander'n wadeln mit 'm Kopf und sagen Ja und Amen dazua. Warum? Weil i müßigen. Dem Gommio seiner Red' hat ma 's deutli ang'merkt, daß er, wann 's nach eahm allani- gung, gern mit alle zwei Präsen auf amal zu- griffen hätt. Aber was will er machen, wann 's der Herr Borg'legte net erlaubt?“

„Der Briand,“ sagte Schwaffer, „hat si den Sab g'leist, daß den Deutschen ihre Erfolge nit als Augenblickserfolge san. Dös is das erstmal, daß i von an' Augenblick hör, der — zwaachal Jahr' dauert. I was net, aber wann i so was les', dann greif' i mir jed'smal am Kopf und frag' mi: „Bin i dumme oder san 's die ander'n?“

Der Schwaffer narriich word'n oder d' Weiz? „Wann die Schlag', die ma, seit der Krieg an- g'langt hat, nach alle Seiten ansteil'n, wann die- guaten und ausgiebigen Schlag' a Beweis von Schwäche san, so wie 's die Herren Vierer- handler behaupten, wie schaut denn nachdem der Beweis der Stärke aus? Wann aner den ander'n a lastige Dreizeig'n gibt, so wird 's do kan ver- nimflichen Menschen einfall'n, daß er sogt: „Der d' Blasen g'langt hat is der Held und der ander' der Schwachmatikus.“ Aber heutzutag is ja alles umdraht und am Kopf g'stell't.“

„Schön wär 's g'wezt, wann uns 's Christ- kindl die Friedensbotschaft bracht hätt,“ seufzte Spannagl.

„Und wann ma heit' über acht Tag' an' Silberler scho aufs neuche Friedenszeitalter hätt'n an Rauch antrinken können,“ sagte Oberberger fort. „Aber was wißt machen, wann die Bier- verbandler hochani san und dickschädlet, daß 's höher nimmer geht? I für met Person, wann i d' Wahl zwischen Krieg und Frieden hab', überleg' ma 's net lang und entscheid' mi für 'n Frieden. Für 'n Hausfrieden nämli. Und dös is a der Grund, daß i Euch jetzt'n allen a guate Nacht und angenehme Feiertag' wünsch' und so g'schwind als möglt verduht. Leopold, zahn'!“

Thomas Berger.

ms

## Die Friedensfrau und der Kriegermann.

Ein Weihnachtsmärchen.

„Erzählen, erzählen!“ riefen die von der Herrlichkeit des Christbaumes und der Christkindgeschenke aufgeregten Kinder und sprangen an den Vater heran. Sie wollten ihr gewohntes Weihnachtsmärchen, den sinnigen jungen Gemütern die Krönung des Weihnachtsabends. Schnell erteilte die vielbeschäftigte Mutter in der Küche noch einige Weisungen, dann setzte auch sie sich in den Kreis und der Vater begann:

Oben auf der Höhe, wo die Kreuzwege einander durchschneiden und die treue Eiche ihre mächtigen Zweige im Winde wiegt, da stand die stille, schöne Frau, ganz in ein weißes Kleid gehüllt, wie der Engel des Himmels. Ihren Blick richtete sie traurig aber fest hinaus ins Land, dorthin, wo ein roter Schein hinaufdämmerte, wie von brennenden Menschenbehäufungen, und bald dumpfe, bald klirrende Töne empordrangen, wie von Krieg, Kampf und Zerstörung. Manchmal gellte es auch wie ein ferner, erstickter Schmerzensschrei heran. In ihrer Rechten hielt die weiße, schöne Frau einen lichtgrünen Palmzweig, und wenn in der Tiefe der Feuerchein stärker aufflannte, der Schmerzensruf heftiger sich vernehmen ließ, dann senkte sie wie beschwörend den Palmzweig in die Richtung und Trauer erschien auf ihrem lieblichen Anlitze. Das war die Friedensfrau.

Kam über den einen Weg ein armes Weib, eine Witwe. Zwei Waisen führte sie an der Hand und weinte. Sprach sie zu der weißen Frau: „Was willst Du hier oben stehen in Wind und Dämmert, komm' mit mir in meine Wittventammer.“

Sprach die weiße Frau: „Muß hier bleiben und warten.“

Kam über den anderen Weg ein Mann, der hatte nur ein Bein, aber zwei Krücken. Der sprach zu der weißen Frau: „Würde Dir gern ein Obdach geben, aber ich habe keines mehr, ich bin im Armenhaus.“

Entgegnete die weiße Frau: „Muß hier bleiben und warten.“

Kam ein Rehlein, ein Häslein, ja sogar ein Fuchs und luden mitleidig die weiße Frau in ihre Waldbehäufungen. Die aber sprach immer nur ihr abweisendes Wort: „Muß hier bleiben und warten.“

Indem erhob sich von dorthen, wo der rote Schein unheimlich glühte, ein Säusen und Stürmen, beharnischte Schritte dröhnten und plötzlich stand ein gewaltiger Krieger vor der Friedensfrau, die mächtigen Glieder ganz in Erz und Stahl gehüllt, ein langes, starkes Schwert an der Seite. Das war der Kriegermann.

„Endlich bist Du da,“ sprach ruhig, aber mit heftigender Stimme die Friedensfrau. „Lange habe ich auf Dich gewartet.“ Damit streckte sie ihm gebietend den Palmzweig entgegen; auf dem aber erschien in strahlender Schrift das Wort: Frieden den Menschen auf Erden.

Der Kriegermann wich einen Schritt zurück, dann richtete er fest, mit einem Zuge von Traurigkeit, den Blick auf die weiße, in majestätischer Schöne vor ihm stehende Frau, zog rasch sein großes Schlachtschwert und hielt es behütet der Friedensfrau entgegen. An der breiten Klinge flammte in rotem Glanze die Aufschrift: Willst Du den Frieden, so bereite den Krieg vor.

So standen die beiden einander längere Weile gegenüber, starr, unbeweglich wie zwei Bildsäulen. Nur aus dem tiefen Hintergrunde stieg der Widerschein des Brandes heller empor.

„Sieh hin!“ rief die weiße Frau, und deutete mit ihrer Palme in die dem Brandscheine entgegengekehrte Richtung des Abendhimmels.

Dort stieg in lichtigem Glanze eine herrliche Vision empor. Ein Schloß, das marmorne Mauerwerk anzuschauen wie die edelste Siederei, schlanke fahnenbesetzte Türme darüber her, Zinnen der zierlichsten Form. Auf der höchsten Zinne aber thronte ein Söller, auf dem standen schöne Knaben mit goldigen Locken, und jeder der Knaben blies gar hold und zart eine Schalmel, und wenn man recht hinhörte, so klang es herüber in Tönen: Stille Nacht, heilige Nacht.

„Dies ist meine Burg, die Friedensburg,“ sprach bedeutungsvoll und nachdrücklich die weiße Frau, und sprühend leuchtete die Aufschrift ihres Palmzweiges. „Willst Du Einkehr halten in meinem Hause?“

Da schwang der Kriegermann sein Riesenschwert, daß es ausah wie eine einzige Flamme und rief mit erzierter Stimme:

„Wahrlich, ich will und werde, denn ich verehere Dich, sanfte Friedensfrau. Sieh! Diese eisengepanzerte Hand, ich habe sie ihnen entgegengehalten, nicht zur Faust geballt, nein, offen, zum Zeichen meines guten Willens. Sie aber, Hochmütige vor dem Falle, verstehen mich nicht. Ich will, ich werde kommen, sanfte Friedensfrau! Zuvor aber, das höre wohl, zuvor will mein Wert getan sein, ganz und voll, wie es meine Sendung ist. Den Sieg des Rechtes und der Gerechtigkeit muß ich erstreiten, bis die Feinde zu Boden liegen, überwundene Drachen. Noch ist die Zeit nicht vollendet. Noch toben die Feinde, noch ist nicht Demut in ihren Herzen, noch wollen sie nicht, daß ich mein Schwert aus der Hand lege und Dir folge in die ragende Burg des Friedens. Erst, wenn die Zeit vollendet, die Entscheidungsschlacht geschlagen ist, dann werde ich Dir folgen in das Tor Deiner hehren Burg.“

Da senkte die Friedensfrau traurig den Kopf. Der Kriegermann aber ging hallenden Schrittes, hochgeschwungenen Schwertes dahin, woher es in roter Lohe leuchtete, verworrener Lärm herdrang...

Am Kreuzweg unter der saufenden, treuen Eiche stand die Friedensfrau, stand und blickte hoffend vor sich hin. Kam eine weiße Taube geflogen und gurrte: „Willst Du nicht mit mir zu Walde? Hier weht der Wind und es ist so kalt.“

Sprach die weiße Frau: „Muß hier bleiben und warten.“ Aber der Spruch an ihrer Palme glänzte in mildem Lichte wie eine Verheißung: „Friede den Menschen auf Erden.“

Der Vater schwieg. Auch die Kinder schwiegen. Da fragte plötzlich der kleine Walter: „Papa! Wie lange wird denn die Friedensfrau warten müssen?“

B. Deverbo.



### Aufruf!

An die gewesenen Zöglinge, Lehrer der Kassaer Schule, beziehungsweise an deren Angehörige!

Vor zehn Monaten erlaubte sich der Denkmalausschuß für das in unserer Schule zu errichtende Gorlice-Kaiserdenkmal einen Aufruf an die große Oeffentlichkeit zu richten, in welchem er um Spenden für das zu errichtende Denkmal bat. Mit dankbaren Gefühlen weist der Ausschuß auf die Tausendkronenspende des Magistrats der Stadt Kassa, welche den Grund zu der Sammlung legte, die nun durch die so reichen Gaben aller Bürger eine Höhe erreichte, daß die Errichtung des Denkmals gesichert erscheint. Auch das Armeekorpskommando begleitet mit wohlwollender Aufmerksamkeit das Bestreben des Ausschusses und betraute die gegenwärtig im Kriegsdienste stehenden vaterländischen Künstler Ludwig Strobl, Nikolaus Sigeti und Marothi mit der Ausarbeitung der Entwürfe für dieses Denkmal.

Der erste Gedanke, dem nunmehr in Gott ruhenden großen Herrscher und den Mägen der Helden von Gorlice ein Erstandbild zu errichten, erfuhr eine Erweiterung, und der Ausschuß will, daß das Standbild die Namen aller derer verkünde, die getreu ihrem in dieser Schule geleisteten Eid, wo immer während dieses großen Völkerringens, ihre Treue mit ihrem Herzblut besiegelten. Bevor nun die Künstler zum Entwurf dieses Denkmals des Kaisers Franz Joseph I. und der Helden von Gorlice schreiten, möchte der Ausschuß wissen, wie viele Namen solcher unsterblicher Helden

auf dem Denkmal Platz finden sollen. Der Schulkommandant bittet daher die Angehörigen gewesener Schüler und Lehrer dieser Schule, die in diesem Völkerringen den Heldentod starben, deren Namen und sonstige persönliche Daten ihm zur Verfügung zu stellen. Besonders um nachstehende Daten bittet der Ausschuß: Wann war der Betreffende Zögling oder Lehrer der Schule? Wann verließ er die Schule? Starb er kämpfend am Schlachtfelde oder gepeinigt durch am Schlachtfelde erworbene Wunden oder Krankheiten, im Spital? Wir bitten um Bekanntschaft der von diesen vollbrachten Heldentaten. Auf welchen Schlachtfeldern haben sie gekämpft? Erhaltene Auszeichnungen? Vor allem aber den genauen Namen und Rang. Der Kommandant und die Lehrer der Schule beabsichtigen in einem Ehrensaale ein Kriegsmuseum zu errichten, zu welchem Zweck alle Gegenstände gesammelt werden, die mit dem gegenwärtigen Kriege im Zusammenhange stehen, besonders aber solche, die von Personen stammen, deren Namen auf dem Denkmal veremigt werden sollen. Wir wenden uns daher mit der Bitte an die Angehörigen der am Schlachtfelde gefallenen gewesenen Schüler und Lehrer dieser Schule, sie mögen uns solche Gegenstände, wie Geschosse, Waffen, Ausrüstungsgegenstände oder Uniformen, Briefe, Lichtbilder, Druckorten, Auszeichnungen oder Aufzeichnungen dieser Helden zur Aufbewahrung in unserem Museum zur Verfügung stellen und dem Kommandanten der Schule übersenden.

Ernst Kovacs m. p.  
Major, Kommandant der Militär-  
Oberrealschule in Kassa.

# Kriegsreferendare.

Von

Dr. jur. F. Saalfeld.

Vor wenigen Tagen hat das Abgeordnetenhaus nach der 1. Lesung den ihm vorgelegten Gesetzentwurf über die Abkürzung des juristischen Vorbereitungsdienstes für Kriegsteilnehmer einer Justizkommission überwiesen. Wenn man weiß, mit welcher Sorge unsere Referendare im Seeresdienst an ihre Zukunft nach Friedensschluß dachten, wenn man die zahlreichen Feldpostbriefe gelesen hat, die sich mit dieser Frage beschäftigten, so wird man den Entwurf nur mit warmer Freude begrüßen. Das preussische Justizministerium trägt damit einem wirklich dringenden Bedürfnis Rechnung.

Die Angelegenheit war bisher nur in Bayern parlamentarisch behandelt worden. Im Finanzausschuß der Kammer der Reichsräte erklärte Justizminister von Thelemann am 26. Februar 1916 ausdrücklich, daß „mit den Erleichterungen der Prüfung und mit der Vorpatentierung bei der Anstellung den Kriegsteilnehmern allezeit nicht geholfen sei. Es müsse vielmehr für sie der Vorbereitungsdienst und das Prüfungswesen gesondert geordnet werden“. In der Tat ist insbesondere die zweite juristische Notprüfung (das Notassessorexamen) nur einer verhältnismäßig geringer Zahl der im juristischen Vorbereitungsdienst befindlichen Kriegsteilnehmer zugute gekommen, z. B. in Preußen nur denjenigen Referendaren, die bereits mindestens drei Monate an einem Oberlandesgericht beschäftigt gewesen waren.

Den übrigen Kriegsteilnehmenden Referendaren glaubte man durch das Versprechen späterer Vorpatentierung zu helfen. Sie sollten ihr Patent als Assessor von dem Tage erhalten, an dem sie ihre große Staatsprüfung abgelegt hätten, wenn sie nicht durch Militär- und Kriegsdienst abgehalten worden wären. Ist damit selbst denjenigen Kriegsteilnehmern, die späterhin im Staatsdienste bleiben wollen, nur teilweise geholfen, so wurde vor allem ganz übersehen, daß von dem zahlreichen juristischen Nachwuchs ein recht erheblicher Bruchteil nicht im unmittelbaren Staatsdienste verbleibt und für alle, die sich freien Berufen widmen, z. B. die Laufbahn des Rechtsanwalts beschreiten, zum Handels- oder Bankfach oder zur Industrie übergehen usw., die Vorpatentierung wertlos ist.

Wie notwendig der dem Herrenhaus vorgelegte Entwurf ist, zeigt am besten ein Beispiel: Ein Referendar mit einem Dienstalter von Ende 1910, der seiner Militärpflicht vor dem Kriege genügt hat und sich daher von den ersten Mobilmachungstagen an unter den Fahnen befindet, hat in der Regel erst eine wirkliche Ausbildungszeit von ungefähr 30 Monaten hinter sich. Er befand sich daher bei Kriegsausbruch etwa am Ende der Anwaltsstation. Der Referendar hat mithin heute bereits ein Dienstalter von sechs Jahren, das je nach der Länge des Krieges in einer noch nicht überschaubaren Weise zunehmen wird. Geseht, er habe bei Kriegsschluß ein Dienstalter von sieben Jahren, so hätte er nach den früheren Bestimmungen noch mit etwa 1½ Jahren Vorbereitungsdienst vom Kriegsende an zu rechnen. Er würde sich also frühestens 8¼ Jahre nach Ablegung der ersten der zweiten Staatsprüfung unterziehen können. Selbst wenn sein Bildungsgang so schnell wie möglich verlaufen ist, was heutzutage kaum häufig der Fall sein dürfte, so würde er sich erst im 31. Lebensjahre zur zweiten Staatsprüfung melden können (mit 18½ Jahren Reifeprüfung, 3½ Jahren Studium und erster Staatsprüfungen und den angeführten 8¼ Jahren).

Dieser Mißstand erscheint um so größer, wenn man bedenkt, daß schon an sich der besonders langwährende Bildungsgang der Juristen hohe pekuniäre Opfer erfordert, und daß die Juristen auch in den ersten Jahren nach dem Assessorexamen in materieller Beziehung besonders schlecht gestellt sind. Die unerwünschten Folgen dieses Umstandes, insbesondere in zwei Beziehungen, an denen der Staat gerade nach dem Kriege ein ganz besonderes Interesse hat, sind ohne weiteres klar. Einmal bedingt dieser Umstand eine plutokratische Beschränkung des Zuganges zu dem Berufe, sodann dürfte er häufig die Möglichkeit einer Eheschließung verhindern oder wenigstens hinausschieben.

Der Gesetzentwurf muß aber auch noch aus einem weiteren Grunde freudig begrüßt werden. Für die Referendare im Kriegsdienste ist der Gedanke, daß sie nach Friedensschluß noch jahrelang Leute mit unabgeschlossener Berufsbildung sein sollen, die trotz ihres Lebensalters von den Behörden stets noch als Lernende angesehen werden, niederdrückend. Ueberdies müssen die Referendare sehen, daß zahlreiche Fachgenossen, die teilweise an Lebensalter jünger sind und häufig viel später die erste juristische Prüfung abgelegt haben, ihnen dadurch vorausgekommen sind, daß sie nicht oder nicht in dem Maße ihrer Militärpflicht genügen mußten, und daher in der Lage waren, bereits ihre Prüfung oder gar Notprüfung zu machen.

Der Gesetzentwurf selbst gibt nur dem Justizminister die allgemeine Ermächtigung, den Vorbereitungsdienst für Kriegsteilnehmer um die Zeit des Kriegsdienstes, höchstens um ein Jahr, abzukürzen. Es wäre zu wünschen, daß die zu erwartenden Ausführungsbestimmungen den besonderen Verhältnissen der älteren Referendare, d. h. derjenigen, die schon einen erheblichen Teil ihrer Vorbereitungszeit erledigt haben, Rechnung tragen. Die Herabsetzung des Vorbereitungsdienstes von vier auf drei Jahre dürfte wohl in der Weise gedacht sein, daß die Mindestzeiten für die einzelnen Stationen entsprechend verkürzt werden. Dann gereichte die Herabsetzung auf drei Jahre aber nur denen voll zum Vorteil, die sich noch vor Beginn oder am Anfange ihrer Referendarzeit befinden. Je weiter der Referendar ist, desto geringer wird seine Zeitersparnis. Daher wird man auch etwaige Bedenken gegen eine erhebliche Abkürzung der letzten, zweifellos sehr wichtigen Stationen zurückstellen müssen. Diesen Gesichtspunkt berücksichtigt auch der Vorschlag, den Eggellenz Lucas in der „Deutschen Juristenzeitung“ vom 1. April 1916 für die Abkürzung der einzelnen Stationen gemacht hat: 1. Amtsgericht 9 Monate, Landgericht 6 Monate, Staatsanwaltschaft 3 Monate, Rechtsanwaltschaft 4 Monate, 2. Amtsgericht 4 Monate, Oberlandesgericht 4 Monate.

Für die zweite juristische Staatsprüfung dürften billigerweise den Kriegsteilnehmern ähnliche Erleichterungen zu gewähren sein, wie sie denjenigen Referendaren, die bei ihrer Einberufung bereits die zeitliche Voraussetzung der Notprüfung erfüllt hatten, zugestanden worden sind. Dies ist um so notwendiger, als die Ablegung der großen Staatsprüfung andernfalls noch längere Zeit (nach den Erfahrungen der letzten Friedensjahre in Preußen mindestens 4 Monate) erfordern würde. Diese Erleichterungen kämen natürlich nur für diejenigen in Betracht, die bei ihrer Einberufung bereits im Vorbereitungsdienste gestanden haben, nicht aber den Notreferendaren oder gar Studenten und Schülern. Denn diese haben ja regelmäßig schon anderweitige Examensvergünstigungen gehabt.

Schließlich erscheint auch die Maßnahme erwägenswert, die Justizminister v. Thelemann in seiner oben erwähnten Erklärung den Kriegsteilnehmern in Aussicht stellte. Die Kriegsteilnehmer, die bei der zweiten juristischen Prüfung den Anforderungen nicht genügen, sollen nicht als durchgefallen bezeichnet werden, sondern die Prüfung soll für sie als nicht abgelegt gelten, so daß sie ohne weiteres erneut die Prüfung versuchen können.

Durch den Gesetzentwurf wie durch die hier vorgeschlagenen Maßnahmen dürften die unvermeidlichen Härten der langen Kriegszeit für die jungen Juristen so weit wie möglich beseitigt und dem Wort des bayerischen Justizministers auch in Preußen entsprochen sein: „Alle Erleichterungen, die sich mit dem Erfordernis gründlicher Fachbildung vereinigen lassen, müssen den Kriegsteilnehmern unbedingt gewährt werden.“

Es dauert zu lange. Das ist ein Glend, wieviel Zeit es braucht, bis eine Regelung, die längst durchdacht, als notwendig erkannt und auch schon vorbereitet ist, zur Tat wird. Man kennt seit vielen Wochen die Petroleumnot. In einer Zeit, da es überall an Arbeitskräften fehlt, müssen viele Hände leeren oder unzulänglich bei lärglichem und teurem Kerzenlicht arbeiten. Die Kerzen selbst sind um viel Geld nur schwer zu bekommen, indes die Kerzenfabrikanten über Nacht fast zu

Millionären geworden sind. Längst sind die Auskunftsbögen über den Bedarf abgeliefert worden, aber es verstreicht Woche um Woche, ohne daß der Bezug geregelt würde. Schon sind die Tage im Wachsen und wenn es noch einige Zeit dauert, wird die Sonne das Problem ohne Auskunftsbögen und Bezugskarten geregelt haben. — Ähnlich lange dauert die Ordnung im Bezug von Stoffen und Schuhen. Deutschland hat für beides Bezugsscheine eingeführt und Verordnungen erlassen, allerdings unter Außerachtlassung der Luxuswaren, was eine unverständliche Bevorzugung der Reichen bedeutet; denn was heute Luxus ist, gewinnt morgen bei dem Mangel an manchen Ersatzstoffen den Charakter des Notwendigen. Auch bei uns bereitet sich eine Ordnung vor, von Zeit zu Zeit erfährt man etwas von den Absichten, aber inzwischen sind nicht Wochen, sondern Monate verstrichen, die Preise für Stoffe und Schuhe steigen Tag um Tag an, die Händler zahlen selber schon unglaubliche Preise und sorgen sich gar nicht, daß man ihnen Höchstpreise diktieren werde, denn bis es dazu kommt, haben sie ihre Lager schon dreimal umgesetzt. Und die höchsten Preise bürgern sich so ein, daß sie nicht mehr hoch erscheinen. Die hohen Preise haben übrigens noch eine volkswirtschaftlich interessante Wirkung: sie schließen zwar Leute mit kleinem Einkommen von der Deckung selbst des notwendigsten Bedarfs aus, verlocken aber dafür die wohlhabenden Kreise zur Gamserei, weil sie weitere Preissteigerungen befürchten. So kann man denn beobachten, wie in der Weihnachtszeit Sommerfähen begehrt sind. Es wird alles verschleppt und wenn die Regelung kommen wird, wird die Verordnung die leeren Stellagen füllen.

\* **Puccini und die Wiener.** Man schreibt uns: Im "Morgen" vom 25. Dezember 1916 war folgende (von uns gekürzt wiedergegebene) Notiz zu lesen:

Wenn uns das kommende Jahr den Frieden bringen sollte, dann wird im Winter 1918 die neue auf einen deutschen Text komponierte Oper Puccinis von Wien aus ihren Weg über die Bühnen nehmen. Puccini soll über die ihm zugeschriebenen hitzreich- und deutschfeindlichen Äußerungen empört sein. Der Meister will sich stets streng unpolitisch ausgeführt haben. Das ja nach Kriegsende leicht zu beweisen sein wird. Die Librettisten haben den Titel der Puccini-Oper geändert. Sie heißt jetzt statt "Die Wanderschwalbe" "Der letzte Roman". Sie schildert die Liebesgeschichte einer Pariser Kofotte, die durch die Liebe eines jungen Menschen geläutert zu werden hofft, aber nach einer schweren Enttäuschung wieder in ihr gewohntes Milieu zurückkehrt.

Also die Geschichte einer Kofotte, die nach vergeblicher Läuterung wieder in ihren Sumpf zurückkehrt, wird einer der ersten theatralischen Grüße des Auslands an die Wiener sein, wenn wieder Friede herrschen wird. Das mutet uns Wienern ein Welcher zu, daß wir uns, wenn wieder nach langem bangen Warten der Friedensengel unter uns weilt, wenn die Flammenglutten des Krieges kaum erst erloschen sind, wenn das unsagbare Elend der vom Krieg betroffenen Grenzlande, der Jammer tausender Invaliden, Wiven und Waisen uns umgibt, wir uns erbauen sollen an den Schicksalen einer — Pariser Kofotte. Schon daß die eingangs erwähnte Notiz auch punktilich in eine Wiener Zeitung kommt, gibt Grund zum Nachdenken. Wie viele heimische Komponisten und Dichter haben bisher schweigen und darben müssen, weil Monsieur X und Y selbst unsere Klavier verdrängen konnten mit Ehebruchsgeschichten und Entkleidungszielen. Und nach dem Weltkriege soll die alte Schweinerei wieder ansaugen? Haben wir gegen das entartete Französlings- und Italienerium gekämpft, damit sie, die Geschlagenen, dann uns auf unseren Bühnen wieder besiegen? B.

„Bekanntnisse“ — unserer Feinde.

In der deutschen Presse ist kürzlich ein Buch erwähnt worden, das unter dem Titel „Das Bekenntnis“ ein französischer Historiker, der zur Zeit als Leutnant dem Heere angehört, in Paris hat erscheinen lassen: eine Zusammenstellung von Heimatbriefen, die im vorigen Winter und Frühling deutschen Soldaten und Gefangenen abgenommen worden sind und die das Buch ausnutzt, um dem französischen Volke die Zustände in Deutschland, insbesondere die Versorgungsschwierigkeiten grau in grau zu schildern und dadurch wieder die Stimmung im eigenen Lande aufzumuntern und aufrecht zu erhalten. Nun mußte man längst, insbesondere auch aus Aufzeichnungen und Andeutungen, die sich immer wieder finden, daß die Verhältnisse bei den Gegnern nicht besser, in vieler Beziehung sogar schlimmer sind als bei uns. Nicht umsonst bezieht sich der neue Mann in England, Lloyd George, die „vaterländische Dienstpflicht“, die wir eben eingeführt haben (und in der der „Matin“ noch in voriger Woche den sichersten Schritt zum vollständigen Bankrott Deutschlands sehen wollte!), nachzuahmen. Nicht minder war bekannt, daß man in England und Italien die Einführung der fleischlosen Tage nach deutschem Muster teils plant, teils bereits verwirklicht, daß man in Großbritannien Kriegsbrot eingeführt hat, und daß Frankreich, ebenso wie Italien, nicht nur an einer furchtbaren Kohlennot, sondern auch an einem empfindlichen Mangel an allerlei Lebensmitteln, insbesondere Kartoffeln, leidet. Heute sind wir in der Lage, ein noch drastischeres Bild der Verhältnisse, insbesondere in England und Frankreich zeichnen zu können, diesmal auf Grund von Heimatbriefen, die englischen und französischen Soldaten abgenommen wurden. Es handelt sich um Dokumente, deren Echtheit wir verbürgen können, einige Duzend unter vielen tausenden ähnlich oder gleichlautender Briefe, um Zeugnisse, deren Zuverlässigkeit schon deshalb nicht angezweifelt werden kann, weil in allen diesen Briefen, die aus den verschiedensten Gegenden des Landes stammen, die Lage übereinstimmend dargestellt wird.

Da hören wir z. B., daß der Fleischmangel in Frankreich mindestens so groß ist wie bei uns. Eine Briefschreiberin aus St. Léonard - Angers (Marne et Loire) teilt mit: „Ich sage Dir nur, daß wir niemals Wurst oder Fleischwaren essen und fast nie Fleisch (selten ein oder zweimal die Woche), dazu reichen unsere Mittel nicht und man muß sich eben damit abfinden.“ In einem Brief aus Camales (Poststempel Vie-en-Bigorre, Hautes Pyrénées) vom 19. Oktober berichtet ein Landwirt seinem Sohn: „Es ist alles schrecklich teuer; um ein Maßschwein kaufen zu können, muß man 300 Franken haben, und dennoch wird es nicht zu groß sein.“ Ein Brief aus Cordanines (Aveyron) berichtet: „Je länger es dauert, um so teurer wird alles. Dies Jahr muß man, um ein gemästetes Schwein zu kaufen — und man hat noch garnichts besonderes dafür — 700 Franken anlegen. Dafür kaufte man früher ein paar Kinder. Das ist schrecklich; ich weiß nicht, was mit uns werden soll. Und so ist es überall.“ Nach einem Brief aus Issy (Seine) kostet dort das Pfund Gansfleisch 2,60 Franken, das Pfund Butter 3,50 Fr., Butter wie auch alle anderen Lebensmittel sind ebenfalls sonst in ganz Frankreich ungeheuerlich im Preise gestiegen. In einem Brief aus St. Pierre sur Dives (Calvados) wird darüber geklagt, daß das Duzend Eier (auf dem Lande!) 2,80 Fr. koste, „in einem Brief aus Candé (Marne et Loire), daß ein Scheffel Kastanien nicht unter 9 Fr. zu haben sei. In einem Brief aus Bayalud (Vaucluse) erzählt der Absender, daß er seine Milch im Hause verkaufe; sie werde, kaum gemolken, der Liter für 40 Cent, verkauft. In einem Schreiben aus Paris vom 27. Oktober heißt es: „Es gibt jetzt Milch-Karten und Zuckerkarten in den Lebensmittelgeschäften.“ In einem anderen Schreiben, das schon vom 16. Oktober datiert ist, schreibt eine Ehefrau an ihren Mann im Felde: „In dem Geschäft, wo ich arbeite, ebenso wie in allen Lebensmittelgeschäften ist äußerster Mangel an Zucker und Salz. Wir haben Arbeit gehabt; es würde zu lang werden, Dir einen Begriff davon zu machen. Die Kunden machen alle Tage Krach. Man kommt nicht zu den täglichen Lieferungen und die Ware fehlt. Seit einem Monat hat das Geschäft keinen raffinierten Zucker, sondern man verkauft nur Kristallzucker, ein Pfund an jede Person.“ Eine andere Ehefrau schreibt ihrem Mann aus Willers sur Authé: „Ich schide Dir Fett, sobald ich welches habe. Aber Du mußt wissen, in Willers findet man kein Fett mehr zu kaufen.“ In einem Brief aus St. Jores erzählt eine Mutter ihrem Sohn, sie müsse den Speck mit 2,20 Fr., das Brot mit 2,70 Franken, den DeLuchan mit 1,20 Fr., Buchweizenmehl mit 1,25 Fr. das Pfund, Fett und Butter mit 2,30 Fr. zu 2,80 Fr. bezahlen und habe „große Mühe, auch nur ein Viertelpfund Zucker zu bekommen“ usw.

Besonders wiederholen sich immer und überall die Klagen über die Kohlenenteuerung. Nach einem Brief aus Paris vom 22. Oktober kosten dort die Kohlen 9 Fr. der Saft, „und es wird soweit kommen, daß man mit Eierkisten feuern muß“. In einem Brief aus Ault (Somme) klagt der Absender, das Leben sei sehr teuer, Kohlen, für die man früher 2 Fr. zahlte, kosteten jetzt 7 Fr. Außerordentlich viel teurer geworden sind aber auch Schuhe und Strümpfe. Eine Mutter in Moncin (Basses Pyrénées) klagt ihrem Sohn unter dem 18. Oktober: „Allein die Wolle zu einem Paar Socken kostet 3,50 Fr., ein Paar Holzschuhe 10 Fr.“ Eine andere Frau aus Chateau Lévêque (Dordogne) klagt ihrem Mann: „Ich habe mich neu beschuhen müssen, denn meine alten saugten Wasser wie Schwämme. Aber ich wage es Dir nicht zu sagen, was die Halbstiefel kosten: 20 Fr.! Ein Paar für Zehnpfunde kosteten 8 Fr. Ein Luchrest für eine Jacke 9 Fr. Wenn das so weiter geht, sind wir wahrhaftig nach jeder Richtung hin schlecht daran.“ Ein Pariser Brief vom 2. November gibt den Preis für ein Paar Stiefel, Größe 18, mit 30 bis 35 Franken an. In einem anderen Brief aus Paris vom 1. November bestellt der Absender die Grüße einer Frau G.: „Sie sagt, daß sie schlecht genährt sind wie alle. Du möchtest ein Kilogramm Zucker; schwer zu haben! Fett kann man nicht mehr senden.“

Sehr interessant sind auch die Andeutungen, die man in den Briefen über die Arbeitslöhne und über die starke Inanspruchnahme der Frauenarbeit findet. In einem Brief vom 6. November aus Paris heißt es: „Gewiß, meine Arbeit ist nicht angenehm; da uns das Eigen verbotten wurde, muß ich meine eifündige Arbeitszeit stehend verbringen. Bezahlt werde ich mit 55 Cts. bei Tagelohn und 60 Cts. bei Nachtschicht... Die anderen Frauen erhalten jede ein Stück Erz zur Bearbeitung an den Maschinen, während ich mit der Kontrolle beschäftigt bin.“ Ein Brief aus Vincennes enthält folgende Stelle: „Lucie schreibt mir, daß der Lebensunterhalt in Montluçon sehr teuer ist. Sie rät mir mit, daß es sie am meisten verdriehe, daß sie keine Waschfrau finden könne. Sie arbeiten alle in den Fabriken.“ In einem Brief aus Certe (Gerauld) aber vom 5. November heißt es: „Die Dodarbeiter verdienen beim Ausladen der Dampfer 30 Fr. den Tag — und sind noch nicht einmal immer damit zufrieden.“

Ueberaus groß ist die Zahl der Briefe, in denen die Angehörigen mitteilen, daß sie nun nichts mehr schicken können, sei es aus Mangel an allem Notwendigen, sei es wegen der sich immer mehr häufenden Versendungsverbote. In einem Brief aus Roslins (Marne) wird gesagt: „Du bittest mich um Seife; es ist mir unmöglich, Dir welche zu schicken, weil es keine mehr gibt. Wir finden noch nicht einmal Seife, um uns waschen zu können.“ Und in einem anderen Brief aus Paris vom 30. Oktober heißt es: „Alles ist übermäßig teuer, selbst das Einwickelpapier kostet 50 Cents, der Meter.“

Nicht minder interessant sind die freilich weniger zahlreichen Briefe aus England, die vor uns liegen. Da erzählt man z. B. aus einem Brief aus London vom 26. Oktober, den eine Tante an ihren in Deutschland kriegsgefangenen Neffen schreibt, daß es verboten ist, Schreibpapier aus England zu verschicken. (In einer englischen Zeitschrift fand man eine Notiz, „daß die Regierung in der Absicht, mehr Schiffe zur Munitionsbeförderung zur Verfügung zu bekommen, die Einfuhr von Papier in das vereingte Königreich verbiete. Jeder Leser kann diese patriotische Maßnahme dadurch unterstützen, daß er jede Woche sein Best bei einem Zeitungshändler bestellt, um das Drucken überzähliger Nummern überflüssig zu machen.“ Und die Sparfamkeit an Schreibpapier geht sogar soweit, daß neuerdings bei Gefangenenschriften der Zensur die unbeschriebenen Teile des Briefpapiers abgeschneidet!) In einem Brief aus Willingham (Wiltshire) heißt es dann über Lebensmittelverhältnisse: „Die Kartoffeln sind dieses Jahr sehr schlecht geraten, mehr als die Hälfte sind faul. Das ist nicht nur in unserem Ort so, sondern im ganzen Land daselbe.“ In einem Brief aus Southport vom 3. November klagt ein Arbeiter über allerlei Freiheitsbeschränkungen. Dort dürfen Getränke nur 4½ Stunden an jedem Tag verkauft werden, vom 12.00 bis

2.30 Uhr und von 6.30 bis 9.30 Uhr. „Alle Läden sind laut Gesetz um 8 Uhr zu schließen. Nachts ist es draußen schwarz wie Tinte zum Schutz gegen See- und Luftkriegsschiffe. Jeder, der nur einen Lichtschimmer durch die Läden fallen läßt, fällt schwer herein. Wir müssen vom Pfund Einkommen 5 Schilling (also 25 vom Hundert) Steuer bezahlen.“ Und in einer Karte aus Margate vom 21. Oktober an einen Kriegsgefangenen wird erzählt: „Nach dem 1. Dezember darf ich Ihnen keine Pakete mehr senden. Die Regierung hat ein Zentralkomitee gebildet, das die Verendung von Lebensmitteln besorgt. Jeder Mann darf nur durch einen Kanal Pakete erhalten.“ Im übrigen scheint die Zensur, auch die Briefzensur, in England so streng gehandhabt zu werden, daß über Lebensmittelpreise u.ä. nur wenig durchsickert, doch sind die Klagen ja auch jenseits des Kanals nicht nur in die Presse, sondern auch in das Parlament gebrungen.

Diese Stichproben beweisen aufs neue, wie schwer man auch in den feindlichen Ländern unter dem „Aushungerungskrieg“ leidet, mit dem man Deutschland und seine Verbündeten auf die Knie zwingen wollte und der nun seine schärfsten Spitzen gegen die Entente selbst kehrt. Sie beleuchten zugleich die Heuchelei der wirtschaftlichen Erwägungen, mit denen die Staatsmänner der Entente auf das Friedensangebot geantwortet haben.

## Groß-Berlin an der dritten Kriegsjahreswende.

Zwei große Gebiete lassen sich in der Arbeit der Gemeinden während der bisherigen Kriegszeit unterscheiden: Kriegsfürsorge und Kriegsernährung. Welch gewaltigen Umfang die Ernährungsfürsorge der Groß-Berliner Gemeinden jetzt angenommen hat, lehrt am besten ein kurzer Vergleich mit den Zahlen, die zu Beginn des Krieges bekannt wurden. Wie klein erscheint uns heute der 6-Millionen-Kredit, den die Berliner Stadiverordneten im August 1914 dem Magistrat zur Beschaffung von Lebensmitteln bewilligten! Wie lange haben die Vorräte an Mehl und Hülsenfrüchten gereicht, die die Stadt Berlin in ihrem schönen Speicher am Osthafen anhäufte? Heute sehen die Reichshauptstadt und seine Nachbargemeinden monatlich Hunderte von Millionen in Lebensmitteln aller Art um, spielt ein riesiges Werk mit zahlreichen Unterabteilungen und einem in die Tausende gehenden Heer von Hilfskräften! Wir haben neben der Mehloerteilungsstelle die Fleischverorgungsstelle, die Fettstelle und die Milchverteilungsstelle Groß-Berlin.

Ihre Krönung finden diese vielfältigen Ernährungsmaßnahmen in den Einrichtungen der Gemeinden für die Massen-speisung der Bevölkerung. Große Vorforsorge hat hierin besonders die Stadt Berlin getroffen; schon jetzt besuchen rund 80 000 Personen die verschiedenen Volkstüchen der Reichshauptstadt, die den hierfür neugeschaffenen Bau zugleich zu der Verstädtlichung der Schulspeisung verwendet hat. Auch in den anderen Städten und Landgemeinden Groß-Berlins hat die Beteiligung an den öffentlichen Kriegsküchen im Winter erheblich zugenommen. Auch Friedenau wird mit Beginn des neuen Jahres eine Kriegsküche eröffnen. Vorbildliches ist auf dem Gebiet der Volksernährung in den östlichen Stadtgemeinden Neukölln und Lichtenberg geleistet worden. Daß gerade in diesen Städten mit ihrer vorwiegenden Arbeiterbevölkerung alles glatt verlaufen ist, beweist die weitreichende Tätigkeit dieser Gemeindeverwaltungen. In den Landkreisen Teltow und Niederbarnim erreichen die Lebensmittelumsätze des Jahres 1916 die Höhe von je 50 Millionen M.

Handelt es sich hierbei um Gelder, die durch den Verkauf der Lebensmittel den Gemeindefassen zum größten Teil wieder zufließen, so erwächst den Kommunen durch die noch gewaltigeren Summen für die Kriegsunterstützungen eine fühlbare finanzielle Belastung. Hat doch Berlin allein seit Kriegsbeginn bis Ende 1916 an Kriegsunterstützungen über 212 Millionen M. aufgewendet. Zählt man die gleichartigen Ausgaben der anderen Groß-Berliner Kommunalverbände zusammen, so ergibt sich für diese Gemeinden und Kreise Groß-Berlins zusammen ein Betrag von über ½ Milliarde M., der seit Kriegsbeginn allein für diesen Zweck aufgebracht worden ist. Wenn auch Reich und Staat einen Teil hiervon erstatten, so bleibt doch eine schwere Bürde auf den Schultern der steuerzahlenden Bürgerschaft, die ihre Wirkung im neuen Jahr wahrscheinlich in einer weiteren Erhöhung der Gemeindesteuern, auf jeden Fall aber im Bestehenbleiben der bisherigen gestiegenen Sätze äußern dürfte.

Daß trotzdem die im Gang befindlichen sonstigen Arbeiten der Gemeinden Groß-Berlins nicht stocken, beweist die Eröffnung des Lindentunnels durch die Stadt Berlin, beweist der ungebrochene Fortgang der schwierigen Arbeiten für die Nord-Südbahn. Daneben gilt es, für die kommenden Aufgaben der Friedenszeit die erforderlichen Vorarbeiten zu leisten. Für den weiteren Bau des Westhafens und den Miesebau der Großmarkthalle sind die Pläne im Gange. Charlottenburg trägt sich mit bedeutenden Stadterweiterungsplänen. Neukölln hat in der Kriegszeit den Körnerpark geschaffen, das Gelände der Köllnischen Heide erschlossen und ganz neuerdings mit weitem Blick ein Braunkohlenbergwerk für die städtischen Werke erworben. Lichtenberg hat gleichfalls seine Werke, insbesondere das Wasserwerk am Raulsdorfer Busch, bedeutend erweitert. In Schöneberg harret die Frage der eigenen Wasserversorgung der Lösung, während das Südgelände für die kommende Besiedlung der Friedenszeit planmäßig vorbereitet ist. Wilmersdorf wird die Entwürfe für ein eigenes Krankenhaus und sein neues Rathaus fördern. Große Aufgaben sind in dem von der Kriegsindustrie bevorzugten Spandau zu erfüllen; insbesondere dürfte die Kriegszeit bald eine neue Verkehrsverbindung Spandaus mit dem engeren Groß-Berlin bringen.

Auch in den Landgemeinden ist neben der eigentlichen Kriegstätigkeit manches geleistet worden. Friedenau hat sein schönes neues Rathaus mit dem ragenden, zum Wahrzeichen gewordenen Turm erbaut, und als zweite Landmarke im Süden Groß-Berlins erhebt sich auf den Rauben Bergen der mächtige Wasserturm der Gemeinde Steglitz. — Tempelhof hat seinen alten Parkanlagen einen neuen Erholungspark mit weiten Grünflächen hinzugefügt.

Schon jetzt zeigt sich, daß manche Verkehrs- und Wirtschaftsfragen, deren Lösung bisher in Groß-Berlin nicht gelingen wollte, unter dem eisernen Zwang der Kriegszeit ihre Regelung finden. Die Einschränkung des Lichtverbrauchs, der frühere Schluß der Bäden und Gastwirtschaften und der eingebämmte Nachtverkehr — das alles wird auch auf die Finanzen der Gemeinden Groß-Berlins einen nachteiligen Einfluß ausüben. Aber auch das muß getragen werden, und es wird getragen werden können. Das Kriegsjahr 1917, von dem wir nicht wissen, ob es schon das Friedensjahr ist, wird wie seine Vorgänger die Gemeinden Groß-Berlins voller Arbeit und die Bürgerschaft voller Zuversicht in den Sieg unserer guten Sache finden.

## Zum Neujahr.

Vom Abgeordneten Dr. Otto Steinwender.

Aufrecht und stramm überschreiten wir zum drittenmal die Schwelle eines neuen Kriegsjahres, aber auch eines Jahres, das nach aller menschlichen Voraussicht der Welt den Frieden bringen wird. Der deutsche Kaiser und unser Kaiser mit ihren Verbündeten haben den Bann gebrochen, die Sieger haben den Feinden die Hand zum Frieden geboten, und mögen die Feinde auch noch zögern, in die gebotene Hand einschlagen werden sie müssen, ob heute oder morgen, so oder so. Der Augenblick ist nahe, wo die Völker wieder mehr zu sagen haben werden als ihre bisherigen Stimmführer; Regierungen können abgehen, Zeitungen umstecken und Professionspolitiker verschwinden, die Völker sind das Bleibende im Wechsel. Und in den Völkern der feindlichen Staaten hat der Ruf zum Frieden, der von Wien und Berlin ausgegangen, Widerhall gefunden, er wird sich durchsetzen, und wenn die Widerstände noch so stark sein sollten, werden sie weggeräumt werden von den Waffen unsrer unerschütterlichen Heere.

Daher erhobenen Hauptes und glänzenden Auges dem Frieden entgegen! Nicht einem Waffenstillstand von zehn, zwanzig oder mehr Jahren, sondern einem dauernden Frieden, der unter den Völkern Europas keinen andern Kampf mehr aufkommen läßt als den Wettstreit um die Güter der Kultur mit den Waffen des Geistes und der Arbeit. Mag sein, daß es uns nicht mit allen, die heute noch unsre Feinde sind, ebenso leicht fallen wird, uns zusammenzufinden wie etwa mit Rußland oder Frankreich, aber auch dort, wo Verrat und Tücke bei uns Haß und Verachtung hervorgerufen haben, werden wir nicht vergessen, wie gering der Anteil der irgeleiteten Völker an der Schuld gegen uns war, wie gut im Grunde trotz mancher Verschiedenheit in der Veranlagung jedes Volk ist und wie schwer es schon dafür gestraft ist, daß es sich mißbrauchen ließ. Und wenn wir in uns selbst die rechte Sicherheit nicht finden sollten für unser künftiges Verhalten zu den Feinden von heute und gestern, dann fragen wir uns bei unsern

Brüdern und Söhnen an, die im Felde gestanden sind und unter allen Greueln dem Feinde Achtung und Mitleid bewahrt haben, und nicht bei jenen, denen fern vom Schuß kein Haß blutig genug sein kann.

Ueber Tod und Trümmer zum Leben und zum Aufbau! Trauer ohne Ende und Haß ohne Ende vertragen wir nicht. Wenn ein altes Kirchenlied sagt: „Mitten im Leben sind wir vom Tod umfangen“, so liegt in der Umkehr dieses Satzes noch größere Wahrheit, und in einem Augenblicke, dem noch so viele Tausende von Menschenopfern folgen werden, denken wir schon an blühendes Glück für kommende Geschlechter.

Auch in unsrer inneren Politik ist vieles zerichlagen worden. Ob aber auch genug? Ob sich nicht noch allzu vieles fortschleichen wird in die Zukunft, um sie zu vergiften und zu verfeuern? Die Streiterei zwischen den Nationalitäten um Eitelkeiten und Nichtigkeiten, hinter denen der Gedanke an den Staat verschwindet, das überständige und fernsaulde Parteiwesen, das nicht leben kann und nicht sterben will, der Verrat an dem Rechte des Volkes, der durch törichte Obstruktionen das Parlament umgebracht hat, die Halbgeschlächtheit, die über alles kritisiert und sich alles gefallen läßt — wenn das nicht restlos versinkt in dem Abgrund der Vergangenheit, dann müßten wir selber vor Scham in den Boden versinken und könnten unsern Helmen nicht in die Augen schauen, wenn sie mit hoffender Seele zurückkehren.

Starke Männer brauchen wir auch im Frieden, ein hartes und arbeitsfrohes, ein lebensbejahendes Geschlecht. Dann kann uns nicht bange werden um Staat und Volk, um das Neujahr und um die ganze Zukunft.

## Umlernen!

### Im Zeichen der Bedürfnislosigkeit.

Die Schwelle, über die wir in ein neues Jahr eintreten, ist bedeckt mit vielen geheimnisvollen, schwer entzifferbaren Zeichen. Hoffnung und Furcht, persönliches und allgemeines Schicksal — das alles tritt an der Wende zweier Zeiten ahnungsvoll in unser Bewußtsein. „Wer die Zeit ändert, ändert den Planeten,“ sagt ein altorientalischer Weisheitspruch. Lange, lange war die Schwelle der Jahreswende nicht mit so zahlreichen, großen, vielgestaltigen Runen ausgestattet, wie in diesem Jahre. Und gewiß eines der größten dieser Zeichen ist es, wenn jetzt von allen Seiten und wohl auch aus dem Innern unserer eigenen Erkenntnis empor uns die Mahnung entgegenbringt: Zurück zur Schlichtheit, zur Bedürfnislosigkeit, zur Einfachheit!

Als ob es gar so einfach wäre, einfach zu sein! Ist uns allen doch das Anspruchsvolle, Zusammengelebte, Vermittelte zur zweiten Natur geworden in der Lebenshaltung, in der Kunst, in der Wissenschaft, in der ganzen Auffassung des Daseins. Gut und richtig, daß der Mensch niemals zu alt ist, um Neues zu lernen. Der Lernstoff liegt förmlich in der Luft. Wahr aber ist es zugleich, daß der Mensch immer zu jung ist, um umzulernen. Neues lernen und Umlernen, das ist nicht nur ein gewaltiger Unterschied, das ist ein gerader Gegensatz. Neues lernen heißt, seinem Wissens- und Erfahrungsschatz etwas anfügen, das Vergangene zweckmäßig in die Zukunft hinüberführen, Umlernen heißt, den ganzen Schatz zum Fenster hinauswerfen und an das Nichts anknüpfen. Eine schwere, schwere Aufgabe.

Betrachten wir uns einmal diese neueste Forderung der Bedürfnislosigkeit, diese neue „ideale Forderung“, wie sie Jbhen nennen würde und wie sie jetzt von allen Seiten mit gebietender Kraft erhoben wurde. Zuerst als wohlgemeinte Anregung aus den Gesellschaftskreisen. Da mag es ja wohl auch heute geben, die bei aller Hochachtung für die edlen Absichten dieser Gesellschaftskreise sich mancher Zweifel nicht werden erwehren können. Einmal ist nämlich eine Anekdote erzählt worden, nach der ein Verein zur Pflege der Mäßigkeit eine Sitzung so eifrig betrieb und so lange ausdehnte, bis alle die Mäßigkeitsapostel die Spuren der feuchtesten Stimmung deutlich an sich zeigten. Die Mäßigkeit, die da von den Vertretern der oberen Zehntausend, Kriegsgewinnbeteiligten mitgerechnet, gepredigt wird, ist am Ende vielleicht doch nicht die wirkliche, durchgreifende Erfüllung jener idealen Forderung. Aber es haben sich noch ganz andere Stimmen vernahmen lassen, zunächst einmal die Donnerstimme der Staatsverwaltung. Diese, nicht etwa in Form von Ermahnung und Beratung, sondern mit den Posaamenten eines sofort und unmittelbar in Geltung tretenden Verbotes. Da ist eine geradezu ungeheure Liste von Gegenständen bekanntgegeben worden, deren Einfuhr aus dem Auslande kurzweg untersagt wird. Es sind also zunächst einmal eine Unmenge Nahrung- und Genussmittel, Schmucksachen für Körper und Haus, Stoffe aller Art, Dinge aus Edelmetallen, selbstverständlich Juwelen, Erzeugnisse jeder Art von Kunstindustrie, Uhren, Musikinstrumente bis herab zu den Kinderspielwaren. Wir haben uns so schön in Zeitverhältnisse hineingedeselt, wo das freche Wort: „Das Ueberflüssige, das eben ist das Notwendige“ eine gewisse Berechtigung zu erhalten schien. Die ernstesten Geister unter den Volkswirten belehrten uns darüber, der Fortschritt bestehe in der Erweiterung und Verfeinerung des menschlichen Bedürfnisses und in der Fähigkeit, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Das galt sowohl für den Kleinarbeiter wie für den Fabriks- und Bankherrn, das hatte den Wert und die Bedeutung eines allgemein anerkannten, unumstößlichen leitenden Lehrsatzes. Jetzt auf einmal soll der Mensch keine Zitronen, keine Trüffel, nicht einmal mehr Austern, Schaumwein, Konserven aus dem Auslande beziehen, geschweige denn Gold- und Silberwaren, von Parfümerien, Brillanten, Pelzwerk, das doch jetzt so hoch in Mode ist und ähnlichen Unentbehrlichkeiten in schwerer Menge gar nicht zu reden. Umlernen, umlernen, so ruft der Staat mit seiner ehernen Stimme und schwingt auch bereits den Batel seines unvorder-

siehlichen Verbotes über die Bevölkerung. Damit aber ja der ganze Ernst der Sachlage klar werde, unterweist man den Menschen, er solle sich wohl in Acht nehmen, mit seiner eigenen wertvollen Taschenuhr über die Grenze hereinzukommen, weil ihm das arge Unannehmlichkeiten mit den Grenzwächtern unserer neuen Mäßigkeitsgesetze zuziehen könnte.

Damit nun aber kein Staatsbürger im Unklaren sei über die weitausgreifenden Absichten dieser Verfügung hat auch der neue Finanzminister den Schwerpunkt seiner Antrittsrede auf die Bekannntgabe und nähere Erläuterung der neuen Lehre von der Sparsamkeit, der Enthaltbarkeit, der Mäßigkeit gelegt. Der Staat, wie jeder einzelne werden lernen müssen, gründlich umzulernen, und zwar ist der Finanzminister, was wir zu seinem besondern Lobe hervorheben wollen, aufrichtig und mannhaltig genug, es klar anzudeuten, welche Gefahr wir laufen, wenn wir zu dem Umlernen uns nicht verstehen wollten. „Inflation“ heißt das ernste Wort, das der Finanzminister gelassen ausgesprochen. Es besagt, daß wir viel zu viel Geld haben, das heißt, viel zu viel Geldzeichen, und zwar solche, die im Auslande nicht annähernd zu ihrem vollen Nennwerte anerkannt werden, woraus sich ergibt, daß alles Mögliche angewendet werden muß, um dem Auslande nicht noch mehr schuldig zu werden, was aber wieder nur dann zustande zu bringen ist, wenn wir auf die besagten Austern, Champagner, Brillanten, Kunstschmuckarbeiten und ähnliche Unentbehrlichkeiten bis auf weiteres Verzicht leisten, so lange, bis wir unsere erwähnten überzähligen Geldzeichenmassen allmäh-

lich auf großen Haufen verbrennen können, was man in der Gelehrtensprache die Wiederherstellung unserer Baluta nennt.

Es mögen nun schon diese Andeutungen jedem Urteilsfähigen beweisen, daß das uns jetzt zugemutete Umlernen wirklich einem großen Zwecke dient, dem allergrößten nächst der erfolgreichen Beendigung des Krieges. Die große Zeit aber mit ihren gewaltigen Antrieben ist es, von der wir hoffen dürfen, daß sie uns über die Schwierigkeiten und die Pein des Umlernens hinweghelfen werde. Was kann der Mensch nicht alles, wenn er muß! Also mag es an der Wende des Jahres uns zum Bewußtsein kommen, daß wir nunmehr in einen Zeitabschnitt der Umwertung der Lebensführung einzutreten haben. Das Wohl des Staates wie des Einzelnen verlangt von jedem Mäßigkeit, Besonnenheit, Sparsamkeit, Beschränkung der Lebensbedürfnisse im Hinblick auf die allgemeine Wohlfahrt, denn nur so wird ein wirklicher Abbau der Kriegsverwüstungen vollbracht werden können. Möge jeder in seiner Weise bewußt dem großen Ziele zustreben.

Mit dieser zeitgemäß ersten Betrachtung anbieten wir dem Leser den Wunsch, erhobenen Hauptes zukunftsroh in das neue Jahr hinüberzuschreiten.

B. Deverbo.



## Das Wien von morgen.

Vom Oberbaurat Ludwig Baumann.

Das fröhliche, heitere Wien, die Musikstadt, die Pfegestätte der schönen Künste, der befruchtende Lebensnerv für alle Teile der Monarchie — dieses Wien von gestern ist plötzlich ernst geworden. Im richtigen Erfassen der großen schicksalsschweren Zeit haben sich alle Schichten der Bevölkerung, jede gesellschaftliche Schranke durchbrechend, mit rührender Aufopferung und zielbewusster Energie in den Dienst der Hilfe, der Linderung und der Fürsorge gestellt — ein leuchtendes Beispiel für die übrigen größeren und kleineren Gemeinwesen des Reiches — das ist das Wien von heute. Und nach unbeugsamem Durchhalten mit unerschütterlichem Willen, mit dem festen Glauben an das Erzwingen eines siegreichen Endes dieses mächtigen Völkerringens, wird die unverfägbare Quelle von Lebenskraft, die sich schon oft in vergangenen Zeiten bewährt, die allen Völkern dieses Staates zu eigen ist, die unvermindert fortbesteht — mit Schaffensfreudigkeit an den Wiederaufbau und die Gestaltung des gesamten staatlichen Lebens, der gesellschaftlichen Ordnung, der zielbewussten Regelung aller Gebiete der sozialen Fürsorge mit Zugrundelegung gemachter Erfahrungen, an eine bleibende Unabhängigkeit des Reiches für alle Zeiten schreiten.

Auch unsere einzig schöne Vaterstadt wird wieder, von der Liebe zum Leben geküßt, Dornröschen gleich zu neuem Sein erwachen und gestärkt, geklärt — durch die ernste Zeit gefestigt — an ihre unaufhaltbare Weiterentwicklung schreiten. Das wird das Wien von morgen, das Wien der nächsten Zukunft sein.

Auf fast allen Gebieten wird sich die Notwendigkeit einer Neugestaltung, zum mindesten von Verbesserungen ergeben.

Die Organisation, die Technik, dieser entscheidende Faktor des modernen Krieges — die Industrie, die Landwirtschaft, die Fürsorgeeinrichtungen, das Erziehungswesen und vieles andere werden ihre Wirkungsgrenzen wesentlich erweitern, und das Bedürfnis und die Rücksichtnahme hierauf werden im ganzen Reiche durch neu entstandene Bauten von der Güte des Arbeiters, dem Gehöft des Bauern durch alle Kulturgebiete bis zu den großen Monumentalbauten Marksteine für immerwährende Zeiten bilden und noch in ferner Zukunft sprechende Wahrzeichen unseres gegenwärtigen Kunstempfindens, unseres Kulturzustandes bleiben und Zeugnis ablegen von dem richtigen Erfassen, von dem Opfermut der Gegenwart, für die ungehemmte Fortentwicklung zu bleibendem Wohlstand, friedlichen Gedeihens aller Völker dieses großen mächtigen Reiches.

Die Baukunst spricht seit Jahrtausenden zu uns, an ihr können wir die staatlichen Einrichtungen, den kulturellen Fortschritt, das Emporbühen, die Höhe oder den Niedergang der staatlichen Entwicklung, den Wohlstand, die Lebensweise der Völker der Vergangenheit als auch jener der Gegenwart ermessen. Alles andere ist schon längst vermodert, vergessen oder bloß in schriftlicher Ueberslieferung erhalten, nur sie allein bleibt bestehen als stolzer Zeuge, als wahres Spiegelbild oder als Ankläger ihrer Zeit.

Dies gilt im allgemeinen von der Zeit des Altertums, der Ägypter, Babylonier, Ägypter, den Baudeckmalen der Griechen und Römer — den Burgen und Festungsbauten des Mittelalters bis zum leichtlebigen und höflichen Rokoko, zum Empire- und Biedermeierstil.

Aber auch im besonderen, beispielsweise in unserem Staate, sind solche kulturelle Entwicklungsstadien mit ihren Charakteristiken an ihren Stilperioden und ihren Bauwerken zu ermessen.

Die Bauten der großen Kaiserin Maria Theresia und ihrer Epoche mit ihren mächtigen monumentalen Formen und dennoch im Detail des Empfindens des Wiener so warm herührenden Sprache, ihre mannigfaltige Zweckbestimmung, ihr einheitlicher großer Zug — dann die josephinische Zeit mit ihrer schon ernsteren Formsprache und den unzähligen der Wissenschaft, der Humanität und der Wohlfahrt gewidmeten Bauten bis auf die Zeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo unter der zielbewussten und mächtigen Einflusnahme des weisen Herrschers Kaiser Franz Josef das ganze kulturelle, wirtschaftliche und in hervorragender Weise auch das Kunstleben auf allen Gebieten der schönen Künste im gesamten Staate, aber vorzugsweise in unserem geliebten Wien zur vollen Entwicklung erblüht, wo eine stattliche Reihe mächtiger Stilbauten Penanis obliegt von dem großen Können der Künstler dieser Zeit.

Die letzten zwanzig Jahre auf dem Gebiet der Baukunst haben die schaffende Künstlerschaft Oesterreichs in zwei getrennte Lager geteilt. Die einen waren bestrebt, unter dem Schlagwort „Jeder Zeit ihre Kunst“ mit Hintansetzung alles Bestehenden neue Bahnen, neue Wege zu erschließen, neue Ausdrucksformen mit Rücksicht auf die Raumgestaltung, Ausschmückung und Hervorheben der strukturellen Form zu schaffen; Talente mit großem Können waren in der Schar dieser Streiter. Die anderen hielten an der historischen Entwicklung der Kunstformen fest und erstrebten in der Ausgestaltung dieser Formsprache, in der Rücksichtnahme auf Stoff und Konstruktion mit dem Durchdringen einer persönlichen Note den Uebergang zu neuen Kunstformen. Seither haben sich klärende Wandlungen vollzogen, und in einer stattlichen Zahl von Bauten auf den verschiedensten Gebieten erbrachte die Künstlerschaft Oesterreichs den Nachweis ihres künstlerischen Könnens.

Nun stehen wir an der Schwelle des Beginnes einer neuen Kulturrepoche von großen Reformen auf allen sozialen Gebieten, vor einer Neugestaltung der Erwerbs- und Lebensbedingungen der Gesellschaft, des Staates. Die Baukunst wird im Dienste dieser Reformen vor neue Probleme gestellt und wird berufen sein, bei der Lösung dieser vielseitigen Aufgaben klärend, verbessernd und fördernd einzuwirken und durch wahrhaft künstlerische Durchbildung in Grundriß und Aufbau, in Form und Stoff Schönes und Würdiges zu schaffen. Diese Zeit des Aufblühens der Baukunst, die gewiß kommen wird, angeregt durch den großen historischen Moment der Gegenwart, gibt den Baukünstlern Gelegenheit, ihre Ideale zu verwirklichen, ihre ansehnlichen Ziele zu erreichen und diese Kulturrepoche auch in Stil und Form für alle späteren Generationen erkenntlich zu machen. Die große Zahl der jugendlichen Künstler, gleichgültig, welcher Kunstströmung sie angehören, die heute im Felde steht, brüderlich Schulter an Schulter kämpfend, stets bereit, für Kaiser und Reich ihr Leben zu opfern, die hart und ernst geworden ist, ihr gehört die Zukunft. Ihr gehört es in erster Linie, bei dem mächtigen Kampfe der folgenden friedlichen Arbeit berlicksichtigt zu werden, die führende Rolle zu übernehmen. Das ist ihr erworbenes Recht, und dies zu ermöglichen, vorbereitend zu organisieren, die Lösung aller großen und arduen Aufgaben auf den Gebieten der Baukunst ihrer Beteiligung vorzubehalten, erscheint für alle maßgebenden Faktoren im Reiche eine unabänderliche Pflicht. Ein neuer Geist wird diese Künstlerschar befeelen, und ritterlich mannhaft wird sie auch im kommenden Kampfe dieser großen Friedensarbeit, sich gegenseitig achtend, Schulter an Schulter kämpfen und die Verwirklichung ihrer künstlerischen Ideale erstreben.

Das Wien von morgen, die herrliche Kunststadt, wird wieder zu neuer Pracht erblühen, und möge die Liebe zu unserem schönen Oesterreich, zu unserer Vaterstadt, alle Künstler mit Wahrung ihrer persönlichen Konstanten und wahrlichen Sach und Reid verachtend, zu gemeinsamem edlen Wettstreit einigen.

Nur der ehrt sich selbst, der auch andere achtet.

Der Morgen  
1. I. 1917

135

## Gegen S': so heiter ist das Leben in Wien!

Ein Wiener Blatt hat kürzlich die Wiener Theaterdirektoren in der Kriegszeit befragt, wie es ihnen gehe. Ganz gut, war die Antwort, wir machen Geschäfte. Der Trieb, ins Theater zu gehen, ist in der Kriegszeit erheblich gesteigert worden. Aber was suchen die Leute im Theater? Seriöse gute alte Opern und das klassische Repertoire, meint Herr Rainer Simons, weil er von Wien weggeht und sich mit einer billigen Artigkeit empfehlen möchte. Herr Jarro behauptet, daß man sich nicht „langweilen“ will, weil die Konstantin volle Häuser gemacht hat. Direktor Bernau, der die „Barthauer Zitadelle“ mit Erfolg spielt, sieht die Sehnsucht des Publikums in „starken Stücken“ befriedigt. Vollkommen einig darüber, was die Wiener nach ihrem Geschmack finden, sind aber die Besitzer der Operntheater. Für sie scheint das Problem des Publikumsgeschmacks gelöst. Herr Eibenschütz („Mein Annerl“) hält das „heitere Genre“ für siegreich; Herr Karczag ist noch aufrichtiger: nur die Operntheater machen Geschäfte; das Publikum geht in die Operntheater mit demselben „Voratz“, wie ins Kino; zerstreuen will es sich, nicht nachdenken will es! Herr Müller antwortet lakonisch: 400 Aufführungen der „Gardasfürstin“. Herr Fronz lobt die „Kriegsgewinner“; sie leben und lassen leben. Und am Liebsten, wer hätte anderes erwartet, ist Herr Ben Lieber: die Leute wollen „von den großen Ereignissen unserer Zeit abgelenkt werden“. Lachen will man: nichts weiter! Es ist möglich, daß die Operntheaterkönige recht haben. Müssen wir nicht nach den äußeren Ansprüchen schließen? Die Operntheater machen Geschäfte, und so gibt man Operntheater. Würden die Leute „Maria Stuart“ wollen, so würde „Maria Stuart“ gegeben werden. Würden sie Strindberg den Herren Bobanzky und Willner vorziehen, so wäre er der Beherrscher des Theaterspielplatzes. Die Geschäftskonjunktur wird glücklich ermittelt, und die Serienoperette ist der Traum der Theaterdirektoren. Es ist aber durchaus keine heitere, sondern eine recht traurige Kunst, die das Wiener Publikum so erheitert. Wir brauchen das Profil der Wiener Operette nicht erst zu zeichnen. Jeder kennt sie, und das General-Abblätzwort „Blödsinn“ reicht für alle.

Wäre nicht übel, zu sagen, daß die Leute abgelenkt werden wollen, aber man müßte doch, selbst bei bescheidenen Ansprüchen, auf Mittel sinnen, diesem Bedürfnis abzuwehren. Denkt der Gekel über „Blödsinn“ ab, betäubt die Operette nicht die Allzuflachen, wie Abstinenz dem Trinker über Sorgen und Müde hinweghilft? Sieht es nicht genau so aus, als hätten sich unsere Theaterdirektoren verabredet, den Leuten was einzugeben, damit sie vergessen? Wer Schweres zu tragen hat, wer einen Angehörigen unter den Opfern des Weltkrieges betrauert, geht sicher nicht ins Theater; oder, geht er schon, um „auf andere Gedanken“ zu kommen, dann sucht er seinen

Stummer wohl lieber in reinen Sphären aufzulösen, als es die sind, die ihm das heutige Theater bietet. Was könnte er in der Operette suchen, was könnte ihn dort auf die Stimmen in seinem Innern vergessen lassen? Das Auftrettslied der Souberette, das Lied des Tenors, der getanzte Walzer der beiden, das Finale, das im besten Falle in Verse mündet, wie diese:

Laßt uns fröhlich sein,  
Es lebe der Wein!

Wilhelm Busch hat gesungen: „Wer Sorgen hat, hat auch Bistör!“ So stellen sich unsere Operntendirektoren beiläufig die ambulante Behandlung unserer „großen Zeit“ vor; sie sehen Sorgen und schaffen Bistör. Aber die Sorgen, die ihre Theater füllen helfen, sitzen nicht tief. Wer Lust hat, abzuwarten, ob Herr Lautenhahn das Fräulein Fischer „Schnuderl“ nennen will, oder nicht, braucht niemandem vorzumachen, daß er leidet. Schmerzen, die durch ein Couplet gebannt werden können, sind auch sicherlich durch eine Tarotpartie heilbar.

Tief verwundete Leute sind es also keineswegs, die nichts wollen, als „zerstreut“ werden. Im Bürgertheater sieht man „Kriegsgewinner“. Wie weiß das Herr Fronz? Sind sie äußerlich erkennbar? Oder sind deren so wenige, daß man sie dem Namen nach kennt? Oder ist es nicht ein heiterer Rückschluß, der sich sagt: wer Lust, Zeit und Geld hat, den „berühmten Gabriel“ anzusehen, muß ein Kriegsgewinner sein? Kriegsgewinner in der Operette, die im Gewinnerkrieg geboren ist! Und ein patriotischer Nebenweck läuft so mit: Zeigen wir dem Ausland, daß wir durchhalten! Die Operntheater sind humordoll, und die Kinos auch! . . .

Das ist die „große Zeit“ und ihr Geheimnis. Indes unser Herz traurig ist, so opferbereit es auch wäre, erwecken wir durch unseren Gang zur Operette draußen den Glauben, den die geflügelten Worte in die Welt getragen haben: „Gegen S', so heiter ist das Leben in Wien“. Es ist trotz alledem nicht wahr. Glaubet nicht, daß das „heitere Genre“ oder was Ihr unter „heiterem Genre“ versteht, die Stimmung der Stadt spiegelt! Die Theater stehen heute weit abseits vom wahren Impuls des öffentlichen Lebens; sie enthalten nicht die Seele unserer Zeit, sie spiegeln nicht ihr Antlitz; sie ergötzen nur das billige Behagen jener Durchschnittsklasse von Gedankenlosen, die einfach nehmen, was sich bietet, und wäre es noch so minderverwertig! Diese Klasse existiert, in guten und in bösen Zeiten, und sie stirbt niemals aus. Daß die Theaterdirektoren mit dieser Klasse, die ihre Theater füllen, zufrieden sind, versteht sich von selbst. Ein Zeichen, ein Symptom, oder gar einen Wink für die Zukunft mögen sie um Gotteswillen nicht darin erblicken! So heiter ist das Leben in Wien nicht!

6. Febr. 1912

136

Im Stammbesitz.



Weil in dera Zeit all's narrißch word'n is, dant' n' s' Weiter: "Da will i sa Ausnahm' machen."

"S' für mei Beson", sagte Oberberger, "komm scho sech die zeh'n Dän aus die nassen Krax nimme"

"a Straffer", au der si Sie sagt, hat ma 's meunde Jahr bracht. Meine Schwach -- hapsichth!! -- san"

kommen S' her da, an Glühwein möcht i hab'n, aber recht heiß und stark muas a sein!

"D' haken Krankein kommen bei uns da schon in d' Mod", meinte Spannaql; "s' letzte Mal"

"Nordstrum Schwölzl? Ah, da muas i schon bitten", protestierte der Angeredete, "a Han's"

"Warum denn net?", fragte Schwaffer. "Geh', alter Freund, vor uns bianchi! Di do nei"

"S' hach'n is -- mistt net?", meinte Oberberger und man meinte keinen dufferen Mienen an, daß es trübe"

"Und gar sa Aussicht auf Feinden?" fragte Stadler und konnte nicht verhindern, daß das schadenstrophe Lächeln des Junggeblen, dem der"

articos nicht widerfahren kann über sein Antlitz

hufchte. "Die diplomatischen Beziehungen a' brochen und net wieder auf'nommen?"

"So was dergleichen", nickte Oberberger; "d' Meinige is bei die Mutanterer in d' Schul"

"Du hast jekh'n im Han", meinte Spannaql, "das nämliche verlegt, was die ganze Welt im"

"Dalt' Angst von denen ihre Medecinen?", sagte Schwaffer. "Nell! Denn Medecinen -- mehr is"

"Die ganze Gerd", ist die Bierverandler haben ihr Hauptziel, den Schuß der Hanen Völler"

"Und gar sa Aussicht auf Feinden?" fragte Stadler und konnte nicht verhindern, daß das"

articos nicht widerfahren kann über sein Antlitz

piel'n, dös is a alte Wahrheit, alsdann nehmen ma eapners weg, denen si d' Mutanterer, aus"

"Bacht geh'n auf si, manen d' Bierverandler selbiverständli aus Gutherzigkeit und san anderen"

"Was is alsdann jekh' Oberberger", wendete sich Spannaql an diejen, "bist allerweil no der"

"Akrat so wie heut' vor acht Tag", erwiderte Oberberger; "neinzeim g'schlagene Tag, haben d'"

"Es war indessen spät geworden und Schwaffer fühlte sich verflücht, den "Schlor" auf diese Tat"

"Sprach' s, beglich seine Bege und entfernt' sich eilends."

Thomas Berger

10. 11. 1917

139

### Wiener Zwitscheraffe

Sie, viele Zwitscheraffe sind mein Gaubühnenruder, das ich nicht zuletzt im Preise der Theaterkarte beachte und für das ich gerne und rasilig der Gemeinde und Freizeitsorge meinen Dolus entrichte. — Zuoberst dies Stundeln ohne Absicht und Ziel durch die behaglich durchdrunten Gänge und beleuchteten Borräume des schmucken Theaterhauses der Orub und Dant, den Zufall gibt und Zufall nimmt und der gar oftmals eine lustige Klauerei in keiner Gefolgschaft führt mit Menschen, die selbstmerrweise gehen noch von der tonndreieigen Karphodische auslugen in Petasosland, uns heute auf samtlichen Hölzerfischen eines stillen Minkelchens unferes Oberhauises widertent. Mensch. All dies ein regelloses Steberbei, das mir für Mangelnde köper gar Gaublos geordnet und zum heucheligen Vergnügen als rocher der Theatergrade schiltes Zeichen für und ein kurzer Dand auf den Belandungstafel dem leichten Spiel ein sühes Ende seht.

Vielle seher da nicht mehr in diesen kurzen Zwitscherhausen als jene Beobachtel, Gröhlidheit, Gessidheit und die sieben, guten Bekannten, die uns gerade umgeben. Das eine Tiefer aber entgeht ihnen, vielen, den meisten fast, dass sie ihre amnestenden Mimenischen still zu beobachteten verfassung, die Seele des Publikum, in die nur ein allen frühkerhörender Schilofah unserer Wiener Mimen gerne und oft ruhigen Sinnes hinerridete. — Was diese gepuhten

Feiertagsmerriden bei unter der tabellos stehenden Gebahrung und dem selbigen Schilshwert merridgen, was viele schmuhehangenen Mosen verbergen und wie ihre Träger das aufnahmen, was Dichter und Mimmiler ihnen bot und was viele haben lenen sind aber auch nur sein können, das Haupt dann der kurze und helle Zwitscheraffe beuht auf. Auf dem Franzosenring freilich ganz anders zu sehen als in der Solesicht ober himmelberum an der Mier, so hoch zu am Ende zum rontmirekten Sauger mirf, der blind zu erkennen bermag, in dessen Saufes Kräumen er sich gerade befindet und mer da heute von der Bühne herdt.

Phonolog in der Burg. Ein vielal Bege. Zwei Mte vorüber. Eradiongeidens, in der turalibgen Zwitscheranlange des Glodongeidens, in der turalibgen Zwitscheranlange ebenlo wie in der feterlich prundanden Stiege des sterreich Murgangsbours, der uns upidisch heranzehlt aus gerarobnem Miltogsbundel in heilendendes Gefesst. Er n. Sauf, et n. Geist in den verborgenen Mauermissen, in der ruhmvollen Miltogalerie des ersten beuhten Schanthehautes, die das herdtionelle Sön der Mien über das alle und bessere Murgideter ausst, mit anberreiter überer überent zu merben von dem Subel der heilalstreibigen Jugend, die hochengleichend den Mamen ihrer Selben und Stedlinge mit gleichem Eifer im Munde sibt als wir und die Mestern die Mamen der frühesten Großen ins Krampeidigt hinrieten. — In der behaglichen Miltogerechts spricht ein Grohgrundherr des Mien mit der imbolanten Schall eines unferer Staatshänner, dem Anstheine nach über heftere Fragen des inneren Staatsgetretes. Dort himmelber tafsel der scharfe Falsheder des grongrinen Briggabiers den veränderen Schall einer skaveriloge sorgfältig ab, indes bewirgens Miedon erst das närridige Mre

funnent Murrinlich unter den Feindesopfern unferes Murrungsboller Semmelensers wählle. Hier dich bonoben gleich ein anrengend Mierwidig Geblunder über Dichter und Dichterserw, das Mädfte, das er uns geben soll und wasidenshin eine für unferer Zeiten nicht gerade weisliche Gebredung der Schilfertigkeiten, die sich der Mmeridofahrt unferer ersten Tendenz entgegenstellen. Und oben auf der Mieren: Wie das Netz, des Geböten und Erspantur voll, ber Stungen rebekustigen Mmund übergeben und sie subein last, wie auch wir es tun in unferer Jugendtagen. Erubition tingsum und überall hier im Saufe, in seinem Mubidum, seinem Gebaden und Meier, unter auf den vornehmsten Mrrertiffgen wie droben auf den warmhallenden Goleiten?

Was anders als an der Mier, im Theater beuht, wo die Zwitscheraffe des jüngsten Operettendragers die alerneuete Donemmode und die zu Selben gemordereit Mobernitätter bor uns aufrollen in kostbaren Milttern, die in gefüllten Sartet von lenen Schönen gegelgt werden, die immer just am Beginne des Spieles einzureiten pflegen, um barauf recht unständlich und sithbar den Gecele-Effig Nr. 11 einzunehmen. — Und über das Spiel hinaus und in dem Zwitscheraffe hinein ein übermütiges Lachen über die eben gehöten Mofsenwibe, ein trällerndes Summen der Dichter, die eben verlungen sind, nur eitel Freude allfiter im Söwert und Schauen, gemeintam Vergessen der Dinge, die uns das Wesern brachte, und des Betrugheits, das es ein Mrogerie gibt. Und dies in dem Mäcke oft, das der sonngebürante Mährtid mit der hundgeschofenen Mrechten und dem strahlenden Zeichen der Kahrfertit ein wenig vermundet ist über die eifrige Sorge dieser Menschen da um ihre eigene Erglofschaft. — Zwifing und heiter wollen die sein und auch in den Zwitscheraffen.

## Veraltete Ladenschilder.

Als zu Beginn des Krieges auch mit den Neußerlichkeiten aufgeräumt wurde, die uns mit den Gewohnheiten und der Sprache unserer Feinde verbanden, erfuhren die Schilder vieler Geschäftsläden eine Korrektur. Wo sich auf den Schildern ein französisches, englisches oder sonst an die Sprache der Feinde anklingendes Wort befand, wurde es in der Regel mit Papier- oder Leinwandstreifen überklebt, ganz leicht verhüllt. So ungefähr, als hätte man diese Streifen schon ein paar Tage oder Wochen später entfernen können. Als das erste Kriegsjahr um war und die Klebestreifen rissig wurden, sich von den Schildern ablösten und etwa die Worte: Maison, Tailleur, Tailor, Robes-Modes,

Chapeaux, Chambres séparées, Coiffeur u. dgl. dem Auge des Beschauers wieder freigaben, wurde die Verhüllung aus dauerhafterem Stoff erneuert. Nach dem zweiten Kriegsjahr kümmerte man sich wenig mehr um diese Verhüllungen. Hatte sich ein Streifen losgelöst und das fremdsprachige Wort prangte wieder wie einst auf dem Ladenschild, so ließ man es eben prangen. Kleine Neußerlichkeiten! Wer mißt dem Kleinkampf der Sprachen angesichts des großen Weltenringens draußen noch Bedeutung bei? Man sieht denn auch heute schon eine ganze Reihe von Ladenschildern, deren teilweise fremdsprachiger Text rundum wohl die Spuren von Klebemitteln zeigt, selbst aber wieder frei liegt wie einst. So wie diese Schilder nun wieder an Vergangenheit und Zukunft gemahnen, wirken auch die „inaktuellen“ Ladenschilder der Lebensmittelgeschäfte. Obwohl seit Jahr und Tag keine Semmeln mehr gebaden werden, wurde die Ankündigung der Väder auf den Schildern: „Dreimal täglich frisches Gebäck“ weder überklebt noch entfernt. „Zweimal täglich Milch“ ist am Schild auch jener Milchverschleißer zu lesen, die gegenwärtig kaum einmal im Tag Milchausschank haben. Die Ladenschilder der Delikatessengeschäfte kündigt die feinsten Leckerbissen, ausländische Käsesorten, Fisch- und Konservenarten an, deren Geschmack unser Gaumen gar nicht mehr kennt. Von den vielen Dingen, die heute erst stundenlang „erstanden“ werden müssen, wenn sie überhaupt zu haben sind, gar nicht zu reden! Es sind eben veraltete Ladenschilder, Ankündigungen, die einer Vergangenheit angehören. Aber sie haben gewiß auch wieder eine Zukunft, die hoffentlich nicht mehr allzulange auf sich warten lassen wird.

Im Stammbeisl.



„Doch hat ma g'mant, den Friedensengel hab'n ma scho ban Schlafstich und lassen eahn nimmer aus, und jetzt'n is er uns auf d'leht do wieder auskommen,“ meinte Spannaagl. „Recht still is g'word'n vom Frieden seit der vergangen Wochen, recht still.“

Er nichte nachdenklich, trant ebenjo nachdenklich sein erstes Krügel aus und sah so schwermütig vor sich hin, daß Spannaagl sich bewegen fühlte, den Freund zu trösten und aufzurichten.

„Nur'n Kopf net hängen lassen, Spannaagl!“ sagte er. „Wir werd'n eahn scho wieder bewirtschaftet san Engelstückerl, und wer weiß's, ob's gar so lang dauert, wie die Bierverordner in ihrer Marretel'n vorstell'n. Die ganze Sach' is: Die Antanzy'selbsheit hat a amol g'pü'n woll'n, wie denn a Sieg eigentli schmeckt, und da is' alsdann gegen das Kaiserl, das Friedensengel, offenbar los'gangen. Mit's, was recht is,“ dös war a Offenleben, zu der'n „Sie“ jetzt und g'rechterweis muagt zuag'eb'n, daß der Kampf gegen den Frieden mit an vierbeinbandelischen Sieg g'erdigt hat. Ob's dabei bleibt, dös werd'n ma erst sehg'n. Vorläußi halt's frell no: Durchhalten.“

„Für d' Menschheit,“ ergänzte Oberberger, „und für d' Weaner Delektische. Kämli, was so a Trammwapp'n is, der sagt a scho an, Antanzen von kriagsmüdigkeit g' sehg'n. Komplet, deut er si, is quait, aber überkomplett, wie dös jetzt'n die Mod' is, dös is eahn k' drum. In tan Dazenen steht g'hried'n, wie viel Passagier als er be'ördern kann und soll. Wann jetzt'n aber zwamal so viel kommen als wie die Lor' is, und wann er die alle mithinmen muagl, so hört si segar für'n guamüdigsten Trammwapp'n d' Omilitärschkeit auf, er meldt si marod und verlangt an Krankeitsurlaub. So steht die Sach', und d'rüm auß' jetzt'n der Trammwapp'nsehr eint'schränkt werd'n.“

„Dagleri bin i,“ sagte Spannaagl, „wie denn das nachher werd'n wird und wo d' Leut' sehg'n werd'n, wann d' neuwe Urtung angeht.“

„Dös is do's antachte von der Welt,“ meinte Stähler, „am Dach drobnat. Dort is lütk, g'lund, a witzige, frische Luft und Platz g'ma. Wauks hübsch obacht gibt und Di an die Oberleitungskranen gut anhaltit, steht ganz kommod... Was man? D' Konduktieur' kommt da nia net aufal is a net nöti. Da mach ma ganz antach im Station a Guckloch, da ruofft eine: „A lber umsteig n!“ oder was d' halt brauchst, d' Konduktieur' gibt Dir d' Karten aus, Du gibst ihr's Geld ins Pragerl und d' G'sicht hat si g'ob'n. I man, was ansachers gibt's auf der ganzen Welt nimmer und i verkeh' net, wie's der Direktor Spängler, der do leit a so a g'finkter Herr is, auf dös no net draufkommen is.“

„Drabo Stähler, bist a Laitendossia,“ lachte Spannaagl, „allermal sag' i's: Gabm sollten s' auf an hohen Posten sehn, nachdem ging all's glet aus anter anderen Lomart... I möcht jetzt'n nur dös one wissen, warum denn unire Trammwapp'n wogertü gar a so habel san. Doch jetzt'n mehr Leut' g' dersehg'n hab'n, geb i aus; d'arü is aber der anzehne wieder um dös lachst, was alle g'jamn schwaren lan, weil do, wie jeder weiß, d' stielich und seittlose Stoff der Menschheit ihr Schwären nimmt.“

„Falsch!“ sagte Spannaagl, „um dös, was der Klane Mann leichter g'ward'n is, um dös is der Kriagswüner wieder schwerer word'n; denn gletch li dös wieder aus.“

„Dös is möglt,“ sagte Spannaagl, „aber d' Kriagswüner hat'n net in der Delektischen, sondern im Automobil und im Summirader.“

„Teilweis' jahr'n s' in der Delektischen a, beharte Spannaagl auf seiner Meinung, „und wann nur auer benügt, so gibt dös scho so viel aus als wann a Duzend Hungerleider ausheig'n.“

„Dös mit die Kriagswüner, die in der Kriagszeit Fett aneihn, dös soll si von jetzt an aufhör'n,“ meinte Spannaagl, „an'n Pranger kommt a jeder angeine von eahner, wann er si muagl. G'fren Di nur net g'frensch da drüber!“ erwiderte Oberberger: „Glaubst denn wirtli, daß jetzt'n d' Reichspreiser g'essen aufhör'n werd'n? Und d' Kriagswüner g'wuchern? Und Weisweiber Preis' g'treib'n? Und d' Stettendandier g'handeln? Das i net lach! D'Qua is so a neuwüdhlicher Pranger viel g'kommod. In teukere Beiten mar dös was anders, da war der Pranger a Straf' — aber heutzutag? Am Gemeindehaus zwischen die Stradmachungen, da'niemand

alsoann jetzt'n der Kam' von dem Verbrecher sehg'n. Beispielsweis': Herr A hat an ainer War, die fünf Kronen unter Briader wert is, hundertfünfz'g vadiant. Oder: „Der Herr B hat an an sechtelöj'n Tag mit sauer werten Kamili einsechtelöj'n Unti Fleisch' gessen“ und so weiter fort in dera Diden. Was wird g'fahelg'n? D' Bekannten von A und B werd'n vorüberkommen, werd'n dös les'n und werd'n si denken: „Sakra, wolt no amol, manche Leut' versichigan ihner G'schät und bringen's zu was. Nur unseans bleibt alleweil a armer Leutel. Is a recht's G'treit!“ Und werd'n weitergeh'n und dem A und dem B recht in der Ehl' meldt san. Was weitt'n ma, daß der B selber amol mit Fleisch' bei dem Plafaterl stehenbleib'n und si denken wird: „Ganz nobel nimmt si mei Kam' dahier aus! Ganz a quate Idee is dös von da Weh'wede: So was starrt'n Kredit und hebt die Populartit.“ Und wann kommen — wiegerl, mehr wolt'n s' ja gar net. Aber, meine Herren, hört's ma auf mit so aner Art von Pranger! I glaub net an sane halsiamen Wirkungen, i net.“

„Bist jetzt'n ferti mit Deiner Red,“ fragte Stähler, „a so a ellenlange Wurtich is, ohne Absetzen no dazua, dös is jögar bei an Med'itieren, wie Du auer bist, a Seilenheit. Aber recht hast und in dera Sach' bin i amal ausnahmsweis' ganz Deiner Meinung. I wükt gegen die Kriagswüner ganz andere Mitteln als solche, wie si's d' hohen Behörden ausühterln. Sacher'n wüht' i, Sacher'n... Aber wie der Schwaffer ganz richtig bemerkt hat, i seht' leider Gottes net auf den Posten, auf dem i g'hö'r und kam i net so auher mit meine Vorschläg', als wie i will.“

„So a b'scheidene Anstellung als Minister ohne Posten,“ lächelte Spannaagl, „die tät' Dir halt posten.“

„Ohne Posten bin i eh scho,“ erwiderte Stähler, „weil i mei bitter Geld ganz kommod in Westentaid' d'erschiepp, nur mit'n Minister spielt si's.“

„Es war währenddessen spät geworden und Oberberger begann an den Starbich zu denken. „Die Gemeinde,“ sagte er, „hat jetzt'n g'mant, daß die Fabriken und G'schäften a jed's um a andere Zeit antagen und aufhör'n soll'n; bin neugierig, ob dös a auf's Stammbeisl aus'dehnt wird, indem a jed's von uns extra kommen und geh'n muagt, damit ia Gedräng' net entsteht. Was mi betrifft, so mach' i'n Antanz — Regne is eh scho und die Meinige hat jetzt'n wieder ihr' hantige Zeit. Schamier Diener alle mitanand! — Leopold, sag' n.“

Thomas Berger.

Der Abend  
25. / 1917

M5

## Noch einmal! Zum zweitemal!

Du mußt es dreimal sagen!

Wir lassen uns aber nicht abschrecken. Wenn andere ihrer Pflicht gegen die Armen und Notleidenden noch so sehr vergessen, so tun wir, was unsere Aufgabe ist, selbst auf die Gefahr hin, durch Wiederholung zu ermüden. Am 9. November, also sicherlich rechtzeitig und mit einem Voransicht:

hat der „Abend“ die Errichtung von Kriegsabendheimen vorgeschlagen, um Petroleum und Kohlen zu sparen und den Armen das Leben zu erleichtern. Wir führten dort folgendes aus:

„In jedem Bezirke und Bezirksteil gibt es größere Räume in öffentlichen Gebäuden, die abends unbenützt sind; wir nennen außer den zunächst in Betracht kommenden Schulen die Bezirksämter und ähnliche Bauten. In diesen sollten größere Räume, mit Tischen und Sitzgelegenheiten versehen, den Bewohnern abends beleuchtet und geheizt zur Benützung offen stehen, und zwar wo es nur immer angeht, für Männer (Raucher), Frauen und Familien getrennt; eigene Räume für die Kinder zu schaffen, wird sich ganz besonders empfehlen; in diesen hätten Lehrpersonen gegen angemessene Entschädigung die Aufsicht zu führen. Um der Veranstaltung den unwillkommenen Charakter der Wohltätigkeitsveranstaltung zu nehmen, könnte eine kleine Benützungsgebühr eingehoben werden, die um so lieber bezahlt werden würde, als sich gerade die in Betracht kommenden Schichten in berechtigtem und erfreulichem Selbstgefühl nicht gerne etwas schenken lassen und sich anderseits sagen müssen, daß sie ja noch immer Geld ersparen. Denn das kommt bei diesem wohlervogenen Vorschlage sehr in Betracht, daß unter allen Gesichtspunkten wichtige Ersparnisse gemacht werden: die Beteiligten ersparen Geld, da gemeinsame Heizung und Beleuchtung ja ungleich billiger kommt als die so unwirtschaftliche in jeder einzelnen Wohnung; die Allgemeinheit aber würde Heiz- und Brennstoff in großen Mengen ersparen, teils aus demselben Grunde, teils aber auch, weil für die Beheizung minderwertige Kohle und für die Beleuchtung das ungleich wirtschaftlichere Gas verwendet würde.

Nicht am geringsten schätzen wir den Vorteil, daß die Benutzer dieser öffentlichen Räume, für die wir den Namen *Kriegsabendheim* vorschlagen, bei dieser Gelegenheit den Wert der Genossenschaftlichkeit kennen lernen und vielleicht auf den Gedanken gebracht werden könnten, denselben Grundsatz auf das Kochen anzuwenden; als volkserzieherisches Mittel scheint uns das Abendheim deshalb von sehr großer Bedeutung zu sein.

Mit äußerster Vorsicht und unter sorgfältigster Berücksichtigung aller Bedenken und Schwierigkeiten wäre schließlich auch zu erwägen, ob nicht durch gefellige Veranstaltungen, wie Vorlesungen (selbstverständlich unter strengstem Ausschlusse alles Parteimäßigen), Musikaufführungen u. ä. an einigen, nicht zu vielen Abenden dem Ganzen ein freundlicher Zug verliehen und dadurch der widerstrebende Teil — man widerstrebt ja leider allem Neuen — zum Besuche angelockt werden könnte. Dieser Teil des Programms erfordert selbstverständlich besonderen Takt, wie ihn nur die Erfahrung gibt, weshalb die Durchführung in bewährte Hände, wie z. B. die des Volkshilfsvereines, gelegt werden müßte.

Zur Durchführung des Gedankens ist natürlich in erster Reihe die Gemeinde berufen, die ja auch in den meisten Fällen Hausherr sein wird. Der Vorschlag sei dem Bürgermeister und seinen sozial empfindenden Mitarbeitern zur wohlwollenden Erwägung empfohlen. Er ist neu und erfordert wie alles Neue einen gewissen Schwung der Betrachtung; aber er enthält soviel Wertvolles, daß es sich lohnen wird, mit gewohnten Anschauungen zu brechen und der neuen Zeit mit neuer Gesinnung zu begegnen.“

(Ein Dialogvortrag über „Lebensfreude“.)  
Der Schriftsteller Robert Scheu und der Bildhauer Ernst Wagner entfalten seit einiger Zeit Propaganda für eine Kultur des Gesprächs, die darin bestehen soll, den Dialog über Streitfragen, wie er in der Antike und im Rokoko in Blüte stand, auch in der Gegenwart zur Form des Gedankenaustausches zu gestalten. Die beiden Herren sind auch daran gegangen, ihre Idee praktisch zu demonstrieren, indem sie vor einer Zuhörerschaft Wechselgespräche, die auf dem Podium improvisiert wurden, über verschiedene Gesellschaftsfragen hielten. Heute Abends stellten sich die zwei Gesprächsreformer im kleinen Saale der Redoute auch dem Budapester Publikum vor. Sie hielten einen Dialogvortrag über das Problem „Lebensfreude“. Das Wechselgespräch legte in anziehender Weise Wesen und Bedingungen der Lebensfreude auseinander. Freude ist eine lebendige Kraft eines Volkes, die in dem Einzelnen in dem Maße zum Ausdruck kommt, als Körper und Geist hierfür prädestiniert sind. Sie kann nicht nach einem Rezept erreicht werden, die Freude durchdringt uns unbewußt und ist uns unbewußt. Das Geheimnis der Freude liegt in dem Verweilen in der Gegenwart. Die Gegenwartverächter wissen nichts von Freude, sie haben nur die Schadenfreude zum Lustgefühl. Die Kunst der Lebenslust liegt in dem Ueberwinden des Häßlichen. Das größte, schon mit Schmerz verbundene Freudegefühl durchdringt den schaffenden Künstler. Dieses zu erlangen, ist den breiten Massen versagt. In diesem hier ganz kurz angedeuteten Gedankengange vertrat Scheu die realistische und Wagner die idealistische Richtung. Dem Dialogvortrage folgten Wechselgespräche mit dem Publikum, das zahlreiche Fragen zum aufgeworfenen Thema stellte. Die Einführung des Dialogs in Budapest zeigte, daß er eine überlebte Ausdrucksform ist, die dem Zuhörer nicht recht behagt. Das Publikum zollte den Vortragenden für ihre Bestrebungen gleichwohl freundliche Anerkennung.



Im Stammeisl.



Derrißhaft, a Kälten is dös, daß ans im Betschl g'spirt, sagte Schwasser und machte mit beiden Armen lebhaft Bewegungen, um sein Blut in Wärmung zu bringen; an so an Tag g'reut an 's frische Bils' net und am liebsten möcht wa si an haken Tee h'iß'n, damit das d' äußerliche Kälten durch a innerliche Hitz' derlegt wird. So g'vor'n hab' i scho seit a paar Jahr net, als wa jekt'n in die Tag.

Spannagl, d' ganze Welt is narrisch, word'n, Und als dann 's Wetter a. Dös host net Du g'sagt, sondern, wann i ktkten dev, i, konnte sich Schwasser nicht enthalten festzuhalten; und zwar war dös dazumal, wa der haltige Petrus a paar Wochen lang g'mant hat, es is Frühjahr und wie 's so passchwar g'weist is, daß Dir no im Sommerbergsteher net g'nua lüßt war. Gar so lang is dös net her; und jekt'n, sehr um d' Hand, kommt auf d' Hitz' und kält'n, daß da d' Ohrschmelzeln zu Stan und Wan g'rier'n.

Derrißhaft, a Kälten is dös, daß ans im Betschl g'spirt, sagte Schwasser und machte mit beiden Armen lebhaft Bewegungen, um sein Blut in Wärmung zu bringen; an so an Tag g'reut an 's frische Bils' net und am liebsten möcht wa si an haken Tee h'iß'n, damit das d' äußerliche Kälten durch a innerliche Hitz' derlegt wird. So g'vor'n hab' i scho seit a paar Jahr net, als wa jekt'n in die Tag. Es is, wa i amol g'sagt hab', meinte Spannagl, d' ganze Welt is narrisch, word'n, Und als dann 's Wetter a. Dös host net Du g'sagt, sondern, wann i ktkten dev, i, konnte sich Schwasser nicht enthalten festzuhalten; und zwar war dös dazumal, wa der haltige Petrus a paar Wochen lang g'mant hat, es is Frühjahr und wie 's so passchwar g'weist is, daß Dir no im Sommerbergsteher net g'nua lüßt war. Gar so lang is dös net her; und jekt'n, sehr um d' Hand, kommt auf d' Hitz' und kält'n, daß da d' Ohrschmelzeln zu Stan und Wan g'rier'n. Dagegen war' nit 's sag'n, ergriff Oberberger das Wort; im Winter soll 's kalt san, dafür is Winter. Aber wann an der Kohlenhändler sane Kohlen bringt und ma im ang'halten Zimmer schebbern muß, nachher is 's gefehlt. D' Behörde, die hos'n wahrseindli net g'wüht, daß 's der Winter, die sogenannte kalte Jahreszeit is, denn wenn 's es g'wüht hätten, künnt do dös net san, daß auf amol a Menge Deut' ohne Kohlen dastiegen. Das ma fa hob'n, dös is net wahr und dös behaupt' a komet, nur mit'n Buchföh'n hapert 's. Und dös is, man i, a Sach', die do in Gottsnamen d'ürnen wär, wann si d' hohen Behördlichen der Sach' nur annehmen wollten.

Bogenbeleuchtung a eing'stellt und die Gaslatern' werd'n um Behne zur Halbheit a'braht, so daß D', wannst um die Zeit hamkommst, manst, es is scho Bwa in der Geruch.

Ganz g'spökt is dös, wa 's jekt'n anschaüt in der Nacht, meinte Schwasser, a Binsternis, daß d' Hand net vor die Augen siecht und a Stillen, als obst in an klant' Provinzstadt wärest und net in der Hauptstadt Wien. Mit 'n Nachtleben schaut 's allewell windiger aus bet uns. Um halber Aus sieht ma sane drei Veut' mehr auf der Gassen, die si, so guat als 's geht, durch die Binsternis tappen, und von an Wagen is a weit und breit fa G'spurr. Es seht nur no der Nachtwachter, der sei Liedel singt.

Hüt 's Ihr Veut' und laßt 's Euch sagen, Die Gloden hat G'se g'schlagen;

Dracht 's ab das Gas und 's elektrische Licht, Denn ohne Sparr'n gibt 's la Durchhalten nit.

Großarti, großarti! rief Stähler, der Schwasser dichtet, hab's es g'hört? Und glei a so sauber's G'se! Da sag i nit als: Allen Respekt!

Der sölige Bürgermeister Lütger, sagte Oberberger, der hat dazumal, wa die Ned' dabon war, wa lang als die Bogenlampen auf d' Nacht brennen soll'n, g'sagt: Bis Behne is weitaus guat; nach Behne san eh nur mehr Lumpen auf der Gassen! Und um die, hat er damit wahrseindli g'mant, um die is fa Schrad', die können si derhöben a. Der is fa Anhänger vom Nachtleben g'weist und wann er jekt'n künnt, wa 's jekt'n von Tag zu Tag mehr quag'st wird, so daß auf d' Veut' net mehr viel übr' bleibt dabon, müßgt er sei Freud' d'ran hab'n.

ersten Schneefall mehr Schausler daq'weist als Gloden; aber dös war halt in der guaten, alten Friedensezeit.

Die ja do wieder amal kommen müaß, sagte Schwasser, der Willson hat ja wieder an Dischurs mit 'n Friedenseengel g'habt; wer wa, viellecht richt' er 's auf d' Veut' do no.

Der Willson? Der? Daß i net laß'! erwiderte Oberberger, von dem seiner Friedensezederet hab' i jekt'n für a Weil' g'nua, seit i die legte Ned' g'lesen hab', aus der fa Mensch was Vernünftig' aufzuleten kann. Ma hat g'mant, auf die narrantische Antwort von der Antant' wird der amerikanische Präsident begeh'n, wird denen Vierverhandlern gründli 's Walde abaramen und wird eahna beweisen, daß dös, was sie woll'n, a horer Lustinn is. Ma hat g'mant: Der Willson is der Mächterne, die Antanterer die B'soffenen, denen der Mächterne guat zuared't, bis 's zur Vernunft kommen. Dös oder so was Nebhlich's hab' i g'mant, daß heut' oder morgen kommen müaß. Und was hat der Willson jekt'n wirtli tan? Mir als g'red't, mit die Wörtter hat er net g'spart, zu aner Sach', die ma in an Sach' sag'n künnt, hat er a paar Duzend g'braucht, und am Schluß war'n wir dann alle miteinander genau so g'schiet, wa vorher.

A bitter! g'schetter do, sagte Stähler, wenigstens wissen ma jekt'n, daß die Biersverhandler die Draben und mir die Schlimmen san. Die Antant hat der Willson g'mant, hat a klare Antwort auf die amerikanische Note geb'n, wir hab'n dös net 'tan. I man, meine Herren, wann aner hergeht und sagt, daß er die vierverhandlerischen Friedensebedingungen ermit nimmt, dann waß ma do, wa viel als 's g'schlag'n hat. Viellecht, sagte Oberberger, daß der Herr Präsident über der Sach' no amal schlatz und daß no a neuche Noten kommt, die a Hand und an Buach hat. So wa die Sach' heut' seht, is nach meiner Ansicht, vom Willson nit zu erwarten. Aber für mi, jubt er fort und erhob sich, is dacham a heillof's Donnermetter zu erwarten, wann i net glei schau, daß i weiterkomm'. D' Mächte is gar so viel freierlich g'stimmt und für an dauerhafte'n Frieden net 's hab'n. Sprach's, berichtigte seine Bege und entfernte sich eilends. Thomas Berger.

Lang g'nua hat si der Winter Zeit g'lassen heuer; in der Zeit hätten können, Maßnahmen ergriffen; werd'n, daß 's nur so a Freud' g'weist wär. Aber wie ma jekt'n sieht, is nit g'scheg'n und d' Wiener hab'n jekt'n 's Bequügen, bei 12 Grad san Kälten im ung'haltenen Zimmer d' sitzen. — Guat, müaß und was si net ändern laßt. — Guat, schön! I sag' nit mehr und i schimpf' net mehr. Aber dös — meine Herren, sagt 's selber, ob dös san müßt. I glaub' net.

Spar'n, spar'n, dös is heutzutage 's wichtigste, sagte Schwasser; mit 'n Essen, mit die Kost'n, mit 'n Bier, allweil host 's: Spar'n. D' legte elektrische soll über kurz oder lang scho um halber G'se fahr'n — warum? Aus Spar'amkeit! Von aner Halt'selle zu der ander'n wird 's a klane Kal' sein, weniger Wagen werd'n fahr'n, weniger Linien, wird 's geben — warum? Aus Spar'amkeit!

Und d' weiblichen Motorführer, die f' jekt'n anstelt'n woll'n? sagte Stähler grimmig, wahrscheintl a: Aus Spar'amkeit! D' Mannsbilder san rar, mit die müaß g'part werd'n; Weiber gibt 's mehr als guua, alsdann kann ma irassen mit eahna. — Is ja wahr, aber i sag' Euch: Dös is a Spar'amkeit am unrechten Wab, und verfehrt ang'sangt. G'sicht net eh an Unglück um 's andere auf dera Tramway — ja oder na? Und geh'n net bei an jeden, wenn a scho d' Passagier' halbwegs glimpft davonkommen, d'mindesten an oder wa Wagerin' schickst? Wann dös scho jekt'n so is, wie wird 's erst werd'n, wann nachdem amal d' weiblichen Motorführer eing'führt san. Da wird ja dann, wann er mit der Tramway fahrt, fa Mensch net wissen, ob er dös Ziel von seiner Reif' alser Lebendiger erreicht oder net.

Was Du für a Angst bor die weiblichen Motorführer host, dös is scho nimmer schön, lachte Oberberger; das bitter! Wagenführ'n, warum soll denn das a Strafennummer net a treffen, was so viel d'ammbringen? Weispelweil' d' Meinige — i geh' jede Welt ein, daß sie 's künnt, wa 's dacham das Hausregiment a mit so viel Energie führt. Mit die Mannsbilder müaß eben g'part werd'n! Genau so wie mit 'n elektrischen Licht und mit 'n Gas, meinte Spannagl; jekt'n hab'n 's d'

## Unsere Freiluft-Kunsteisbahnen.

### Ihr Betrieb in der Kriegszeit.

Die Freiluft-Kunsteisbahnen sind eine Besonderheit der Stadt Wien. Anderswo, in Paris, in Berlin, in London und in manchen anderen großen Städten hat es schon früher Kunsteisbahnen gegeben als bei uns, aber sie wurden stets in beschränkten, eingedeckten Räumen errichtet und waren deshalb nicht für jenen Massenbetrieb geeignet, ohne den ihnen für die gesundheitliche Entwicklung der Bevölkerung kein Wert zukommt. Sie waren und blieben abendliche Zusammenkunftsorte wohlhabender Leute, für die der Eislauf nicht Hauptzweck, sondern angenehme Begleiterscheinung darstellte und denen sportliche Vorführungen der Kurzweil wegen geboten werden mußten.

Bei unseren Wiener Freiluft-Kunsteisbahnen liegt die Sache ganz anders. Durch die Größe ihrer Flächen und durch die Billigkeit ihres Betriebes sind sie für den Massenbesuch geschaffen und erfüllen auch vollständig ihren Zweck. Als die erste dieser Anlagen, die Engelmannsche Kunsteisbahn, errichtet wurde, stand man zaudernd vor einer Neuheit, die sich auf dem Papier in Zeichnung und Rechnung vielleicht ganz anders ausnehmen konnte als im wirklichen Betrieb. Aber der Erfolg war ein so durchschlagender, daß schon in den nächsten Jahren auch der Cottage-Eislaufverein und der Wiener Eislaufverein daran gingen, sich die Möglichkeit, die vom Winter vorenthaltene Kälte selbst zu schaffen, zu sichern. In den wenigen Jahren des Betriebes sind die Freiluft-Kunsteisbahnen nun für Wien Selbstverständlichkeiten geworden, und sie haben auch alle Schwierigkeiten, die der Krieg mit sich bringt, bisher sehr gut überstanden.

Nach Kriegsausbruch fürchtete man wohl einen starken Rückschlag auf den Besuch der Kunsteisbahnen, und tatsächlich ließ der erste Kriegswinter einiges zu wünschen übrig. Aber schon im Vorjahre war diese Krise überwunden, und der heurige Winter läßt sich so an, daß man wenigstens hinsichtlich der Kunsteisbahnen keine Sorgen zu haben braucht. Das kommt davon, daß bei uns ein richtiges Verständnis für den gesundheitlichen Wert des Schlittschuhlaufens herrscht. Man betrachtet das Schlittschuhlaufen nicht als ein nutzloses Spiel mühsamer Stunden, sondern als eine erwünschte Gelegenheit, auch während des Winters regelmäßig kräftige Bewegung im Freien machen zu können, und man hat die körperliche Währung, die dadurch erreicht wird, schätzen gelernt. Deshalb scheuen manche Eltern auch fühlbare finanzielle Opfer nicht, wenn es sich darum handelt, den Kindern die gesundheitlich so wertvollen Freuden des Schlittschuhlaufens zu verschaffen.

Die Eröffnung der diesjährigen Eisportaison erfolgte, unabhängig von der Witterung, mit programmmäßiger Pünktlichkeit. Die Kernalter Kunsteisbahn, die aern um eine Meterlänge voraus ist, nahm den Betrieb am 15. November auf, der Wiener Eislaufverein und der Cottage-Eislaufverein folgten am 18. November. Im Betrieb selbst ruft der Krieg vorläufig keinerlei Störung hervor. Kohlen sind nicht erforderlich, und der elektrische Strom ist glücklicherweise noch ohne Verunsicherung zu haben. Auch mit Salz sind alle drei Vereine reichlich versehen. Ein Mangel in dieser Hinsicht hätte zu bedeutenden Schwierigkeiten führen können, denn es benötigte beispielsweise der Wiener Eislaufverein, um eine zwanzigprozentige Salzsäure zu erzielen, bei der ersten Füllung nicht weniger als 40.000 Kilogramm Salz. Das aber ist eine Menge, die heute wohl nur sehr schwer zu beschaffen wäre. Für die Kälteerzeugung verwendet der Wiener Eislaufverein Ammoniak, das er auf Grund von Verunsicherungen des Handelsministeriums erhält. Die beiden anderen Kunsteisbahnen arbeiten mit Kohlenäure, die ohne jede Schwierigkeit erhältlich ist. Einige Mühe macht bloß die Beschaffung eines geeigneten Arbeitspersonals. Für die Maschinen sind natürlich geschulte Fachleute erforderlich, und diese stehen errettlicherweise zur Verfügung. Im übrigen hilft man sich, so gut es eben geht; der Wiener Eislaufverein hat in

den Unterkellerräumen eine Reihe von Frauen eingerückter Angestellter in Verwendung. Auch mit Musikabellen sind alle drei Plätze versorgt. Schon ein flüchtiger Blick auf die Eisfläche zeigt, daß die Jugend den größten Teil der Besucher darstellt. Kinder und wieder Kinder. Sie genießen sorglos und unbekümmert die Freuden des Wintersports und sind eifrig bemüht, aus sich gute Kunstläufer zu machen. An guten Vorbildern fehlt es ihnen ja nicht. Wenn auch unsere Meisterläufer im Felde stehen und nur an den gelegentlichen Urlaubstagen auf Schlittschuhen zu sehen sind, so sind doch unsere Kunstlaufenden Damen da. Sie können wahrhaftig genug, um Anregungen und ein gutes Beispiel zu geben. Den bestehenden Verhältnissen wird sich natürlich der Sportbetrieb während des Winters anpassen. An die Stelle lustiger Feste werden Veranstaltungen zugunsten der Kriegsfürsorge treten, und statt internationaler Wettbewerbe wird es hübsche Kämpfe unserer Buben und Mädchen zu sehen geben. Ihnen sollen die 12.000 Quadratmeter Kunsteisfläche, die wir in Wien haben, ja auch in erster Linie gehören.

Der Morgen  
29. I. 1917

159

## Die kleinen Preistreiber.

Im Gerichtssaal gibt es jetzt täglich dasselbe Bild: die kleinen Preistreiber empfangen ihren Lohn für die auf dem Hintergrunde der großen Zeit verübten Missetaten. Die Leute waren bisher leidlich unbescholtene Staatsbürger, ehemals, als der „Konsum“ noch eine ganz harmlose, selbstverständliche und wenig beachtete Angelegenheit schien. Der Kunde war stärker als sie, und jemehr davon kamen, desto glücklicher fühlte sich der einfache Mann hinterm Laden, mit der Waage in der Hand und dem Starnizel zwischen den Fingern. Die Waage, er handhabte sie wie im Traum; gerne aber wog er, ein Menschenfreund, der Stammlandschaft ein paar Gramm Worte hinzu. Niemand paßte auf; es war gleichgültig, und die Preise standen seit Jahr und Tag, abseits von den unerforschlichen Ratschlüssen der Kartelle, in mäßigen Grenzen so ziemlich fest. In dieses Idyll hat der Weltkrieg eine Revolution getragen, die noch lange Jahre vorhalten dürfte. Gänzlich veränderte Verhältnisse machen gänzlich veränderte Menschen.

Noch hat, auch heute, Unbescholtenheit in diesen kleinen Kaufmannskreisen ihren hohen Wert. Aber die Missetat, eine Konjunktur zu nützen, was jetzt auf Deutsch etwa soviel heißt, wie „am Krieg verdienen“, scheint von der hohen Warte der Unbescholtenheit fast keine mehr. Es ist selbstverständlich, es liegt so auf der Hand, daß man den Augenblick nicht „verpassen“ will! Haben sich nicht viele Leute in kurzer Zeit große Vermögen geschaffen? Ist nicht mehr Geld denn je unter den Menschen?

Nun also!

Der Greisler, der Kleinverkleißer, möchte in solcher außergewöhnlicher Situation kein dummer Kerl gewesen sein. Wohl kann er sich nur auf die kleine Gelegenheitsstreibererei einlassen, aber zu seiner Entlastung muß wahrheitsgemäß gesagt werden, daß ihm der Konsument dabei auf halbem Wege entgegenkommt. Der Konsument zahlt gerne mehr, wenn er nur „bekommt“. Eine Krone Extrahonorar für den Zubringer eines Sackes Kohle ist beinahe schon eine Landesüblichkeit. Das Publikum schafft gleichsam die Atmosphäre selbst, darin die Reinkultur der Preistreibererei gedeiht. Was kann man heute nicht alles für drei Liter Spiritus oder eine Kanne Petroleum haben! Und gar nicht verwunderlich wäre, wenn in den Zeitungen, die des Himmels Vorrecht, Ehen zu schließen in ihrem Inseratenteil zu einem festen Tarif ausbeuten, eines Tages die Anzeige gelesen werden sollte:

Junge Dame aus feinem Hause, mit  
100 Kilogramm Mehl und zwei Schod  
Eiern, wünscht einen gleichgesinnten  
Herrn kennen zu lernen. Wenn Reis, Ehe  
nicht ausgeschlossen!

So entstehen die kleinen Preistreiber. Die allgemeine Preissteigerung ist nur ein öffentlicher Ansporn zu schwunghafter und festlicher Erhöhung im eigenen Wirkungskreise. Im Gerichtssaal stehen sie dann tief enttäuscht. Sie haben „ein paar Heller draufgeschlagen“, nun, liegt das nicht jetzt in der Luft? Und das Wort eines verstorbenen Wiener Satirikers wird wieder wahr: ein Publizist nahm so kleine Beträge, daß er sich beinahe der Unsterblichkeit näherte. Die kleinen Preistreiber verdienen so wenig „darüber“, daß man sie beinahe noch ehrlich nennen könnte.

Und in der Tat: Die Wirkung der kleinen Preistreiber-Verhandlungen schwäche sich von Tag zu Tag ab. Ein Gros verübt, kann die Missetat der Preistreibererei gleichsam schon zum Selbstkostenpreise abgegeben werden.

Die großen Preistreiber bleiben fern, wenngleich man auch sie, dort und da, zu fassen kriegt. Sie schweben immer in einer Atralwolke über dem Getriebe der Kleinen, die sich unten im Schweiß ihres Angesichtes um einen leichten Gewinn nach dem niederen Straßfuß bemühen. Ihre Welt ist nicht von diesem Reich. Keine Strupel trübt ihr Bewußtsein, sie stellen das „ideale Verdienen“ vor, sie erscheinen zu guter Letzt auch noch als Wohltäter des Staates.

Der Letzte, der uniderralle, der größte Preistreiber ist schließlich der Krieg selbst. Er hat die Sphäre der Rechtsauffassungen im Fundament verschoben. Und nicht nur die Rechtsauffassungen, auch den Widerstand gegen das Ubel und den Zartinn hat er geweckt. Niemals war es so klar, was ehrlich sein und die Menschen lieben heißt, wie jetzt. Niemals stand der Leute Tun und Lassen so stark im Licht wie heute.

Jedes Fleckchen ist sichtbar. Dazu war die Jagd auf die kleinen Preistreiber vielleicht gut, aber hoffen wir, daß auch die Gerichte wachsen mit ihren höheren Zwecken!

— Die Seelsorge nach dem Kriege. Prälat Doktor Heinrich Swoboda erinnert im Eingang einer kleinen Schrift von programmatischer Bedeutung, die obigen Titel trägt, daran, daß Gregor der Große, als die Wirren der Völkerwanderung im Verfliegen waren, sein unsterbliches Buch von der Seelsorge schrieb. Jetzt hat der Nachfolger Gregors, wie sein großer Vorgänger an der Wende zweier Welten stehend, sein Recht, den Frieden zu verkünden, mit seinem Amt als Universalseelsorger begründet. Wenn aber nun wirklich die Zeit des Friedens kommt, muß die Seelsorge halten, was der Papst versprochen hat. „Oder wird vielleicht gar die alte ‚neutrale Seelsorge‘ ihr tägliches Dasein wieder aufnehmen und weiterfristen wollen?“ Vermöge seiner seelischen Eigenart wird Oesterreich am Aufbau des Völkerhasses leichter arbeiten, als manch ein anderes Land. Schon aus diesem Grunde, aber noch mehr aus allgemeinen Beweggründen, die im Wesen der Seelsorge und in ihrem Zusammenhang mit inneren und äußeren Aufgaben Oesterreichs liegen, werden wir die durch den Krieg geschaffene neue Lage erkennen müssen, den besonderen Beruf und die Pflicht Oesterreichs dabei nicht übersehend. So kann die Seelsorge zu einer wahren Friedenswehr erhoben werden, „Wort und Wesen“ und „Innerer Geist“ dieser Seelsorge werden gekennzeichnet, um dann die kritische Sonde an „Organismus und Organisationen“ der Seelsorge zu legen. Diözese und Pfarre sind die beiden Organisationszentren, die von Christus und der Kirche angeordnet sind. Das kirchlich gewünschte Vereinsleben ist wichtig, aber der erste und oberste Verein bleibt die Pfarre. Natürlich soll der Pfarrherr nicht Tyrann der Vereine sein, aber alle katholischen Vereine können leicht, wenigstens soweit sie seelsorgliche Tendenzen verfolgen, mit der Pfarre in förderlicher Verbindung stehen. Verantwortlich und verpflichtet für das Seelenheil aller und eines jeden einzelnen ist nur der Pfarrer! Unsere Seelsorge bildete aber vor dem Kriege mit lauter Organisationen schon keinen Organismus mehr. „Darin sind wir ja alle einig, daß es unhaltbar und für eine dauernde Pastorisierung im höchsten Grade gefährlich wäre, wenn immer mehr die Stadtpfarrer nur die Schreibarbeit verrichten und die eigentliche Seelsorge in den Kongregationen, Dritten Orden und sonstigen Apostolaten sich

monopolisieren würde. Dahin aber waren wir, wie von beiden Seiten mit Bedauern zugegeben wird, auf dem besten Weg.“ Für die „Pastorale Arbeit“ gelten als Leitsätze, daß, sobald der richtige Geist des Seelsorgers und das richtige äußere Getriebe zusammenwirken, gesunde Arbeit von selber zustande kommt. Die schönen Paradefarben tragen unsere Soldaten jetzt nicht, sondern die graue Arbeitsfarbe, die zugleich am wirksamsten schützt, so unansehnlich sie sein mag. In dieser Stimmung klinger Anpassung an den Heimatsboden, prinzipientreu, aber nicht andringlich, wird auch die kommende Seelsorge arbeiten müssen. „Geduld und Beobachtungsdienst“ heißt die dem ersten Fundamentalsatz vorangesetzte lapidare Ueberschrift. „Es soll keine, weiß Gott wie neue Seelsorge werden, sondern nach dem Krieg wird vor allem jene Seelsorge aufzubauen sein, die vor dem Kriege hätte wirksam sein sollen.“ Der zweite Grundsatz lautet: „Logisch folgt aus der gesteigerten Seelsorge die gesteigerte Fürsorge. Nach dem Kriege werden wir uns doppelt hüten, die Martharbeit gering zu achten. Aus allen Kräften seiner Seele wird jeder Seelsorger bei den kommenden charakteristischen Zeitnöten helfen, wo und wie er nur können wird, marthamäßig ohne Berwirrung, samaritermäßig ohne Engbergigkeit, genau wie ein guter Hirt.“ „Oesterreichs Beruf“ in der Seelsorge wird von Prälat Swoboda dann noch klarer umschrieben. Zu der innersten Kräftigung unseres österreicherischen Völkerlebens müßte noch rein pädagogisch ein Strammerwerden der Volksseele hinzutreten. „Unser Verhältnis zu den orthodoxen Völkern, unsere Nachbarn im Osten, die zweite Frage, die nach dem Kriege sicher aufleben wird, die jüdische, ein pastoralth theologisches Hineinleuchten in die angeblich so abgeschlossene orthodox-religiöse Welt, die Frage der Missionen für die Christen des nahen und fernem Orients werden scharfsinnig erörtert. „Seelsorge bedeutet in jedem Staatswesen soviel wie Mitsorge für das Gemeinwohl. Insbesondere wird Oesterreichs nationales Problem diese Wahrheit nur noch deutlicher erkennen lassen. Seelsorglich wirken heißt für uns österreicherisch wirken.“ Das banale Wort „Jetzt oder nie“ wird zur Weisheit für die kommende Seelsorge, weil niemals in der Menschheitsgeschichte ein solches Umwühlen und Umbilden in gleich kurzer Zeit durchgeführt wurde wie jetzt. Wenn wir nicht reich die Organisationen schaffen, einrichten und vorbereiten, die wir dann brauchen, wird uns eben der Friede überraschen. Jetzt schon müssen die Hindernisse künftiger Arbeit in unseren Vorstädten, wo die Seelsorge tausendfach notwendig werden wird, beseitigt werden, damit sie dann nicht, größer geworden, uns bestegen.“ „Daher ist jetzt die Zeit der Sitzungen, Konferenzen und der Ausarbeitung führender Ideen und ihrer praktischen Ausgestaltung im einzelnen — dann wird und kann die große Arbeit kommen.“

## Allerlei Kriegsgrobheit.

Wir haben schon öfters an diese empfindliche Frage gerührt. Wenn es wahr ist, daß die Not beter lehrt, dann hat so mancher unter den Geschäftsleuten — die Kategorie der leistungsfähigen Geschäftsleute selbstverständlich ausgenommen — die Not in diesem Krieg noch nicht kennen gelernt, und diese scheint nur unter den Konsumenten eine Rolle zu spielen. Dieser Zustand, der auf der einen Seite die nagende Sorge um das tägliche Brot hat, auf der andern die unberechtigte Grobheit, wird von Tag zu Tag unerträglicher, so daß wir uns des Näheren damit befassen wollen. Wir bringen im folgenden ein paar verbürgte Anekdoten auf diesem Gebiete, in der Hoffnung, daß sie zu einer höchst erwünschten Besserung beitragen werden.

### Im Kohlegeschäft.

Eine Hausfrau ist seit fünf Jahren Kundin. Neuer, als die Kälte den Besitz von Kohle unerlässlich machte, und das Dienstmädchen das Geschäft betrat, war das erste, brüskt hingeworfene Wort: „Recht wird nix mehr zug'stellt!“ Auf die höflich vorgelegene Frage, wann man sich die Kohle holen könne, gab es folgende geharnischte Rede: „Nehmen s' gleich an Kübel mit, ich gib Ihnen net mehr als an Zentner alle vierzehn Tag. Oder na, i wir' Ihnen gar nix reservieren — kommen S' wann's da is, is da, sonst net.“

Voll Angst kommt nun die Gnädige: „Schauen Sie, liebe Frau, ich war immer eine gute Kundin von Ihnen, geben Sie mir doch Kohlen, ich brauche sie so notwendig. Und Sie werden ja nach dem Krieg auch Kundinnen brauchen.“

Das hätte die Dame nicht sagen sollen, denn das Echo war wenig erfreulich: „Aber lassen S' mit in Ruah, i kriag nach'm Krieg Kundinnen soviel i brauch'. Und überhaupt, wann S' freiten woll'n, i hol' gleich die Polizei!“

### Beim Fleischauger.

Der das Beil in der Hand hält, war im Frieden ein Herr, der viel auf sich hielt. Nun, im Krieg, ist die Sache anders. Anders, weil dieser Fleischauger, wie jeder andere, zu einem halben Kilogramm Fleisch 25 Dezagramm Beinzunage gibt, aber den vollen Preis dafür berechnet. Eine Frau, mit dieser Fleischauger nicht einverstanden, erhebt gegen die unerhörte Beinzunage Einspruch. Mit bestimmten, aber gar nicht unhöflichen Worten — mein Gott, man gibt ja sein blutig verdientes Geld her. „Lieber Herr Fleischauger, können Sie mir nicht mehr Fleisch statt Knochen geben?“ „Was, Se woll'n Kahna anschaffen a no, da san hundert Leut' hinter Kahne, die 's nehmen!“ In der Tat, diese Hundert, die es zum Schaden der Mitbürger überall gibt, waren da und gaben sich mit den teuren Knochen zufrieden. Die Frau durfte beschämt abziehen — ohne Fleisch.

### Beim Bäcker.

Eine ganz moderne Geschichte, da sie in diesen Tagen der Herausgabe der Brotbezugskarte spielt. Ein Junggeheile, der auf Kosten der Bureauzeit sich eben in den Besitz dieses wichtigen Dokuments gesetzt hatte, stand, seiner Sache gewiß vor der Leiterin der Filiale seines bisherigen Bäckers. „Und auf die Brotbezugskarte soll i Ihnen a Brot ausfolgen? Dös gibts net! Da (sie machte einen dankschöpischen Abdruck ihres Daumens auf einer Stelle des Papiers, wo die Brotkommission die Ziffernangabe vergessen hatte) muas die Ziffer steh'n, sonst gibts ka Brot. Und überhaupt, auch dann kriagen S' nur a Viertel von dem, was bisher g'habt hab'n.“ (Das wären 70 Gramm Brot für den Tag.) Diese Unterredung wurde sehr einseitig geführt. In der Begeisterung ihres Hornes, dessen volle Schale sie über dem Haupte des Unschulbigen ausgoß, gebrauchte sie schließlich einen Ton, aus dem die Beleidigungen üppig hervorprossen — er verließ ohne Brot (infolge der Rationierung bekommt er vor dem 18. Februar nicht das geringste Stückchen Brot), mit einer ungiltigen Brotbezugskarte und in „besser Stimmung“ das gasliche Lokal.

Das sind ein paar der üblichen Grobheiten, die man täglich duzendweise einheimst. Sie sind trotzdem unannehmbar. Das folgende wahre Geschichtchen dürfte jedoch unter keiner Bedingung eine Wiederholung erleben, denn die Grobheit ist in diesem Falle zügellos.

### Beim Spekeristen.

Eine Frau kaufte im 9. Bezirk ein Päckchen Zucker. Als sie das Geschäft verlassen hatte, verlangte ein Knabe, der unweit der Frau gestanden war, auch ein Sackerl Zucker. „Was, du wi'st a an Zucker? Schau, daß d' auchi kummt! Du kriagst tan.“ Darauf der Knabe: „Ja, aber bitt' schön, ich hab' ja g'sehen, wie S' der Frau an Zucker geben haben, na, ich möch' auch an haben.“ Worauf der Geschäftsmann hinter der Budel hervorlief, auf den Knaben zu, und ihm eine Ohrfeige verleihte. Mit dieser, aber ohne Zucker und unter Tränen, tief entsezt, mußte der Knabe nach Hause gehen.

## Notizen.

„Läß dich nicht stören!“ sagte der eintretende Freund.

So blieb ich sitzen und schrieb emsig weiter.

Der Freund blickte mir über die Schulter.

„Ja sag' mal,“ staunte er plötzlich, „seit wann schreibst du denn fürs „Fremdenblatt“?“

Indigniert wendete ich mich um.

„Ich werde doch nicht fürs „Fremdenblatt“ schreiben!“

„Ja aber...“ Und er las laut das Geschriebene:

Wieder sind wir Zeugen des erhebenden Schauspiels, wie ernste Männer und jugendfrische Jünglinge ihr Liebstes verlassen, um mit feuriger Begeisterung zu den Fahnen zu eilen. Und in wehmütiger, aber stolzer Freude lassen Mütter und Frauen ihre Helben von dannen ziehen und segnen die heilige Sache des Vaterlandes, dem sie Kind und Gatten weihen dürfen...

Der Freund sah mich erwartungsvoll an.

„Ich werde es dir erklären,“ sagte ich leise. „Inmet mein Wunsch, einmal nicht konfisziert zu werden. Und ich kann dann der Versuchung nicht widerstehen, etwas niederzuschreiben, von dem ich weiß, daß es der Zensur nie und nimmer konfisziert werden würde. Dann lese ich das Geschriebene und sehne mich nach einem neuen Oesterreich, in dem die Gedankenfreiheit mehr wäre als ein Zitat aus dem „Don Karlos“, und träume den schönen Traum von der Freiheit des Gedankens, der Meinung, des Wortes...“

Mein Freund zuckte die Achseln.

„Mit der Zensur muß man halt noch immer rechnen.“

„O!“ rief ich aus, „wenn man mit ihr endlich auch abrechnen könnte!“

Was gilt ihnen Weib,  
was gilt ihnen Kind?  
Gilt es doch, für Weib und Kind  
zu sterben. So wie man stirbt,  
weil es ums Leben geht.

Die Mutter befehlte den erkaltenden Ofen.

„Geh schlafen, Kind, es ist kalt.“

„Du, Mutter, heut sprach der Herr Lehrer von der Kälte. Er sagte, man muß die Kälte als Prüfung Gottes nehmen, und Gott läßt die Menschen leiden, weil sie Sünden haben. Und ein Bub sagte, daß sie keine Sünden haben, weil sie einen Gasofen haben und der sehr warm macht. Und der Herr Lehrer hat es gehört und war gornig und hat gesagt, wir sollen still sein, weil wir dumm sind und es noch nicht verstehen... Sag', Mutter, haben die Reichen keine Sünden?“

„Geh schlafen, Kind!“ sagte die Mutter.

Um sieben Uhr abends ist ein Konzertbeginn immer gewagt. Die Nachzügler stören und wollen ihr Recht auf den Sitz erkämpfen. Wir beginnen jetzt um halb acht Uhr nicht pünktlich und warten immer noch eine Viertelstunde. Und zum Dank hierfür ist das Publikum schon um halb zehn Uhr abends nicht mehr zu halten und will nach einem Ohrenschmaus in Ruhe nachmachen.

Man verüble das nicht den Wienern. Welches Interesse könnte denn auch einer für den letzten Satz einer Symphonie noch haben, wenn vor seinem geistigen Auge der Speiseträger steht und ein garniertes Rindsfilet nach Wiener Art von der Speisefarte wegstreicht? Alles, was recht ist. Wozu aber die Selbstlobhymnen auf die altberühmte Musikstadt Wien? Und warum noch immer keinen rührigen Verein zur Befhebung des Fremdenverkehrs?

# Am Stammbesl.



„Guat is 'gangen, nir is 'g'ichig ni' sagte Stichter. Da er nicht weiter sprach, nahm Schwaffer an, er sei bereits fertig und erwiderte:

„Gvat is 'gangen? Nir is 'g'ichig? A da mich i scho bitten. Unga'fehrt is 'g'ahen' und i find', Das's in dera Wochen oll's eher wie quat 'gangen is und alles mögliche 'g'ichig is, was ma grad fa Annehmlichkeiten haben kann. Guat du 'gangen is, willst vielleicht sag'n, nämli bei d' paar elektrische Heilstellen, die uns d' hösliche Kommune aus Guad' und Warmherzigkeit überlassen hat; und 'g'ichig is nir, nir anders nämli, als das si unjenerner, der's fibratische Selma net 'g'wohrt is, im ung'besten Zimmer's Behenipizel und d' Schrywache 'g'ivet wat, das's nur so a Vergnügen is. Consi' beitet is net viel 'g'ichig u, aber mir für mei Person ra d' grad guua."

„Bist' nachdem frei?" ergriff Stichter reuend's das Wort, nachdem er schon während der ganzen Mede Schwaffers bestrebt war, ihn zu unterbrechen; aber d'oe kommt daher, wann ma an Wert'schen net ausreden leßt. „Guat is 'gangen — nir is 'g'ichig ni'! D'oe sag' net i, der Stichter, sondern i hab' sag'n woll'n, das' d'oe d' Bäden- malka und Guatbäder sag'n. Den Brangern, man i — is a kommodere Art von 'Stral' überhaupt no mögli' auf dera Welt? Na, i bleib' dabei: Wann d' hohen Beschäftigten nir anders derfinden, als wie, das' d' Plauen von d' Bäden und Zuckerbader in d' Zeitung einstudieren lassen, nachdem werden s' net viel ausrichten mit dera Exethod'. Ep was soll a 'Stral' sein, sagt's selber, meine Perren, ob d'oe net san Lachen? Als ob's 'igendow' Bäden aebet, der si was drausmacht,

wann d' Menschheit beschafft, er hat seine Kräftelein und Bäckereien aus guaten Weizenmehl 'g'macht! „Grad im Segentheil,“ sagte Spannagl und nichte beständig; „d' Leut werd'n si denken: D'oe is amal a Mensch, der was a Herz für seine Kunden hat und eahna auf Kosten von sein staatsbürgerlichen G'wissen's selbe bogunnt. Zu dem geh'n ma! Und d' Folg' is, das' er no mehr G'schäft macht als wie vorher. Das' die Allgemeinheit davon n Schaden hat und im b'sundern der klane Mann, d'oe is ja wahr; aber wer denkt denn an d'oe? D' Leut, die was si mit Bäckereien und guater Bäckerei anpumpfen in aner Zeit, wo andern's trodene Stücker Brot feht, die Sorten von Leut' denkt an so was net. Allgemeiner's Wohl — was is denn das für die? A Fremdwort, mit dem s' mir recht's anzufangen wissen, sonst gar nir.“

„Trauri guua, das' s' solche Leut' allerweil no gibt,“ ließ sich jetzt Oberberger vernehmen, „und das' s' no dagua so d'it 'g'it san, das' D' über sie stolperf, sobald das' D' an Schritt macht. Für solchene is freilich der Pranger net 'g'macht, sondern für die, was a sojäuul's Empfinden hab'n.“

„Wo leh'n denn die aber, wann i frag'n der?“ schaltete Stichter ein, „am Mond drobnut wahr'scheinli oder da herum!“

„Na jek'n, angelhe gib's scho no auf der Welt a,“ meinte Oberberger, „aber sie san rar, d'oe gib i qua.“

„So rar als wie a elektrische Heilstelle nach der menschen Urtnung,“ rief Schwaffer; „wann's ane suacht, muß an Kilometer weit reimen.“

„D'oe mischfehlt wieder amal ganz und gar,“ erwiderte Stichter; „merst denn net, das' d'oe nir anders als wie a kommunale Fürsorg' is? Wann's so aner Tramway ordentli nachsch, kommt's Blut in Wallung, d'oe is 'g'sund, stärkt die Lungen und die Muskulatur und macht an schön warm. Grad jek'n in derer kalten Zeit is ja so was der wahre Segen. Oder glaubt's ihr am End', d'oe bei den Heilstellen sich'n und nachdem im kalten Wag'n, is 'g'sund? Wann's klane Heilstellen net gibt, kann ma a net sich'n davor; da haßt's dann, d' Süßig in d' Hand nehmen, ordentli jek'n — werd's selig'n, grad Wunder wird d'oe Regent wirken. Strauten

und solche Sachen werd'n gängli aus der Mod' kommen bei uns in Wean.“

„Der Stichter mach' für all's immer a Auslegung nach seiner Weis,“ sagte Spannagl und lachte; „nur aus verpöht, lieber Freund: D' Schuach! A Paar soll't heut'zutag klane adre'g Brandeln wie nir und durch's Laujen werden i' ket besser.“

„I hab' 'g'hört,“ sagte Schwaffer, das' jek'n a Wert'stalt aug'macht werden soll, wo si a jed's seine luderten Schuach selber aussuchen kann. Den Vorzich soll a Schuachmacher führ'n, der Dir sagt, wie das' die Each' 'g'macht wird.“

„Brand' i all's net,“ erwiderte Oberberger. „Nir's Schuachreparier'n hab' i mit scho längt verlegt; und wann mir a Schuach, wann i esch'n a Paar Schuach qua Doppeln bring', gradausfa leg, d'oe macht er net und i soll mir mit meine Stiefeln wieder schau'n, das' i esah'r, dann pack' is, ohne viel G'schichten's machen, wolcher ein und jek' mit d'oham selber dahinter. Das' is so guat weß als wie a 'g'learner Schuach, will i net sag'n, aber dafür bu i a net so haunt als wie der.“

„I hab' mir's scho oft guua dacht, warum der Brauch von anno dagua, wo a jeder Qua neben an Studium a no a Handweil 'g'lernt hat, im Lauf' der Zeit abkommen is. Es gibt heut' no ältere Herrien guua, die als junge Leut' a Hands werk dekrent hab'n: Da alle Schloßern, da andere Tischlern und so hirt. D'oe is ja freilich net viel mehr als wie a Spurt gewest, so wie heut's Tennispielen und Esstah'n; aber a Nutzen war do dabei, und in aner Zeit wie der jetzigen funnt ma's brauchen. . . Aber mir san vom Gegenstand abkommen. Vom sozäuulen Empfinden war d' Med' und das' d'oe so rar is unter d' Menschen. D'oe is selber Wortes wahr; a jeder ausetue denkt an san eignen Bauch und wie a si denn a in der Kriegszeiten ordentli antuopen kann. Um d' Allgemeinheit kümmert er si an Schmar'n. Und d'raum man i wann s' d' obligate Kriegsküchel, von der jek'n so viel d' Med' is, wirkli einführ'n, so wä' d'oe endli a Mittel, um diese Verjüarten san k' krieg'n. Da gibt's dann klane Himmertücheln mehr, klane G'schickterin und Protektionsbüchlein und fa Reich am fleischloien Tag! Solang' si d' Leut' nur ein-

schränken soll'n, muß d'oe off's nir, sie trax's ganz aufsch net; wann sie si aber einchränken müßten, dann bist' eahna fa Herogot, fa bölig' wütr Geldsack und fa 'g'älliger Goldschmacher net; dann müßten s' eben und auf die Welt' müßt' s' dann für d' Allgemeinheit endl' besser werd'n.“

„Nirger'n Speisjettel von die Ketzen is ja heit' scho all's eing'schränkt,“ sagte Spannagl, „menschen net nur der Drammayberchr, sondern a her Omnibus, den s' uns ganz und gar 'g'lich'n hab'n!“

„Na, Nachtleben gibt's immer, dent' si d' Kommune, alsdann braucht ma a klane Nachabufferin' mehr,“ sagte Schwa' fter. „Das' d' Omnibusser net für d' Dracher allein da san, sondern a gern um Zwölze oder zins d' Fuag' beipiel'sweil' von der Innern Stadt nach D'atirung' hirtchen, so weit dent' d' Kommune scho wieder nimmer.“

„Wist's Des,“ trugte Stichter, „warum der Stellwag'berchr eing'leßt hat werden müßen? Weil d' Gemeinde die Vrderin zum Gedäpelsf'f'her'n braucht. Das' klane Omnibusser mehr lais'n, am Tag net und bei der Nacht net, d'oe werst, aber von die Gedäpeln s'ipürst' allsewel no n'z.“

„Oberberger, dessen Zeit gekommen war und der an dem Aufbruch zu denken begann, sagte: „D' Fonduskeren san scho allernal a wengel hant' g'west — na jek'n, übernehma derf ma's ja den Armischerin net und s' lachen haben i meiner Seel und Gott fir — aber so wie d'oe jek'n is, so war's no' nia net. Bei die Haltestellen is d'oe jek'n a Gedding und a Weina, das' ma glaubt, ma wird a Narr. D' Konduskeren manen, d' Fahrzäst san Schuld an dem Behäl und schrei'n an jeden anein' recht latti an. Der is naturli a net faul, na und so geht der D'ich-hurs hin und her. — D'oe is aber alle gar nir gegen der Weingen, wann i s' ipät kamfom; gegen die Fran san alle Konduskeren von Fran die reiniten Kammerin. Drum dürt' s' nir d'agen hab'n, wann i mi jek'n empfehl und in aller G'schwindigkeit a no dagua. Consi' gibet bei mir Daham dieselbe schärfere Tonart als wie in der Welt — so a Str von verklärten U-Boot-Strien im flant; Schamper Duener, meine Perren! — Verpold, Thomas Berger.“

4.11.1917 157

## Die Stimmung in Oesterreich-Ungarn.

G Wien, 4. Februar.

Der Schleier der Zensur, den jeder kriegsführende Staat vor das Angesicht seiner Presse hängt, hält ebenso wenig drei Kriegsjahre aus wie der gute Wille der Presse, mit Unterdrückung jedes Schmerzenslautes die steinern martialisches Maske zu tragen, die den Feind schrecken soll. Ein geschulter Beobachter könnte schon lange aus dem, was die Zeitungen schreiben und nicht schreiben — etwaige Zensurlücken mit eingerechnet — ein ziemlich genaues Bild der Stimmungen und Vorgänge in Oesterreich-Ungarn gewinnen. Es hätte also gar keinen Wert, heute irgendwie gefärbte Berichte zu senden, in der Absicht, den Gegner zu täuschen. Er brauchte nur die ihm ja immer zugänglichen Zeitungen zu lesen und wüßte doch, woran er wäre. Um so mehr darf man glauben sich in Anspruch nehmen, wenn man nun der Wahrheit gemäß feststellt, daß ganz Oesterreich-Ungarn der angekündigten Verschärfung des Laubhockkrieges zustimmt.

Das hat verschiedene Gründe. Der erste ist wohl, daß man großes Vertrauen in die Wirkung eines rücksichtslosen U-Boot-Krieges hat und von ihm eine rasche Umstimmung der Ententevölker erwartet. Der nächste ist, daß man nach der höhnischen Zurückweisung des aufrichtigen Friedensangebots den Ententevölkern ein reichliches Maß der Leiden gönnt, die sie uns zufügen wollten. Der dritte und wichtigste, daß man ein Ende dieses Krieges sehen will, der längst entschieden ist und nur noch von der Furcht der Ententerregierungen vor ihren eigenen Völkern sein fürchterliches Dasein fristet. Es gibt in Oesterreich-Ungarn keinen Menschen, der glauben würde, daß wir diesen Krieg noch verlieren könnten. Das Vertrauen zu Hindenburg und dem Verteidiger der Isonzofront, Vorojevic, ist so groß, die Tatsache, daß die Uebermacht der Feinde bisher an den unsrigen gemessen nirgends einen nennenswerten Erfolg erringen und nur ganz wenig von unserem Gebiet besetzen konnte, wirkt so überzeugend, daß man den Krieg nur mit der Empörung über die Gewissenlosigkeit der Feinde, aber nicht mit irgendwelcher Besorgnis über seinen Ausgang fortsetzt. Aber man ist erbittert über die schrecklichen Opfer, die der Wahn der Feinde fordert und ist der Leiden müde, die ein so langer Krieg jedem Lande zufügt. Man trägt die Entbehrungen mit patriotischer Entschlossenheit und im Bewußtsein, daß diese Entschlossenheit ein Teil der Landesverteidigung ist, aber doch auch mit dem Gefühl, daß es nicht sein müßte, wenn die Feinde endlich Vernunft annähmen.

Es steht zwar mit der Ernährung nach allem, was man hört, bei weitem nicht so knapp, wie die Feinde glauben. Man kann — für schweres Geld allerdings und viel teurer als in Deutschland — noch fast alle Lebensmittel, insbesondere Fleisch, Butter und Eier, wenn auch nicht in beliebigen Quantitäten haben. Andere Lebens- und Genußmittel sind etwas knapper. Aber wenn erst die Monate März und April vorüber sein werden, ist auch die schwerste Zeit tatsächlich vorüber. Der Gemüseanbau übersteigt alle Erwartungen, die Fleischrationen werden vergrößert und die Streckung des Brotes wird mit Hilfe der rumänischen Weite keine unlösliche Aufgabe sein. Am stärksten wird vielleicht die Transportkrise empfunden, die im Waggonmangel besteht, der durch die andauernde Kälte ganz besonders fühlbar gemacht wird. Es fehlt an Heiz- und Beleuchtungsmaterial, d. h. es wäre ja zur Genüge vorhanden, aber es kann nicht an die Orte des Bedarfes gebracht werden, und nun erschweren die Schneemassen noch die Zuführung in die einzelnen Haushalte. Es wird deshalb mit Einschränkung der Beleuchtung und Beheizung vorgegangen. Behördliche Verfügungen sind dazu eigentlich ganz überflüssig, denn jeder einzelne nimmt sie schon aus naheliegenden Gründen selber vor. In großen Wohnungen heizt man nur wenige Räume, um mit den etwa noch vorhandenen Vorräten sein Auslangen zu finden. Man beleuchtet so wenig als möglich, man erträgt auch Einschränkungen des Trambahnverkehrs, die notwendig geworden sind, weil die Waggonen schadhast werden und die gelernten Arbeiter in den Reparaturwerkstätten fehlen. Das sind ja schließlich, alles nur Kleinigkeiten gegen das, was die Truppen in diesen fürchterlichen Temperaturen ertragen müssen, und es nimmt jeder sein Teil gern auf sich, wenn er damit der allgemeinen Sache dient. Aber das Schuldkonto der Feinde wächst dementsprechend, und es werden Jahre, vielleicht Jahrzehnte vergehen, bis ein Gegner hier in diesem gutberzogen und leichtlebigen Volke wieder volles menschliches Entgegenkommen finden wird. Es herrscht eine Stimmung, wie in Schopenherr's „Volk in Not“. Wir wollten nichts als in Frieden leben, man hat uns nicht gelassen, man will uns vernichten, obwohl man schon hätte einsehen können, daß ein Volk unüberwindlich ist, das sein Leben verteidigt. Auch Oesterreich-Ungarn ist zu Stahl geworden, stahlhart und schneidend wie Stahl.



### Im eroberten Braila.

Von unserem Kriegsberichterstatter Karl Fr. Nowak.  
Braila, im Februar.

Braila ist heute eine Stadt mit dem Krieg vor der Tür. Wie Triest, wie Lemberg, dennoch anders, da der Krieg — gnädig und gutmütig, wie er sich selten zeigte, — die Stadt selbst durchschritt. Sie war nicht mehr rumänisch, längst nicht mehr, als die Sieger auch dieses Weltkriegskapitel noch weit vor ihr hielten; sie war schon lange russisch. Im Hotelzimmer ein scharfer, fremder Geruch. Wir kennen ihn von Lemberg her, vom „Imperial“, von allen Restaurants der Karola Ludovica: Fuchsen, — Russen waren da. Sie waren die Herren der Stadt, waren mit klingendem Spiel gekommen, denn sie wollten Braila verteidigen, wie sie auch in der Bukarester Fluchtpanik mit klingendem Spiel in die Hauptstadt eingezogen waren, um Bukarest zu verteidigen. Und sie ließen schließlich auch Braila nur mehr den Niederschlag von Fuchsen und russischem Kölnischwasser, alles andere nahmen sie mit.

Kaiser Trajan, der usurpierte Stammherr dieser verspäteten Römlinge, Kaiser Trajan, der natürlich auch auf dem Hauptplatz von Braila steht, blickt in eine wunderliche Hauptstraße hinein, die Brailas stolze Straße, Kaufstraße, Handelsstraße und zugleich Börse ist. Alle Läden halten offen. Vor den Spiegelscheiben galoppieren die Patrouillen vorbei, buntermischt; ein einziger Trupp hatte hinter dem deutschen Spitzreiter osmanische Kavalleristen, Magyaren und bulgarische Reiter. Dann rassist ein Trainzug vor ein Parfümeriegeschäft. Und die schwarzen Büffel an den niederen, aus rauhen Brettern gestügten Karren stapfen bisweilen ins Tor eines Kaffeehauses. In dem lautlosen Hin und Her der vielen Menschen, die vielerlei Soldatenkleider tragen, zwischen ostländisch phantastischen Trachten, die einstmal weißes Sammet waren, zwischen hohen schwarzen Pelzmützen und den roten, schreienden Turbantüchern, die vordem zweifellos andere Bestimmung hatten, zwischen Maisverkäufern, die die weißen Körner in schwarzen Trommeln auf offener Straße rösten, zwischen den Kolatschenträgern, die das warme, helle, noch dampfende Gebäck anbieten, zwischen den weiland königlich rumänischen Holzlisten, die man in Amt und Budekmütze auch hier beliebt, vorbei an den Holzpulten mit dem gläsernen Deckel, unter dem es Franken und Kronen, Reichsmark und Pfaster gibt, zwischen all dem Hin und Her stören und schwirren im Korso die Damen von Braila. Ihre heiteren Blicke hat das Schicksal von Braila nicht getrübt; hochgestieft bis ans Knie, umflattert vom Hauch der begehrierten, verwöhnten Pariser Düfte, sanft und mollig in kostbarsten Pelz gepackt, trippeln sie straßauf, straßab, zuzusehen, wie die osmanischen Reiter traben, hinzuhören, wie die Salaber Kanonen singen, in die Geschäfte einzutreten, um Einkäufe zu besorgen. Die Läden stehen alle vollbepackt mit Kisten und Schränken, mit Dosen und Schachteln; eigentlich scheint alles unberührt. Aber Sie wünschen ein Stückchen Seife? Die Russen haben wirklich alle Seifen mitgenommen. Sie wünschen ein Stückchen Konfekt? Aber die Russen haben wirklich alles Zuckerwert aufgekauft. Die Kisten blieben, die leeren Schränke, Schachteln und die Dosen. Beim Mechaniker stehen leere Parfümflaschen im Schaufenster. Vielleicht kann ich hier eine Taschenuhr bekommen. Er bietet mir grünbraunen, unechten Kaviar an, von dem drei Fässer im Laden stehen. Vielleicht werde ich, wenn ich doch ein wenig Glück habe, die Taschenuhr im Schuhgeschäft bekommen. Aber dort gibt es — außer wahrhaftigen Schuhen — nur Attrappen von russischen Leepäpchen. Die Einkäufe gebe ich auf. Ich gehe jetzt ins Kaffeehaus.

An dünnen Blechhischen dreihundert, vierhundert Menschen im Pelz. Sie sitzen mit Hüften und Mägen da, In Astrachan, Zobel und Bismar. Greco, der Kellner, und Xenophon,

der Oberkellner, sind in einer ewigen Jagd nach frischem Kaffee und weißem Brot begriffen, aber eigentlich verzehren hier nur die Soldaten etwas. Die Getreidehändler, die dichtgedrängt, zehn Menschen, fünfzehn rund um ein Tischchen für vier Personen sitzen, in Gruppen auch noch zwischen den Tischen stehen, die Getreidehändler nehmen gar nichts. Aber sie geben dem Kaffeehaus Wesen, Art und bestimmende Farbe. Griechen sind hier und Armenier, reiche Juden und auch Rumänen. Gestatten mit harten, brutalen und rücksichtslosen Zügen, reine, schöne Patriarchengesichter, mit schimmernden, seidenweichen, weißen Bärten, unmittelbar nebenan verlebte, waghalsige Spekulatiengesichter, Gesichter von Galgenbögen und von Lebemännern, die seltsam verschmugt im Zusammenbruch ihrer Existenz mit verschleierten, flackernden Blicken davon erzählen, wie sie das ewig schwankende Auf und Ab einer abenteuernden Lebenshaltung zwischen Reichtum und Weibern verwöhnten. Aber die Händler sprechen nicht viel. Sie lauern beieinander, aneinander, wie Mückenschwärme, alles ist unsicher geworden für sie, unsicher in dem Augenblicke, da das Kriegsspiel über sie und die Ware ihres Markts, nicht mehr die eigene Geschicklichkeit und Geriebenheit entschied. Auch sonst ist hier die Börse, die in der Hauptstraße unter freiem Himmel handelt und im Kaffeehaus weitergeht, aber nichts von Aufgeregtheit, nichts mehr von lärmend hochgetriebenen Kursen hat diese Börse, haben diese Börsianer behalten. Sie sitzen unter König Karols, unter König Ferdinands Bild zum Zeichnen ruhig. Die Statistiker des Börsenlagers, auch ein paar von den wichtigsten Schauspielern sind geblieben. Sie markieren heute Rollen, die stumm wurden. Alle Stichworte fehlen. Eigentlich bringen nur die kleinen, zerlumpten Straßenjungen, die sich aus den Vorstädten hereinstehlen, Bewegung zwischen die Händler. Sie balgen sich um die Zigarettenstummel, die man fortwirft, sie betteln um ein Stückchen Zucker, um ein Streichholz. Und verlaufen natürlich die „Donau-Armee-Zeitung“ genau um das Doppelte des Vorgeschriebenen. Man muß sich selbst balgen, wenn man durch sie hindurch will.

Draußen wogt jetzt der Korso als Hochflut. Türken und Bulgaren, Deutsche und Oesterreicher, alles wirbelt und mischt die Farben. Heller leuchtet das Kino. Denn das Kino spielt schon wieder. In den Logen rund um den großen Saal Publitum, das wie Damen aussieht: weiße Reiter, Pariser Hüte. Und Lachen klingt herüber, das sich nicht immer ganz damenhaft anhört. Der Film legt Wert auf Stimmungen aus Braila. Die Behandlung, die Verfrachtung von Getreide wird gezeigt. Es schlendern noch rumänische Offiziere über den Kai. Dann eine Nährseligkeit, die eine Woffe abschlekt. Das Theater dicht besetzt bis zur Decke hinauf, feldgrau und hechtgrau. Die ersten Parquetbänke leer; ein einziger Bulgare sitzt hier. Und der einzige Bulgare muß sehr, sehr müde sein. Er kümmert sich nicht um die Technik des Getreidegeschäfts, das Nährstück durchlebte er nicht und die Lachsalben aus Anlaß der Woffe wedten ihn nicht. Er schloß ein, noch ehe das erste Bild erschien. Und schloß immer noch, als das Schlußbild schon verschwand. Aber er kam erst heute morgen von der Serethfront... Nach dem Kino ist alles zu Ende. Die Reiter, die Pariser Hüte verschwinden. Und auch die Börse ist dunkel. Nur Patrouillen huschen schattenhaft um die Ecken. Manchmal noch ein vereinzelter Trainstapel. Totenstill liegt Braila. Nur die Salaber Kanonen rollen.

\* (Wir haben's doch gut,) denn hört, liebe Wiener, der „Schwarze“ kehrt wieder aus seiner Tagesverbannung in die Kaffeehäuser zurück. Wer bei dieser Nachricht, die in der vor-  
 gestrigen Versammlung der Kaffeefiedergenossenschaft mitgeteilt  
 wurde, nicht von einem besessenen Erschrecken heimgesucht wird,  
 verdient sein lausliches Stammpfand im Kaffeehaus nicht. Bei  
 Beibehaltung der bisher erlaubten Stunden für den Kaffeeaus-  
 schank wird nun, einer Verlautbarung zufolge, die Schänkerlaubnis  
 auch auf die Nachmittagsstunden von 1 bis 3 Uhr ausgedehnt. Und  
 warum der wochenlange Schrecken der koffeinfreien Nachmittage?  
 Nun wird er wieder, der „Schwarze“ natürlich, aromatisch aus den  
 Schalen duften, mit einem Schlag wird der Untadelige alle seine  
 Nebenbühler aus den Ersatzformationen in die Flucht schlagen  
 und nur durch sich selbst für sich selbst zeugen. Wie gern werden wir  
 nun die Lichteinschränkungen ertragen, haben wir ihn ja doch  
 wieder — den Schwarzen, den Kaps, den Braunen, die Ruß, die  
 Schale Gold, den Weißen! Fragt sich, warum und woher, so sind  
 wir kaum imstande, das Dunkel der Herkunft zu erhellen, denn es  
 ist noch gar nicht so lange her, als uns gesagt wurde, daß der  
 Mangel an Vorräten uns zum peinlichen Haushalten zwingt.  
 Aber wozu fragen, wozu sich unnötig beunruhigen, der „Schwarze“  
 ist nun wieder da und soll gemüthlich willkommen heißen werden.  
 „Pst, Ober, eine Virginia!“ Der Ober lächelt achselzuckend. Ach,  
 wenn auch das noch möglich wäre! Die Stellner dürfen zwar keine  
 Rauchwaren mehr verkaufen, dafür aber sind die Trafiken nicht  
 besser versorgt. Aber bring' der Trafikantin ein Kistchen Wazmelade  
 und täglich einen Liter Milch, dann hast du das Anrecht auf eine  
 „Fischinjä“ für den Tag. Und die darfst du nun im Kaffeehaus  
 zwischen eins und drei zum „Schwarzen“ rauchen. Also: „Pst,  
 Ober — einen „Schwarzen“!“

## Einschränkungen.

Man hört die Mahnung jetzt von allen Seiten, und sie betrifft alle Gebiete des Verbrauches. Ueberall heißt es: haushalten, Waren, sich einschränken. Die Einschränkung hat schon gar keine Schranken mehr. Bei der Ernährung hat sie begonnen, nach den Nahrungsmitteln kamen die Genussmittel, dann Bekleidung, Schuhwerk, Reinigungs- und Arzneimitteln, schließlich Beleuchtung, Beheizung, Reisen und Verkehr. Die überaus lange Dauer des Krieges hat es mit sich gebracht, daß unsere Kettenerben aus besseren Zeiten — im eigentlichen und bildlichen Sinne — aufgebraucht sind, daß wir jetzt genau mit knapp bemessenen Vorräten zu rechnen haben, und daß überdies wichtige Betriebsmittel des modernen Wirtschaftslebens der Abnutzung verfallen, ohne ausreichende Erneuerungsmöglichkeit. Die Transportkrise, die jetzt eine internationale Erscheinung ist, gehört zu den schwersten Folgeübeln des Krieges, und sie wirkt um so drückender, da strenge Winterfälle und ungeheure Schneefälle die Verkehrsschwierigkeiten steigern und damit zugleich die Kohlen- und Nahrungsmittelaufuhr behindern. Die Verkehrshemmungen erzeugen Kohlenmangel, und der Kohlenmangel erzeugt neue Verkehrshemmungen. Dieser fatale Kreislauf trifft vor allem die großen und größten Städte empfindlich. Wien mit seinem gewaltigen Flächenraum und mit den weiten Entfernungen, die in der Regel Wohnsitz und Arbeitsstätte trennen, braucht einen wohlgeordneten städtischen Straßenbahnverkehr. Das ist nicht nur eine

lokale Angelegenheit, das ist bei der Bedeutung Wiens als Verwaltungs- und Industriezentrum zugleich eine wirtschaftliche Staatsfrage ersten Ranges. Von allen Einschränkungen, an die wir uns in der Kriegszeit haben gewöhnen müssen, ist vielleicht keine so einschneidend wie die Einschränkung des Straßenbahnverkehrs, die jetzt von der Stadtverwaltung anaekündigt wird.

Es ließen sich tausend Einwendungen gegen diese Maßregel erheben, die aus der Großstadt plötzlich etwas Neues, etwas Undefinierbares macht. Wenn während des größten Teiles des Tages die Straßenbahn stillsteht, so löst sich während dieser Zeit die Großstadt nicht etwa in unverbundene Teile, in zwei Dutzend Kleinstädte auf; denn derjenige, der in einer dieser Kleinstädte wohnt, kann nicht plötzlich auch seinen Geschäfts- und Arbeitskreis auf diesen Wohnbezirk einschränken. Die Behaglichkeit des Kleinstädters bleibt ihm versagt, aber er hat zugleich den Lebensstil des Großstädtlers verloren. Doch alles, was gegen diese radikale Verkehrssperre spricht und schreit, ist in die Luft gesprochen und geschrien. Alle Einwendungen sind nutzlos, denn die Maßregel gründet sich auf absolute Notwendigkeit. Die Kohlenvorräte reichen nicht, um den ganztägigen Verkehr aufrechtzuerhalten. Um also die Vorräte zu strecken und damit für längere Zeit überhaupt noch eine Verkehrsmöglichkeit zu sichern, bleibt nichts übrig, als den Verkehr auf das Mindestmaß, auf die Früh- und Abendstunden einzuschränken. In Dinge, die notwendig sind, muß man sich fügen, und über dieses stumme Sichfügen hinaus kann man wohl nichts Besseres tun als Anpassungsvorkehrungen zu treffen, die den Bruch mit den alten Lebensgewohnheiten einigermaßen erleichtern. Es wird vielleicht Leute geben, die die Kenerung sogar heilsam finden, weil unsere österreichische Geschäftszeiteinteilung längst veraltet sei, und weil man nunmehr nach der oft empfohlenen englischen Methode den Tag eben durcharbeiten werde, ohne Mittagspause und mit früherem Geschäftsschluß. Aber diese Nachahmung auswärtiger Vorbilder hat sich schon zu Friedenszeiten als undurchführbar erwiesen, weil uralter Volksbrauch sich nicht so leicht ändern läßt, und sie ist jetzt erst recht undurchführbar, weil die gegenwärtigen Ernährungsverhältnisse die Leistung in Haupt- und Nebenmahlzeiten viel zu kostspielig machen würden. Wenigstens für die großen Massen

In den Berufen, deren Lebenshaltung dies gestattet, wird man es allerdings mit dem Durcharbeiten des Geschäftstages versuchen können. In anderen Branchen wird man vielleicht Gemeinschaftsküchen einführen, um den Arbeitern und Angestellten den zeitraubenden und oft unmöglichen Fußmarsch zum häuslichen Mittagstisch zu ersparen. Die Störungen und Schwierigkeiten, die sich aus der Einschränkung des Stadtverkehrs ergeben werden, sind vorläufig unabsehbar. Aber sie werden von der Bevölkerung geduldig ertragen werden, sobald sie sich davon überzeugt, daß Kohlen-, Licht- und Wärmevergeudung nach keiner Richtung hin geduldet wird, daß bei dem Einschränkungszwang keinerlei soziale Bevorzugung oder Zurücksetzung gilt, und daß andererseits alles geschieht, was geschehen kann, um die Verkehrsmisere nicht allzu lange andauern zu lassen.

## Bürgerpflicht.

Das imponierende äußere Bild, das das großstädtische Leben Wiens eigentlich bis in die letzte Zeit zeigte, von dem neutrale Reisende erzählten, daß es die Kriegsnote eigentlich gar nicht kennt, farbiger und lebhafter als das von Paris und London, wird nun einige Einschränkungen erfahren. Man kann über sie sprechen, ohne befürchten zu müssen, daß ein Lloyd George oder ein Briand Hoffnungen auf diese Ereignisse der Vokalchronik setzen werden. Sie müssen sich höchstens sagen, daß wir in der Frage der Einschränkungen auf das Notwendige eigentlich immer erst langsam und bedächtig ihrem Beispiel folgten.

Man kann auch deshalb offen davon sprechen, weil diese Einschränkungen im Verkehr der Straßenbahn und die verordnete Sparsamkeit der Lichtquellen eine Notwendigkeit sind. Und der Wiener raunzt gern, er ist ärgerlich, aber nie dann, wenn er Verfügungen gegenüber eingestehen muß, daß sie vernünftig sind; da findet er keinen Grund zur Unzufriedenheit, da schämt er sich manhaft in das Unvermeidliche, wenn es ihm auch gegen die Behaglichkeit geht. Die Behaglichkeit! Wir wissen es alle erst jetzt so genau, wie wir alle aus dem Bollen, aus dem Uebervollen heraus gelebt haben. Nun, Luxus ist schön und gut, er ist für eine Großstadt ein Bedürfnis, Luxus ist ein Betriebs- und Ernährungsmittel einer Millionengemeinde; der Wiener aber — das muß ihm offen zugestanden werden —, der in Friedenszeiten am liebsten begehrt hätte, daß für jeden Gast in jedem Restaurant, in jedem Kaffeehaus ein eigener Tisch, womöglich in einem halbwegs abgeschlossenen, feenhaft beleuchteten Raum mit einem halben Duzend Bente Bedienung zur Verfügung stehe, der Wiener hat — es ist ein unbergänglich starker Eindruck — am ersten Tage des Kriegsausbruches mit einer gewinnenden Sicherheit sich den neuen Verhältnissen angepaßt. Wir alle sind einfacher und ernster geworden.

Vielleicht auch kommt es daher, daß das fürchterliche Schauspiel des blutigen Völkerringens uns im Hinterland einander nähergebracht, zu einer großen Familie umgeschaffen hat. Als vorgestern die Kunde kam, daß Kaiser Karl und Kaiserin Zita sich um die Binderung der Kohlennot sorgen und ihren Marstall und ihren Wagenpark zur Verfügung stellen, da hatten wir ja wirklich das leuchtendste Beispiel von patriarchalischer Zusammengehörigkeit von Kaiser und Volk. Der herzlichst innige, einfache Dank, der dem

Kaiserpaar zuteil wurde, der sprach beredt von dem tiefen Gemeinsinnsinn, der alle Bürger besetzt, wenn es darauf ankommt, trotz Sprache, Heimatgemeinde und wie die Unterschiede alle heißen, die den Menschen oft hindern, nur Mensch zu sein. Wenn es aber das Große und Wichtige gilt, dann stellt jeder seinen Mann. Der Charakter bestimmt es, wie man Unbequemlichkeiten erträgt. Auch ein besonnener Mensch kann über unnötige Schlamerei aus dem Häuschen geraten, aber der nervöseste und eigenwilligste Wiener, der seine Stadt natürlich am liebsten in ihrer ganzen üppigen Schönheit sehen möchte, wird kein Wort verlieren, weil er jetzt mit dem Lichte sparen wird oder eine kurze Strecke zu Fuß gehen muß, da den Straßenbahnverkehr der Kohlenmangel für die nächste Zeit droffelt. Die Hauptsache ist, daß die Arbeitsmöglichkeiten gewahrt werden, die Arbeitsmöglichkeiten im Hinterlande, die ja die strengste Aufgabe haben, unsern Braven an den Fronten den Kampf und den Sieg zu erleichtern.

Das ist die Hauptsache, das wissen wir alle; an die an der Front denken wir immer mit Dankbarkeit und ehrfürchtiger Anerkennung ihrer Leistungen. Welcher echte Wiener sagt sich nicht täglich einmal: Was sind unsre Beschränkungen im täglichen Verkehr im Vergleich mit den Entbehrungen, Anstrengungen und dem stetigen Einsetzen von Blut und Leben für die Heimat, das sich da draußen an den Fronten abspielt! Das ist das Große, das Heroische; bei uns im Hinterlande erwerben wir die Bürgerkrone, wenn wir einfach, bescheiden und unerschrocken unsre Pflicht tun, wo es das große Endziel gilt: Durchhalten! Das Durchhalten ist unsre Bürgerpflicht, und die Wiener werden zeigen, daß sie diese Pflicht mit stolzem Gleichmut erfüllen.

### Die Geise.

Nachdruck verboten.

Die Welt ist verdröht. Alle Verhältnisse sind geraden auf den Kopf gestellt. Meine Frau kommt mir alle Tage mit den sonderbarsten Fragen: „Weißt Du nicht, wo Bohnen aufzureißen sind? Du ist sie ja so gern!“ „Wie soll ich das wissen?“ frage ich zur Antwort. „Habe ich mich jemals um solche Kleinigkeiten gekümmert?“

„St. Einigkeit!“ fährt meine Frau auf, „sind das Kleinigkeiten? Sechs Wochen lang haben wir keine Do Hnen oder Erbsen. Wie Linsen aussehen, weiß ich überhaupt nicht mehr. Und Du sagst Kleinigkeiten!“

„St. das Deine ganze Antwort?“ frage sie und warf einen ungemein somerlichen Blick zum Himmel, das heißt zur Zimmerdecke empor.

„Ich kenn' mich doch in diesen Sachen noch viel weniger aus als Du,“ sagte ich.

Nur warf sie einen Blick auf mich. Wie in meinem ganzen Leben hat mich jemand so verächtlich angefeuert!

Ich gab keine Antwort und so sprach sie allein weiter.

„Die Knochen gehen zu Ende. Woher dann nehmen? Oh diese Männer — diese sogenannten Herren der Schöpfung!“

Sie lachte, so bitter, so höhnisch, daß es Klang wie das Lachen eines boshaften Teufels.

„Mit His bekommt man, mit dem Geld im Sack muß man betteln geh'n,“ fuhr sie in dem gleichen Tonart fort, „nicht einmal Geise bekomme man. Und wenn, zu den unerschwinglichsten Preisen. Nicht ein mal waschen kann man sich mehr ordentlich. Wir haben das letzte Stück in Gebrauch. O Gott, o Gott!“ seufzte sie und rang erdarmungslos die Hände.

Ergötzen fragte ich: „Kerntseife?“

Sie lachte auf, so als ob sie nicht recht bei Verstand wäre.

Dann fragte ich: „Schmitseife?“

Nun, war ich mit meiner Seifenkenntnis zu Ende.

Sie aber legte die Arme auf den Tisch, ihren schönen Kopf darauf und schloß die Augen. „Er verhöhnt mich noch — er verhöhnt mich noch in meinem Schmerz!“ schrie sie auf.

„Bernhige Dich, liebes Kind,“ sagte ich begütigend, „Du weißt doch daß ich noch immer alles für meine Familie getan habe. Also, was für eine Seifenfrage benötigst Du?“

Sie beruhigte sich. Dann sagte sie noch stöhnend und die Tränen rannen ihr dabei über die blassen Wangen:

„Toilettefeife.“

„Da ward es sich in meinem Gehirn. Seures Weis, gebirte Detnen Tränen. Ich glaube in dieser Sache hat zu wissen,“ sagte ich.

Sie sah mich mit einem seltsamen Blick an, freudig — aber unstillt. So, wie wenn nach langen, regenichmeren Tagen der erste Sonnenstrahl wieder durch das Trübe bricht. „Du bist doch gut,“ sagte sie.

„Ich habe einen guten Freund, den Max Gärtner. Er ist Seifen- und Seifenfabrikant. Ich werde mit dem reden. Die Hochsonnunft, besonders in Geise, wird doch kein Sez noch nicht so verhärtet haben, daß er mit Geise — nämlich Toilettefeife — nicht zu Friedenspreisen abgibt.“

„Standsst Du?“ fragte sie lachend, „aber alle Menschen, besonders die Kaufleute, sind durch den Krieg fürchterlich verdorben worden.“

„Ich werde die Sache zustande bringen. Max ist ein gute Mensch. Der Krieg hat ihn noch nicht so verdorben. Für ein Freundeswort hat er immer noch ein Senke es, eigenes Dyr,“ tröstete ich sie mit großer Güternacht.

„Du sollst fare mich in meinem Freund Max nicht selbst. Er gab mir eine Anweisung auf sehr hohe. Man a 1-43 Stück feinste parfümierte Toilettefeife zu einem Preise, der geradezu lächerlich gering war. Im Detailhandel kostet diese Geise, wie mit meine Frau sagte, — und sie kennt sich in Toilettefeifen sehr gut aus — mindestens das Vierbis Sechsfache.“

Als die Geise auskam, sah mich meine Frau mit

einem Dantesbilde an, wie er habseligere nicht aus dem roten schimmernden Gesicht einer See erglänzen konnte.

„Aber, lieber Rudolf,“ sagte sie, „sechzig Stück Geise.“

„Du bist ein Narr.“

„Ich habe Verrennung dafür,“ sagte ich stolz. „Sonntag vormittags habe ich eine Gesellschaft — nicht bei mir — sondern in einem sehr feinen Restaurant. Stabiräte, Hof- und Regierungsräte, hohe Militärs usw. Als ich die Geisichte von der Geise erzählte, waren sie alle begeistert und haben mich dringend, sie an meinem Seifenreichum auch teilnehmen zu lassen. Ihre Bitten rührten mich und ich verbrach, nach Maßgabe der Beschäftigung meine Bitten zuzuwenden. Selbstverständlich zum Originalpreise. Nur mit einem verschwindend geringen Aufschlag für Transportkosten, per Stück einen Heller. Ich habe alle meritanie Fähigkeiten sicher Willkür geworben!“

Aber der Segen meiner schlichten, allfränkischen Denkwiese blieb nicht aus.

Zuerst nahm mich ein Oberrechnungsrat bei. „Sto beste Skarioffeln, natürlich ebenfalls zum Originalpreise, abtreten könnte. Ich nahm mit heißem Danke an.“

Der Doktor hatte mit nichttrauischen Blicken die Szene beobachtet. Er kam zu mir und sagte: „Ich bitte, Herr Gavel, auf ein Wort!“

„Ich stand auf und verbeugte mich.“

„Ich könnte Ihnen zwei Zentner Steintohle abtreten, wenn Sie vielleicht momentan in diesem Artikel etwas knapp sein sollten,“ sagte er.

„Ich jubelte innerlich auf. Neugierig schickte ich das nicht gegenüber einem Hofrat. Dausend nahm ich das Anerbieten an und verbrach, das Dienstmäddchen zum Besuche des Wegtransportes der Kohlen zu schicken.“

Dann nahm mich der Regierungsrat auf die Seite und offerierte mir geschälte Erbsen — ebenfalls zum Originalpreise. Danestränen neigten mein Auge, und als mir der Oberrechnungsrat gar zwei Kilogramm Bilozen zuzuwenden verbrach,

riefen mir wirklich einige Tränen in den Bart. Denn Bilozenpüre ist mein Lieblingsgericht. Ich kann mir den Himmel ohne Bilozenpüre gar nicht vorstellen.

Der Kanzleileiter Dachinger verbrach mir drei Pakete Kaiserermischung, womit ich mein allerpersönlichstes Bedürfnis gedeckt sah. Dem Kaiserermischung ist mein Ideal — ich rauche sie leidenschaftlich gern. Wenn sie mir ausgeht, werde ich trübfinnig. Und ich habe schon vierzig Tage lang keine Kaiserermischung bekommen können!

„Ich kann Ihnen zehn Stück Virginitier abtreten,“ sagte der Rechnungsdirektor. Virginitier und Kaiserermischung. Mir ward bange! Zu viel des Würdes. Auch ich fürchte das Uebermaß göttlicher Gaben!

Aber die zehn Virginitier akzeptierte ich trotzdem!

An einem der nächsten Tage ward den Bestellern die Geise abgeliefert. Meine Frau war außer sich vor Erstaunen über die Fülle von Nahrungsmitteln und Genussmitteln, die auf einmal in unser Haus strömten. Und zu wech billigen Preisen!

„Rudolf,“ sagte sie mit leuchtenden Blicken, „Du bist wirklich ein Genie! Das hätte ich nie in Dir gesucht!“

„Du hast mich immer verkannt,“ sagte ich und wendete mich stolz ab.

Als die Waren aufgebraucht waren, forderte mich meine Frau auf, meinen Freund Max Gärtner um eine neue Anweisung auf Geise anzugehen.

„Ihr müßt's doch den ganzen Tag nichts tun als Euch zu waschen,“ fuhr er auf.

„Ich erklärte ihm, wie sich die Sache beschalte, daß sich die Seifen in Kartsseifen, Steintohlen, Erbsen, Bilozen, Kaiserermischung und Virginitier vermandelt haben.“

„Das ist der reine Kettenhandel,“ sagte er darauf. „Du bekommst Dein Leben lang nicht eine einzige Anweisung auf Geise mehr von mir!“

Er wandte sich zornig ab.

Nun stand ich da! Meine Frau hat mir den Titel eines Genies wieder aberkannt.

R. Gavel.

## Die Kunst der Anpassung.

In der Zeit der Einschränkungen und Ersatzmittel.

Seit Darwin, dem großen Naturforscher, wissen wir es, daß alle Kreatur sich den Verhältnissen gemäß gestaltet, in denen sie lebt. Die Nahrung, das Klima, der Lebenskampf sind da entscheidend. Die Beobachtung zieht sich durch die ganze organische Natur. Sie ist für die Erkenntnis der Natur von entscheidender, unbedingter Wichtigkeit. Sie ist so allgemein zugänglich, daß jeder sie machen kann, der die Aenderung der natürlichen Tierbekleidung je nach der Jahreszeit wahrgenommen hat, der den Unterschied zwischen den Pflanzen der Alpenzone und des Flachlandes erschaut, darüber nachgedacht hat, warum der Eisbär weiß ist, der Elefant den langen Rüssel hat, den Keger der Äquatorialgebiete mit dem blonden Skandinavier vergleicht. Anpassung ist in körperlicher und in geistiger Beziehung die belebende und bewegende Triebkraft der Schöpfung, und wir sehen das täglich mehr ein und kommen da der Lösung der Daseinsrätsel immer näher.

Und doch, das haben wir bei aller unserer Gelehrsamkeit und Beobachtungsgabe nicht gewußt, daß wir selbst, wir eingestrichelten Kultur- und Gewohnheitsmenschen, eine Fähigkeit des Anpassens besitzen, die zu ihrer Betätigung nicht etwa Jahrtausende und Jahrtausende bedarf, sondern so wunderbar rasch vor sich geht wie bei einem die Farben wechselnden Chamäleon. Der Krieg ist ein

Erzieher und Zuchtmeister, die aus dem Kriege hervordringenden Notwendigkeiten lehren uns gar vieles abzulegen, zu ändern, von dem wir zuvor überzeugt waren, daß es uns zur zweiten Natur geworden, vieles anzunehmen, davon es uns als unumstößlich galt, wir könnten dergleichen nicht um die Burg. Aber der Muß lehrt uns Unterordnung, Gefügigkeit, Anpassung. Wer uns das gesagt hätte, daß wir uns einmal eifrig bemühen werden, das Geheimnis der Genießbarmachung von Wruken und deren verschiedenliche Verwendung nach allerlei geistreichen Rezepten zu ergründen! Daß unsere Hausfrauen mit leuchtenden Augen erzählen werden, wie ihnen die Wrukenknödel oder die Wrukenmoderl gelungen seien! Ist schon bei der konservativen Veranlagung unserer Geschmacks- und Verdauungsorgane die bloße Tatsache, daß wir uns einem neuen und recht befremdlichen Gemüse unterordnen müssen, eine außerordentliche Erscheinung, so ist der Umstand, daß wir nachgerade mit Feinschmiedermiene einen Unterschied feststellen zwischen den gelben und den weißen Wruken, geradezu ein scharf gezeichnetes Gesellschaftsbild.

Hier die Kette der Erscheinungen. Der Krieg, die Verkehrsunzulänglichkeiten, die Kälte, wohl auch manche Ungeschicklichkeit und Verjämmer haben die Erdäpfelnot erzeugt. Es mußte also auf einen Ersatz für die Kartoffel gedacht werden, die ja eigentlich an sich auch nur ein Ersatz für fett- und eiweißreichere Nahrung ist. So traten die bis dahin bei uns ganz unerhörten Wruken als Kartoffelersatz in unseren Küchengeichtskreis, und siehe da! unser Dent- und Geschmacksvermögen hat sich, wenn auch nicht ohne Sträuben, angepaßt; als Gemüse, süß und säuerlich, eingebrannt und „gestaubt“, als Mehlspeise in den verschiedensten Verwendungsformen erleben wir jetzt jene außerordentliche Rübe mit dem etwas schwer aussprechbaren Namen. Anpassung!

Einige weitere Neuerungen der jüngsten Zeit, die an unsere Anpassungsfähigkeit die größten Anforderungen stellen. Die Kohlenknappheit gestaltet sich durch die andauernde starre Kälte zu einem sehr empfindlichen Uebel, das die armen Bevölkerungsschichten arg bedrückt, aber auch die wohlhabenderen Schichten zu absonderlichen Lebensenteilungen zwingt. Im Bureau des Kohlenegroßlieferanten hat der Beamte dem Besteller mit lächelnder Treuherzigkeit versichert, vor sechs Wochen könne die Zustellung zwar keineswegs erfolgen, ob aber nach Verlauf der sechs Wochen wirklich werde zugestellt werden, das könne keineswegs zugesagt werden. Da müssen nun die Auskunftsmitel heranz. Hilf, was helfen kann! Etwas so viele Defen der Wohnung werden kaltgestellt. Das Schlafzimmer ist zugleich

Wohnzimmer, Speisezimmer, Salon und Arbeitszimmer, und die bedrängte Hausmutter ist sogar so klug, mit guter Wiene es festzustellen, daß diese Wirtschaft eigentlich etwas recht Gemüthliches hat. Das ist der Triumph der Anpassung. Freilich, die ganz kleinen Leute und selbst viele aus dem Mittelstand die sich jetzt die Kohe fünfmalweis anschaffen müssen, denen fällt das Sichanpassen schon etwas schwerer. Ihnen aber ist jetzt eine Verheißung geworden, die sie mit Zuversicht erfüllen muß. Der Kaiser in eigener Person hat sich der Obforge unterzogen, die Kohlennot zu lindern, und gerade auf den Kleinbedarf, weil es der Massenbedarf ist, hat sich das klare Auge des Herrschers gerichtet. Ein Kaiserwort, eine Kaisertat ist richtunggebend, kann Wunder wirken, kann auch eine nicht ordentlich arbeitende Verwaltungsmaschine gleichsam mit einem Ruck in richtigen Gang bringen. Mag denn hier uneingeschränkt der alte Lehrsatz gelten: Der Wille des Herrschers ist höchstes Gesetz.

Die elektrische Straßenbahn, vorläufig der Gefahr entronnen, tägliche Feierstunden einlegen zu müssen, dafür aber auf eine mehrstündige Verdünnung des Verkehrs eingerichtet, zieht jetzt mehrere Haltestellen in eine zusammen, und wenn man nach längerer Fußwanderung endlich eine Einsteigstelle erreicht hat, findet es sich, daß der Wagen luftdicht besetzt ist, so daß man auf den nächsten Wagen warten muß, was aber unter Umständen auch darum bedenklich ist, weil der Verkehr früher abschließt, als bisher. Der städtische Stellwagenverkehr, bei all der Abenteuerlichkeit, die ihm zuletzt anhaftete, für viele Leute doch eine Annehmlichkeit, wo nicht gar eine Notwendigkeit, ist aus Tierfreundlichkeit, aus Mitleid mit den armen Pferden aufgelassen. Es steht uns die Einführung der Milchkarre bevor, was eine neue Anforderung an die kariologische Gewandtheit unserer Hausfrauen und an unsere Fähigkeit, unsere Genüsse einzuschränken, stellt. Der Schnee kann nicht mehr offiziell aus dem Wege geräumt werden, weil die Arbeitskräfte nicht zur Verfügung sind, und so sind die Mittelschüler mobilisiert worden, um mit Schaufel und Haue das Werk der Straßenreinigung zu vollbringen, in dem Bewußtsein, daß in so harter Kriegszeit jede öffentliche Arbeit eine Arbeit für das Vaterland, ein Ehrendienst ist. Alle die alt-eingelebten Gasts- und Kaffeehausgewohnheiten sind längst der Strenge der Verordnungsgewalt zum Opfer gefallen, und nun sind auch die Einfahrtüren der Konzertsäle, Kinos, Kabarets, Vortragshallen geschlossen, während auch der private Verbrauch elektrischen Lichtes von dem strengen Auge des Gesetzes vorgeschrieben und kontrolliert wird. Noch allerlei Anderes, Ungewohntes, Unerhörtes hat sich in diesen Tagen bereits angekündigt. Mit einer Beweglichkeit, die Anerkennung und Bewunderung verdient, fügen wir uns auch allen den neuesten Neuerungen, bringen wir immer wieder die Elastizität auf, unseren Gewohnheiten, unserer Natur entgegen uns dem Gebote der Notwendigkeit anzupassen, wie wir das seit Kriegsbeginn so oft, so vielfach und in so schweren Prüfungen, nicht selten in tiefer Seelenerschütterung getan haben, und wie wir das, wenn

es sein soll, auch in Zukunft tun werden. Der Muß erweitert, verändert die Menschennatur in einem Maße, davon wir erst jetzt die richtige Vorstellung haben, seitdem wir die Wunder der Anpassung an uns selbst erlebt haben. Und so bleibt auch noch eins. Daß wir aus freien Stücken, aus klarer Ueberlegung allen den Anforderungen der harten Tage entgegenkommen, sie herzhast erfüllen. Diese durch Besonnenheit und guten Willen frei sich anpassenden sind gleich den zwangsweise angepaßten Kräften die große Reserve, aus der sich die Zukunft, die Wiederherstellung, das Bedeihen aufbauen wird. **B. Teverbo.**

## Die Mittagspause.

Das Kriegsmahl in der Arbeitsstätte.

Gleich wird es ein Uhr schlagen. Aufatmend legt man die Feder weg und schiebt die Akten beiseite. Oder man klappert auf der Maschine noch schnell den Absatz zu Ende. Jetzt ist aber Schluss! Sonst ist man mit großer Geschwindigkeit in die Jacke oder den Mantel gefahren, hat den Hut aufgestülpt, nach Muff und Handschuhen oder Stock und Handschuhen gegriffen. Rasch zur Elektrischen! Zu Hause warten sie schon, die Eltern und Geschwister oder Frau und Kinder. Und man will nicht lange warten lassen, denn das kostet Feuer, Feuer bei der jetzigen Kohlennot! Nervös ist man an der Haltestelle gestanden. Daß diese Straßenbahn noch immer nicht kommt! Fünf Minuten, nein acht, oder zehn wartet man schon. Aber man muß weiter Geduld haben, denn von der Rotenturnstraße bis zur Franz Josef-Bahn, oder von der Neungasse bis nach Ottakring ist's weit. Von jenen, die in Meidling oder Gersthof in Simmering oder Lainz wohnen, gar nicht zu

reden. Da gingen von den zwei Stunden Mittagspause mehr als 1½ Stunden für die Fahrt auf. Zu Hause hieß es dann noch: „So spät ist's wieder, Vater!“ Oder: „Hörst, Mizzi, Du hast uns wieder lange warten lassen, Du weißt doch, daß die Kinder in die Schule müssen. Alles ist kalt geworden und ich hab' keinen Spiritus zum Aufwärmen!“ ...

Das mußte ein Ende haben. Eine Influenza, Zahnschmerzen, Ohrenstechen hat man sich schon bei dieser Varentälte auf der vorderen Plattform geholt. Kurz entschlossen, hat man daher eines Tages erklärt: Ich fahr' nicht nach Hause. —

Erst hat es einer der Beamten gesagt, dann der zweite und dritte, und schließlich ist mit Ausnahme jener, die ganz nahe wohnen, alles im Bureau geblieben. Im Bureau, das so gut geheißt ist. Das Kanzleifräulein oder die Revisorin, die Sekretärin oder die Registraturbeamtin macht ihre Hausfrauen-talente gelten und „stellt zu“, was man zum Essen mitgebracht hat: Zwei paar Würsteln, die gewärmt werden müssen, ein Stückchen Fleisch, das sie abbraten hilft. Und wenn es nicht Fleisch sein kann, so begnügt man sich mit Gemüse, mit Bohnen oder Stedrüben, die man von zu Hause mitgebracht hat. Längst ist ja aus der Aktentasche eine Art Futtertack geworden, in dem man seine Mittagsration bei sich führt. Wer schon darauf eingerichtet ist, der hat seinen Thermophor mit heißer Suppe oder heißem Tee. Oder es ist auch nur eine Aluminiumflasche, und man wärmt das heiße Getränk auf dem Rechaud oder dem Gasofen der Kanzlei oder des Bureau's. Besteck und Papierservietten hat man in der Schreibtischlade. Wer sich's leisten kann, verwahrt wohl auch eine Flasche Wein. Und so geht es in der Amtslust, der man sonst für zwei Stunden so gern entflohe, an das „fliegende Essen“. O ja, man lernt sich bescheiden.

„Was haben denn Sie mit? Herr Gott, der Mensch hat wirklich noch Reis! Sind Sie aber beneidenswert!“ ... Begehrlich, wie Esau zu Jakob, blickt man seinem Nachbar auf den Teller. „Linsen! Ganz richtige Linsen!“ ... Und es entspinnen sich die so traurig-aktuellen Gespräche über Vorräte und Einkaufsquellen, über das, was man nicht hat und gern haben möchte, und über jenes, das man sich durch „eine Beziehung“ verschaffen kann. Aus dem „Reindl“ jedes einzelnen der Herren oder der Mädchen kann man ersehen, ob die Gattin oder Mutter daheim fürsorglich oder gleichgültig ist. Hier gibt es Abwechslung, so weit es die gegebenen Verhältnisse gestatten: Einmal Kohl mit eingeschnittenen Würsteln, dann Braten mit ein wenig Selschfleisch oder „Borderes Gulhas“ samt Mitgebratenen. Im anderen Falle ist es ohne Abwechslung dasselbe Einerlei von eingebrannten Erdäpfeln und Kraut mit lieblos gekochten Brotknödeln. Auch Mehlspeisen wandern aus den Aktentaschen: Gernknödeln, dazu eine Powidltunke, die man im Glasiegel mitgebracht hat, Erdäpfelknödeln, zu denen es freilich weder Rohn noch Grieß oder Semmelknödeln, aber Lebkuchenbröseln oder auch etwas Marmelade gibt. Einer der Herren ist ein besonderer „Brasser“. Er hat täglich in der Thermusflasche seinen „Schwarzen“ mit. Aber es ist ihm peinlich zu trinken, wenn er ringsum dürstende Augen sieht. Ab und zu gibt es auch ein „Stampel“ Alkohol als Kaffee-Ersatz, wenn man von dem „Magenschlüssel“ nun einmal nicht lassen kann.

Zu ganz famosen Köchen entwickeln sich der Herr Sollizitator oder der Herr Buchhalter, der Rechnungsrat oder der Herr Kommissär. Sie wissen bald genau, was man zu tun hat, damit sich die Mehlspeise nicht „anlege“ oder damit das Gulhas nicht verbrenne. Ist man nicht so glücklich, in der eigenen Kanzlei einen Gasofen oder Rechaud zu besitzen, dann nimmt man seine Zuflucht zur Hausbesorgerin oder zur Frau des Portiers. Sie hat ein Einsehen und Geschäftsgeist und ist den Herren oder den Beamtinnen geru behilflich, ihnen das Mittagbrot aufzuwärmen. Feuer muß sie ja ohnedies, da macht's nicht mehr viel aus und für die kleinen Handleistungen — denn sie besorgt selbstverständlich auch das Abwaschen des Geschirrs — verdient sie immerhin monatlich ein paar Kronen. Die kann man jetzt mehr als nötig brauchen.

Ein Kastensack wurde als Speisekammer eingerichtet. Dort stehen Senftiegel, Salzsaß, Pfefferbüchse, ein Marmeladentopf, Streuzucker, wohl auch ein paar Keks, Zwieback oder was sonst gerade aufzutreiben gewesen ist. Hat man dann getaselt, so heißt es in der Regel, schnell ein wenig lüften. Schließlich darf es in einer Kanzlei doch nicht nach Kraut oder Rüben, nach Selschfleisch oder Zwiebelsauce riechen. Dann nimmt man die mitgebrachte Zeitung oder ein Buch zur Hand, die Mädchen bessern sich etwas an ihrer Kleidung zurecht, die Herren „tunken“ zurückgelehnt oder den Kopf in die Arme gelegt, ein wenig ein ... Die Mittagsfrau geht um ...

Freilich, schön ist das alles nicht, wenn man mit echt österreichischem Humor auch für diese Kriegszustände die erhellende Laune aufbringt. Man leidet darum nicht minder und bange denkt man: Wann 's wohl wieder anders werden wird? Mittag im Bureau! Vater, Gatte oder Tochter bei der Arbeit oder doch im Reiche der Arbeit und die anderen allein daheim. Den ganzen lieben Tag sieht man einander nicht. Nein, schön ist 's nicht! Aber man lernt auch das begreifen. Denn aus der Ferne grüßt ja doch, friedensverklärt, wieder der häusliche Mittagstisch. H. T.

Am Stammeis!



Wohnt, dös miß i sag'n, a so a auf-
g'regte Wochen hat's scho lang net g'eb'n,
Schwaffer; na, oder net? Is dös am End' für
a Stadt, wie Wien, a Manigfalt, wann's auf
amal haßt, d' Deletrische wird g'sprochen? I für
mei Person hab' an heiligen Schrocken kriagt,
i dös g'lesen hab'.

D' Füllack a wenger in d' Hand nehmen müßst,
meinte Spannagl; jesh'n dauert der Krieg scho
zwa und a halb's Jahr, aber Dei Fetten hat er
Disei troz der Feuerung und der fleisch- und fett-
losen Nuchl no net abag'ramt. Dös kommt von
der Kommodität, man i; Bewegung in der frischen
Luft is's ausige, was da a Abhülff bringt, und
dazu hat Dir jesh'n die Kommane verschellen
woll'n. Wann auf d' seht n'r d'raus word'n is,
dann bist Du, man i, der letzte, der i drüber
g'freu'n derf.

anlangt, so man i: Es wär gar la Schad' g'weht
um sie.

Dös is wieder so a echt Stickslerischer Stand-
punkt, sagte Oberberger, der die Worte des streit-
baren Freundes mit mißbilligendem Kopfnicken be-
gleitet hatte, deut' allerweil nur an sich selber,
net an d' Allgemeinheit. A Belobtiß wie Du hat
freili leicht lachen. Gnäd' hat's so aner nit net,
ob er um a halbe Stund' früher da oder dort hin-
kommt, is eahm Wurd'... I bit' Di, laß mi
ausreden! fuhr er fort, als er merkte, daß Sticksler
etwas erwidern wollte, denn was wahr is, dös is
wahr! Det Quartier is vom Stammeis! tane
ganz zwang'g Schritt weit weg, die kann ans
andere Raj' macht ja, so viel i was, 'n ganzen
haben Tag net. Aber glaub' denn Du, daß d'
ganz allant auf der Welt bist? Schließt miß'
do's allererst an die Leut' denken, die was in
d' Arbeit milassen und dorhin i; Ruß a guate
Stund' oder anderthalbe brauchen. Ha? I bit' Di,
sag' mir alsdann, wie denn die dös machen soll'n?
Schamifer Digner, a saubers' logisches Empfinden
is dös!

Bist fueti? schrie Sticksler, es war a scho
d' höchste Eisenbahn. Hab' i denn net laut und
deutli g'sagt, daß i für mei Person auf d' Delet-
trischen blas, und i für mei Person werd' do no
auf dem Standpunkt hesh'n derfen, auf den i will.

Dor na? Verbieht' mir's am End? Dann
sag' s mir, schenier' Die net!
Aber, aber, meine Herren, sagte Schwaffer,
was is denn dös für a Aufg'regheit heut?
Gar net, verteidigte sich Sticksler, i man
mir, na derf do no sei Mammung hab'n und sein
Standpunkt. Dös ane is's a; N'r d' körperliche
Sicherheit von d' Weaner is's besser, es geht la
Tramway net; denn ohne Tramway gib't's a tane
Tramwayabhanglader net, die jesh'n so in der Mod'
sind.

d' übliche Gemeinde die Schlausast auf d' lezt
no despart hat. Ma kann si ja gar net vorstell'n,
wia dös häit' werd'n soll'n. A so a eselstrumm
Stadt wie unser Wien — und la Behittel net;
la Deletrische, la Omnisbus, la Stadtbahn, nir,
gar nit! Dös ane Automobil, das alle halbe
Stund' amal vom Stephansplatz zum Praterstern
rumpelt, häit' s allani do net richten können.
Drum man i, san ma froh, daß die Sach' jesh'n
so guat ausg'gangen is.

Dös is a me' Meinung, sagte Oberberger;
aber in aller Weidenheit müßt' i mir die ane
Brag' do erlaub'n: Is der ganze Mordsalarum
überhaupt notwendig g'weil? Hat's san militären
daß ma der Bevölkerung, die in dera schweren Zeit
eh scho' g'rod g'ma' schickid hat, an so an
heillosen Schrecken einjant? Hab'n si denn
d' Herren im Rathhaus' die Sach' net frischer über-
denken können? I jede Haas'frau — beifhelsmäsi
— was attrak: So und so viel Borrät' hab' i,
so lang' komm' i aus damit. So g'hört si's a,
denn a Urtnung miß' sen. Guat! Aber im Haus-
Rathaus' wach'reinli, da kann's Radel laufen
wia's will. Is dös a G'hörst, frag' i? Is denn
in an Haushalt, an dem's Wohl von zwa
Millionen Leut' hängt, a Urtnung net no viel
notwendiger als wia han anaelnen daham? Hat
denn der elektrische Herr Direktor net früher in's
Kohlenkammer einajschlefen können und jehau'n,
wia's denn da drinnat eigenli aus'schau? Hat das
erst am Samstag san milassen und am Mittwoch
d'rauf glei, als ob dös gar nit wär: Einstellung
vom Tramwayverkehr! Dös is do la Sach', die
ma von heut' auf morg'n macht! Na guat,
jesh'n is dös all's voriber, d' Deletrische bleibt
wia's war, guat is's hangen, nir is's g'sch'n,
d'rum will i a nir mehr drüber reden. In
Maschinen si 'n Münd zerreißen, hat san Bredl
I hoff', daß si d' Herrschaften im Rathaus' bei
der Raten nehmen und so was la abweis'al
vorkommt.

No was hab'n ma profitiert, sagte Spannagl,
erstens is d' bordere Plattform aufg'macht
word'n...

Alle zählten, Sticksler schimpfend und stuchend,
Spannagl mit der Erbarmlichkeit eines Mannes, den
nichts mehr alterieren kann, Schwaffer im Vorgr-
sitzl des noch folgenden Kaffeehausbesuches, ruhig
und gelassen, Oberberger aber hüßberuigt.
Hermit is, meisteerte Sticksler, dös fällt mir erst
jesh'n auf. Dös is d' neiche Vastberuimung! Auf
der Gassen hat's a Sumier, daß si aus derfessen
kummt, fuhr er fort, nachdem sie ins Freie getreten.
Wiere mitanander furtgeh'n, lagte Schwaffer.
Schamifer Diener allerseits, auf's Wiederh'n!
Sie schüttelten einander die Hände und jeder
ging seiner Wege.

Is a höchste Zeit g'weil, unterbrech' Schwaffer
den Sprecher, jonsi hätten si auf d' lezt alle
Weaner gegenheit derfessen!

... Und weitens, tuhr Spannagl fort: D'
zweite Schaffnerin is der Bevölkerung quabilitt
word'n.
Es war spät geworden, und Oberberger,
dessen Stunde gekommen war, begann an ten
Heimweg zu denken. Er wollte, wie jonsi, den
Leopold herbeufen, um seine Bede zu be-
rätigen, aber noch ehe er dieier Absicht die Lat
hatte folgen lassen, erschien der Leopold ungeruen
und sagte: Meine Herr'n, wenn i recht freundli
bitten derfat — Spurrhund' is!

Was? fuhr Sticksler auf, Spurrhund? Um
dreibietel auf Behne? Spurrhund' für'n Herrn
von Oberberger, wollen S' sag'n, aber für unleran
do no net! Aber na, richtig wahr, jesh'n fallt's ma
ein, dös is la d' neuchste Wirtshausurndung. Na,
dös is jesh'n a schöne G'schicht! Da sieht si's ja
gar net mehr dafür, daß aus überhaupt ins
Wirtshaus geht wenn ma um Behne jesh' wieder
aus'geuert wird.

Dös g'freit mi amol, lagte er, daß es im
d' gleiche Stund hamgehen müßt's, als wie i.
Wann's in dera Dicken weitergeht, dann wird der
Statthalter no hantiger werd'n als wie d'
Meinige und i werd vor der häuslichen Spire
fund hamkommen.
Spannagl mit der Erbarmlichkeit eines Mannes, den
nichts mehr alterieren kann, Schwaffer im Vorgr-
sitzl des noch folgenden Kaffeehausbesuches, ruhig
und gelassen, Oberberger aber hüßberuigt.
Hermit is, meisteerte Sticksler, dös fällt mir erst
jesh'n auf. Dös is d' neiche Vastberuimung! Auf
der Gassen hat's a Sumier, daß si aus derfessen
kummt, fuhr er fort, nachdem sie ins Freie getreten.
Wiere mitanander furtgeh'n, lagte Schwaffer.
Schamifer Diener allerseits, auf's Wiederh'n!
Sie schüttelten einander die Hände und jeder
ging seiner Wege.



## Soziale Kriegspflichten.

Soziales Empfinden, soziales Pflichtgefühl, das ist früher einmal, in der guten alten Friedenszeit, eine Tugend gewesen, eine Vorzugsqualität besser gearteter Seelen. Jetzt hat es aufgehört, eine Tugend zu sein, jetzt ist es eine Selbstverständlichkeit. Wer es unterläßt, auf der Straße unbekleidet zu gehen, kann gewiß nicht beanspruchen, darum schon für besonders gesittet zu gelten. Und wer es zur Kriegszeit unterläßt, durch grellen Luxus hervorzustechen, durch schwelgerische Lebensweise den Neid herauszufordern, durch proziges Betragen zu zeigen, daß es ihm besser geht als der großen Masse — wer solche schwere Sünden unterläßt, ist darum noch kein Heiliger. Es ist eben selbstverständlich, sollte man meinen, in einer Zeit wie der gegenwärtigen grobe soziale Taktfehler zu vermeiden. Schon die Vorsicht gebietet das, schon der Sicherheitsinstinkt, der den Besitzenden vor den Abgründen warnt, an deren Rand sich sein Wohlleben bewegt. Die Kluft, die Reichtum und Armut scheidet, ist durch den Krieg viel breiter und tiefer geworden. Zahlreiche Mittelglieder und Uebergänge, die es früher gab, bestehen nicht mehr, und das Wesen einer proletarischen Lebensweise, die in der Befriedigung der ursprünglichsten und einfachsten Bedürfnisse aufsteht, hat sich in soziale Schichten verbreitet, denen es vorher unbekannt war. Hoch in die Mittelklassen hinauf reicht jetzt diese primitive Lebenshaltung: die Sorge um das tägliche Brot, um

das bißchen Licht und Kohle, um ungeflechte Kleider und Schuhe. Ueber die Stillung dieser Sorgen hinaus langt das Budget nicht, es langt oft genug nicht einmal so weit. Um so schärfer sondert sich von dieser großen Ueberzahl der Mithelbeladenen, deren Last durch die wirtschaftlichen Erschwerungen der Kriegszeit immer noch wächst, die kleine glückbegünstigte Minderheit, für die der Krieg nur ein Ausgabenspluß, aber keine Minderung ihres Lebensbehagens bedeutet. Im Gegenteil, sie werden jetzt vielleicht erst recht der wunderbaren Kräfte inne, die in einem vollen Beutel stecken. Sie nach allen Regeln der Kunst den Magen zu stopfen, war ehemals ein in weiten Kreisen beliebtes Vergnügen. Jetzt ist es ein Privilegium der Reichen geworden. Nie zuvor war der gewöhnliche, derb materielle Lebensgenuß so unerlässlich teuer, nie zuvor war er auf einen so kleinen Kreis von Genießenden eingeschränkt.

Um so selbstverständlicher wird in solcher Zeit die Pflicht, alles sozial Anstößige zu meiden. Man darf den vielen, die Drängsale und Entbehrungen zu leiden haben — und es sind sehr viele darunter, die das erst lernen müssen und aus früheren Tagen keine Übung im Leiden mitbringen —, man darf ihnen keinen Grund geben, außer den harten Notwendigkeiten des Krieges auch noch überflüssige soziale Unbill zu beklagen. Das Notwendige dulden sie gelassen, aber was darüber ist, würde ihren gerechten Unmut erregen. Wenn es trotzdem Angehörige der bestehenden Oberschichte gibt, die auch unter so außerordentlichen Zeitverhältnissen den sozialen Takt vermissen lassen, die das Selbstverständliche nicht verstehen, die ihre Unberührtheit von allen Zeitjorgen fröhlich zur Schau tragen, über jede kleine Einschränkung ihres gewohnten Komforts aber gleich wehleidig zu jammern beginnen — wenn es solche soziale Schädlinge und Sämmelinge gibt, so sollte ihnen wenigstens von seiten der öffentlichen Gewalt keinerlei Rücksicht und Entgegenkommen gezeigt werden. Ist es zum Beispiel notwendig, mit Kohle und Licht zu sparen, dann soll jeder ohne Ausnahme von solchen Sparsamkeitsmaßnahmen mitgetroffen werden. Wenn die kleinen Leute frieren und aus Petroleummangel kein Küchenlämpchen anzünden, wenn die Gasthäuser

zeitig schließen und die Gäste an spärlich beleuchteten Kaffeehaustischen sich wie weiterängstliche Süßner zusammendrängen müssen, wenn das Kino, das Theater derer, die nichts oder wenig haben, gesperrt ist, dann darf es auch für das Theater- und Gesellschaftsbedürfnis der Zahlungsfähigen keine begünstigenden Ausnahmen geben. Die soziale Gerechtigkeit erfordert noch mehr als die Sparsamkeit, daß alle derartigen Maßregeln mit ausnahmsloser Strenge durchgeführt werden, wie es in Paris, wie es in vielen deutschen Städten, wie es sogar in dem sonst nicht eben sozial mustergültigen Dubaibest geschehen ist. Die Brotkarte mit der gleichen Brotration für alle kann nicht die Magengleichheit aller Staatsbürger herstellen, denn man ist außer Brot auch noch einiges andere, aber sie ist das richtige soziale Symbol der Kriegszeit.

Der Abend

19. II. 1917

180

### Die Tänzer auf dem Vulkan.

Wir erhalten die nachstehende düstere, aber leider keineswegs übertriebene Schilderung:

So merkwürdig es auch nach zweieinhalbjährigen Kriegsleiden scheinen mag, es gibt doch noch immer Orte, an denen diese Zeit beinahe spurlos vorübergegangen ist; ein solcher Ort ist der Semmering! Zweieinhalb Stunden von Wien glaubt man sich in die tollste Festschmümmung eines friedlichen Landes versetzt. Musik und Tanz, Schaumwein und schöne Frauen, bilden dort die zeitgemäßen Vergnügen der besitzenden Klasse. Fast kein Tag vergeht, an dem nicht bis zwei Uhr morgens getanzt und getrunken würde. Dementsprechend setzt sich natürlich auch die Gesellschaft zusammen: junge Sozialaristokraten, Kriegslieferanten oder deren Söhne, Damen der Halbwelt und der Gesellschaft, alles bunt untermischt; und selbst der stolze und vorurteilsloseste Adelspröbling kennt im Vergnügen keinen „Standesunterschied“. Ja, da sind alle gleich, die Besitzenden, ohne anderen Gedanken als den Genuß, gleichviel was es koste; aber in seiner Fabrik oder auf dem Gute da pressen sie ihren Arbeitern jeden Heller ab, wo sie können, und ziehen ihn den Lohn für die Stunden ab, wenn er zum Arzt muß, durch Überarbeitung, Hunger und Kälte erkrankt. Und dann, nach durchtanzten Nächten und lustigen Tagen, gehen sie zur Bahn, und ein Verwundetenzug kommt an: gelbe, leidende Menschen, mit eingefallenen Wangen und starren Augen, die so viel Schreckliches erzählen, und da ist noch ein Wagen, ganz fest verschlossen — der Totenwagen! — Riccardo Luzzatto.

20. II. 1917

121

### Im Volkscasé.

Etwas anderes als Tee gibt es nicht am späten Nachmittage in Volkscasé. Das Trauschwetter des beginnenden Vorfrühlings hat mich in das warme, raucherfüllte Lokal getrieben. Nach längerem Harren stellt der weißhaarige Kellner ein Glas des lauwarmen, ziemlich geschmacklosen Getränkes auf den Tisch.

„Noch ein Glas Tee!“ ruft ein Mann am Nebentisch, dessen Gesicht mit Kohlenstaub reichlich geschwärzt ist. „Heut is ja Fasching!“ setzt er hinzu.

„Richtig, Faschingmontag is!“ meint ein anderer. „Dätt' net amal dran denkt!“

„Wär' ja Wunder,“ meldet sich ein dritter, „bei dö Zeit'n... auf das 'nauf vergunn' i mir aber aa no a Glas!“

Ein Soldat gefellt sich zu mir; älterer Landsturm. Er hustet oft und trocken.

„Sind Sie krank?“

„Als Bua,“ erzählt er, „hab' i amal auf d'r Lung'n was g'habt; dann nig mehr, bis i jetzt vom Feld g'ruckuma bin. Vier Monat' lieg' i scho im Spital. Was s' jetzt mit mir mach'n werd'n, was i net.“

Der Erzählung des Soldaten, der auch von den Mähfalen draußen berichtet, hört auch ein alter Glaslopf mit weißem, struppigem Bart zu. „Wenn amal

alle g'ruckommen,“ meint er, „die jetzt draußen san, dö wer'n endli amal anders reden...“ Unterdessen ist es 6 Uhr geworden und nun gibt's auch Kaffee. Größere Löpfe voll bringt der Kellner. Auch der Soldat bestellt sich einen Topf: „An so an' Kaffee is halt do mehr dran wie an den Teeg'schlader.“

Ein Händler preist im Vorbeigehen seine Ware: „Andpfe, Zigarrenspizen.“ — „Was nuht m'r der schönste Spiz, wann i lane Zigarr'n net kriag,“ wieder der Soldat.

„Brausch'n kunnt ma wohl viel,“ hält das alte Weiblein dort dem Redeschwall des Händlers entgegen, „wann nur das Geld net gar so rar wär.“

Ein nett gekleidetes Mädchen kommt schüchtern zur Tür herein, setzt sich in eine Ecke und bestellt leise Kaffee. Sicher auch ihr Abendmahl! Ein Schreibmaschinenmädchel, eine Telephonistin oder sonst eine, die vielleicht noch glaubt, über der proletarischen Masse zu stehen. Sie lernt sich jetzt erst in die Masse zu fügen.

„Zahl'n!“ So der Soldat. Er grüht, hustet noch einmal trocken und geht. Ich folge seinem Beispiel. Im Ohr aber klingt mir noch immer das Wort des Glaslopfes: „Dö wer'n endli amal anders red'n...“

207. 1917

und ich komme jetzt zum erstenmal zum ...  
I. Regierung davon Semminis erhalten  
abe. Die I. u. I. Regierung antwortete mit der  
Note Nr. 5785 vom 14. Dezember 1915, in der

des Krieges kann einen plötzlich eine erdrückende  
Angst vor dieser kommenden Friedenszeit packen,  
die wir vielleicht weniger deutlich voraussehen  
und ahnen können, als wir vor der großen Kata-  
strophe das wirkliche Wesen dieses Krieges vor-  
aussehen und ahnen konnten. Wir, die der Krieg  
als Erwachsene und Geformte überfallen hat,  
haben an den meisten Berken unseres vergan-  
genen Lebens zu zweifeln gelernt: von der  
weltbürgerlichen Freiheit bis zur köstlichen Ver-  
daunungsigarre. Nur oberflächliche Narren  
können glauben, daß wir nach dem Kriege mit  
der materiellen Möglichkeit auch geistige und  
seelische wiederfinden werden, zu sein, wie wir  
waren, uns zu freuen, wo wir Freude fanden.  
Die halb gerauchte Zigarre, die wir beim Ein-  
tritt in die neue, die große Zeit vor dem Tor  
auf den Ständer absetzen, werden wir ja beim  
Hinausgehen vielleicht wieder vorfinden. Wer  
aber wird das stinkende kalte Ding wieder in  
den Mund stecken wollen? Es könnte sein, daß  
uns jedes bishigen Luxus, das wir im Kriege  
entbehren mußten, nicht durch die Entbehrung  
wünschenswerter wird, sondern durch die Ent-  
wöhnung ekelhaft; vielleicht werden wir tugend-  
haft und vernünftig genug, um einzusehen, wie  
töricht wechselnde Damenmoden sind und daß  
eine Savanna eine Kludel aus entzündeten gif-  
tigen Blättern ist, die man sich wie ein Wilder  
in sein angeborenes Gesicht steckt, um sich Herz-  
leiden anzuziehen. Lausend, abertausend  
tugendreich aufgehobene Zeigefinger weisen uns  
heute diese bitteren Wahrheiten: und was sollen  
wir Alternen doch tun, wenn eine neue Zeit

reipollen Kleid einer schönen Frau bis zur  
Zigarette, nicht mehr ernstlich verteidigt werden  
kann, muß auch unsere vergangenen und unsere  
künftigen Lebensfreuden erschüttern. Es haben  
auch früher Menschen gedungert, wenn andere  
Menschen zu gut aßen, aber wir haben es nicht  
so ekelhaft deutlich vor Augen gehabt wie jetzt.  
Wir sehen zu gut, daß jedes Mus, das sich  
einer leidet, einem anderen zum bedrohlichen  
Minus wird; es ist zu widerlich, Kriegs-  
gewinner schwelgen zu sehen; alle materiellen  
Genüsse und viele geistigen sind zu sozialen  
Verbrechen geworden; schon ermahnt man den  
auten Staatsbürger, nicht zu seinem Vergnügen  
zu reisen. Nicht, was man da verliert, ist zu  
besagen, sondern: man verliert sogar den  
Marben daran. Da ist der Modelurus der  
Frauen. Jeder weite Rock entzieht irgend-  
einem armen arbeitenden Mädel ein Stück  
Stoff, das sie zu ihrem einzigen Kleide braucht.  
Wir wissen es. Eine reiche Frau, die dennoch  
sehr weite Röde trägt, ist eine unangenehme,  
redanklose Egoistin. Aber ist es schön  
oder ist es nicht schön? — Nein, man soll  
danach jetzt nicht fragen. Und wenn statt der  
Mädel Böckauer Weines in Wöskau ein Laib  
Brot wachsen kann, man soll nicht danach fragen.  
Wie Böckauer Wein schmeckt. Er war, wie viele  
Mittelsieder verdienter Vereine längst gewußt  
haben und jetzt triumphierend betonen, schön  
im Frieden ein Laster, der Wein. Und die  
Zigarre war uns nicht gelund, der Schwärze ein  
Gift. Jetzt sieht man's, jetzt hat man's.  
... Mitten in den unangenehmsten Tagen

mehr gebraut werden kann! Es verbreitet sich  
allenthalben ein Geruch von triumphierender  
Jugend, die Leute, die immer dagegen waren,  
laufen mit einem Selbstgefühl herum und  
behalten auf eine aufdringliche Art und Weise  
recht, daß man sie vor Wut morden könnte.  
Den Mann, der ausrechnete, wieviel Korn man  
auf den Weinbergen von Wöskau alljährlich an-  
bauen könnte, vor dem Krieg hätte man ihn  
einen unfrohen Narren nennen können. Heute,  
das ist das Schreckliche, hat der Kerl vollkommen  
recht. Es ist jetzt klar, Brot ist nötiger als Wein;  
man braucht Nationen und keine frohen Viertel-  
stunden. Es ist die Stunde gekommen, in der  
die härteste, unfreundlichste, knochigste Jugend  
über alles Angenehme und Erfreuliche laut  
triumphiert; jedes nette kleine Laster, das  
unserem Leben bisher Würze gab, liegt ganz  
entsezt im Winkel und schämt sich, weil man  
ihm brutal die Kleider vom Leibe gerissen hat;  
nun weisen feurige Lanten mit tugendhaft  
spitzen Ringern auf des netten, nichtsnutzigen,  
sieben, kleinen Lasters entlöste Sämmach, Nicht  
daß die Not der bösen Zeit uns heute diesen  
kleinen Genuß entzieht, morgen jenen, die  
Trabuso nach dem Schwärzen, nächstens das  
gewohnte Glaschen Wein, nicht des ist arg.  
Denn man könnte oben lächelnd entbehren, auf  
bessere Zeiten hoffen, das Unwichtige nicht  
schwer nehmen. Das Arge ist dies: viel von  
dem, was uns das Dasein bisher freundlich ge-  
schmückt hat, wird uns nicht nur physisch ent-  
zogen, sondern auch ethisch entwertet. Eine Zeit,  
in der jeder erfreuliche Luxus, vom launisch

### Abschied von einem Laster.

Sieh soll ein Freundschaftsbindnis mit meiner  
Trafskantin schließen? Sieh soll oder die Frauen  
meines Hauskaltes sollen auf der kalten Strohe  
sitzen und warten, ob am Fassungsstage auch  
etwas für mich abfällt? Aus einem Genuß,  
und wäre er der liebste, eine tägliche Sorge  
machen, sich eine teuere Gewohnheit um den  
Gals hängen wie einen Stein? Nein; lieber  
verjachte ich auf die Gefährtin stiller Stunden,  
scheide mich von der Trabuso, die ich geliebt  
habe. Man kann auch leben, ohne zu rauchen;  
es liegt schließlich nichts daran. Zahllose rau-  
sende müssen jetzt den gleichen Entschluß fassen,  
und wohl denen, die es rechtzeitig tun. Aber  
das eine muß feierlich festgelegt werden: Die  
Trauben sind nur zu hoch, nicht zu teuer. Es  
mögen jetzt nicht die Nichtraucher daher-  
kommen und über den Raucher frohlocken, der  
endlich dem Laster entsagt. Wir wollen ent-  
behren, was wir entbehren müssen; aus einer  
Not eine Tugend machen, ist feige.  
Dies vielleicht ist des veränderten Lebens  
bitterster Reiz; daß so viele ausgereichnerte  
Leute alles schon längst vorhergesehen haben.  
Sein Schlußleder? Ganze Vereine von Natur-  
menschen waren längst für Volksandalen. Wenig  
zu essen? Vämst gab es hygienische Dreischüren  
gegen die allgemeine Uebersättigung. Und nun  
gar, wenn der Tabak rar wird oder kein Bier

21. II. 1917

183

**(Ein vergessener Kalendertag.)** Ob es heute einen Menschen gibt, dem es ohne Blick auf den Kalender einfiel, welches frohe Gedenken wir sonst an diesem Tag zu begehen pflegten? Und daß wir eigentlich am Abschluß einer toll-vergnügten Epoche und vor dem Beginn nüchtrner Einsicht stehen sollten?... Nein, so unversehens wird sich keiner zurückwinkern, so hart kann sich keiner den Krieg aus den Augen reiben. Die Geschichte hat den Kalender aufgehoben; was früher einmal war, gehört einer andern Zeitrechnung des Gefühls an. Und waren wir in den ersten Kriegsjahren wenigstens noch im Stande, an den Kalendertagen ungläubig-lächelnd das Einst und Jetzt zu vergleichen und über den eigenen Wandel den Kopf zu schütteln, so mußt uns der besondere Datumsvermerk jetzt wie etwas

völlig Fremdes und Gespenstisch-Fernes an. Wir schreiben heute — Faschingdienstag! Ja, das war der Tag, an dem der letzte Schwerfährwerkskutscher das Kummel seines Pferdes mit Papierrosen und bunten Streifen besetzte, an dem die Buben sich mit schauderhaften Larven maskierten oder eine riesengroße Zugnase über die eigene stülpten, an dem die Sieberinger, Grinzinger, St. Reiter, Hackinger und Berchtoldsdorfer sich in ein Gschnaszkostüm warfen, um in langer Reihe dem Karneval eine Abschiedsprozession zu geben. So naiv und fröhlich war einmal die Welt. Ihre große Sorge war: das Austanzen bis in den letzten, häringfauren Morgen. Scheint uns dieser Leichtsin, am wiedererkannten Wert der Freude gemessen, nicht hohl und seelenlos? Wahrhaftig, wir wären heute genügsamer und — inniger. Wir würden uns den Teufel wenig um Gesichtsmasken, rote Nasen, fletschende Gebisse und fidele Umzüge kümmern und verstanden das Leben auch ohne diese Zutat zu genießen. Darum tut der Vergleich zwischen dem kohlenlosen und verdunkelten Segenwartstag und dem Faschingdienstag seligen Ungedenkens nicht einmal allzu weh. Abgesehen davon, daß wir uns eben wirklich schwer erinnern können, wie es „damals“ war. ...

## Die Sommerzeit

Es ist eine alte Geschichte: nichts erträgt man so ungerne wie eine Aenderung in liebgewordenen Gewohnheiten. So geht es in vielen Dingen, so geht es auch bei der Einführung der Sommerzeit, mit der sich unsere Bundesbehörden gegenwärtig beschäftigen. Das merkt man deutlich an den bisherigen Ergebnissen einer Rundfrage des Schweizerischen Städteverbandes. Und man merkt noch etwas. Bei der Abfassung der Antworten geht der Gefragte meist von der Erwägung aus: nützt mir eine solche Neuerung oder schadet sie mir. Es ist uns nicht bekannt, ob die Fragestellung schon zu dieser Betrachtungsweise Veranlassung gab, jedenfalls darf sie im Verlaufe der Behandlung dieser durchaus die Allgemeinheit angehenden Frage unter keinen Umständen die Entscheidungen leiten.

Wenn die Kantonsregierungen von Luzern und Glarus geantwortet haben, ihren Kantonen biete die Sommerzeit keine Vorteile, so mag das an sich richtig sein, nur ist es für die Hauptfrage nicht wesentlich. Es ist ja ohne weiteres klar, daß bei der Landbevölkerung abends weniger Licht gebraucht wird, als bei der städtischen. Wenn der Bauer seine Tagesarbeit hinter sich hat, so sitzt er etwa behaglich unter dem weiten Schermdach seines Hauses, und wenn es dunkel geworden ist, geht er zu Bett. Die Ersparnisse, die die Sommerzeit unleugbar mit sich bringt, werden ja auch nicht auf dem Lande erzielt, sondern in der Stadt, wo das besondere städtische Leben die menschliche Tätigkeit auch bei künstlichem Lichte nicht unterbricht. Wenn also die Regierungen von Luzern und Glarus, Kantone mit vorwiegend ländlicher Bevölkerung, die Einführung der Sommerzeit ablehnen mit der Begründung, sie bringe ihnen keine Vorteile, so liegt darin eine Gefahr, die Gefahr, daß die ganze Frage vom Standpunkt des Einzelnen betrachtet werde und nicht vom Standpunkte der Allgemeinheit. Es handelt sich gar nicht darum, durch diese Neuerung einem besonderen Teile der Bevölkerung unmittelbare Vorteile zu verschaffen, keineswegs — die Ersparnisse sollen der Allgemeinheit zugute kommen und dadurch erst mittelbar auch dem Stadt- und Landbewohner. Was man aber jetzt von beiden verlangen kann, ist eine vorurteilslose Prüfung der Frage: überwiegen die Vorteile, die die Sommerzeit der Allgemeinheit bringt, die Nachteile, die sie mir etwa in meinen Lebensgewohnheiten bereiten könnte? Wenn man sich auf allen Seiten auf diesen Standpunkt stellt, so sollte die Besprechung der Frage sehr wesentlich erleichtert werden.

Um was handelt es sich? Doch vor allen Dingen um eine Ersparnis an Kohlen und Geld. Und Leute, denen eine Uebersicht in wirtschaftlichen Fragen nicht abgesprochen werden kann, berechnen diese Ersparnis sogar recht hoch. In den letzten Tagen war in der Presse zu lesen, daß die zürcherische Handelskammer die Einführung der Sommerzeit befürwortet und daß sie die damit zu erzielenden Ersparnisse auf 10 Millionen Franken berechnet! Das ist sicherlich ein Gewicht auf der Waagschale und kein leichtes! Jedenfalls lohnt es sich, ernsthaft und nicht nur in Berücksichtigung der engsten Interessen oder in ängstlicher Scheu vor jeder Neuerung davon zu reden.

Soll etwa heute der unverbesserliche Optimist Berater sein? Soll man fröhlich seine Pfeife schmauchen und dazu sagen: es wird schon besser werden; wir werden wieder Kohle genug bekommen und dann froh sein, daß wir uns die neumodische Experimentiererei mit Sommerzeit-Plänen erspart haben? Wir glauben, wenn ein Mitglied unserer obersten Behörden so sprechen würde, im ganzen Lande erhöbe sich ein Geschrei nach Absezung — und die Schreier hätten recht.

In so schweren Zeiten, wie wir sie jetzt durchmachen, ist es Pflicht, der Zukunft fest in die Augen zu schauen, und wer könnte da gerade die Kohlenfrage mit leichter Hand beiseite schieben wollen? Man denke nur an die Einschränkungen, die die unausbleibliche Folge sein werden, wenn wir uns nicht beizeiten vorsehen und zu sparen suchen, wo irgend etwas zu sparen ist. Daß unsere Nachbarstaaten mit der Einführung der Sommerzeit gespart haben, ist eine Tatsache, die nirgends geleugnet wird. Uebrigens hätten sie sicherlich die Einrichtung jetzt nicht wieder aufleben lassen, wenn sie nicht ihren Nutzen am eigenen Leibe gespürt hätten.

Wir behalten uns vor, auf die Einwendungen und ihre Widerlegung später einzugehen, für heute liegt uns nur daran, einen Boden für die weitere Diskussion zu schaffen. Sie muß

unbedingt losgelöst werden von Fragen des persönlichen Interesses oder gar der persönlichen Bequemlichkeit. Sobald erwiesen ist, daß die Einführung der Sommerzeit dazu angeht, uns die Lasten zu erleichtern, die uns der Weltkrieg aufbürdet, so haben unsere Behörden die Pflicht, die Neuerung durchzuführen, selbst wenn noch mehr Stimmen dagegen laut werden sollten. Wer heute nur nach dem Nächstliegenden und Engsten fragt, gleicht einem Manne, der bei einem Brande seine Wertschätze verbrennen läßt, um ein — Sofaissen zu retten.

Der Ausgang der Wiener.

Jeden Donnerstag hatte der Landbesitzer Windbichler in einem alten, niedrigen Gasthause der Innern Stadt seinen Stammtisch, an dem selbstverständlich er den rednerischen Mittelpunkt bildete und lustig an einem Donnerstag setzte die Wiener Straßenbahn mit dem bis halb neun Uhr abends verkürzten Verkehr ein. Wohl hatte eine selbständige Klugheit die Gewissen heute schon um sechs Uhr gütlich beruhigt, doch als sich der Zeiger der Uhr von der achten Stunde langsam fortbewegte, wurde die Stimmung bange und ernst. Windbichler holte gar noch sit einer gewohnten Kritik des Straßenbahnverkehrs und seiner Beziehungen zur Arbeiterklasse aus, doch plötzlich erhob sich die Hälfte des Zuhörerkreises und eilte davon.

Das Abzählnehmen der Kreuze vollzog sich heute rascher als sonst und bald stand Windbichler mit dem alten Baurat Rabl und dem dicken Versicherungsbearbeiter Schramm beim ehemaligen Schottentor und voll Spannung erwarteten sie die seltsam frühe „Blau“ nach Pöckelsdorf.

während er mit dem mühsam dahinstreichenden Schramm langsam die Seite des Baurates gewann. Der dicke Versicherungsbearbeiter schüttelte nur immer verzagt seinen spärlichen Kopf und jammerte:

„Wie ich über den Berg bis zum Gürtel 'naufkomme', das weiß ich net! ... Puh!“

„Mach' Dir keine Sorgen! Wir schieben halt hinten an!“ tröstete der Baurat, sog aber plötzlich den Hut vom Kopf und trat auf eine im Laternenchein stehende Frau zu.

„Guten Abend, Frau Wimmer!“ grüßte er freundlich. „Na, was machen denn Sie noch auf der Walfen nach der „Blauer“? ... Ist sie Ihnen auch davongefahren?“

„O nein!“ erwiderte resolut die Frau und lachte frohlich aus ihren lebhaftesten Augen. „Ich war Lebensmittel einkaufen, und mit diesen zwei schweren Töchtern hab' ich mich gar nicht auf die Tramway 'nauftraut. Ich hab' mir gedacht, geht gleich zu Fuß bis Pöckelsdorf!“

„Hört Ihr's, Ihr Raumer?“ ... Das ist eine Red“, sagte Baurat Rabl.

„Da geh'n wir also miteinander? ... Ich werde Ihnen die eine Lastge tragen!“

Dabei bückte er sich, doch Frau Wimmer wehrte ihr entschieden ab.

„Ich werde mir doch von einem alten Herrn nicht die Sachen tragen lassen?“

Rabl unterwarfte sie seinen Arm, der Baurat stützte ihn an der anderen Seite und wenn auch langsam, so bewegte sich die Körpermasse des Versicherungsbearbeiters doch bergan, während Windbichler leuchtend im Frauendienst hinterdrein schritt.

Schramm drängte es, seiner weiblichen Gelferin etwas zu sagen und er blieb stehen.

„Es ist merkwürdig ... puh! mit einer solchen Frau ... geht es sich viel ... leichter! Puh!“

„Sagen Sie mir nur, wie kann man denn bei diesen Zeiten so dick bleiben?“ fragte etwas übermütig Frau Wimmer.

„Er hat eben schon in Friedenszeiten Fettvorräte g'ammelt mit lauter Eßigen und Schlafes“, höhnte der Baurat, und lebhafte Schramm triumphiert an die Laternenlampe vor der Volksoyer. „Also, jetzt bist herob' u über 'n Berg! ... Gute Nacht!“

Gerührt sagte der völlig ermattete Straßentourist die Hand des Baurates, versuchte die der Frau Wimmer zu küssen und stieß hervor:

„Ich dank' schön ... für die Hilfe! Ich kann es nicht denken, daß ich die Elektrische tagsüber ganz einstellen wollten und ich hält' alle Tag' da herauf 'n Fuß ... Es war' mein End' g'woen!“

„Der Du warst magerer 'word'n“, versicherte treuherzig der Baurat.

„Wenn der Stadt bis zum Gürtel!“ summierte Schramm noch eine Weile, bis ihn Windbichler zu ermuntern versuchte, indem er klagend ansah:

wagen mit Bürgerfamilien vom Willantengrund vorfuhr und alle so lustig und lebensfroh waren, ohne von dem Wunsch nach einer „Elektrischen“ gequält zu sein.

Auf Windbichler bermochte aber der Baurat dieser Alt-Wiener Zeit keinerlei Wirkung auszuüben, denn er leuchtete schwer unter seiner Last. Unter der Bürde der Vorortlinie schickte sich Frau Wimmer an, sich von den Herren zu verabschieden, und erleichtert stellte Windbichler die Lastge auf das Pflaster.

„Sagen Sie, quä' Frau, was ist denn eigentlich da drinn?“ fragte er in begreiflicher Neugierde.

„Hier kilo Mehl, zwei kilo Fleisch, dreißig Büschen Sardinien und ein schöner schwerer Dackel gab die Frau bereitwillig zur Antwort.“

„Ich hab' 's g'pürt!“ rief Windbichler aufatmend aus und auf die Dankesworte der Frau versicherte er mehrmals, daß es ihm nur ein „Bergrüßen“ gewesen sei.

Auf dem Wege nach Pöckelsdorf entlud sich sein lange verhaltener Ärger über die Verkehrshältnisse seinem ausdauerndsten Leidensgenossen gegenüber in heftiger Weise. Doch allmählich verblassten seine bisherigen Forderungen zu dem geringen Namen Wuntige nach einem stündlichen Verzehrwichtigens nach Gersthofer, aber bis Mitternacht.

„Der Spaziergang hat uns eigentlich gar nicht geschadet!“ sagte der Baurat, als sie vor seiner Villa in der Pöckelsdorfer-Allee angekommen waren.

„Nun zum Abschied die Hand drückend, jammerte Windbichler: „Das können Sie leicht sagen, weil Sie's Haus sind! Aber ich ... ich muß noch nach Calmannsdorf! ... Gute Nacht!“

In selbstquälereicher Grubelei über sein Schicksal erklimmt Windbichler die stille Bergstraße, welche ihn nach dem zwischen den Wienerwaldhöhen sorglich eingebetteten Reustift am Walde führte.

An einem Fenster der Feinen, niederen Häuschen stand, bequäglich seine Pfeife schmauchend, ein Revier der städtischen Straßenbahn und schien die ihm so selten vergönnte Abendruhe in vollen Zügen zu genießen.

„Guten Abend, Herr Windbichler!“ grüßte er den heranrückenden Wanderer fast überfreundlich.

**Unsere Haustiere in der Kriegszeit.**

Unsere Hauslieblinge, die Hunde und Katzen, bekommen den Krieg jetzt tüchtig zu spüren. Es ist sehr schwer geworden, sie zu ernähren. Die meisten sehen auch entsprechend abgemagert aus. Die Tierfreunde, die ihre Hunde oder Katzen aus den Abfällen ihrer Hauswirtschaft nicht mehr genügend verköstigen können, weil die Kost eben kaum zur Ernährung der Menschen reicht und von den Speisen wenig überbleibt, haben ihre alten Bekanntschaften mit Restaurants ausgenützt, um sich das notwendigste Hundefutter zu verschaffen. Aber auch in den Restaurants ist häufig das Hundefutter knapp, da die Gäste eben sehr wenig übriglassen. Im Tierchutzhause ist daher die Zahl der Hunde, die dort ihrem Schicksal überlassen werden, sehr stark gestiegen. Seit Neujahr wurden dort schon 1033 Hunde abgeliefert, um 300 mehr als bis Mitte Februar des Vorjahres. Die Zahl der abgelieferten Katzen ist geringer, weil von den ärmeren Leuten die Katzen als — Hasenbraten verwendet werden. Von den eingelieferten Hunden, unter denen sich sehr edle, kostbare Tiere, wie Dobermann, Schäferhunde, Windhunde, Bernhardiner und Neufundländer, befinden, die oft einen Wert von mehreren hundert Kronen besitzen, werden wieder viele an Tierfreunde überlassen, die jetzt die Gelegenheit benutzen, um sich auf die billigste Weise in den Besitz eines schönen Tieres zu setzen. Im Januar wurden 176 Hunde, im Februar bisher 120 Hunde an Tierfreunde gegen Bezahlung der Kost von 5 bis 6 Kronen abgegeben. Von den übrigbleibenden Hunden, die keine Abnehmer finden, werden monatlich etwa 500 durch Bleisäureinjektion in das Herz, die die Tiere ohne Schmerzen momentan tötet, vernichtet. Die getöteten Hunde werden zum Wasenmeister geschafft, der die Felle an die Fellhändler weitergibt und den Kadaver zur Herstellung von Kunstdünger verwertet. Von den Katzen

werden monatlich etwa 100 auf dieselbe Weise vertilgt. Früher hat man die Tiere in einem Gaskasten getötet, aber das Gas hat jetzt nicht den nötigen Druck, um eine rasche Tötung herbeizuführen. Das Hundefutter im Tierchutzhause besteht hauptsächlich aus Kuttelflecken und wird vom Zentralviehmarkt um K. 1.20 pro Kilogramm bezogen. Die Kuttelflecken wurden früher mit Bruchweiz, später mit Kartoffeln vermengt. Außer Hunden und Katzen werden im Tierchutzhause auch andere Haustiere wegen Ernährungsschwierigkeiten abgeliefert, so zum Beispiel Schildkröten, Eichhörnchen und Fische; von einem herrenlosen Bauerngut kamen Spanferkel, eine Henne und drei Enten. Diese Tiere wären im Bahnhof, wo sie ankamen, fast erfroren; daher wurden sie ins Tierchutzhause gebracht, von wo sie der Abjender wieder abholte. Auch einige Papageien, Dohlen, Kaninchen kamen im Tierchutzhause zur Ablieferung. Im Tierchutzhause herrscht jetzt großer Betrieb. Tierfreunde haben dort eine reiche Auswahl von Tieren, die sie vor dem sonst sicheren Tode bewahren können.



24. / 11. 1917

188

\* Die Hausgehilfin im Kriege. Alle Damen sind, wie seit Menschengedenken übrigens, einig, daß es mit dem Dienstpersonal nie schlechter gewesen ist als jetzt. Der bürgerliche Blätterwald widerhallt von Klagen über den Unanstand, die Ansprüche, den Leichtsinn dieser „Personen“. Und alle Vertreterinnen des wohlhabenden Faulenzertums, alle jene gepflegten Hausfrauen, die grundsätzlich keinen Finger rühren in ihrer Wirtschaft, wetteifern miteinander in schwungvoller Schilberung, wie gut es die Hausgehilfin in den jetzigen bösen Zeiten habe und wie undankbar es von ihr gegen Schicksal und Gnädige sei, den Vorzug, von allen Kriegssorgen verschont zu bleiben, so gar nicht zu würdigen. Nun hatte diese Behauptung bei Kriegsbeginn eine gewisse Berechtigung. Im Anfang spürten die Hausgehilfsinnen in materieller Hinsicht verhältnismäßig wenig von der Ungunst der Zeiten, denn wenn auch manche Dame in überquellendem patriotischen Gefühl den Lohn der Köchin herabsetzte, um den ersparten Betrag Wohltätigkeitszwecken zuzuführen, so war das schließlich nicht die Regel, sondern nur eine „schöne Ausnahme“. Viele Mädchen wurden wohl entlassen, aber an Arbeit für jebe, die zugreifen wollte, war ja kein Mangel, so daß im ersten Kriegsjahr, ja auch noch in einem guten Teile des zweiten, die Hausgehilfin eine bevorzugte Stellung innehatte. Dann änderten sich die Verhältnisse mit einem Schlag. Die Teuerung der Lebensmittelpreise zwang zur äußersten Sparsamkeit auch im Mittelstand. In vielen Familien begann diese Sparsamkeit bei der Hausgehilfin. Die billigen Lebensmittel sind beschränkt, mit den anderen muß geheizt werden und man „gönt“ sich selbst das Fleisch nicht, geschweige denn den Hausklaven. Sind Kinder im Hause, so verzichten die Mädchen oft freiwillig aus Gutmütigkeit auf die ihnen gebührenden Anteile von Milch, Brot und Butter und so wird häufig genug der gesunde Hunger des schwer arbeitenden Menschen nicht befriedigt. Dazu kommt noch die reizende Institution des „Nachtmahlgeldes“, das in der Regel sechs Kronen beträgt. Im Frieden konnte man dafür eine billige Wurst oder ein Stück Käse erhalten. Aber jetzt? Ich möchte das Gesicht eines Selchers sehen, von dem man um zwanzig Heller Salami verlangt. Seine Rede möchte ich aber nicht hören. Da sich die Mädchen an Brot nicht sattessen können, müssen sie oft buchstäblich Hunger leiden. Zum Ueberflus sind sie natürlich stundenlang „angestellt“ und müssen, wenn sie durchsroren heimkehren, in der kalten Küche sitzen. Denn man kocht auf Gas, um Kohle zu sparen, und kann doch das Mädchen nicht in das geheizte Zimmer nehmen. Wo bliebe da der Respekt und die vielgerühmte „Distanz“, in der man die Januis, Kessis, Unnas immer ängstlich halten muß? Daß in Küche und Dienerzimmer fast immer Steinfliesen sind, trägt zur Erhöhung der Gemütslichkeit bei und manches junge Ding hat sich in Kriegszeiten den Keim zu einer Krankheit geholt, die es sein Leben lang nicht los wird. Die unerschwinglichen Schuhpreise, Holzsohlen sind für diesen Beruf unendlich trauer

das Ihrige bei, die Lage zu verschlechtern. Der Ausweg, zur Elektrischen zu gehen, übrigens immer eine böse Sache, da die meisten der Arbeit körperlich nicht gewachsen sind — wird nun auch verschlossen sein, und wenn die sozial empfindenden Damen einmal ernstlich Anspruch auf die „Dankbarkeit“ ihrer Hausgefährtinnen erwerben wollten, so wäre jetzt die allerbeste, nie wiederkehrende Gelegenheit dazu. Das Bemühen, die Lage dieser Hausarbeiterinnen, denen man nun auch noch die letzte Freude, das Kino, genommen hat, zu bessern, wäre wirklich keine mühsige Arbeit. Denn — keine Angst, meine Damen! — auch die Hausgehilfin empfindet den Krieg.

Unser bester kritische Beitrag

### Die Sonntags-Zeit

(Seite 11 bis 14)

enthält folgende Beiträge:

Berggeisternacht. Von Albert Ehrenstein.

Amüsia. Von Hermann Blumenhal.

Die weiße Gnyfankeme. Von Francis Livingston.

Stille Genossen. Von Heinrich v. Schullern.

Opa, die Läßige. Von Olga Lambert.

Bestina. Von Walter Eibisch.

Wischer Snow begahst. Von Josef Gevefi.

Seit-Strapfen. Von Florian.

Am Mittwoch den 28. d. erscheint in  
unserem Morgenblatt ein neuer Roman:

### Familie.

Roman von Emmy Grubner.

Der neue Roman der „Zeit“ stellt eine neue  
Wiener Dichterin vor, deren ungewöhnliches  
Talent sprachlicher Kunst und psychologisch  
Darstellung wohl bald auch die allgemeine Auf-  
merksamkeit auf sich lenken wird. Emmy  
Grubner fließt nicht an Uebertreibungen, sie ist  
originell in hohem Grade. Das Problem, das  
sie in unserem Roman gestaltet hat, ist die  
Familie, die das Leben eines Mannes ganz  
abfordert, ihn nicht zu sich kommen läßt und  
so sehr entpersönlicht, daß er am Ende sich in der  
satten Dummheit sehr wohl fühlt und gar nicht  
mehr sein eigenes Leben leben will. Wir freuen  
uns, unierer Lesern zuerst diese neue Dichterin  
vorstellen zu können.

## Feuilleton.

### Die Wiener Kriegsnacht.

Frühe Nächte und doch kürzer als Winter-  
nächte einst. Da wir das Licht strecken, mit dem  
wir sie sonst um ihre ersten Stunden zu be-  
trügen versuchten, fallen diese Nächte jetzt zeit-  
lich früher herab. Das bühnen Theater, das von  
unserem Phäaken noch übriggeblieben ist,  
schließt sich an uniere Arbeitsstunden un-  
mittelbar an, für viele fällt es noch in sie hinein.  
Um eine Stunde, zu der in besseren Zeiten  
selbst das solide Vergnügen kaum angefangen  
hatte, ist jetzt auch das „ausgewiesene“ Nach-  
leben schon zu Ende. Um halb neun Uhr macht  
die Straßenbahn „Blau“ und verdrängt den  
armen Gauselorgern das Sperrgroschen-  
geschäft. Kohlenlang hat man ihnen vorgemoren,  
daß ihre Tributforderung das Wiener Nach-  
leben kampflos mache, jetzt hat ein Stärkerer  
seine schwere Hand auf Thyrannen und Unter-  
drückte gelegt. Über den „redlichen Hütern des  
Hauses“ ist ein anderer Retter erschienen. Der  
Obolus der Satten ward ihnen freilich ge-  
nommen, doch erst die künftige Statistik oder  
das alles durchdringende Auge des Steuer-  
beamten wird lehren, ob sie nicht vom Tribut  
der Sunarigen noch fetter werden. Denn unier  
Nachleben ist kaum schwächer geworden, ja, in  
den ersten Stunden nach Mitternacht sind jetzt  
sicher mehr Menschen auf den Straßen als  
sonst in den schönsten Zeiten des „Droh'n die

ganze Nacht, bis an die Sonn' anlockt“. Es  
sind bloß andere Leute da; nicht mehr die  
Uebermütigen, Sorglosen, die die Nacht zum  
Lag werden ließen, sondern die Bedrückten,  
Sorgenheweren, denen die Zeit den Lag zur  
Nacht gemacht hat. Die „Lumpen“, die vor  
Morgengrauen keinen Schlaf fanden, müssen  
jetzt nach elf Uhr schon ins Bett, die Müden  
aber müssen zu nachtschlafender Zeit ihren  
großen Hummel beginnen. Wenn man um  
neun Uhr durch die dunklen Straßen geht, in  
denen man den eigenen Bruder erst an der  
Stimme erkennt, mit der er „Bardon, Bardon,  
Verzeihung!“ ruft, weil er in einen hinein-  
gerannt ist, findet man sie öde und fast  
menschenleer. Die sogenannte „ganzzächige  
Beleuchtung“ flunkert nicht: sie ist wirklich  
ganz nützlich. Die Kaffeehäuser loden nicht mit  
ihren sonstigen Ausschmückern von Licht und  
warmer Behaglichkeit. Sie sehen aus wie ehe-  
dem in den ersten Minuten nach einem Kurz-  
schluß. Das ergötzt die von der Dürftigkeit ge-  
wünschte „moralische Wirkung“, die den  
Staatsbürger in seine vier Hände treibt, wo  
er sich nicht an seine erlaubten sechszig Watt  
heranlesen darf — vorausgesetzt, daß er sie hat.  
Dort steht er in seinem Blatt, daß die Kohlen-  
und Lichtnot in Italien und Frankreich noch  
größer und bedrohlicher ist; das leuchtet ihm  
ein, es erwärmt ihn, und wenn er das richtige  
Bemittel hat, kann er sich dabei ganz beglückt  
fühlen. Denn wenn es nach Virgil schon immer  
ein Trost ist, „in der Not Genossen zu haben“,  
so ist es ganz gewiß ein noch besserer Trost,

solche Genossen gerade in den Feinden zu  
sehen, die unsere Not gewollt und verschuldet  
haben.

Wenn die letzten zu Hause sind, die mit dem  
„angebrochenen Abend“ laut behörblichem Ber-  
bot nichts mehr anfangen dürfen, schläft die  
Wiener Kriegsnacht ein. Zwei Stunden lang,  
zwischen 1/12 und 1 Uhr etwa, ballen sich  
Dunkel und Stille fast unheimlich aufeinander.  
Dann aber wird's langsam und leise wieder  
lebendig. Es beginnt der nächtliche Zug der  
Lampfen nach den Stellen, wo am Morgen  
heizen oder beleuchten kann. Der Gedanke an  
dieses Meer von Kämpfern gegen Hunger, Kälte  
und Dunkelheit, das allnächtlich neu aus dem  
Boden wächst und mit unendlicher Geduld seine  
kleinen Siege erkämpft, die jeden Lag aufs  
neue wieder umichte werden, regt die Phantasie  
mächtig an. Der Arzt, der die Musterung für  
diesen Dienst vornimmt, gehorcht seiner Wissen-  
schaft als der der eisernen Not und ist keiner  
anderen verantwortlich. Er schickt Greise, Weiber  
und Kinder an diese Front des Hinterlandes.  
Er muß sie dort stehen lassen, oft schlecht ver-  
wahrt gegen Mäuse und Kälte, mit Schlingen,  
die keine mehr sind, auf barem Boden, im  
Schnee oder im tiefen Not, viele, viele Stunden  
lang. Denn sie stehen dort, um das Aller-  
unentbehrliche zu hohen Preisen für sich und  
die Arien dabei zu erobren. Bei Lag ist  
schwerer Kampf um den Erwerb und Nacht für  
Nacht Schützenabenteurer. Sie erziehen sich  
ein bißchen Wärme, sie erwarren sich ein

Im Stammbesl.



„Du ha v' heut' in aller B'scheidenheit den Vor- schlag mach' er woll'n, daß ma wegen dera narrißch- frühen Sp't ersund von ject'n an, a bissel fröhler Vammonto innen soll'n.“ sagte Schwaffer zu Etichler, der soeben das Gotal betreten hatte, „und stich' fröhler, kommst Du heut' insamt um a halbe Stund' p'äter daher als wie sunst. Is dös e G'hörts'?" „Ma kann si ja auf die Weis' gar nimmer ordentl' ans'dischreie'n, denn wann ma grad im schönsten D'ischurs is, kommt der Leopold daher und sagt: „Meine Herren — g'spirt wird.“

„Bürs' B'pätkommen kann i nit, sondern d' Rommune, bequene Etichler grümmig den Vor- wüfen des Freundes; „oder is am End' net der Rommune Ehr Sach', für d' Straßereinigung d' forgen? Soll am End' jeder Bürger und Steuer- zahler selber an Veten mit Büchel nehmen, wann er spazier' geht und jed'smal, bevor daß er an Schritt mach't, erst den Dreß wegrama? Was mi anlangt, so bin i ject'n grad mit alle zw' Daxen in a Krumm' Gaden einflischt, daß's Wasser nur so g'spirt is. Na, den' i mir, ject'n is's g'fehlt; und d' Herr'n Kollegen im Stammbesl' warten lassen. Dös hab' i a tan, denn mit nasse Füß'n in ganzen Abar da umanandafiken und mir a Strauten hol'n, dezua hab' i la Lust net. So, ject'n wißt's, warum i g' spät kommen bin.“

Er irant sein Krügel zur Hälfte leer und stelte es geräuschvoll wieder auf den Tisch, damit zum Ausdruck bringend, daß die Sache endgültig erledigt sei. „Glückl' der Mensch, der ham'sehen und an- dere Schuch anziegn' kann, wanns eahn in d' einen's Wasser eintrint,“ sagte Spanuagl; „unferans is was froh sein, wann er a' anig's Paar gute Stiefletten an d' Füß' hat. Dös wird

dann auf d' Nacht zum Trodina g'stellt und am andern Tag müssen's wieder herhalten. D' Groß- kapitalisten a la Etichler freit, die hab'n glet a Duzend Paar zum Wecheln; aber a armer Schlucker wie i aner bin, der kann si an so an Luxus net leisten.“

„D' Herr'n im Rathhaus“, ergriff ject Ober- herger das Wort, „die hab'n si am guten Himmelbauer verlassen und g'mant, daß der 'n Schnee beiseiten und gratis und franko wegtam' wird. An's Lawetter haben's net denkt, die Herren, und daß dös bei die heutigen Schindapreis a' G'rett is, wie nia net im Frieden, dös is eahna net eing'fall'n. Ject'n ist die Schlamasli sticti und d' ganze Beamtstadt is'n a anigze fagen, die eh allerweil fieden bleibt, an kommend' Schindalebersteje einz'richten. Und wer is schuld an dem Delend? Wer denn anderst als wie der Krieg! Der Krieg is an vielm schuld in der Welt, dös gib i zu, aber warum eahn alls in d' d' Schuch g'fob'n werd'n soll, a Sachen, wo er meiner Söl und Gott nirdafor kann, dös siach i net ein. Na, wa, mei' lieber Herr Bürgermacta, für die

Zuchland auf da Straßen kann niemand anderer mir als wie d' Gemeinde Wien und ihre Kommodität. I man, es is in dem Jahr lang eahna kalt g'west, in der Zeit hätt' si'mal so viel Schnee wegg'schafft werd'n können als wirkl' dag'west is, trotz'n Krieg; nur dazu g'schaut hätt' werd'n müassen. Aber wann ma d' Sach' bis auf d' legt anseh'n laßt, wo scho d' höchste Eisen- bahni is und der Thermometer fünf Grad übere

G'rierpunkt sagt, und wann ma schliackl und endli an Schneeschaufler zw' Sechserln für a Stund' schaufeln antragt, und si nachdem weiß Gott wie wundert, wann d' Herr'n Schneeschaufler sag'n: „Für so a bissel — Geld mach' i dös G'schäft net! Wann mit an Wert die ganze Sach' mit aner G'müatlichkeit behandelt wird, als ob's a Klannigkeit wär, wo mi d'ranliegt, dann kann freit mir dabei aufschau'n und sa Mensch derf si wundern, wann er bis zu die Enie in Schmutz wat' in unferem kahlen Bean.“

„Gott sei Lob und Dank, daß d' mit Deiner Ned' fricti bist,“ jagte Schwaffer, „jest war i scho b'forgt, daß d' Di verschliackl. Was red' denn allerweil von zwans'a Kreuzer in der Stund?“

„Dös war amal, aber seit a paar Tag' krieg'n d' Schneeschaufler fünf Strandeln am Tag. Dös war do g'ma; aber i man, d' Herr'n Schneeschaufler san affrat so kommod als wie d' Rommune.“

„Daß i auf d' legt mit'n Larf in d' Höhl' g'gangen san, dös was i,“ entgegnete Oberberger, „aber i man, daß ma d' Preis net erst reguliert, wann der Schnee scho im schönsten Schmelzen und 's Wathew fricti is. Fröhler muas ma so was überdenken, net, wenn's d' spat is.“

„Ject hat ja d' Regierung a d' Rindfleisch- preis reguliert,“ sagte Schwaffer; „der Statthalter hat dös fogenannte „Volksrindfleisch“ erfunden und der arme Schlucker soll von ject'n an wieder manigsmal a lastig's Kruspelpisgerl auf der Schüssel hab'n, damit er net ganz bergift, wie so a Ding schmeckt. Is mir recht, obwohl mir Jung- g'sellen von der ganzen G'sicht net viel hab'n, in dem d' Wir' dös billige Fleisch net krieg'n. Nur d' Verheirateten profitier'n dabei.“

„Und von denen a nur die, was si's leisten können,“ meinte Spanuagl. „Daß's Rindfleisch a bissel billiger wird, is ja ganz schön und daß der Herr Statthalter in solcher Weis' ans Volk denkt, is brab' bon eahn. Aber, meine Herren, san ma amol ehehl'. Von an Volksfleisch, wie ma sagt, kann do net d' Ned sein. Der klane Mann kann vier Guld'n für's Rils affrat so weni zahl'n als wie siebene oder achte.“

„Dieser Ausruf galt dem Leopold, der sich dem Stämmisch genähert hatte und beschreiben jagte: „Wenn i die Herren recht freundsli bitten dürft, ...“

„Um was er bat, müßten sie bereits. Oberberger war der erste, der daran gewöhnt, um diese Stunde zu zahlen, bereitwillig in die Tasche griff und seine Beche berichtigte. Die anderen folgten seinem Bei- spiel, nur Etichler machte Einwendungen.“

„B' blöd is dös,“ polterte er, „grad bin i kommen und werd' scho wieder aufabstert. Da hört si ja scho alle G'müatlichkeit auf. Stimmt eahna Prinzpal net vom Statthalter a Ausnahm's'fest für's Stämmbeisl' auffadrucken, Leopold? Na? Dann kann ma halt mi machet als jact'n und geh'n!“

„Er sprach's, bezachte und betriess mit den anderen mignütig das Gotal, Thomas Berger.“

„Ja net, der alte Weibeshaffer Du. Was hast denn überhaupt no von Deiner Gedigkeit? Gar nit! Gar ject'n, wo bei der zeitlichen Spirt'stund' 's Drah'n für an Jungg'sellen affrat so a Unmög- lichkeit worden is, wie für 'n verheirateten Menschen.“

„Ah, hör' mir auf mit Deine guaten Rat- schläg,“ erwiderte Etichler, „i bin a Mensch, der was an die Zukunft denkt. Der Krieg kann no so lang dauern, amol muas er do wieder gar werd'n a; aber die G'h, die is für allerweil.“

„Dös Quaspir'n, wie's ject'n in der Mod' is,“ meinte Spanuagl, „dös g'schicht a net in der rechten Weis'. D' Hofküler, wo d' reichen Leut' si mit G'schampus ankaufen, die san offen, und d' Volkstommetter beispelsweis', wo si der klane Mann a guate Stund' mach't, die san natürl' g'ma! Stimmt's net umkehrter san, frag' i?“

„Na und von die Sintotheater, von die redst gar nit?“ fragte Schwaffer. „Na!“ erwiderte Spanuagl, „i man, wann d' Leut' amol dös blinagte Dramenwerk und die Mod's- und Rauberz'g'schichten a paar Tag' lang net seh'n, dann is dös eher a Burtel als wie a Nachteil. I bin sa Freund von die Sintotheater, das wascht; von mir aus bräuchten s' uoberhaupt net mehr aufg'spirt werd'n. Aber wann's is, bin i ö net böj', wei i an jeden Menschen sei Vergnügen verg'mm ... Hopla, da schaut's her, is scho da!“

„Dieser Ausruf galt dem Leopold, der sich dem Stämmisch genähert hatte und beschreiben jagte: „Wenn i die Herren recht freundsli bitten dürft, ...“

„Um was er bat, müßten sie bereits. Oberberger war der erste, der daran gewöhnt, um diese Stunde zu zahlen, bereitwillig in die Tasche griff und seine Beche berichtigte. Die anderen folgten seinem Bei- spiel, nur Etichler machte Einwendungen.“

„B' blöd is dös,“ polterte er, „grad bin i kommen und werd' scho wieder aufabstert. Da hört si ja scho alle G'müatlichkeit auf. Stimmt eahna Prinzpal net vom Statthalter a Ausnahm's'fest für's Stämmbeisl' auffadrucken, Leopold? Na? Dann kann ma halt mi machet als jact'n und geh'n!“

**Verschwundene Straßentypen.**

Langsam und ganz unmerklich für den, der es Tag für Tag miterlebt, hat sich das Straßenbild geändert. Altgewohnte Erscheinungen sind während der Kriegstage aus ihm verschwunden und haben Lücken gelassen, die wir kaum mehr empfinden. Es gibt keine fischen Gummiradler mehr, und die Einspänner führen wieder wie Anno dazumal ihre plumpen Karren auf eisenbeschlagenen Rädern geräuschvoll spazieren. Verschwunden sind auch die stämmigen Frauen und Mädchen, die auf den Straßen Drangen feilboten oder Äpfel; verschwunden sind die alt ehrwürdigen Omnibusse, die pferdegezogenen sowohl als auch die automobilen; und vergebens wird man nach den Bosniaken Ausschau halten, die Messer verkaufen, Spazierstöcke und anderen Tand, oder nach den Kroatinnen, die Kochlöffel und hölzerne Spielereien feilbieten. Es gibt keinen Selcherbuben mehr, der im prallen Böger Unmengen von Knackwürsten und Frankfurtern schleppt, und keinen Bäckerjungen, aus dessen Korb duftverbreitend Kaisersemmeln, Rippferln, Striezerln und Baunzerln gucken, aber auch keinen Schusterbuben, der, statt dem Meister in der Werkstatt zu helfen, auf der Straße seine Allotria treibt. Und wo sind die mächtigen, rasselnden Bierwagen, auf denen sich kunstvoll voluminöse Fässer türmten? Wann kommt die Zeit, da kräftige Rosse oder gar langhörnige Ochsen sie wieder zu unserer Freude durch die Straßen ziehen? Dorthin, wo sie neben einem Salzstangerl und einem Paar Frankfurter mit Aren ihr menschenbeglückendes Geschick erfüllen.

**Wie es auf dem Semmering zugeht!**

Viktor Silberer schreibt in der „Allgemeinen Sportzeitung“:

Wenn ich heute nach geräumter Zeit wieder darangehe, das das Leben und Treiben auf dem Sem-

mering in diesem Winter zu schreiben, so geschieht es diesmal mit sehr gemischten Empfindungen. Den Grund dafür werden die Leser bald herausfinden; bin ich doch heute genötigt, sehr unschöne Dinge zu besprechen und sie kräftig zu tadeln.

Auch der dritte Kriegswinter brachte dem Semmering wie seine beiden Vorgänger sehr zahlreichen Besuch und bewegtes Leben, nur daß jetzt das Leben und die Bewegung Formen angenommen haben, die unter den soliden Semmeringfreunden schon als wahrer Skandal empfunden werden. Es hat sich nämlich heuer da eine Gesellschaft von Leuten eingenistet, denen nichts zu teuer ist, die einen plump-prozesshaften Aufwand treiben, und denen es gar nicht lustig und toll genug hergehen kann. Bei dieser Sippchaft fliehet der Champagner in Strömen; Tag für Tag, oder besser Nacht für Nacht herrscht hellster Jubel bis in die frühen Morgenstunden dem Wahlspruch „Wein, Weib und Gesang“ wird in der ausschweifendsten Weise gehuldigt und wahre Orgien werden gefeiert voll übersäumender Lebenslust und tollstem Uebermut. Man lebt da buchstäblich unausgesetzt in Sauf und Braus, als gäbe es nicht anderwärts so viel Elend, als würden nicht fortwährend so viele Tausende an der Front für uns verbluten, und als kämpften nicht in Wien allein die vielen Hunderttausende armer und ärmster Leute frierend und hungernd mit bitterer Not.

Der Sammelpunkt dieser Lebewelt ist die Halle des Hotel Panhans. Wer um Mitternacht dort eintritt, glaubt in Monte Carlo zu sein oder in einem der Wiener Nachtlokale in tiefster Friedenszeit. Auf dieser Insel der Glücklichen sieht man die Herren fast nur im Frack oder Smoking, die Damen in den ausgefeiltesten, duftigsten Cotilettoiletten, tief dekolliert, mit kostbarstem Schmuck beladen. Da wird musiziert, gesungen, getanzt und getrunken, die feinsten Marken echten französischen Champagniers, ganz gleichgültig, was er kostet. Man zahlt willig 60, auch 70 Kronen für die Flasche, und die Bar, auf gut deutsch die Schank, in diesem Raume des Schwelgens macht täglich Losungen von vielen Tausenden. Man nennt da Rekordzahlen bis zu 9000 Kronen in einem Tage!

Während sich also in Wien täglich so viele Tausende und Abertausende von armen Menschen in Kälte und Nässe viele Stunden lang anstellen müssen, um sich nur das Notdürftigste an Lebensmitteln zu verschaffen, während einem hier in Wien das Herz blutet, wenn man vor den Geschäftslokalen diese endlosen Reihen starrer Greise, abgemagerter blasser Weiber und halbverhungerten Kinder frierend warten sieht, ob sich für sie, ums teure Geld natürlich, ein wenig Kohlen, Kartoffeln, Fett und dergleichen findet, lebt da oben eine Gesellschaft, die von Kriegsnot gar nichts wissen will, die nur in Vergnügungen schwimmt und die bloß die eine Sorge kennt: Was wird es morgen für eine Hege geben?...

Den soliden Stammgästen des Semmerings ist dieses Treiben ein wahrer Greuel, und nur weil mir von solcher Seite so viele bittere Klagen und so grelle Schilderungen zugekommen sind, sei heute dieser ganze, ebenso tolle wie widerliche Trubel hier besprochen...

So Viktor Silberer, der alte Semmeringfreund, dem man nicht zumuten kann, daß er mit Absicht grell malt. Das nobilitierte Gefindel, das den Krieg auf diese Weise „durchhält“, steht nicht einmal dafür, daß man ihm einen Fußtritt gibt. Aber wir fragen die Behörde, wie sie ein derartiges Schandtreiben dulden kann, das doch auch allen obrigkeitlichen Bestimmungen (Sperrstunde um 11 Uhr, Verbot des Tanzens und was sie eben noch sonst übertreten müßen) widerspricht. Wir verlangen, daß jene Bar des Demimondhotels sofort gesperrt werde und daß überhaupt vom Semmering alles abgeschoben werde, was sich dort nur zum gemeinen Vergnügen aufhält. Das ist weiß Gott das wenigste, was man begehren kann.

### Vor dem Kriegsministerium.

Der Treffpunkt der Wiener Gesellschaft, soweit man in so ersten Zeiten noch von so gemüthlichen Einrichtungen sprechen darf, ist seit Kriegsbeginn der Platz auf der Ringstraße vor dem Kriegsministerium. Was hat man in den Tagen, da man keine anderen Sorgen hatte, über die Unmöglichkeit der Aufstellung des Kadetly-Denkmales vor dem Riesengebäude des neuen Kriegsministeriums gesprochen und geschrieben! „Vater Kadetly“ sollte, allzu nahe an der Fahrbahn, mit seinem Monument überhaupt nicht zur Geltung kommen, es sollte ausgeschlossen sein, daß man mit Ruhe und Sammlung zu ihm aufschauen, geschweige denn die Inschrifttafeln am Sockel des Denkmals lesen könnte usw. usw. Jetzt auf einmal hatte das gewaltige Denkmal Platz und die vielen Personen, die sich zeitweise vor dem Kriegsministerium sammeln, haben Platz. Nachdem die Truppen fortgezogen sind, hat das Bürgerkorps die Wache beim Haupttor des Kriegsministeriums bezogen und hält das Trottoir in der ganzen Länge der Fassade frei, dazu auch den Raum für die Ein- und Ausfahrt der Automobile, die, von militärischen Chauffeuren geführt, nur höhere Militärs als Passagiere haben. Und Platz ist für zwei der ganz und

\*) Zuschriften für diese jeden Dienstag und Donnerstag im Abendblatte erscheinende Rubrik werden nach Maßgabe des Interesses und der Raumverhältnisse veröffentlicht. Einsendungen wollen: an die Redaktion des „Fremden-Blatt“ (für die Abtheilung „Wien und die Wiener“) gerichtet werden.

gar selbstgrau angestrichenen russischen Stahlkanonen und Platz für die Neugierigen und von ehrlicher Teilnahme Angezogenen, die diese Geschütze aus nächster Nähe ansehen, an ihnen herumtasten und geduldig die Erläuterungen der Poliktes von der Straße hinnehmen, die alles wissen, sich also auch auf die russischen Kanonen aus dem i-Lüpfel verstehen. Und Platz für die, die zu jeder Tages-, jeder Nachtstunde zu den Fenstern des weiten Gebäudes aufschauen, die die angeschlagenen neuesten Depeschén vom Kriegsschauplatz interessieren, die freiwillige Vorleser der stillen Menge verkünden, und Platz auch für die Stimmungen und Gedanken, die gerade der Anblick des ununterbrochen tätigen Kriegsministeriums, die die Besichtigung der im heißen Ringen erlängten Kanonen wecken muß. Es ist jetzt immer etwas „los“ vor dem Kriegsministerium und mit dem Fortschreiten des Tages wechselt das Publikum, aber es ist immer zur Stelle. Heute und täglich, ob schön, ob Regen, man trifft sich in Wien bei „Vater Kadetly“, man begegnet einander vor dem Kriegsministerium.

Viennensis.

## Vom Sterben im Felde.

Ein Bruchstück.

Vom Tod hält' ich schon lange gern etwas geschrieben, vom Tod im allgemeinen, aber besonders von jenem, den man im Felde erleidet. Er gehört zu den Kriegserlebnissen wie andere.

Wenn jemand, der viele Gefechte mitgemacht hat, sagt, er habe den Tod in vielen Gestalten „erlebt“, so ist's kein Paradoxon. Auch Ärzte, Geistliche, Krankenwärter lernen ihn gründlich und in vielen Gestalten kennen, aber ihnen ist der Vorgang immer nur etwas außer ihnen Stehendes, sie fühlen deutlich, daß sie nur Zuschauer sind, sie erleben ihn als äußeres Objekt. Wir im Felde sind nicht nur Zuschauer, Zeugen, wir stehen im Gefecht nicht außerhalb des Todes, wir sind wahrhaft von ihm „umfassen“, wie es im Lied heißt, wir machen den Vorgang des Todes an uns mit, er kann jeden Augenblick an uns selbst vollendet sein, wir „erleben“ ihn als Subjekt.

Beim gewöhnlichen Sterben, bei der Krankheit, die dies mit sich zu bringen droht, spricht man von der Krise, einem Entscheidungspunkt; diese Krise erleben wir oft und oft, bewußt und unbewußt, und daß wir nachher noch leben, ist äußerlich an uns das Zeugnis, daß wir sie wieder überstanden haben. Wenn man unser Dasein wie in einer Treppe mit auf- und absteigenden Linien darstellen wollte, gäbe es ein eigenartiges, ganz unwissenschaftliches Bild, der Arzt könnte damit nichts anfangen, wie er uns in der Krise auch nicht helfen kann; gegen den Tod im Felde ist tatsächlich kein Kraut gewachsen. Ganz nahe am Maximum, unmittelbar am Tod stünde sie Tag für Tag, schließlich im Gefecht jede Minute und jede Minute auch wieder ist die Krise überwunden.

Da wir nun den Tod „erleben“, sollten wir auch von ihm etwas wissen, sollten über ihn reden können. Man sagt: den Tod kennt nur, wer ihn gestorben ist, und diese Lehren leider nicht wieder, die Wissenschaft von ihm zu lehren. Und gerade diese Wissenschaft läge uns so nahe, dem Gebildeten und dem Ungebildeten, den Gläubigen und besonders denen, die sich „aufgeklärt“ nennen. Eine solche Lehrlanze, wer wirklich irdisch Tatsächliches, Fäßbares, Anschauliches lehren könnte, müßte den größten Lehrsaal füllen, die Lehrbücher fänden reicheren Absatz als schlechte Romane oder die Kriegsbücher am Beginn dieses Krieges, der nicht enden will.

Vor einigen Jahren konnte man im Zirkus Busch in Wien und später auch im Burgtheater den Jedermann sterben sehen, nämlich das Theaterstück des Herrn v. Hofmannsthal, die Erneuerung eines mittelalterlichen Mysterienspiels. „Jedermann“ weiß, daß er sofort sterben muß, er empfängt die schauerige Kunde mitten in Sauf und Braus und Lebensfülle, er bereitet sich wohl oder übel darauf vor, nimmt Abschied von der Welt, bittet vergebens Freunde und Buhlschaft, ihn zu begleiten, ihm zu helfen. Wir sehen schließlich seine Ergebung, Reue und Buße, Glauben und Hoffen; und er steigt vor unseren Augen zu Grabe. Es gibt wohl kein Theaterstück, das die Vorgänge beim Sterben eines schwachen Menschen, eines gläubigen Christen so veranschaulicht. Ich habe es des öfteren mit Schauern und Wohlgefühlen gesehen, die Worte auch noch eigens aufmerksam gelesen; daß mir ja von der Sache und ihrer Vermittlung kein Sauf entgehe, und ich gäbe viel darum, wenn ich es jetzt, nach den neuen Erfahrungen vom Sterben, wieder genießen könnte.

Es bietet Kenntnisse vom Tod. Aber für den Mann im Felde paßt es nicht; nicht der Ausgang, nicht die umständlich breite Vorbereitung, nicht der Schluß. Im Felde stirbt man anders. Dies Sterben ließe sich kaum in einem Theaterstück darstellen, es bietet kaum ein sichtbares Nebeneinander, nur ein sehr schnelles Nacheinander, es werden nicht viel Worte gemacht, Spannung besteht, aber nicht äußerlich, nicht darstellbar; es ist ein Augenblick und ist schöner.

Schöner. Damit denke ich nun nicht wie das Volkslied „Kein sel'gerer Tod ist in der Welt“, der Schlachtgesang aus dem Jahrhundert des großen Sterbens, dem siebzehnten, dem des dreißigjährigen Krieges und der Seuchen. „Kein sel'gerer Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen, auf grüner Heide im freien Feld, darf nicht hör'n groß Wehklagen. . . Mit Trommelklang und Pfeifensang wird man begraben, davon tut haben unsterblichen Ruhm. . .“ Das paßt nicht für uns, es ist Landsknechtspoesie. Ob es ohne Klage und Leid geschieht, danach fragt man nicht; ob man einen mit Trommelklang und Pfeifen begräbt, das hat für Menschen unserer Zeit keinen Reiz mehr; im übrigen: Klagloser kann niemand begraben werden, als es den vielgerühmten Helben dieses ewigen Krieges geschieht. — Wir sind ja auch keine Schwertrauer vergangener Jahrhunderte, wir sind ein Volksherr, bleiben im Kleide des Kaisers Wür-

ger, wie lang der Krieg auch währen mag; wir sind auch nicht jung, um zu großsprecherischen Scherzen gelaunt zu sein. Wenn wir fallen, sterben wir als Landesverteidiger, als Menschen schlechthin, nicht als Soldaten in der landläufigen Auffassung.

Aber unser Tod ist schöner als der „Jedermanns“; man mag nicht, er entbehrt des herabkemmenden Gegenfahes von Fülle und Entbehren, des schmerzlichen Abschiednehmens, er verläuft kürzer, Reue und Ringen mit dem Letzten, das stufenweise Steigen in die Grube entfallen, er kommt und ist da und ist geschehen, die Sonne lacht darüber und die Kraft waltet schöpferisch bis zum letzten Augenblick, die Umstehenden empfinden ihn so wenig wie der Betroffene, es gibt kein Vorbereiten und keine nachhängende Bitternis, es fehlt das Getue, er ist kein Leidender, sondern ein tätiger Tod, er ist kein Niedersteigen von der Höhe des Lebens, sondern trifft es auf seiner Höhe, das Gefühl des Verzichtslebens auf ein Gut stellt sich nicht ein, er wirkt durch sich als ein Gut, eine hohe Gabe, nicht ein Verzichtes ist es, sondern ein Bieten, nicht ein Zusammenschrumpfen, sondern ein Emporreden, nicht ein Leiden, sondern eine Tat und eine Tat, von Glanz umgeben, von nachhaltiger Größe atmend; der Tod im Felde erniedrigt nicht wie gewissermaßen der Altersstod, der von der Macht der Natur über unsern Körper zeugt, nicht der Tod herrscht, sondern der Mann, der ihn gibt; um Leben zu erzeugen; und er erzeugt Leben, erzeugt eine Tat, Glanz, Sieg, Ruhm. „Jedermann“ wird, wenn man die Wortbildung wagen darf, gestorben, der Held stirbt; der Tod im Felde ist schöner als der Jedermanns.

Im Leben der Friedensjahre, außerhalb des Gefechtes scheut man den Tod; von uns gilt im allgemeinen: wir scheuen ihn nicht. Er kommt uns weder überraschend, noch erwünscht; wir zittern davor nicht; wir verschönen ihn in Gedanken nicht, wir beklagen ihn kaum; wir haben uns daran gewöhnt; wir sagen im Gleichnis so: wenn ich, nachdem ich gefallen bin, noch als lebender Mensch dies mitmachen könnte, bei meiner Leiche stünde, ich würde mich nicht beklagen, ich vergesse über mich, daß ich das Leben verlor, keine Träne. Der Tod hat für uns keinen Stachel.

Der Wiener Universitätsprofessor Hermann Rothnagel hat vor Jahren ein Büchlein geschrieben „Ueber das Sterben“ und darin versucht, dem Tod den Stachel zu nehmen, ja sogar eine gewisse Annehmlichkeit hineinzulegen. Euthanasie nannte man sein Vorhaben. Dies Büchlein brauchen wir nicht, unser Tod ist anderer Art, als ihn der berühmte Arzt erfahren konnte. Auch auf jede wissenschaftliche Belehrung darüber verzichten wir, etwa wie: „Der Tod tritt im Blut auf, er geht im Herzen vor sich.“ Das ist schon viel zu lang für den Vorgang, wie er uns entgegentritt. Eine Kugel trifft, eine Kugel hat getroffen; das ist unsere Wissenschaft. Der Betroffene greift manchmal an die Stelle, durch die die Kugel drang, wir sehen hier und da einen Blutstrom, die Sanitätspatrouille, wenn sie zur Hand ist, fängt ihn auf; wenn es sich gibt, schauen wir hin und dann sagt wohl einer: „Es ist fertig“ und der Arzt, wenn er wie der unfrige nahe der Schwarmlinie sich aufhält, bestätigt es und sie begraben ihn an Ort und Stelle; in einer halben Stunde laus Kämpfen, Siegen, Fallen, Begrabenwerden erledigt sein.

Wissenschaft vom Tode frommt uns nicht. Auch nicht diätetische Belehrungen etwa wie: „Man stirbt nicht, weil man krank ist, sondern man wird krank, weil man sterben will (muß).“ Wie sollen wir dies anwenden? So: du fällst nicht, weil dich eine Kugel getroffen hat, sondern dich trifft eine Kugel, weil du fallen mußt (wilst)? Dies weisen nicht alle von der Hand. Schicksalsglaube ist allgemein. Aber Tatsache bleibt: man stirbt im Felde, weil eine Kugel — zufällig, nach dem Geschick, nach dem Ratschluß Gottes — getroffen hat. Triffst sie nicht, machen wir den Dienst weiter; trifft sie nur „halb“, trägt man einen zum Verbandplatz und das weitere gehört nicht mehr hieher. Der Tod im Felde ist ein Faktum. Wie der Krieg, der ihn mit sich bringen muß.

Man bewundert mit Recht die Menschheit, daß sie zum Tod in ein neues Verhältnis getreten sei, nennen wir es heldenhaft, nennen wir es vertrauter; sie hat zu sterben gelernt. Lebenskünstler, Schwerenöter, Kleidergigerln, Weichlinge, Stubenhocker, Sportler, starke Menschen und schwache, Akademiker, einfache Leute, alle, alle gehen aufrecht und klaglos in den Tod, wenn es sie trifft. Zu Beginn des Krieges meldeten sich viele freiwillig; die meisten sagen: „Muß ist eine harte Nuß“, aber sie lächeln dazu, sie gingen schließlich doch auch freiwillig; es gibt eine erstaunlich große Zahl derer, die den Zwang nicht empfinden, die nach altertümlicher Art sich kaltblütig ins dickste Gewühl stürzen, froh sind, eine Gefahr mitzumachen, sich in die engste Todesfette drängen, die sich gleichgültig zur Entscheidung über Tod und Leben verhalten, auch viele, die sich den Tod wünschen, den schönen fürs Vaterland. Fürs Vaterland bluten! Dulce et decorum. . .

Wir sind Landstürmer, ältere Leute, Familienväter; wir sind ruhiger; auch wir machen alles, wozu man uns stellt, wir wollen den Jungen in nichts nachgeben, wir sehen nicht zurück. Ich sage nicht zum Augenblick: „Demweil' hoch, du bist so schön“; ich denke nicht mit Heine: „Zu Studert am Redar der kleinste Philister, viel glücklicher ist er als der Pelide, der große Held. . . in der Unterwelt“; ich finde: im Leben könnte ich noch manches schaffen. Aber wir gögerten keinen Augenblick, die gefährdende Aufgabe zu übernehmen, wenn sie befohlen ist, wir führen sie durch; wir zucken nicht mit der Wimper.

Das ist aber schon Ueberhebung; ich will es widerrufen; ich sage nur: wir tun unsere Pflicht. Phrasenhafte Menschen sind mir an sich zuwider, phrasenhafte Helben noch mehr. In dieser Sache ist nichts zu reden, nur zu handeln; wer viel spricht, vergibt sich schon. Im Gymnasium las ich „Briny“ mit Begeisterung und wir spielten ihn danach. . . „Nun ständ ich denn im letzten Glüh'n des Lebens, die nächste Stunde bringt mir Nacht und Tod. . .“ Im übrigen: hier ist's nicht Phrase, sondern echter Körner, jugendlich, Schwärmerel, Ausnahmefall, wie es eben der Dichter und Held war, wir wollen seinen Geist ehren und ihn in der Schule mit achtungsvoller Liebe pflegen. Aber das grob-tuerische, im Grund leichtsinnige Umwerfen mit dem Leben. . . „was willst du, ich hab' nichts Kleineres, nimm mein Leben!“ . . es wie ein Butterbrot oder ein Linsengericht anbieten, widerspricht der ernstesten Lebensauffassung, auch eines Soldaten im europäischen Krieg. Den Prinzen von Homburg, wie ihn Meißt darstellt, finde ich nicht unheldenhaft. In unserer Volks- und Mittelschule pflegt man vielfach zu sehr das Heldenfach der billigen, schönen Worte, wie man überhaupt jubelt auf Worte, Belehrung, Nachsprechen gibt und zu wenig Wille, Tat, Beispiel berücksichtigt, weil es leichter ist. Auch in Worten den Helben spielen ist leicht.

Wir Landstürmer jagen nicht blind in den Tod; wir stürmen, o ja, und wie oft; wir gehen auf Schleichpatrouillen, führen Handgranaten mit usw.; jede Art des heutigen Kampfes üben

## Vom Kriegen im Felde.

wir. Und in uns kocht auch manchmal das Blut heiß auf, die Begeisterung glüht im Herzen und faßt unser Haupt wie den jüngsten Scheitel, das Gedulde im Menschen ist auch in uns nicht gemindert, wir werfen Ueberlegung und Vorsicht hin und stürmen drauf los: Sturm und Sieg, Gut und Blut fürs Vaterland! Aber wir verzichten auf den Lorbeer; einer Auszeichnung wegen etwas zu tun, überlassen wir der Jugend und anderen. Der Erfolg freut uns wie jeden Ehrlichen, aber für die Sache, fürs Vaterland. Andererseits erreicht auch uns mühe- und sorgen-erprobte Männer gelegentlich die Stunde der Verzweiflung, unendliche Qual; wenn die Last turmhoch sich auf Herz und Schulter legt, wenn böse Bitterung alle Mühen verzehnfacht, wenn Schmutz und Ekel bis zur Kehle steigen, wenn plötzlich das Unübersehbare, Riesendemwollende dieses Krieges uns mit tödtlichem Handgriff würgt, in Augenblicken der äußersten Erschöpfung . . . , sehnen auch wir den Tröster aller Schmerzen herbei; für Augenblicke gilt dies; bis Muskel, Blut und Wille sich wieder aufraffen.

Ich glaube, darin unterscheidet sich kein Mensch vom andern, es trifft beim jungen wie beim gereiften zu. Aber schließlich ist dies alles persönlich und das Leben bleibt das Wirklichste Gut, das wir besitzen; dies hält man mit allen Kräften fest, natürlicherweise. Giebon keine innerste Meinung sagen, ist Wertlosigkeit, weil sie nach Umständen sich ändert, ist Stolz und Verachtung. Es gibt Wege genug zwischen tollblinder Selbstaufopferung und Feigheit. Seine Pflicht tun, unbeugsam zu ihr stehen, unbedürftig um die Folgen ehrlieh ihren Geist erfassen, selbstlos und bis zur Reize sie erschöpfen: das verlangt wie im Frieden so im Krieg das ehrlieh Menschenbewußtsein, der Dienst im allgemeinen, der des Vaterlandes. Diese Pflichterfüllung zu lehren, zu üben, darin die Menschen zu erhardt, hat die lange, schwere Kriegszeit reichlich Gelegenheit geboten. Es soll einer der wichtigsten Erfolge der bitteren, großen Jahre werden: der Welt abgehärtete, in der Pflichterfüllung gefestigte Männer zu Tausenden und Tausenden wiederzugeben. Ehrlieh Schlachtentod ist: in Erfüllung dieser Pflicht fallen. Nicht mehr, nicht weniger.

Um das Wie geht die Frage, um das Um und An, um das Neben- und Nacheinander bei diesem Sterben, um sein Bild, es sollte klarer und langsamer sich bieten als im Kino; und um die Gedanken, die uns erreichen, während jener Regen auf uns niedergeht, der nicht Fruchtbarkeit, sondern Tod bringt; um die Blitze aus der geheimnisvollen Welt, die uns umguden, der dritten Welt, wie sie Goethe heißt; um die Offenbarungen der Todesstunde, um die menschlichen Neugierungen mitten aus dem Vorgang des Sterbens jener, denen der Vorgang zu Ende geschieht, und derer, die jene Krisis überstanden, die sie noch vor sich haben . . .

Ein Infanterist jammerte: „Mutter, Mutter!“ und fiel um. Ein anderer kam aus der Dedung gelaufen, das Blut rann ihm aus Mund und Nase, er rief: „Herr Doktor, Herr Doktor!“, hielt sich die Hand vor den Mund, schaute hilflos herum, sank dem Sanitätsforporal in die Arme und starb. Mate Beatovic meldete, geduckt neben mir kniend: „Herr Oberleutnant, ich werde gehoramt, dort rechts vorn, man kann sie von hier aus nicht sehen, stehen zwei Kanonen; dort rechts; man sieht sie nicht; der Nebel . . .“; ein Schrapnell kam gesauht, wir legten uns glatt zu Boden; er rührte sich nicht mehr; er war tot, völlig zerrissen; andere waren verwundet, sie klagen, jammerten: *oi-poi-poi, oi-poi-poi*, so klagte Philotei auf der Insel; es jammerten die heldenhaften Griechen der Klassischen Zeit, selbst die Götter, die sich in den Kampf mischten, Ares erhob ein Gebrüll, daß es zum Olympos drang; es jammern auch die braven Dalmatiner. Und ich dachte bei dem Schreden: „Noch so eine? Saderlott, lieber nicht!“ Kamerad Dr. Schwarz erhielt beim Vorlaufen zwei Schüsse in den Unterleib, er lächelte noch, als ihn der Arzt verband, sagte: „Jetzt müssen sie mir doch meinen Urlaub geben“ und starb. Kamerad Kämpel aber zündete sich, nachdem er einige gut gezielte Schüsse aus seinem Karabiner abgegeben hatte, eine Zigarette an, verschob sich dabei ein wenig in der Dedung, bekam einen Kopfschuß und war tot; ohne Wort, ohne Seufzer; er war tot.

Tot; so und so viele sanken neben uns um und waren tot; bei fast allen war es ein Werk des Augenblids; die trotz schwerer Verwundung noch einige Zeit ihr Lebensgut mit starren Händen festhielten, wurden zurückgeschafft, sie vollendeten das bei uns Begonnene am Weg oder am Hilfspfad oder im Lazarett.

Die Ärzte mühten eigentlich doch mehr wissen vom Tod; aber bei ihnen fehlt zum Großteil doch das Wichtigste, das Moment des unmittelbaren Dabeiseins, des Darinnenseins, daß sie den Vorgang am eigenen Leib mitmachen. Und wir in der Front erleben doch nur das Tot sein, das plötzliche Abbrechen; nämlich bei anderen; und an uns die Gefühle und Gedanken, die es begleiten.

Was sind diese Gefühle und Gedanken? Tausendfach verschieden; nach den tausend Köpfen; die sie dachten, nach den tausend Herzen, die sie fühlten; nach dem Körperzustand, nach der Geistesbildung, nach der augenblicklichen Stimmung, nach der Situation, nach dem, was ihr vorherging.

Einer dachte unter vielen anderen so: Den hat es getroffen; oder: der arme Paschko, jetzt hat es ihn erwischt; oder: verfluchte Geschichte, das war nahe, da heißt's aufpassen; oder: du ungeschickter Mensch, warum hast du dich nicht besser gedeckt; oder: jetzt müßt's nichts, jetzt heißt's durchkommen, wen es trifft, den trifft es; oder: das ist ein Zufallsreflex, nur weiter! — Oder: siehst du, hier und da einmal trifft doch eine Kugel, die Hund schießen auch nicht mit Bonbons; oder: wer ist der nächste? Alle können wir da hinauf nicht kommen. Oder: es ist doch ein Elend, da herumtrabbeln müssen, wo solche Vögel fliegen. Oder: Wer diese verfluchten Schrapnells erfunden hat, den sollte man noch in der Ewigkeit erwischen und hängen. Oder: Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name, dein Wille geschehe . . . Oder: „Wenn ich falle, dann reich mir Marianne die Hand vom Himmel und führt mich hinauf.“ Und es ist, wie wenn ein milder, lächelnder Lichtschein die Umgebung umflöße. — Oder: So ein glücklicher Schuß durch den Arm oder das Bein, das wäre nicht einmal so schlecht, man hätte dann eine Zeitlang Ruhe. Oder: Hier begraben sein, da findet mich wohl niemand. — Oder: Gut geht es heute; das wird eine Freude sein fürs alte Kaiserl, wenn er davon hört. Oder: „Gefallen beim Sturm auf Durazzo“ — das klingt fein . . . ach, du eitler Affe, hast du an nichts anderes zu denken? Oder: Wenn man nur irgend etwas ganz Genaues wüßte, menschlich gesprochen, nicht theologisch, was kommen wird. Denn ganz sterben will ich nicht, irgendwie will ich weiter sein. Es ist doch nicht

möglich, daß mich so eine Zufallskugel einfach austreibt aus dem Kosmos, das gibt es nicht, das lasse ich mir nicht gefallen. Wenn ich schon nicht mehr auf Erden wandeln und wirken soll, denken will ich doch können . . . Alles Erdenleid verfunken, die vielen, vielen Geheimnisse enthüllt, in Gottes Anschauung schweben . . . O Gott, o Gott . . . und ich lächle und rufe der Mannschaft zu: „Nur vorwärts, nur weiter. Es passiert uns nichts!“ — Oder, den Gedanken fortspinnend: Ganz aufhören zu sein? Gibt's nicht; dann fall' ich einfach nicht. Pffff . . . du dumme Gans, vertrieh dich, laß mich in Ruhe! . . . He, trifft ja doch nichts. — Oder: Der Altbauer in Schönherr's „Glaube und Heimat“ ist doch ein Narr, daß er nicht in der Fremde will begraben sein; das ist doch ganz einerlei; da wär' ein nettes Klapperl, sah ich aufs Meer. — Oder: Der Rijat hat es so schnell gemacht, wie wird es mir sein, wenn ich als alter Mann langsam im Bett sterben muß? Die Frau um mich und die Kinder und — die Enkelin . . . wenn etwa mein Luisele heiraten wird? Das möchte ich doch erleben. — Oder: Wenn ich so in einigen Jahren schon sterben müßte, wär' es nicht gescheiter, gleich hier? 's wär' ehrenvoller und schneller. — Oder: Jetzt kommt ein Schrapnell, pffiiii . . . krrrumm; aha, dort sitzt der Krapsen, hat hoffentlich nichts getroffen. Oder: Noch haben uns die Serben nicht gefunden, die schießen mit ihren Kupferle nur so ins Blaue herum; sollen auch eine Freud' haben; meinen am End', weiß Gott, was sie uns schaden. Oder: Noch bin ich immer glücklich drausgekommen, warum soll es nicht auch heut' sein . . . ? Mein Mutterl betet doch gut und die Kinder beten auch jeden Tag: „Gieber Gott, laß den Papa glücklich und gesund nach Hause kommen.“ Amsonst ist's nicht, das ist doch deutlich zu sehen. — Oder: Wenn mir etwas geschähe, das wäre doch ein Jammer für sie; das arme Frauele und die alte Mutter, sie hat so schon genug zu erdulden gehabt; und 's Mädle würde wohl auch weinen, obwohl es noch nichts versteht. Und . . . eh, krachen tut's genug, aber schießen und treffen sind zweierlei; ich möchte nicht ein Welscher sein und gegen die Tiroler gehen, da wär's gefährlicher als hier. — Oder: Das muß ich doch irgendwie aufschreiben; im Bruneder Friedhof will ich einen Grabstein haben, wenn sie mich schon da in dem Sauland eingraben, neben dem Vater und dem Bruder . . . ins leere Grab, wenn's einmal sein muß, kann ja 's Mutterl kommen . . . So, das Sprüngerl ist geglüht, ach was, ich weiß, was du willst, mir geschieht heute wieder nichts. — Oder: Ei, ei, geht's heut wieder gut; wenn ich grad den heutigen Bericht des Generalstabs lesen könnte! Und in Wien werden sie Extrablätter drucken: „Der Lobben erobert!“ Ja, ihr habt's leicht lachen. — Oder: Ach Gott, da ist's kritisch; wenn sie noch einmal stürmen, ich weiß nicht, zwanzig sind unser noch, aber da oben ist eine Rude . . . so ein Bajonettkampf . . . jetzt kommen sie . . . Oder: Heilige Mutter Gottes, bitt für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde . . .

Diese Reihe könnte noch lange fortgesetzt werden. Aber wenn auch noch so lange, sie wäre nicht vollständig, denn der Gelegenheiten, so oder ähnlich zu denken, waren zu viele, und was einer denkt, denken andere nicht; jeder nach seiner Art, jeder, und es sind Millionen, die irgendwie sich in Gedanken mit diesem schließlich immer unheimlichen Ding abgeben, in gewisser Beziehung alle die vielen Millionen, die auf Europas blutgetränktem Boden Tod versenden und Tod empfangen. Und dann wäre die Reihe erst noch nicht vollkommen, denn die innersten Gedanken sagt man nicht und verewigt sie noch weniger und veröffentlicht sie nicht, indem man sie niederschreibt.

Das Leben, Werden und Wachsen ist ein großes Geheimnis, mit aller Wissenschaft nicht völlig zu enthüllen, das Geheimnis des Todes ist empirisch, rein menschlich nicht zu erschöpfen, die Zukunft für die Sinne dunkel, nur im Glauben hell, im starken Glauben. Was unterging ich mich, ans Geheimnisvolle zu rühren! Da ich zum Wesen käme, zum tiefer Leuchtenden, versagt die Kraft, es geht mir wie dem Knaben vor der Lügenbrücke . . . ich weiß doch nicht mehr als andere vom Tod, in dessen Kreis auch das Sterben im Felde liegt. Ob zu Hause oder im Felde . . . ich sehe, da ich, von diesen Gedanken erregt, ins Freie getreten, die Sterne am Himmel glänzen, ich fühle die Unendlichkeit des Kosmos und die Ewigkeit des Göttlichen, ich höre in mein Innerstes, die Liebe sagt es vor allem und der Glaube lehrt es und Jesus sprach zu den Juden: Niemand kann zu mir kommen, wenn ihn der Vater, der mich sandte, nicht zieht, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken.



## Wien in Briefen.

Es gibt Städte, die wie sprunghafte, unbeständige und doch treuherzig aufrichtige, lebenswürdige Menschen sind. Sie wechseln jeden Tag ihr Gesicht. Jedes Licht, jeder Augenblick, jede Laune beeinflusst sie. Zu diesen Städten gehört auch Wien. Wien stellt jeden Tag und jede Stunde ein anderes Gesicht auf. Manchmal ist Wien nichts anderes als eine reizende, sonnige Stadt, in der es sich leicht lebt, die keine Sorge zu kennen scheint. Dann wieder gibt es Tage, Stunden, wo Wien plötzlich mehr ist als eine reizvolle, koprigste Stadt, wo irgendein Ernst plötzlich hervortritt und gefangen nimmt. Wien ist dann eine ehrfurchtgebietende Stadt mit einer großen Vergangenheit. Eine solche Stadt fordert dazu heraus, daß jeder Mensch, der sie betritt, sich mit ihrem Wesen auseinandersetzen muß. Wie diese Stadt ihren Bewohnern zu verschiedenen Zeiten verschieden erscheint, so hat sie auch jedem Besucher etwas anderes zu sagen. Ihr Bild ist so reich, aus so entgegengesetzten Charakterelementen baut sich ihre Individualität auf, aber in allem und jedem ist sie selbst. „Daß sich in ihr Geschichte und Gegenwart, Nord und Süd, Ost und West, ernster Pflichterfüller und weiche Genussfreude, höchstes Kunstverständnis, feinstes Stilempfinden, leichtlebige Kohrigkeit und weinerliche Sentimentalität, hochgemuter Opfergeist und kleinliche Nörgerei zu einem einzigen, untrennbaren Etwas zusammengefunden haben,“ das macht die Vielgestaltigkeit dieser Stadt aus. Und es ist nichts reizvoller, als die Einwirkung Wiens auf die verschiedensten Gemüter zu verfolgen, wie sie in den Briefen zutage tritt, die Wilhelm Bauer in einem hübschen Bändchen der Oesterreichischen Bibliothek des Insel-Verlages gesammelt hat. Man erhält hier einen guten Ueberblick über die geistige und materielle Kultur Mitwiens, aber diese bescheidene Bese ruft den lebhaften Wunsch nach, es mögen die zahlreichen Dokumente vollständig vereinigt werden, die eine Kulturgeschichte Wiens im Spiegel des ungezogenen Briefes ergeben würden.

Diese Briefe sind wohl ihrer literarischen Qualität, ihrer kulturellen Bedeutsamkeit nach höchst ungleichartig, aber sie erwecken sich glücklich zu einem anschaulichen Bilde der Stadt, die schon — von der landschaftlichen Seite — ein Volkslied des ausgehenden Mittelalters, das weit nach Deutschland hinein gesungen wurde, mit den hübschen Versen zeichnete:

„Da steht eine Stadt in Oesterreich,  
die ist so wohl gezieret  
Mit so manigen Mäulein Man,  
mit Marmelstein gemüret.  
Darum so liegt ein grüner Wald,  
ein grüner Wald darinne,  
Darin so singt Frau Nachtigall  
um unser better Minne.“

Dem ausgehenden Mittelalter gehört auch die erste bedeutende Persönlichkeit an, der wir Briefe über Wien (1438) verdanken: Enea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II. Er entwirft eine ausführliche Schilderung des damaligen Wien und seiner Kultur. Er rühmt den stattlichen Eindruck der Häuser: „Malereien schmücken sie innen und außen. Wenn man irgend jemandes Haus betritt, meint man, in das eines Fürsten zu treten.“ Nach ihm sind die Wiener eß- und rauchlustig und führen ein lockeres Leben. Doch scheint der Humanist in zu starken Farben aufzutreten. Von Interesse sind die gerade 200 Jahre alten Briefe der Lady Montague, Gattin des englischen Gesandten in Konstantinopel, die auf der Donau nach Wien reist und die malerischen Landschaften rühmt. Sie hebt die reiche Wohnungskultur der vornehmen Wiener Häuser hervor, den guten Geschmack und die Pracht der Tafeln, sie bekennt, daß sie nichts so Reizendes wisse wie die Wiener Vorstadt. Sie hat schon die erst um so viel später verwirklichte Idee der Stadterweiterung: „Wenn es der Kaiser tunlich fände, zuzugeben, daß die Tore der Stadt ausgehoben würden, um die Vorstadt mit ihr zu vereinigen, so würde er eine der größten und bestgebauten Städte von Europa haben.“ Sie erzählt von einer Opernaufführung im Garten der Favorita und gesteht, in ihrem Leben noch nicht so viel Gelacht zu haben, wie bei der Aufführung einer Komödie im Schauspielhaus. Ausführlich ergeht sie sich über die damalige Mode, die sie „aller Verachtung unwürdig“ findet gelegentlich des Berichtes über ihr erstes Erscheinen bei Hofe. Eine von der Montague bemerkte Unbequemlichkeit fällt auch den berühmten Montesquieu auf, der

als Vertreter des französischen Gesandten zeitweise in Wien weilte: „Daß man selten allein in einem Hause wohnt, und selbst der Hof verwendet die zweiten Stockwerke für die Bedienten.“ Der Grund ist, „daß die Mieten hier ungeheuer teuer sind.“ Montesquieu schreibt, daß man in Wien sehr leicht Bekanntschaften mache und stellt fest, daß die französische Sprache „heutzu die einzige bei Leuten vom Stande ist.“ Aus der Zeit Maria Theresias teilt der schwäbische Journalist Wilhelm Ludwig Wehrlin, der 1767 bis 1777 in Wien sich aufhielt, gut geschaute Beobachtungen mit. Er suchte die Wiener Frau zu charakterisieren: „Die Wienerinnen sind weder so rot und so nervicht wie die Engländerinnen, noch so schwächlich wie die Französinen. Sie besitzen das Gefühl einer Neapolitanerin, den Wohlgeist einer Französin und das Herz einer Deutschen... Sie kleiden sich nach den mildlichsten Gesetzen der Natur. Niemals bedienen sie sich der Kunst, als um die Natur zu verschönern.“ Als Fehler beider Geschlechter bezeichnet Wehrlin die Pracht, den Aufwand und das Vergnügen bis zum Rast: „Fehler, die bei ihnen nicht im Herzen, sondern im Blute stecken.“ Er kann nicht umhin, der Zensur — „nach der heiligen Hermandad das unumschränkte Tribunal in Europa“ — einen Besuch abzustatten, um den Konzipisten, der ihm merkwürdige Vorstellungen erweckte, in Person zu sehen. „Man wies mir in der Ecke einen Menschen, der mit einer großen Schere in der Hand beschäftigt war, den Autoren die Köpfe abzuwickeln, die die Zensur bei ihrer letzten Sitzung verurteilt hatte...“

Das Wien Josefs II. wird uns in einem Brief Georg Forsters (1784) lebendig, des Bekanntheitsmanns und Naturwissenschaftlers, der sich auf der Reise nach Polen hier aufhielt und den Zauber Wiens auf sich wirken ließ. „Wien ist der Ort, der unter allen mich noch am meisten gefesselt hat,“ schreibt er, und er forrierte die Berichte Nicolais und anderer, die die Wiener als Fresser und Säuser hinstellten und empfangene Gastfreundschaft hinterher übel lohten. Das geistige Wien jener Zeit läßt Forster dem sich alle Kreise öffneten, Neoue passieren. Friedrich v. Gens, der in der Napoleonischen Zeit die Zersplitterung des geselligen Lebens in kleinere Zirkel als allgemeine Tendenz vorfindet, führt uns in das 19. Jahrhundert. In der damaligen Umwälzung scheint ein Brief L. L. Gaspars, des Dichters unserer Volkslyrik, in seinem festen Glauben an das alte gute Oesterreich als bemerkenswertes Zeugnis des unvergänglichen österreichischen Gedankens. Dieses Oesterreich, das allein noch seine Selbstständigkeit hatte, wird nun auch Nährboden deutschen geistigen Lebens. Die Brüder Schlegel kommen nach Wien, Friedrich im Dienste der österreichischen Regierung, sein Bruder August Wilhelm hält vor einem distinguierten Publikum seine Vorlesungen über dramatische Poesie. Berlin muß nun zugunsten Wiens zurücktreten. Friedrichs Gattin Dorothea findet in Wien Spielraum für ihre katholischere Neigungen.

Ein liebevolles, farbiges Bild des Wien von 1808 zeichnet der einstige Berliner Hofkapellmeister Johann Friedrich Reichardt. Er rühmt die Umgebung der Stadt, die allein seine Reise lohne, er ist vom Augarten und der vornehmen Gesellschaft, die sich dort vormittags trifft, entzückt. Sein Entzücken steigert der Besuch des Braters, wo seinem Geschmack, der auf schöne Frauen und Pferde gerichtet ist, vollauf Rechnung getragen wird. „Schon aus den Pferden und Mädchen kann man abnehmen, wie reich die Leute hier sein müssen,“ meint er. Auch von der kulinarischen Seite erweckt Wien seine höchste Sympathie, so daß er schreibt: „O, ihr armen Spötter und Reimer, die ihr von gefüllten Dunnumköpfen, von faulen Fischen aus der Nähe und Ferne her sprecht und singt, ihr habt das glückliche Volk nicht genießen sehen oder seid selbst keines kräftigen, vollen Genusses fähig, oder sprecht aus dem Maulkorb, aus dem mit Häcksel gefüllten Fressbeutel hervor, den eure Eseltreiber oder Schulmeister euch umgehungen.“ Auch die Landschaft des Braters findet in Reichardt einen bewundernden Genießer, er bricht in den Ruf aus: „O, du gelobtes Land, du wahres irdisches Paradies!“ Das musikalische Wien befriedigt ihn gleichfalls in hohem Maße.

Der romantische Geist fesselt in Wien Bettina v. Arnim, die Musik Karl Friedrich Zelter, beide berichten über ihre Eindrücke an Goethe. Zelter schreibt: „Sie lassen sich zwar alles gefallen, doch nur das Beste bleibt sitzen. Beethoven ist bis an den Himmel erhoben, weil er es sich wirklich sauer werden läßt und weil er lebt; doch wer ihnen den nationalen Humor wie eine unermischte Quelle, die keinen anderen Strom aufnimmt, vorüberführt: das ist Haydn, der in ihnen wohnt, weil er aus ihnen kommt. Sie scheinen ihn alle Tage zu vergessen, und täglich lebt er ihnen wieder auf.“ Als Lobredner Wiens begegnet uns Hegel in Briefen an seine Frau, und der Berliner Professor ergötzt sich höchlich beim Rasperl in der Leopoldstadt. Leopold v. Ranke gewinnt in Wien das Verständnis für den katholischen Kunst, er ist ein eifriger Bewunderer der Stephanskirche: „Im Anfang ging ich besonders im Mondschein dahin, setzte mich gegenüber auf einen Stein am

Haus; der Mond grad drüber, blauer Himmel, dies edle Menschenwerk, Stille der Mitternacht — ein freundiges Beschauen, welche Träume!“ Die Jungdeutschen betrachten die Stadt schon kritischer, wenngleich es ihnen nicht an Verständnis für Volkstümliches fehlt. Laube schildert sehr stimmungsvoll einen Abend beim Sperl, wo Johann Strauß regiert, das Faszinierende seiner Musik, das Charakteristische des Wiener Tanzens. Gukow erinnert der Wiener Komfort an Italien, aber das Verkehrsweesen der Stadt tadelt er, und er steht nicht an, die Fialer als Gauner zu bezeichnen. Er sieht 1841 in den Wienern nicht mehr die alten, nur in goldenen Ausnahmefällen scheint ihm die alte Tradition fortzuleben. Auch das Wiener Leben findet er von der früheren Harmlosigkeit und Wohlfeilheit unterschieden. Mit großer Achtung spricht er vom Burgtheater. Wie für Ranke ist auch für Mollke der Stephansdom Mittelpunkt des Interesses. An der Schwelle der neuen Zeit stehen Briefe des Grafen Visthum von Eckstädt, der ziemlich objektiv berichtet. Aber in dem sächsischen Legationsrat hat die Liebe zu diesem Lande so sehr Wurzel geschlagen, daß er 1867 in seine Dienste getreten ist. J. R. N.

### Der Leopolditag.

#### Klosterneuburg und der heilige Leopold.

Es ist ein denkwürdiger, historischer Boden, der sich vom kühn ragenden Stamme des Rahlengebirges zum Unterlauf des Weidlingbaches und weiter über die Abdachung des Buchberges bis zum Kierlingbach hinzieht. Die Entscheidung von Völkerschicksalen hat sich da vorbereitet, und jahrhundertlang war hier eines jener äußersten Bollwerke, an denen sich die Flut anstürmender barbarischer Feinde brechen sollte.

Sicherlich dienten die durch die Natur so bevorzugten Berghänge hart am Ufer des mächtigen, Welten scheidenden Stromes schon damals für Siedlungen der Menschen, als sich noch das starke keltische Königreich Noricum über den südlichen Teil Niederösterreichs bis weit hinein in die ungarische Tiefebene erstreckte. Bald nachdem dieses Reich durch die Dazier vernichtet worden war, schoben die Römer ihre Herrschaft bis an die Donau vor, bauten das große Standlager Carnuntum und schufen als äußerstes Stromaufwärts gelegenes Bollwerk, als Deckung ihrer linken Flanke ein Kastell, genau an jener Stelle, wo heute das stolze Stift Klosterneuburg gegen Himmel ragt. Cetium hieß jene römische Niederlassung, der die Verteidigung des rechten Donauufers gegen die jenseits des Flusses hausenden germanischen und slawischen Stämme aufiel.

Mit dem Zurückweichen der Römer von der Donau versiel Cetium, und Jahrhunderte vergingen, aus denen über das Leben im Gebiet unseres Klosterneuburg nichts bekannt wurde. Erst als Karl der Große kraftvoll gegen die Awaren vorstieß und sie im Jahre 791 über die Leitha warf, kam mit den Vorhutten des Deutschtums neues Leben in diese Gegend. Deutsche Städte, Bischöfe und Klöster, gehorsam dem Willen des sieghaften Kaisers, waren beflissen, deutsches Wesen stromabwärts gegen Osten zu tragen. In diesen Tagen heißen Ringens wurde dem heiligen Martin zu Ehren ein kleines Gotteshaus gebaut, dessen Gründer Karl der Große selbst gewesen sein soll, und um dieses herum bildete sich eine Ansiedlung: Nindenburg. Schon hundert Jahre später fielen die Ungarn ein, zerstörten Kirche und Ort, aber auch sie wurden wieder um 1043 von Adalbert dem Siegreichen verjagt, und aus den verbliebenen Trümmern erhoben sich bald eine neue Martinskirche und ein verjüngtes Neuburg.

Der Ort soll schon ganz stattlich gewesen sein und sich sogar bis auf die nahegelegene Donauinsel ausgedehnt haben, als im Jahre 1101 Markgraf Leopold den Beschluß faßte, seine Hofhaltung von Melk, das seit 979 der Regierungssitz der babenbergischen Markgrafen gewesen war, nach Neuburg zu verlegen.

Leopold war zu dieser Zeit, fünf Jahre nach seinem Regierungsantritt, etwa 28 Jahre alt. Er führte damals schon den Zunamen der Fromme, denn man sah bei ihm, wie einer seiner Biographen berichtet, „bereits von seiner Kindheit an nichts als Frömmigkeit, Unschuld und ehrbares Bezeigen hervorleuchten“. Anlässlich der Heiligprechung Leopolds berichtete 1484 Franziskus von Padua in Gegenwart des Papstes Innozenz VIII. über des Fürsten Jugendjahre: „Er hat sich von Kindheit an nicht den Ergötzlichkeiten und Wollüsten, mit denen sich sonst dieses Alter meist verstricken läßt, ergeben oder dasjenige, was sonst alle Anaben zu tun pflegen, mitgemacht, noch von überschwenglichen Reichthümern und fast königlicher Pracht auch nur zum Theile sich einnehmen lassen. Er hat sich durch den göttlichen Beistand als ein nüchternen, keuschen, mäßigen und im Fleische gleichsam außer dem Fleische lebender Jüngling aufgeführt.“

Schon 33 Jahre alt, nahm Leopold Agnes, die Tochter Kaiser Heinrichs IV. und Witve nach dem Herzog Friedrich von Schwaben, zur Frau. Auch die Braut war bereits dreißig Jahre alt und Mutter zweier Söhne. Die Hochzeit fand in feierlicher Weise in Gegenwart seines Schwagers, des Kaisersohnes Heinrich, und vieler weltlicher und geistlicher Fürsten in Melk statt. Dieser Ehe entsprossen noch 19 Kinder, so daß Agnes insgesamt 21 Sprößlingen das Leben schenkte, deren letzter erst zur Welt kam, als die Mutter schon fünfzig Jahre alt war. Leopolds Biograph findet nicht genug Worte, um die Schamhaftigkeit der Frau zu rühmen, „die ihren für sich selbst auf dem Tugendweg mit schnellen Schritten einhergehenden Ehegemahl immer mehr und mehr antrieb“. Und er bezeichnet diese Fruchtbarkeit der Mutter als das höchste Glück und als die schönste Belohnung einer tugendhaften Ehe.

Das tiefgläubige Zusammenleben des markgräflichen Paares und seine im ganzen Lande bekannte Gottesfurcht bildeten wohl auch die Grundlage für das Entstehen der jedem Schulkind geläufigen Sage von der Gründung des Stiftes Klosterneuburg. Als Leopold mit seiner Gemahlin vom hohen Söller der Burg Auschau hielt nach einem Platz, der würdig wäre, ein stattliches Gotteshaus zu tragen, da entführte ein Windstok Agnes' Schleier weithin über die Gipfel des Bergwoldes. Und erst nach neun Tagen brachten die Hunde den jagenden Markgrafen zu jener Stelle, an der an einer Holumershaude der Schleier flatterte. Der fromme Leopold erblickte in diesem Wiederfinden einen Fingerzeig Gottes und entschloß sich sofort, das lange geplante Gotteshaus an jener Stelle zu bauen, die durch den Schleier ihm gewiesen worden war. Auf der der alten Kirche St. Martin zunächst gelegenen Anhöhe

erhob sich bald eine kleine Kollegiatkirche samt Wohnungen für weltliche Chorherren, und wenige Jahre später, am 12. Juni 1114, wurde der Grundstein zu der noch bestehenden Stiftskirche gelegt. Propst Otto mußte die Handlung vornehmen, denn Leopold weigerte sich in christlicher Demut, es zu tun. Fast ein Vierteljahrhundert währte der Bau, und am 19. September 1136 fand die Einweihung statt.

Die Stürme der Jahrhunderte gingen nicht spurlos an Leopolds Kirchenbau vorüber; er sank in Asche und Trümmer und erstand wieder. Das Stift in seiner derzeitigen Gestalt wurde von Karl VI. aufgeführt. Er besaß von jeher eine große Vorliebe für Klosterneuburg und wollte dort einen aus Spanien mitgebrachten Plan, in Oesterreich ein dem Scorial ähnliches Gebäude zu schaffen, verwirklichen. Aber Maria Theresia ließ die ursprüngliche Absicht fallen, baute das Lustschloß Schönbrunn, und aus dem Klosterneuburger Bau wurde das heutige herrliche Stift. Der 1734 begonnene Bau war 1742 beendet. Durch Dombaumeister Schmidt erfuhr das großartige Werk in den achtziger Jahren des verfloffenen Jahrhunderts eine gründliche Renovierung.

In der von Leopold gegründeten Stiftskirche wurden sein Leichnam sowie der seiner Gemahlin und mehrerer ihrer Kinder beigesetzt. Aber einen ständigen Ruheplatz fanden die Ueberreste des Markgrafen dort lange nicht. Nach der Heiligprechung Leopolds wurden seine Gebeine 1506 in Gegenwart Maximilians I. in feierlichster Weise in einen silbernen, außen gut vergoldeten Sarg gelegt. Als aber 1519 die Scharen Eizings und Puchheims das Stift plünderten, nahmen sie den prächtvollen Sarg mit nach Wien, stellten ihn jedoch bald wieder nach Klosterneuburg zurück. 1526 wurden die Reliquien vor den Türken nach Wien in Sicherheit gebracht, und 1530 machten sie sogar die weite Reise bis nach Passau, von wo sie 1533 nach Klosterneuburg zurückkamen. 1606 brachte man die Gebeine, denen Ferdinand I. ein silbernes Gehäuse gewidmet hatte, nach Melk, da Bocskai in Oesterreich einzufallen drohte, und 1683 waren sie wieder auf der Flucht vor den Türken. Dann mußte man die Reliquien 1809 vor den Franzosen in die Stephanskirche in Sicherheit bringen; sie wurden zwar bald wieder nach Klosterneuburg zurückgeführt, aber im folgenden Jahre zwang die Noth, den Sarg im kaiserlichen Münzamt einzuschmelzen. Seit 1837 ruhen des Heiligen Gebeine endgültig im Klosterneuburger Stift, das auch noch angebliche Reste der Brautkleider, die Agnes trug, aufbewahrt.

Unzählige Wunder werden dem heiligen Leopold zugeschrieben. Anlässlich der Heiligprechung wurden 180 solcher Wundertaten festgestellt, die sich dank Leopolds Fürsprache vollzogen. Darunter sind viele von bösen Krankheiten Geheilte, Blinde, die sehend, Stumme, die redend, und Lahme, die gehend wurden, ja sogar sieben vom Tode Erweckte.

Bis in die Zeit Josefs II. wurde das Leopoldsfest mit großem Glanz als Hoffest begangen, und der ganze Hofstaat wohnte dem Hochamt bei. Dann wurde es allmählich ein Volksfest, und es gab Zeiten, in denen am Leopoldstage halb Wien nach Klosterneuburg pilgerte, um des Heiligen Andenken im fröhlichen Fest bei einem guten Essen und bei noch besserem Wein zu feiern. Das sittsame Beispiel des Heiligen mag von den leichtlebigen Wienerinnen und Wienern dabei manchmal vergessen worden sein. Darauf läßt das bis zum heutigten Tage erhalten gebliebene Fassetrutzchen schließen, bei dem die gut gebaute Weiblichkeit gar häufig mehr sehen läßt, als Leopold gelobt hätte. Das historische Faß, das seinerzeit manchen guten Tropfen beherbergt haben mag und über das dann in übermüthiger Weinlaune so viele Generationen rutschten, ist übrigens schon mehr als zweihundert Jahre alt, denn es stammt angeblich aus dem Jahre 1704 und wurde 1840 aus dem Keller in das oberirdische Gemach gebracht, in dem es auch heute wieder der Rutschlustigen harret. Trotz Krieg und Feuerung.

Es wird auch heute wieder gerütht werden, freilich nicht mit so viel heraldischem Lachen wie sonst. Denn früher einmal waren die Geschenke, die auf den Standeln vor dem Stift feilgeboten wurden und mit denen man sich die Schuld der Liebsten sichern konnte, wohlfeiler als heute, der Wein war billiger, und auf dem Tisch standen Dinstag, die jetzt nur mehr in einer wehmüthigen Erinnerung weiterleben. Die Sauer haben den spärlichen Heurigen, den sie heimführten, schon verkauft, und in ihren Stuben wird es deshalb am Leopolditag Anno 1916 recht still sein. Aber es wird wieder Frieden werden, es wird wieder ein gesegnetes Weinjahr beschieden sein, in dem man zu einem gehörigen Stück Schmeinsbrotten oder zu einem knusprigen Ganferl ein Glas über den Durst trinkt. Und dann wird es auch auf dem alten Weinfass wieder hoch hergehen, dem heiligen Leopold zu Ehren. Pf.

## Wie lebt man im 28. Kriegsmonte in Oesterreich?

(Eine Studienfahrt durch Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Mähren und Böhmen.)

Die Frage, wie die Völker Oesterreichs in dieser Zeit der allgemeinen Lebensmittelknappheit durchhalten, ist in der ungarischen Oeffentlichkeit eigentlich noch wenig beleuchtet worden. Man hört und liest viel von den wenig erbaulichen Wiener Zuständen, aber wie es um die Lebenshaltung der Bevölkerung in den Kronländern steht, ist bei uns so gut wie gänzlich unbekannt. Diese Seite des Problems kennen zu lernen, hat man aber in Ungarn nicht nur ein Recht, sondern auch ein hohes Interesse. Was kostet in Salzburg oder in Pilsen ein Kilogramm Rindfleisch und wie hoch ist der Preis eines Nierenbratens in einem Linzer Restaurant? Wie lebt und nährt sich die Bevölkerung in Oesterreich; was, wieviel und zu welchen Preisen wird auf den österreichischen Lebensmittelmärkten verkauft? Wie ringt sich der Einzelhaushalt erfolgreich durch die schwere Zeit? Auf diese Fragen kann vom grünen Tisch aus keine Antwort erteilt werden, und doch ist ihre Beantwortung sehr wichtig. Man hat hierzulande an dem Wohlergehen der österreichischen Völker, an die uns seit dem Weltkriegel ein durch Blut gewetztes Gefühl der Zusammengehörigkeit knüpft, nicht nur ein Interesse, es ist uns geradezu ein Herzensbedürfnis, zu erfahren, wie die österreichische Zivilbevölkerung im Hinterlande die Opfer der Lebensmittelknappheit trägt. Es gilt ferner, den Argwohn, daß man in Ungarn unparitätisch üppiger und billiger lebt als in Oesterreich, auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen und die Berechtigung des in Oesterreich bald offen, bald verhüllt geäußerten Wunsches, daß Ungarn von seiner angeblichen Fülle mehr an Oesterreich abgeben sollte, von der praktischen Seite her zu untersuchen. Endlich sind auch unsere Feinde daran interessiert, zu erfahren, wie weit die Früchte ihrer Nahrungspolitik in Oesterreich gediehen sind und ob sie sich noch immer in der Illusion wiegen können, die Zivilbevölkerung Oesterreichs dem Hungertode preiszugeben. Aus diesen Gründen hat die Redaktion des „Pester Lloyd“ einige ihrer Mitarbeiter beauftragt, die Ernährungs- und Approvisionierungsfrage in den österreichischen Kronländern durch eigene Anschauung zu studieren. Unsere Mitarbeiter haben Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Mähren und Böhmen bereist und die wichtigsten Städte besucht, in Stadt und Dorf durch eigene Erfahrung und durch Umfragen zu ermitteln gesucht, wie sich das tägliche Leben des österreichischen Volkes im dritten Kriegsjahre gestaltet.

Das Ergebnis dieser Studienreisen liegt in den folgenden Berichten unserer Mitarbeiter vor:

### St. Pölten.

Die erste Station meiner Studienfahrt ist St. Pölten. In einer knappen Stunde erreicht man von Wien diese Fabrikstadt, die in ihrem Gehaben und naturgemäß auch in ihrer Verpflegung unter dem beherrschenden Einflusse der Hauptstadt steht. Der Gemeinderat von St. Pölten hat noch beizeiten die Wichtigkeit der Verpflegungsfrage erkannt und sich energisch an die Spitze des Approvisionierungswesens gestellt. Die Stadtverwaltung kauft die notwendigsten Lebensmittel, wie Mehl, Kartoffeln, Butter, Fett und Fleisch auf und gibt sie dann nach einem entsprechenden, dem Wiener ähnlichen Verteilungsschlüssel an die Bevölkerung ab. An der Westbahnstraße, von Wien bis St. Pölten, liegt eine Reihe von Sommerfrischen, die von der Wiener Bevölkerung gern aufgesucht wird. Vor allem Tulnerbach, Preßbaum, Metawinkel, Reutenbach und andere. Naturgemäß bildet die Nähe solcher Sommerfrischen für die Landbevölkerung den Anreiz zur Mehrproduktion, zumal die landwirtschaftlichen Produkte in den Sommerfrischen reizenden Absatz finden. Man müßte trotzdem folgern, daß die Wiener Sommergäste die Gegend wohl gegessen haben. Dem ist aber nicht so. Wie ich durch Umfragen bei der Bauernbevölkerung erfahre, gibt es auf dem Lande noch immer genügend Lebensmittel. Nur in jenen Gegenden, wo Frost und Hagel die Saaten geschädigt haben, herrscht immerhin Getreideknappheit. Doch sind Kartoffeln und Gemüse in genügenden Quantitäten vorhanden. St. Pölten selbst wird von den Produzenten wenn auch nicht reichlich, so doch genügend mit Lebensmitteln beschickt. Die Gasthaus- und Kaffeehausbetriebe können ohne Störung aufrechterhalten werden, und die Preise sind um ein beträchtliches niedriger als in Wien oder gar in Budapest. Ich begegne auf den Straßen auffallend gut genährten Schulkindern aus den unteren Schichten. Ich wende die sokratische Methode der Cironeia an und frage einige Duzend Schulkinder über ihre Lebensverhältnisse aus.

Was hast Du heute gefrühstückt? frage ich ein niedliches, dralles Mädchen von sechs Jahren, das mit baumelnden Zöpfchen, die Schiefertafel in der Hand, zur Schule eilt. Die Kleine nickt verächtlich, und sagt dann schüchtern:

— An Kaffee und a Brot.

Von zwei Duzend Kindern bekomme ich die gleiche Antwort. Ich muß demnach schließen, daß sich auch die arme Bevölkerung — ich frage prinzipiell nur Arbeiterkinder — trotz der unseugbar herrschenden Milchknappheit ihre Kleinen mit Milchkafee versorgen kann. Das ist eine erfreuliche Tatsache, die sehr hoch zu veranschlagen ist. In den Großstädten Wien und Budapest ist nur der geringste Teil der Arbeiterbevölkerung instande, den Kindern Milch zu beschaffen.

Auf meine Frage nach den Gerichten des Mittagstisches erhalte ich von den Kindern Antworten wie: „Bohnensuppe und Knödel mit Kraut“ — „Erdäpfelsuppe und Kraut-  
Knödel“ — „Baulchelsuppe und Erdäpfelknödel“

Rundmachung des Magistrats der Landeshauptstadt Linz, darauf ich für den 6. November die folgenden amtlichen Marktpreise (zum Vergleich sind die Preise der Budapestter kommunalen Betriebe in Klammern angeführt) lese: Ein Kohlkopf 4 Heller, Kraut pro Stück 20 Heller, Sauerkraut pro Kilogramm 48 (56) Heller, Spinat pro Kilogramm 90 bis 100 Heller, Kartoffeln pro Kilogramm 15 (24) Heller, Milch pro Liter 30 bis 34 Heller (mit Zustellung ins Haus 35 Heller), Kapsel pro Kilogramm 50 bis 90 Heller (2 Kronen), Edelsobst pro Kilogramm 80 Heller bis 1 Krone 60 Heller, Honig pro Kilogramm (2 Kronen bis 2 Kronen 40 Heller), Butter 7 Kronen, Topfen 1 Krone 10 Heller bis 1 Krone 20 Heller (2 Kronen 20 Heller), Eier pro Stück 16 (44) Heller, Butter 5 Kronen 30 Heller, Zentrifugenbutter 5 Kronen 50 Heller, (11 bis 14 Kronen), Mollereibutter 6 Kronen 50 Heller, Hühner, alte, 3 bis 4 Kronen (8 Kronen) das Stück, ausgewachsene Hühner 2 Kronen 40 Heller bis 4 Kronen (8 bis 10 Kronen) das Stück, Enten 3 Kronen bis 3 Kronen 60 Heller (7 bis 9 Kronen) das Kilogramm, Hasen mit Balg 5 Kronen 10 Heller bis 5 Kronen 50 Heller (7 Kronen) das Stück, Rehfleisch, je nach Qualität 2 Kronen .80 Heller bis 5 Kronen 50 Heller das Kilogramm.

Sind diese Preise auch greifbare Wirklichkeit, oder stehen sie nur auf dem Papier? Linz ist eine glückliche Stadt. Die Lebensmittel, die hier amtlich verzeichnet wurden, sind auch in Wirklichkeit zu haben. Abgesehen von der Mehlknappheit, die sich auch in der Hauptstadt Oberösterreichs fühlbar macht, lebt man hier wie in einem Dorado. Das leuchtet den Leuten förmlich aus dem Gesicht heraus.

Ich gehe durch den Basar, wo die heißen Würstel verkauft werden.

— Was kostet ein Paar dieser schönen, großen Würstel? — frage ich.

— 36 Heller.

Also hier kann man noch zum Gabelfrühstück heiße Würstel essen, bei uns in Budapest kostet ein Paar geringerer Qualität und Quantität 70 Heller.

Ich sehe einen einspännigen Lastwagen, der den Novemberumzug besorgt.

— Was kostet eine solche Fuhr?

Der Unternehmer antwortet: Je nachdem, die da kostet sechs Gulden.

— Was? sechzig Gulden? frage ich erstaunt.

— Na, sechs Gulden.

— So, so — murmle ich und schäme mich.

In den Selchereien der Landeshauptstadt biegen sich die Stände von lodenden Würstwaren. Ein Kilo Sommerjalami kostet 6 Kronen, ein Kilo Extrawurst 5 Kronen, ein Kilo Salzburger 5—7 Kronen, feine Krafauer 10 Kronen, geschlachtet Schweinefleisch 9 Kronen 45 Heller das Kilogramm.

Linz ist diejenige Stadt Oesterreichs, die sehr gut mit Milch, Milchprodukten und tadellos mit Selchwaren, Fleisch, Obst und Gemüse versorgt ist. Auf den Kopf entfallen 7 Kilogramm Kartoffeln im Monat. Die Kartoffelversorgung hat auch hier die Gemeindeverwaltung übernommen. Das Leben in den Gasthäusern entspricht den übrigen günstigen Verhältnissen. In den besten Restaurationen schwanken die feinen Fleischspeisen zwischen 2 Kronen und 3 Kronen 50 Heller, in den mindern Speisewirtschaften ist ein Rindsoufflé mit Kartoffeln bereits für 1 Krone 60 Heller zu haben. In den Kaffeehäusern wird bis 6 Uhr abends Milch und Milchkafee mit Kuchen serviert. Sperrstunde der Kaffeehäuser 2 Uhr nachts. Umfragen bei den Bauern der Umgebung zeigen, daß es auf dem Lande an nichts fehlt. Trotz der strengen Reglementierung der Behörden, die den landwirtschaftlichen Produzenten zur Ablieferung seiner Erzeugnisse anhält, lebt der Bauer in Oberösterreich wie in Friedenszeiten oder noch besser.

### Wels.

Die Stadt Wels, am Traunfluß gelegen, zählt etwa 14.000 Einwohner. Wie Krems a. d. Donau, hat auch Wels eine bedeutende historische Vergangenheit. In der Römerzeit hieß sie Obilava und war die bedeutendste Ansiedlung des römischen Noricum. Im Jahre 776 nach Christi wurde „Welles“ als befestigter Ort urkundlich genannt. Hier starb Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, und die Stürme der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges gingen über die Stadt hinweg. Wunderbare altertümliche Bauten und mächtige Plätze geben der Stadt ein historisches Gepräge. Wels ist bloß 25 Kilometer von der Landeshauptstadt Linz entfernt und doch sind hier die Lebensverhältnisse etwas schlechter. Dies mag wohl an der geringeren Fingigkeit der Stadtverwaltung liegen, die die Möglichkeiten weniger gut auszunutzen weiß. In Wels ist, mit Ausnahme von Rindfleisch, das 5 Kronen 60 Heller pro Kilogramm kostet, alles ziemlich knapp. Dabei ist Wels seit jeher ein Mittelpunkt des Vorstewiehmarktes. Auf dem letzten Markt waren 4000 Stück Jungschweine aufgetrieben. Trotz der allgemeinen Knappheit werden Mehl, Fett und Kartoffelarten in den Geschäften honoriert. Die Milchversorgung ist schwach. Die Preise für die Lebensmittel sind von Amts wegen ziemlich niedrig fixiert. Es werden verkauft: Strohbuter um 4 Kronen 50 Heller das Kilogramm, Eier um 13 Heller das Stück, alte Hennen 2 Kronen bis 3 Kronen 60 Heller das Stück, Selchwaren 6 bis 10 Kronen das Kilogramm. Enten wurden mit 2 Kronen 60 Heller bis 3 Kronen das Kilogramm maximiert. Zum großen Teile sind diese Lebensmittel auch zu haben, nur in Mehl, Kar-

# Deutschland im Urteil des Auslandes.

Von Dr. Eugen Lerch.

„Heut, von zwanzig Jahre langem Traum erwachend, blühen wir wie Bettler in die Welt: „Nirgend Freunde?“ Und von allen Enden lachend kommt der Haß, der uns die Antwort gellt.“

So klagte Ernst von Wildenbruch schon 1909. So hätten wir schon seit grauer Vorzeit klagen können. Denn nicht erst seit diesem Krieg, nein, schon seitdem es in der Geschichte ein deutsches Volk gibt, ist das Urteil der andern über uns von Mißgunst verzerrt. Es ist, wie der Kulturhistoriker Steinhausen mit Recht sagt, eine geschichtliche Erscheinung.

„Barbaren“ nannten uns schon die alten Römer, wie sie überhaupt alles Nichtrömische als „barbarisch“ bezeichneten. Die romanischen Völker aber fühlten und fühlen sich noch heute als die Erben ihrer Kultur und halten sich daher für berechtigt, noch immer auf uns als „Barbaren“ herabzusehen. Das abfällige Urteil über uns vererbte sich, wie sich Sprache, Sitte, Gesetz, Märchen und Sagen forterben. Mit welchem Rechte sich die Romanen dabei als rechtmäßige Erben der Römer bezeichnen, ist eine andere Frage. Die Sprache ist ja schließlich nicht alles. Der Rasse nach aber sind z. B. die Franzosen überwiegend romanisierte Kelten. Ausschlaggebend ist letzten Endes die Kultur. Die Kultur der alten Römer aber besitzen wir heute zum mindesten in demselben Grade wie unsere romanisierten Nachbarn. Vielleicht sogar in stärkerem. Die besten Ausgaben der lateinischen Dichter, die zuverlässigsten Werke über sie, die sie für jede neue Generation wieder neu erobern, erscheinen bei uns. Tut nichts — wir sind die Barbaren, und sie sind die Erben aller Kultur.

Daß das Lateinische die Sprache der Kirche, der Wissenschaft, des Rechts und lange auch der Fürsten war, hat während des ganzen Mittelalters dieser Verachtung der Nichtromanen als „Barbaren“ sicherlich immer neue Nahrung gegeben. Bekanntlich ist nicht nur Deutschland, sondern auch Frankreich aus dem Frankenreiche Karls des Großen hervorgegangen, und Montequieu und andere hatten recht, wenn sie von den Franken als ihren „Vätern“ sprachen. Aber diese Tatsache führte ebenso wenig zu einer günstigeren Meinung über das deutsche Volk, wie die hohe Achtung, die so viele deutsche Kaiser des Mittelalters genossen. Denn die Sprache der Frankenkaiser und ihrer Nachfolger im offiziellen Verkehr war das Lateinische. Kein Wunder, daß man den Deutschen während des ganzen Mittelalters jedwede Kultur absprach, wenn sich alles, was sie an Kultur besaßen und an andere abgaben, in lateinischer Sprache ausdrückte und deshalb nicht als deutsch, sondern schlechtweg als Bestandteil der lateinisch-romanischen Kultur gerechnet wurde. Die Renaissance aber hat dann die Hochschätzung des Lateinischen und damit die Verachtung des Nichtlateinischen nur verstärkt. Und auf die Renaissance folgte die Zeit, da Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege völlig niederkam, die Zeit, da die französische Kultur auch bei uns (und nicht nur bei uns) tonangebend wurde. „Barbaren“ sind als Engländer nun freilich auch, und das ist

von denn auch lange genug vorgeworfen worden. Aber sie haben frühzeitig die halbe Welt unter ihre Fuchtel gebracht und immermehrliche Reichthümer erworben, was ihnen wenigstens ein gewisses äußeres Ansehen verschaffte. Und das genügte ihnen, um auf das verheerte und verarmte Deutschland mittheilhaftig herabzusehen, wie ein großer Herr auf einen armen Schlufer.

Achtung vor unserer Kultur bekommen die andern erst seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, seit den Tagen unserer großen Klaffter. Den Franzosen wurde sie besonders durch Frau von Staël entdeckt. Von dieser Zeit bis zum Kriege von 1870 lautet das Urteil fremdlicher. Deutschland war jetzt das Land

der Dichter und Denker, der seelenvollen Träumer. Die Voraussetzung dabei war aber, daß (nach dem Ausdruck Jean Pauls) England das Meer, Frankreich das Land und Deutschland die Luft (d. h. das Reich der Gedanken) beherrschte. . . . Und als diese Voraussetzung sich als irrig erwies, als der deutsche Michel aus seinem Schlaf erwachte — da nahm man plötzlich alles zurück, da begann jenes wüste Getreisch über unsern „Militarismus“, das seitdem nicht verstummt ist. Träumen und Singen wird den armen Schluckern gnädigst erlaubt — essen sollen sie aber höchstens die Brocken, die bei den großen Herren vom Tische fallen.

Und was die großen Herren sagen, das beten die kleinen gläubig nach. Noch immer gilt Frankreich als das Land, das alle geistige, und England als dasjenige, das alle materielle Kultur gepachtet hat. Unsere heutige Literatur ist in ihrer Gesamtheit sicherlich nicht von geringem Werte als die französische oder die englische. Doch noch immer beherrschen französische und englische Bücher den Weltmarkt. So groß ist die Macht der Überlieferung. Und unsere große Unbeliebtheit in der Welt scheint mir viel mehr von dieser Macht der Überlieferung herzuführen als von den nicht zu leugnenden Fehlern in unserm Auftreten den Fremden gegenüber.

Wenn sich nun trotz dieser unserer Unbeliebtheit hin und wieder ein günstiges Urteil über uns vernehmen läßt, so erscheint es uns objektiv wertvoller als die abspredhenden. Nicht aus Eigendünkel (der uns stets ferner gelegen hat als etwa den Engländern oder den Franzosen). Sondern weil es ein Beweis ist für eine selbständige Auffassung, die sich der Urteilende inmitten einer übermächtigen Überlieferung zu wahren gewußt hat und die zumeist aus einer wirklichen Kenntnis unseres Volkes erwachsen ist, wie z. B. bei Frau von Staël oder bei Victor Hugo. Denn uns schlechtmachen ist ja so viel einfacher. Dabei kann man sich die Mühe und die Kosten einer Eisenbahnfahrt ersparen. Man braucht nur ein bißchen anders zu formulieren, was so und sojiele andere schon vorher formuliert haben. Und man wird damit bei seinem Volke, das tief in der bequemen Überlieferung lebt, mehr Beifall finden, als wenn man sich bemüht, die überlieferte Meinung zu revidieren. Ja, man muß sich, um uns auch nur gerecht zu beurteilen, schon von tausend Vorurteilen losgemacht haben. Das günstige Urteil zeugt von mehr Eigenart des Schriftstellers als das ungünstige, und wenn es öffentlich ausgesprochen wird, auch von mehr Mut. So hat es denn eine gewisse Berechtigung, in einem Buche ausschließlich die günstigen Urteile zu versammeln. Das hat Dr. Heinrich Fränkel in einem Werke getan, das unter obigem Titel kürzlich bei Georg Müller in München erschienen ist. Ruhmhafte Vertreter deutschen Geisteslebens an unsern Universitäten, Philosophen, Historiker, Romanisten, Anglisten, Germanisten, klassische Philologen und Pädagogen, darunter der verstorbene Karl Lamprecht, Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, Rudolf Eucken und viele andere haben mitgewirkt; Peter Rosegger, Gustav von Schmoller und Wilhelm Waldeyer haben Geleitworte beigezeichnet. Das Ganze ist eine glänzende Rundgebung deutscher Bildung, deutscher Gelehrsamkeit und deutschen Fleißes. In Zeugnissen aus zwei Jahrtausenden kommen Römer, Engländer, Franzosen, Russen, Japaner, Italiener, Nordamerikaner, Griechen, Spanier, Argentinier, Iren, Dänen, Norweger, Schweden, Niederländer, Flamen, Schweizer, Brasillier und Bulgaren zu Worte. Die Gegenwart ist, wie billig, reichlicher berücksichtigt als frühere Zeiten. Anhangsweise werden ein paar der wüsten Beschimpfungen eines Bergson usw. mitgeteilt, die durch den Gegensatz zu den vorhergehenden Äußerungen, die unsern Wert anerkennen, in eine ironische Beleuchtung treten. Zumal wenn der schimpfende Rohrspatz selber vor dem Kriege so ganz anders gezwitstert hat, wie z. B. Maeterlinck, der Deutschland noch vor wenigen Jahren in einer Festschrift „das moralische Gewissen der Welt“ genannt hat. Oder wenn er sein Bestes aus deutschen Denkern — abgeschrieben hat, wie der Modophilosoph Bergson. . . . Gewiß wäre das Buch für die Kulturgeschichte wertvoller, wenn auch die weniger

günstigen Urteile wenigstens gestreift worden wären. Doch auch so, wie es ist, bildet es in diesen Tagen, da eine Flut von Haß uns umbrandet, eine herzerquickende Lektüre. Und vielleicht lieft es auch der eine oder der andere von den Neutralen oder sogar ein Engländer oder Franzose, der noch nicht völlig den Kopf verloren hat, und gewinnt durch die Urteile, die seine Landsleute über uns gefällt haben, einen kritischen Maßstab für das, was seine Zeitungen jetzt schreiben. Proben aus der reichen Fülle des Gebotenen zu geben, muß ich mir leider versagen. Doch den besten Dank für ein solches Geschenk statet man dadurch ab, daß man versucht, es zu ergänzen.

Zunächst eine kleine Berichtigung. Der berühmte englische Romanschriftsteller Bulwer hat einen seiner Romane nicht „dem gesamten deutschen Volke, der Nation der Denker und Kritiker, einem Leserkreise, der gründlich in seinem Urteil, redlich in seinem Tadel und großmütig in seiner Würdigung ist“ gewidmet, sondern „dem großen deutschen Volke (to the great German people)“. Aus älterer Zeit (besonders von Italienern des 16. Jahrhunderts) ließe sich manches anführen; doch ich will mich dabei nicht aufhalten. Beginnen wir vielmehr mit den Franzosen, deren Kultur im 17. und 18. Jahrhundert die Welt beherrschte.

Schon damals rühmt der gefeierte Aufklärer Bayle unsere wissenschaftliche Tüchtigkeit (insbesondere auf dem Gebiete der Chemie). Er sagt von uns: „Zweifellos haben sie sich in der Gelehrtenrepublik besonders ausgezeichnet, nicht nur durch ihre unerermüdlige Ausdauer bei der Arbeit, was ihnen niemand bestreitet, sondern auch durch ihre Erfindungen und ihr Genie.“ M. Traubeau, von dem Fränkel ein späteres Urteil zitiert, spricht kurz vor der Revolution von „dieser Beständigkeit, diesem Fleiß, dieser geduldigen Emsigkeit, dem echten Typus des deutschen Charakters“ und meint, daß „alle Fächer der Wissenschaft von den Deutschen gründlich gepflegt werden“. Aus dem bahnbrechenden Buche der Frau von Staël, „Über Deutschland“, hätte sich noch mancherlei anführen lassen. Ihr Herzensfreund Benjamin Constant aber, der Dichter des „Adolphe“ und Übersetzer des „Wallenstein“, ist gar nicht berücksichtigt. Er erklärte Deutschland noch vor ihrem Buche „für das einzige Land, in dem die Wahrheit ein Ziel und die Literatur etwas anderes ist als das Mittel zu glänzen oder zu gefallen“. Er kannte es aus eigener Anschauung. Er spricht über den Unterschied zwischen deutscher Liebe und französischer „Passion“ und sagt: „Die Deutschen sehen in der Liebe etwas Religiöses, etwas Heiliges, eine Ausstrahlung der Gottheit selber, einen Vollzug des Geschickes des Menschen auf dieser Erde, ein geheimnisvolles und allmächtiges Band zwischen zwei Seelen, die nur füreinander existieren können.“<sup>1)</sup> Daß die französischen Romantiker für Deutschland begeistert waren, ist kein Wunder, denn ohne Deutschland ist die französische Romantik gar nicht denkbar. Nicht nur Victor Hugo, sondern auch Gérard de Nerval, dessen „Faust“-Übersetzung Goethe selber so sehr gelobt hat, machte eine Rheinreise und schrieb darüber ein Buch „Lorelei, Erinnerungen aus Deutschland“, das den charakteristischen Untertitel trägt: „Empfindungen eines enthusiastischen Reisenden“. Darin heißt es: „Wißt ihr, was das ist? . . . Das ist Deutschland! Das Land Goethes, Schillers, Hoffmanns“, das alte Deutschland, unser aller Mutter!“ Auch Saint-Marc Girardin, ein Literaturhistoriker von Rang, Professor an der Sorbonne, hatte sich in Deutschland umgesehen und urteilte in seinen „Literarischen und politischen Notizen über Deutschland“: „Jenseit des Rheines gibt es Reichthümer an häuslicher Zuneigung, religiösem Glauben und, wenn ihr wollt, sogar an exaltierten und romantischen Gefühlen, die meine Begehrlichkeit reizen und mich

<sup>1)</sup> Weiteres findet man in der Arbeit von Dr. Helene Ullmann, Benjamin Constant und seine Beziehungen zum deutschen Geistesleben (Marburg 1915).

<sup>2)</sup> Ernst Theodor Amadeus, der in Frankreich aufs höchste bewundert wurde.

wünschen lassen, daß wir uns jeden Tag fester mit Deutschland verbinden, um ein wenig von diesem Reichthum zu profitieren. Wir brauchen ihn“.

Von Guizot ist eine Äußerung angeführt — hier eine wichtigere (1842, zu Guizot): „Ich habe Deutschland stets geliebt und bewundert. — Ich hatte eine Periode von vier Jahren, wo ich nur deutsche Schriften las und dann und wann mit englischen abwechselte. Der deutsche Nationalcharakter ist mir stets heilig gewesen. Es liegt etwas Ernstes, Edles, etwas Biedereres und Frommes im Wesen der Deutschen.“ Selbst Napoleon III hatte schon vor Sedan Respekt vor den Deutschen. Als der spätere Kaiser Wilhelm 1856 mit Moltke in Paris war, schrieb die Kaiserin Eugenie unter diesem Eindruck: „Sie sind eine imponierende Rasse, die Deutschen.“ Louis sagt: Die Rasse der Zukunft.“ Flaubert, der von den literarisch anspruchsvollen Franzosen am höchsten gestellt wird, sagte von sich: „Im Grunde genommen bin ich ein Deutscher.“ Denn er, den die unter dem Namen bon sens gehende Durchschnittlichkeit seiner Landsleute verbitterte, der ein „Lexikon der Dummheit“ zusammengestellt, betrachtete Deutschland als das Land des Heroischen und des Großen. Er plante auch einen Roman mit deutschem Stoff: „Die letzten Königsmarks“. Er blieb uns selbst 1870 treu. Bald nach der Schlacht von Sedan schrieb er: „Unser Feind hat die Wissenschaft für sich“, und ein Jahr später: „Die drei Unterrichtsgrade haben seit einem Jahre ihre Probe abgelegt: der höhere Unterricht hat Preußens Siege zur Folge gehabt.“ Er hielt den Zusammenbruch für eigenes Verschulden: „Dieser Wahnsinn ist die Folge eines zu großen Dummheit, und diese Dummheit kommt von übertriebener Prahlerei, denn infolge des Lügens war man idiotisch geworden“ (An George Sand, Frühjahr 1871). Auch Ernst Renan, der deutscher Wissenschaft so viel verdankte, hat uns trotz des Krieges die Treue gehalten. Vier Tage nach Sedan sagte er: „Ja, meine Herren, die Deutschen sind eine überlegene Rasse. . . . jawohl, eine uns sehr überlegene Rasse!“ Bemerkenswert ist auch folgender Ausspruch von ihm: „Es scheint, daß die gallische Rasse nötig hat, von Zeit zu Zeit von der germanischen Natur aus diesem wechselseitigen Verkehr entprosselt der meiner Meinung nach das Prinzip der modernen Bildung ist die Ursache ihrer Überlegenheit und die beste Gewähr für ihre Dauer.“

Wenden wir uns zu den Flamen. Von Emanuel Hiesel ist einiges zitiert; nicht aber sein „Aufruf“ von 1870 oder sein „Grüß an die deutschen Brüder“ (auch 1870), aus dem nach der Übersetzung Klaus Groths von den sieben Strophen die erste und dritte hier wiedergegeben seien:

Wie sollen wir euch danken, o deutsche Bruderschar,  
Euch, die durch mutig Kämpfen uns schützten in Gefahr  
Vor welschen Räuberbanden, die von dem deutschen Rhein  
Wie von der Maas und Schelde die Herren wollten sein.

Ach ihr, die ihr zerschlagen, geknickt, zum Tode wund,  
Ach ihr, die ihr begraben im fremden fränkischen Grund,  
Wie sollen wir euch danken? Durch euren Heldenmut  
Erlöset ihr auch Flandern aus Zwang, Gefahr und Not.

Ein anderer Flame, Adolphe van Soust de Bordenfeldt (sein Pseudonym war Paul J. an e), Direktor der Schönen Künste im Ministerium des Innern zu Brüssel, Dichter und Kunstkritiker, ein Hauptführer der flämischen Bewegung (er übersetzte eine historische Dichtung „Die Schelde“ des ebengenannten Emanuel Hiesel ins Französische), ließ 1872 in französischer Sprache unter seinem englisch klingenden Pseudonym zu London eine Dichtung „L'Année sanglante“ zum Preise Deutschlands erscheinen (deutsche Übersetzung von Gustav Dannehl, Breslau 1874). Man kann eigentlich das ganze Buch anführen. Statt dessen nur wenige Strophen (die bei der Schwierigkeit des Versmaßes nicht besonders gut übersetzt sind):

21. XI. 1916

30

ves részvetükkel megtsizteltek, ezuton mondok hálás, meleg köszönetet.

4028

tatai Gold Zsigmond.

## Wie lebt man im 28. Kriegsmonat in Oesterreich?\*)

Pilsen.

Die Linie der österreichischen Staatsbahnen, die früher den Namen Franz-Josef-Bahn geführt hat, verbindet Oesterreichs Hauptstadt mit den böhmischen Kurorten; sie ist also auch den ungarischen Reisenden, die im Sommer Karlsbad, Marienbad und Franzensbad aufsuchen, wohlbekannt; sie führt über Budweis, Pilsen nach Eger. Der Personenverkehr ist auch hier in jüngster Zeit eingeschränkt worden; der Nachtzug wurde aufgelassen, so daß die Fahrt aus Wien nach dem Böhmerland fast einen vollen Tag in Anspruch nimmt.

Vor vier Uhr nachmittags treffe ich in Pilsen, meiner ersten Station, ein. Ein kühler Herbsttag; es ist schon finster, als ich vor dem Hotel ankomme. Mein erster Weg führt mich, nachdem ich den Reijstaub abgeschüttelt, in das schon hell erleuchtete Kaffeehaus des Hotels. Es steht an Komfort kaum hinter dem der hauptstädtischen Kaffeehäuser zurück. Es ist trotz der frühen Nachmittagsstunde dicht besetzt und mit schwerer Mühe erhält man einen Platz an einem kleinen Tisch, an dem schon drei Gäste sitzen. Vorsichtig frage ich den Kellner, ob Milchkaffee erhältlich ist.

„Bei uns gibt es noch keine Einschränkung; Sie können Milch und Milchkaffee den ganzen Tag haben,“ meinte der kleine Bursche stolz.

Er brachte mir zugleich eine große Platte mit Gebäck; ich hatte eine reiche Auswahl, denn sechserlei Kuchen waren auf der Tasse. Am Nachbartisch saßen Offiziere; sie sprachen Ungarisch. Mehrere ungarische Zeitungen und Wochenchriften lagen auf.

Es war gegen 6 Uhr, als ich meinen ersten Spaziergang durch die gut beleuchteten Straßen der zweitgrößten Stadt Böhmens unternahm. Pilsen nahm in den letzten Jahrzehnten, namentlich in den jüngsten Jahren einen großen Aufschwung. Die Industrie der Stadt entwickelte sich in hohem Maße und parallel damit auch die Bevölkerungszahl, die sich seit zwanzig Jahren um fünfzig Prozent erhöhte und jetzt bereits über 120.000 Seelen beträgt. In der Umgebung des alten, im Renaissancestil erbauten Rathauses, in dessen großem Saal Ballenstein's Generale den Treueid leisteten, auf dem Marktplatz und in den benachbarten Straßen, namentlich in der Fodermaherove Ulice, herrscht in den Abendstunden reges Leben; der übliche Provinzkorso.

\*) Siehe Morgenblatt des Pester Lloyd vom 19. und 20. November.

herzigen Widmungen wird hiemit den edlen Spendern auch an dieser Stelle wärmster Dank gesagt.

Wie die Bud. Corr. mitteilt, hat der Handelsminister über Ersuchen des Volksernährungsamtes sämtliche Eisenbahndirektionen angewiesen, dafür Sorge zu tragen, daß es der Siebenbürger Flüchtlingen bei ihrer Heimkehr ermöglicht

Wochen merkte man hier außer dem schlechten Brot und dem eingeschränkten Mehlkonsum wenig vom Krieg. Selbst die Preise waren nicht außerordentlich gestiegen. Wir hatten Fett, Milch, Eier, Fleisch und Zucker. Jetzt ist alles teurer geworden, und nach der Feststellung der Höchstpreise gibt es auch weniger Lebensmittel. Aber man kann noch alles erhalten. Ich bekomme jeden Tag meine Milch, mein Fleisch, meine Kartoffeln. Nur mit dem Zucker und Kaffee haperte es ein wenig. In manchen Tagen sind Zucker und Kaffee in den Geschäften ausverkauft. Die Kartoffelernte in unserer Gegend ist heuer schlechter ausgefallen; doch haben wir genug, wenn auch keine allererste Sorte. Seit der Einführung der drei fleischlosen Tage haben wir sogar Ueberfluß an Fleisch. Auch an Kohle und Holz leiden wir keinen Mangel. Fett ist schon schwerer erhältlich; dafür bringen uns die Bäuerinnen Butter, wenn wir sie ihnen nur anständig bezahlen. Da wir jetzt weniger Brot verzehren können, müssen wir halt mehr Kartoffeln und Kraut essen. Davon gibt es gottlob bei uns genug. Auch Obst, namentlich Äpfel, haben wir in Fülle. In der Umgebung, namentlich im Tschechischen, lebt man noch besser. Ich war vor einigen Tagen in Klado; dort merkt man kaum, daß es Krieg gibt. Dort haben die Leute alles; sie wollen aber nichts hergeben.

Sprach's, und da sein zweites Glas leer war, erhob er sich. Vor der Tür rief er mir noch zu: „Gehen Sie morgen auf den Markt. Es ist Wochenmarkt. Sie werden sehen, daß ich kein Schönwetter bin!“

Ich befolgte seinen Rat. Am nächsten Morgen um halb 8 Uhr früh war ich auf dem Marktplatz. Kinder eilten in die Schule. Ich sprach zwei Buben an. Sie blickten mich verständnislos an, Sie verstanden nicht Deutsch. Der eine ließ den Apfel, den er neben den Büchern in der Hand trug, vor Schreden fallen und lief weiter, nachdem er sich noch schnell um den Apfel gebückt. Er scheint sich bald vom Schreden erholt zu haben; denn schon bei der nächsten Straßenecke hiß er in den Apfel.

Auf dem großen Marktplatz und in den benachbarten Gassen herrschte ein buntes und reges Treiben. Elegante Damen und Arbeiterinnen standen vor den Verkaufsbuden und harrieten ruhig, bis die Reihe an sie kam. Man drängte nicht, jeder kam an die Reihe. Zu feilschen gab es fast nichts, da bei den meisten Waren Preise aufgezeichnet waren. Die verschiedensten Gemüsesorten waren zum Verkauf ausgebaut; in besonders reichen Mengen Kraut, Kohlrübe, Zwiebeln und Spinat. Ich erkundigte mich bei einer Deutsch redendenden Verkäuferin um die Preise.

„Heut' ist's etwas teurer als bisher. Kraut kostet, ein schönes Häußl, 40 bis 50 Heller, das Kilogramm 22 bis 24 Heller; eine Kohlrübe 20 Heller; Zwiebeln verkaufen wir um 30 Heller das Kilogramm, Äpfel um eine Krone, die ganz schönen um 1 Krone 40 Heller.“

sprechen in tiefer Ergriffenheit das erschütternde Ereignis, das alle wohl gehutet und gefürchtet hatten, an das aber niemand recht glauben wollte. In der unmittelbaren Nähe des Schlosses vollzieht sich die erste Maßnahme, die auf die Vorbereitungen der Leichenfeierlichkeit hindeutet. Der Exerzierplatz und Jugenspielplatz „Rudolfsheim“, der knapp neben dem Meidlinger Tor gelegen ist, wird durch Schranken abgeschlossen, eine Ansammlung des Publikums an dieser Stelle unmöglich zu machen. Die Angeammelten folgen willig den Anordnungen der Wachmannschaft, die den Platz räumt. Es ist nicht Neugier, die sie hieher getrieben, sondern teilnahmevolle Trauer für den gütigen Monarchen, der ihnen durch ein unerbittliches Schicksal gestern entrißen wurde.

Von einem Freunde unsres Blattes wird uns geschrieben: Wer gestern abend durch die Gassen in der Umgebung des Lustschlosses Schönbrunn schritt, konnte nicht ahnen, daß dort nicht weit der edelste Monarch Oesterreichs in den letzten Zügen liege. Still und im Dunkel lagen die Straßen von Schönbrunn und Meidling, und wenige Fußgänger nur passierten die Straßen zum Schloß, dessen Tore wie überhaupt in den letzten Tagen geschlossen waren. Aus dem Schlosse selbst drang helles Licht auf den Schloßhof, über den von Zeit zu Zeit einige Burggendarmen patrouillierten oder Hausbeamte ihre Wohnungen in den Seitenflügeln aufsuchten. Die Fenster des rechten Flügels des Schlosses aber, in dem das Schlaf- und Arbeitszimmer und die übrigen Appartements des Monarchen untergebracht waren, waren hell erleuchtet, ebenso das große Foyer, das im Mitteltrakte zur Blauen Stiege führt.

Gegen 9 Uhr wurden dann auch einige Zimmer im linken Flügel des Schlosses hell, und man erfuhr später, daß dies die Gemächer sind, in welchen gegenwärtig der neue Kaiser und seine Gemahlin Wohnung nahmen. Einige Minuten vor 10 Uhr aber schritten einige Leute, wahrscheinlich Bedienstete des Hofes, eiligeren Schrittes über den Schloßplatz, und auch unter den Soldaten der Schloßwache herrschte plötzlich Bewegung. Aus dem Schloß liefen bald darauf einige Hoflakaien in das Schloßtelegraphenamt. Schon früher war das große Gittertor gegenüber der Schloßbrücke geöffnet worden, und kurz darauf fuhren von der Mariahilferstraße zwei Automobile und einige Hofwagen in den Schloßhof, denen in kurzen Zeitabständen weitere Automobile folgten. Auch das Meidlinger Tor war gegen 1/2 10 Uhr geöffnet worden, und zwei Wagen rollten in die Meidlinger Schloßallee.

Ein Offizier der Schloßwache trat auf den Schloßhof, auf dem man Burggendarmen in anscheinend tief bewegtem Gespräch sah. Wenige Minuten vor 10 Uhr sagte jemand beim großen Schloßtor fast leise: „Der Kaiser ist tot — der Kaiser ist soeben gestorben.“ So erfuhren die wenigen Leute, die im Dunkel der Nacht vor dem Schönbrunner Schlosse standen, die Nachricht, daß der Kaiser seine Seele ausgehaucht hatte. Ein Herr trat an einen Offizier heran, der das Schloß eben verließ, und dieser bestätigte die Nachricht von dem Hinscheiden des Monarchen.

Es dauerte einige Zeit, bis sie sich in der Umgebung verbreitete. Den Leuten, die auf der Straßenbahn vorbeifuhren, fiel nur auf, daß einige Sicherheitswachposten auf der Schloßbrücke und vor dem Schloßtor selbst aufgezogen waren, nachdem bereits die Rufposten der Schloßwache und der Burggendarmen verdoppelt worden waren. Zwei Sicherheitswachinspektoren und ein Polizeioffizier leiteten die Maßnahmen, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung vor dem Schloß getroffen wurden. Vor dem Meidlinger und dem Hiezingener Tor nahmen ebenfalls Sicherheitswachposten und zwei Burggendarmen Aufstellung.

Um 1/2 11 Uhr fuhren neuerlich mehrere Hofwagen und Automobile sowohl von Meidling als auch von Mariahilf her in den Schloßhof. Auf der Schloßbrücke sammelte sich in der ersten Stunde auch Publikum an, und viele Männer und Frauen blickten tränenden Auges nach den beleuchteten Zimmern im ersten Stock des rechten Schloßflügels, der nun die Leiche Kaiser Franz

Josefs birgt. In den übrigen Trakten des Schlosses, auch in dem zweiten und dritten Stockwerk bis hinauf zu den kleinen Kammern, flammten Lichter auf, und aus allen Toren der Haupttrakt des Schlosses und in den Trakten traten Hofbedienstete ins Freie.

### In Schönbrunn.

Tiefe nächtliche Stille liegt noch über dem Westen der Residenz. Dichter Nebel hat sich herniedergesenkt und breitet einen Schleier um Schönbrunn, das die irdischen Ueberreste des alten Kaisers in sich schließt. Die Umgebung ist noch menschenleer, die Trauerbotschaft ist noch nicht ins Volk gedrungen und erst der junge Tag wird den Wienern künden, was sie verloren haben.

Langsam kommt der Morgen heran. Die Nebelschleier lichten sich, es wird heller und die Konturen des Kaiser Schlosses werden sichtbar. Es herrscht tiefe Stille — Totenstille. Nur die Posten der Burggendarmen und der Schnarrposten der Schloßwache auf seinem Laufpforten marschieren fröhlich und unermüdet hin und her. Ein unangenehmer, nasskalter Regen rieselt ohne Unterlaß hernieder, der den Aufenthalt im Freien unerträglich macht, und die wenigen Passanten, die in so früher Morgenstunde ihrer Arbeit zueilen, zu beschleunigten Schritten treibt. Man erkennt an jedem, ob er von der traurigen Wahrheit bereits Kenntnis besitzt. Die Wissenden bleiben trotz Wind und Wetter vor dem Schloßgitter stehen, werfen einen Blick empor zu den Fenstern, unter denen die Leiche des alten Kaisers ruht, und die Lippen murmeln ein kurzes Gebet.

Der Tag ist angebrochen. Der Nebel ist verschwunden, der Regen rieselt aber ununterbrochen weiter herab, der Nachtwind hat sich gelegt. Das Schloß scheint noch in tiefem Schlafe zu liegen. Alle Fenster sind geschlossen, nur im ersten Stockwerk, am linken Flügel des Haupttraktes, sind vier Fenster weit geöffnet — die Fensterflügel des Gemaches, in dem die Leiche des Kaisers provisorisch aufgebahrt wurde. Es bilden sich kleine Gruppen vor dem Schloßgitter. Männer und Frauen starren tränenden Blickes empor zu diesen Fenstern, hinter denen ihr geliebter Kaiser den ewigen Schlaf begonnen hat. Sie warten, ob niemand das Schloß verläßt, von dem sie genaue Kunde über die letzten Augenblicke des verstorbenen Monarchen erhalten könnten. Es regt sich aber nichts, und auch der Eintritt in den Schloßhof ist jedermann verwehrt.

Langsam rollen nun über die Schloßbrücke Hofequipagen und die Wagen der Funktionäre des kaiserlichen Hofstaates. Schweigend teilt sich das dünne Schalter und läßt entlockten Hauptes die Persönlichkeiten vorüberziehen. Unmittelbar hinter jedem Wagen treten die diensthabenden Burggendarmen wieder in die Toröffnung, um alle Unberufenen fernzuhalten. Sie und da durchbricht das schnarrende „Gewehr heraus!“ des Postens der Wache die Stille und dann kehrt die Ruhe wieder.

Während auf dem Schloß Schönbrunn noch keine Trauerfahne weht, trägt die nächste Umgebung der kaiserlichen Residenz bereits düsteren Trauerschmuck. Fast alle Häuser in Hiezing, Penzing und dem anstoßenden Teil von Meidling haben Trauerflaggen gehißt, und auf diese Weise erhielten viele erst die Nachricht vom Ableben des Kaisers. Die Leute bleiben in Gruppen stehen und deuten schon in die Richtung des kaiserlichen Schlosses und be-

Donnerstag, 23. November 1916

# Zeitung

in gelehrten Sachen.

Fernsprech-Zentrale: Ullstein & Co. Moritzplatz 11800,  
11801 bis 11850, 15280, 15281 bis 15291. Zen tram 8690.

## Reich-Ungarn.

den Hilfsdienst veröffentlicht.

### Das Zeitalter Franz Josefs.

Von

Heinrich Friedjung.

I.

Kaiser Franz Josef wurzelte in einer längst vergangenen Zeit. Seine ersten politischen Eindrücke schöpfte er während des Waltens des Metternichschen Systems, und der alte Staatskanzler hielt ihm im Winter von 1847 bis 1848 vor seiner Thronbesteigung Vorträge über europäische Politik. Die Stürme der Revolution von 1848, die Flucht des Hofes zuerst nach Innsbruck und dann nach Olmütz erfüllten ihn sowie seine Mutter Erzherzogin Sophie mit Widerwillen gegen die demokratische und revolutionäre Gewalt; als er am 2. Dezember 1848 die Krone aus der Hand seines Oheims, des Kaisers Ferdinand, entgegennahm, stand Fürst Felix Schwarzenberg als Ministerpräsident an seiner Seite, eine unbeugsame und unerbittliche Natur, die ihn mit dem Gedanken erfüllte, ein Staat wie Oesterreich könne nur absolutistisch mit Soldaten und Gendarmen regiert werden. Dieser Minister war die Ursache, daß die Revolution durch zahlreiche Hinrichtungen in Wien und in Ungarn zum Abschluß gebracht wurde, und er formte die Ideen des jungen Herrschers in der Richtung, daß die Herrschaft Oesterreichs in Deutschland, Italien und Ungarn nur aufrecht erhalten werden könne durch Unterdrückung aller freien Bewegung, durch den Bund mit dem Selbstherrscher aller Rußen. Im Grunde widersprachen diese von der Erzherzogin Sophie und vom Fürsten Schwarzenberg dem achtzehnjährigen Herrscher eingepprägten Auffassungen seiner wohlwollenden und weicheren Natur; er übernahm sie, stand zu diesen Grundsätzen jedoch nur eine verhältnismäßig kurze Zeit, die man nach seinem begabten auf dem Gebiete der Administration alles überblickenden Minister des Innern die des Batschen Systems nennt. Dem Einflusse seiner Mutter und seines Kultusministers Grafen Leo Thun folgend, rief er auch die Kirche zur Unterstützung des Hauses Habsburg in den von ihm beherrschten Ländern an und schloß mit der Kurie das Konkordat vom 18. August 1855, dieses Denkmal der Reaktion und des Absolutismus.

Es zeigte sich aber, daß die Gewalt allein nicht imstande war, die Entwürfe des Fürsten Schwarzenberg zur Zentralisation und Germanisation des Reiches, zur Einschmelzung Ungarns in Oesterreich und zur Festhaltung der Vorherrschaft in Deutschland und in Italien auszuführen. Heerwesen und Finanzen waren zu schwach, um Träger dieser Politik zu sein. Nach dem Tode Schwarzenbergs machte sich während des Krimkrieges unheilvolles Schwanken bemerkbar, und der Krieg von 1859 mit den Niederlagen von Magenta und Solferino (4. und 24. Juni) erschütterte den stolzen Bau des Schwarzenberg-Batschen Systems. Auf den Rat seines hierauf berufenen Ministers Schmerling hielt der Kaiser zwar an der deutsch-zentralistischen Richtung fest, aber man verbrämte dieses System durch Erlaß der Verfassung vom 26. Februar 1861 mit konstitutionellen Formen. Ein Reichsrat, gewählt aus den einzelnen Landtagen, sollte aus allen Provinzen des weiten Reiches, Ungarn eingeschlossen, zusammentreten; und den Magnaten und Slawen wurde durch eine gewisse Erweiterung der bürgerlichen Freiheiten ein Ersatz für die nationale Selbständigkeit geboten. Um das Werk zu krönen, sollte Schmerling auch den Deutschen Bund in freierem Sinne umformen, doch so, daß Oesterreich die Vormacht im Direktorium des Bundes bleibe. Auf dem Fürstentag zu Frankfurt (1863) trat diese Absicht ans Licht, aber die von Bismarck ausgehende unbeugsame Gegenwirkung verhinderte die Teilnahme des hierzu willigen Königs Wilhelm, und der Mißerfolg ward sichtbar. Das Jahr darauf wurde die ganze Konzeption durch den Krieg mit Preußen über den Haufen geworfen. Die Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866 machte der überlieferten Vorherrschaft des Hauses Habsburg in Deutschland und Italien ein Ende, da auch Venetien trotz der für Oesterreich siegreichen Schlacht bei Custozza (24. Juni) abgetreten werden mußte.

Dies war der erste große Abschnitt in der nahezu 63 Jahre umfassenden Regierung Kaiser Franz Josefs. Er war durch diese Mißerfolge aufs tiefste in seinem Selbstvertrauen erschüttert, und während der Einfluß seiner energischen Mutter Erzherzogin Sophie zurücktrat, wirkte seine Gemahlin Kaiserin Elisabeth mit sanfter und schmeichelnder Hand für das Ein-

gehöre; er legt jedoch dem Grafen Kalnozy in den 20-er Jahren als dieser die entgegengesetzte Auffassung vertrat und die Bulgaren in ihren Selbstständigkeitsbestrebungen unterstützte. Als Rußland, darob ergrimmt, die Waffen gegen Oesterreich zu kehren drohte, wurden 1887 von Deutschland und Oesterreich-Ungarn gemeinsame Verteidigungs- und Kriegspläne entworfen, und Moltke wäre bereit gewesen, den Gegensatz zu Rußland durch das Schwert zum Austrag zu bringen. Kaiser Wilhelm aber und Kaiser Franz Josef waren mit Bismarck über einen friedlichen Vergleich einverstanden, und der Krieg wurde verhindert.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

# Das Zeitalter Franz Josefs.

II. Von 1879 bis 1916.\*)

Von  
Heinrich Friedjung.  
(Schluß.)

Graf Taaffe, der die innerösterreichische Politik von 1879—1893 lenkte, mußte gegen das Ende seiner Ministerlaufbahn mildere Saiten gegen die Deutschen aufziehen. Aber auch nach seinem Falle wurde das von ihm begründete Regierungssystem beibehalten. Es kam zunächst wohl ein Koalitionsministerium, bestehend aus Deutschliberalen, Polen und Klerikalen, zustande mit dem Fürsten Windisch-Graetz an der Spitze und Herrn v. Plener als Finanzminister, aber nach zwei Jahren lehrte der Kaiser wieder durch die Ernennung des Grafen Badeni zum Ministerpräsidenten zu der Taaffeschen Methode zurück. Sie blieb auch aufrecht unter den Ministerien des Freiherrn von Gausch und des Grafen Franz Thun und führte zu großen Zusammenstößen und verhängnisvollen Krisen. Graf Badeni ging in der Begünstigung der Tschechen so weit, daß er 1896 durch die berüchtigte Sprachenverordnung den Versuch machte, auch die Gerichte in den geschlossenen deutschen Sprachgebieten zu tschechisieren. Zwanzig Jahre hatten die Deutschen die slawischen Uebergriffe durch eine gemäßigste Opposition abwehren wollen, jetzt aber griffen sie zu den schärfsten Waffen. Sie traten im Abgeordnetenhaus in die Obstruktion, perhinderten die Annahme des Ausgleichs mit Ungarn, und Szenen von unerhörter Wildheit spielten sich ab, als der Präsident des Abgeordnetenhauses, der Pole Abrahamowicz, in das Abgeordnetenhaus Polizei berufen und die widerspenstigen deutschen Abgeordneten einen nach dem anderen mit Gewalt aus dem Saal schaffen ließ. Badeni wurde entlassen, aber da Graf Thun auf dem betretenen Wege weiter fortschritt, stiegerten sich die Wirren, bis sich der Kaiser endlich 1899 überzeugte, daß die stete Begünstigung der Slawen die Deutschen immer mehr erbitterte und eine gefährliche alldeutsche Strömung in Böhmen und in den Alpenländern erregte. Das Kräfteverhältnis der Nationalitäten im Reiche trat in Geltung, als nach dem Falle des Grafen Thun die Sprachenverordnungen für Böhmen und Mähren aufgehoben und eine unparteiische Regierung eingesetzt wurde.

Damit beginnt die vierte Periode in der Regierung Kaiser Franz Josefs, die von 1899 bis an seinen Tod dauerte. Es war ein Glück, daß er, belehrt durch seine im Alter wachsende Erfahrung, auf die Beruhigung und Gewinnung der Gemüter in Deutschösterreich hinarbeitete. Er fand bei diesem Unternehmen in dem aus dem Beamtenstande hervorgegangenen Ministerpräsidenten Ernst v. Koerber (1900—1905), einen klugen und pflichttreuen Mitarbeiter. Zunächst aber pflanzten die Tschechen die Fahne der Obstruktion auf und verhinderten alle parlamentarischen Beratungen, so daß durch Jahre Budget, Rekrutenaushebung und andere Maßregeln auf absolutistischem Wege mittels des vielberufenen § 14 verfügt werden mußten.

Die Verwirrung in Jisleithanien reizte auch das magyarische Selbstgefühl zur Aufstellung neuer großer Forderungen. Als Symbol der ungarischen staatlichen Selbstständigkeit betrachtete man jenseits der Leitha die Einführung der magyarischen Kommandosprache in den ungarischen Regimentern, die auf diese Weise zu einem ungarischen Parlamentsheer umgestaltet werden sollten. Obstruktionskämpfe tobten auch in Budapest. Anfangs wich die Krone einen Schritt zurück, der Armeebefehl von Chlopy (1903), der die Einheit und Unteilbarkeit der kaiserlichen Armee proklamierte, wurde durch abschwächende Erklärungen fast ganz zurückgenommen. Vergebens versuchte Ministerpräsident Graf Stephan Tisza (1903—1905), die Obstruktion zu brechen. Die darauf folgenden Wahlen fielen gegen Tisza aus, und so wurde die seit 1867 in Ungarn herrschende liberale Partei zertrümmert. Vergebens bot der Kaiser der neuen Mehrheit die Uebernahme der Regierung in Ungarn unter der Bedingung an, daß sie auf die ungarische Kommandosprache verzichte. Sie weigerte sich dessen, und so blieb der Krone nichts übrig, als ein Militär- und Beamtenregiment unter dem Ministerpräsidenten Freiherrn v. Fejervary (1905) zu berufen. Diesem gelang es, durch nachdrückliches Walten in Ungarn die Opposition zur Besinnung zu bringen, und sie erklärte sich im Palte vom April 1906 endlich bereit, auf die ihr gestellten Bedingungen einzugehen. Während dieser Kämpfe aber erkannte die Krone, daß sie gegen die vom Adel geführten Oberschichten der ungarischen Gesellschaft die Reichseinheit immer wieder vertreten müsse. Auf den Rat des Ministers des Innern im Kabinett Fejervary, Josef v. Kristoffy, verkündete der Kaiser und König, daß er das allgemeine Wahlrecht in Ungarn einzuführen gedenke, um den herrschsüchtigen Adel in seine Schranken zurückzuweisen.

Es ist das Verdienst des greisen Herrschers, daß er mit ungewöhnlicher Elastizität ohne Zögern auf diesen Gedanken Kristoffys einging, wodurch den Dingen in Oesterreich und Ungarn eine neue Wendung gegeben wurde. Die Opposition im ungarischen Abgeordnetenhaus, die durch die Wahlen vom Januar 1906 eine gewaltige Mehrheit errang, mußte jetzt, um nicht überannt zu werden, an einen Frieden mit der Krone denken. Dies geschah durch den Pakt vom April 1906, durch den ein Koalitionsministerium gebildet wurde.

Boll und ganz drang das allgemeine Wahlrecht im westlichen Staate durch. Nach langen Verhandlungen gelang es endlich dem Ministerpräsidenten Freiherrn v. Bedl, einen Vergleich zwischen den Parteien des Abgeordnetenhauses zustande zu bringen, durch den die privilegierten Kurien beseitigt und ein neues Haus von 516 Abgeordneten des allgemeinen Wahlrechts geschaffen wurde, unter denen sich nach der Verteilung der Wahlbezirke 233 deutsche befanden. Auch das Herrenhaus gab nach, und im Frühjahr 1907 trat das neue demokratische Haus zusammen.

In der ungarischen Reichshälfte aber lagen die Dinge trotzdem noch immer nicht befriedigend. So starken Eindruck es auch in der ganzen politischen Welt machte, daß gerade das Koalitionsministerium Weterle, in dessen Reihen die 48er Parteien den

Ausschlag geben, sich genötigt gesehen hatte, den von diesen Parteien vordem heftig bekämpften Ausgleich mit Oesterreich anzunehmen, so wurde doch die Agitation gegen das enge staatsrechtliche Band mit Oesterreich von verschiedenen Kabinettsmitgliedern wach erhalten. Die Bewilligung des erhöhten Rekrutenkontingents durch das ungarische Parlament wurde nach wie vor von unerfüllbaren nationalen Zugeständnissen an das Magnarentum auf Kosten der Einheitlichkeit des Heeres abhängig gemacht. In den Kämpfen, die um diese Frage entstanden — die Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Ungarn wurde inzwischen auf die lange Bank geschoben —, rieb sich aber das Koalitionsministerium auf. Auch war die Bevölkerung selbst der unfruchtbarsten, das Land schädigenden Streitigkeiten mit der Krone müde geworden. Gegen Ende des Jahres 1910 erhielt das Ministerium Weterle den Abschied, und Anfang 1911 übernahm Graf Khuen-Hedervary auf der 67er Ausgleichsgrundlage die Regierung, womit die alte liberale Partei Ungarns, wenn auch unter anderem Namen, wieder ans Ruder kam. Die neue Mehrheit war bereit, die notwendige Verstärkung der Armee anzunehmen, indessen erhob sich eine von Franz Kossuth und dem Grafen Apponyi geführte Obstruktion, welche die Annahme der Gesetze verhinderte. Da griff jedoch der Präsident des Abgeordnetenhauses, Graf Stephan Tisza mit gewaltiger Energie durch, warf die Obstruktion nieder und am 4. Juni 1912 wurde der Kampf um die Armee durch die entscheidenden Beschlüsse des Abgeordnetenhauses beendet. Seitdem sind, zumal da Graf Tisza im Jahre darauf selbst an die Spitze der Regierung trat, die Verhältnisse im ungarischen Parlament normal geworden und das Land folgte der Führung seines hervorragendsten Staatsmannes opferwillig in den Weltkrieg, in dem es ebenso ehrenvolle Anstrengungen machte wie Oesterreich.

Im westlichen Staate der Monarchie entwickelten sich die Zustände im Parlament wenig erfreulich. Das war zum guten Teile die Folge der Schwäche der sich rasch ablösenden Ministerien. Das allgemeine Wahlrecht erfüllte nicht die Hoffnungen, welche sich seine Anhänger gemacht hatten. Der Nationalitätenzwist führte zu neuen Obstruktionen, zur Lahmlegung der parlamentarischen Arbeit. Das Ministerium des Grafen Stürckgh (1911—1916) beging den Fehler, sich in den böhmischen Angelegenheiten den Ratschlägen des Führers der Jungtschechen Kramarz zu unterordnen. Die Enttäuschung blieb nicht aus. Wohl haben die breiten Schichten der slawischen Völkerschaften ihre Pflicht im Weltkriege redlich getan, aber die russenfreundliche Intelligenzgeschichte im tschechischen Volke trieb, wie der gegen Kramarz geführte Hochverratsprozeß bewies, eine zweideutige den Staat schädigende Politik.

Doch traten alle diese Erscheinungen hinter die machtvolle Tatsache zurück, daß die Kräfte der Monarchie sich willig in die Dienste des Vaterlandes stellten, als Kaiser Franz Josefs, 84 Jahre alt, die wehrhaften Mannschaften zu den Waffen rief. Der Weltkrieg deckte die zeitweilig verschütteten Quellen der Kraft Oesterreich-Ungarns wieder auf. Die verehrungswürdige Persönlichkeit des Kaisers war der Mittelpunkt, um den sich alle Nationalitäten und alle Volksschichten mit Hingebung scharten. Es wurde aber auch vor aller Welt offenbar, daß die Deutschen Oesterreichs das feste Rückgrat des Reiches bildeten. Nach 1866 und 1870 war ein gewisses Mißtrauen gegen die Treue der Deutschen Oesterreichs in den regierenden Kreisen aufgetaucht, der Krieg aber zeigte, daß diese Empfindung unberechtigt war, und daß das Haus Habsburg mit den Deutschen der Monarchie untrennbar und unzerreißbar verkettert ist. Aber auch die anderen Nationalitäten haben gewisse Volksplitter abgerechnet, ihre Pflicht ehrlich getan und erwiesen auf diese Art ihre Dankbarkeit für die unermüdete Lebensarbeit Kaiser Franz Josefs.

\*) Siehe Morgenblatt vom 23. November.



## Schönbrunn.

Von Karl Marilau.

Unter Oesterreichs und Ungarns Schlössern, den vereinsamten, lang nicht mehr bewohnten, ist keines stiller als dieses, dessen Schwelle der Kaiser und König zwei Jahre lang nicht überschritten hat. Vor sechsundachtzig Jahren wurde hier der Knabe geboren, der, ehrwürdig abseits und jenseits dieses Menschlichen, als Greis in höchsten Jahren dies Gartenschloß einer glücklichen und kurzen Jugend allem Pomp und aller Festlichkeit seiner Krone gewordener, abgedankten Residenzen vorzog. Die Wiener Hofburg vereinsamte; sie ward ein entthrontes und entkröntes, graues, historisches Gemäuer, in dessen Brunträumen und feierlich hallenden Staatsgemächern große Erinnerungen verwelkten. Die Burg zu Ofen stand schweigend und voll Schwermut, ganz Vergangenheit, am Himmel einer Stadt, die völlig erfüllt, fast besessen von der phantastischen, fieberhaften Unruhe dieser Gegenwart ist. Schönbrunn wurde die Hauptstadt Oesterreichs, Ungarns Residenz. Seit mehr als zehn Jahren wohnte Franz Josef, einige immer seltener gewordene Reisen, vielleicht auch noch einige Repräsentationsempfangs abgerechnet, in dem thesesianischen Gartenschloß, in dessen wiedermeierlichen Rokokogemächern er seine ersten Schritte tat, in dem der Maler Waldmüller mit zärtlich-zierlichem Pinsel den Knaben mit seinen Spielzeugsoldaten malte; in dem Franz Josef kindlich vergnügt, rundbächtig und rosenfarben, auf den Knien seines jungen, melancholischen Onkels, des Herzogs von Reichstadt, saß. Jedes der bescheidenen, kaum kaiserlichen Gemäuer Schönbrunn ist angestopft mit rührenden und kostbaren Erinnerungen, ist ein pietätvoll erhaltenes, gehegtes und gepflegtes Reliquarium der erlauchtesten Familie Europas. Hier steht noch, im unveränderten, kostbar verblichenen Gemach, unter Gobelins, Bildern des Vormärz, dem kristallinen Lüster, das Bett des jungen Napoleoniden, die bürgerlichen Wohngemäuer der Eltern des Kaisers werden gezeigt. Die chinesischen Tapeten des Blauen Kabinetts haben nichts von ihrer erlesenen, rokokhaft verzierlichten Dornheit, die der große Napoleon bewunderte, eingebüßt. Im Millionzimmer, im Vieux-laque-Zimmer, in den drei Rosazimmern liegt kein Stäubchen auf den eingelegten, gebohnten Fußböden aus kostbarem Holz; Schönbrunn große Schloßherrin, Maria Theresia, fände jeden ihrer opulent geschweiften, braungoldenen, mit blassem Damast überzogenen Fauteuils, jedes Schränkchen, den bestickten Paravent, heute noch an der gewohnten Stelle.

So tief und sorgfältig geborgen ruht das Schloß Schönbrunn in seiner Vergangenheit, daß man dereinst fast umsonst nach Spuren der franco-josephinischen Epoche suchen wird. Elisabeth ließ sich einige, sehr wenige Zimmer im Geschmack der sechziger Jahre einrichten; sie hat aber eigentlich selten hier Aufenthalt genommen und überließ bald in die neuerrichtete, ganz in Schweigen und Einsamkeit eines niegerodeten Waldes gebettete Hermsvilla des nahe Tiergartens von Lainz. Der König selbst wohnte am alleräußersten Ende des Hiezingler Traktes, in zwei Zimmern, an denen nichts kostbar als ihre soldatenhafte, altbürgerliche Einfachheit war. Auf einem Pfeilertischen im Arbeitsgemach steht die Marmorbüste des alten Kadekth, und dieses gute, einfache, vom Pathos ganz verschonte Gesicht des Lehrers von Franz Josefs Jugend enträtselt die behagliche, prunklose, durchaus bürgerliche Solidität dieser zwei Gemäuer, die dem alten Schloßherrn alle österreichischen und ungarischen Schlösser ersähen mußten. Kadekthluft wehte hier. Bei dem schlichten, schmalen Soldatenbett des sechsundachtzigjährigen, bei seinem umfanglichen, mit Arbeit beladenen Schreibtisch durfte man an den Alten von Mailand denken, an sein Soldatenösterreich, an längst verschollene Jahrzehnte eines fröhlich-österreichischen Puritanismus, in dem sich der König all die glücklichen Jahre seiner Jugend und ersten Mannheit zu wohl gefühlt hat, als daß er im Alter zu umständlicheren Lebensformen zu befehlen gewesen wäre. Tatsächlich entbehrt Schönbrunn, das seit mehr als einem Jahrzehnt die eigentliche und einzige Residenz des Kaisers und Königs war, fast jedes moderneren Komforts. Es gibt keinen einzigen Stiegenaufzug; gab einen solchen, ein kurioses, schwer bewegliches, innen mit rotem Samt tapeziertes Glasgehäuse, nur in Maria Theresias Altersjahren, als der Herrscherin das schon in früher Jugend verhasste Treppensteigen unmöglich geworden war. Dieser erste und letzte aller Aufzüge liegt irgendwo in einer Kumpelkammer, der König selbst stieg auch mit achtzig Jahren redlich drei und vier Stockwerke, er hatte das konservative Mißtrauen alter Herren gegen die technischen Ausschweifungen eines bequemer gewordenen Zeitalters. Und bis vor wenigen Jahren gab es in dem Schloß, das einst nur als Sommeraufenthalt gedacht war, keine Heizanlage. Die monumentalen, alten Ofen rauchten, es zog auf den Gängen, das viel zu leichte Mauerwerk vermochte die Winterkälte nicht abzuhalten, und es mußte die Gelegenheit eines Isoler-Séjours abgewartet werden, um die Installation der längst nötigen Heizung in Hast und Eile durchzuführen.

Das historische Angesicht von Schönbrunn ist durch diese spärlichen und dem Schloßherrn nicht ganz leicht abgerungenen Neuerungen in keiner Weise beeinträchtigt worden. Das stille, gelbe Schloß sieht immer noch genau so aus, wie es unsere Großväter kannten, wie es schon der alte Hofmaler Canaleto malte, wie es damals war, als der junge Erzherzog Franz Josef mit der Schloßwache allerhand verbotene Unterhaltung anzuknüpfen liebte. Noch tragen alle Fenster Schönbrunn die fast immer geschlossenen, grünen Holzläden, noch stehen unten in der offenen Einfahrt die alten Götterösen, Theseus, der den Minotaurus erschlägt und vor wenigen Wintern noch von den Hof- und Kammerheizern mit unzähligen Klaster schöngeschönten Brennholzes versorgt wurde, ohne je

rechtlich ins Glühen zu kommen. Noch immer wandert oben am Gartengiebel der alte Zeiger, statt über einen runden Uhrkreis, über das langgestreckte, mit den zwölf Stundenzeichen eingeteilte Uhrband und der Schlag der Schloßuhr tönt schwermütig knarrend, eigentümlich „scheppernd“, über die runden, thesesianischen Parkkastanien. Jeder Wiener kennt diesen schwermütig knarrenden Schlag der Schönbrunner Schloßuhr. Sie schlug nicht anders, als der Knabe Franz Josef im Park zu Füßen der alten, steinernen Götterbilder saß, als Apoll und Daphne, Mars und der geflügelte Merkur ihrem kaiserlichen Herrn nachsahen, wenn er jeden Morgen, in taublinfender, mit erster Sonne vergoldeter Frühe den gewohnten Weg durch die Hiezingler Allee hinüber zu den Tieren der altmodischen kaiserlichen Menagerie machte.

Es ist lange her, seit Franz Josef diesen einst täglichen Weg zum letztenmal machte. Seine wenigen Spaziergänge beschränkten sich zuletzt auf die hundert Schritte durch die von den Schloßgärtnern in ein bescheidenes Wäldchen verwandelte Große Galerie, und im Sommer sah man zuweilen seine schlanke, vom Alter rührend gebeugte Kavalieregestalt zwischen den Rosen- und Buchenhecken des kleinen Kammergartens. Diese wenigen Alleen sind der einzige Teil des ungeheuren Parks, den nie ein gewöhnlicher Spaziergänger betreten durfte, und es ist ein ziemlich bescheidener Teil. Die Beete tragen kaum einen irgendwie ausgezeichneten Blumenschmuck, der König liebte die erotischen Uppigkeiten der Schönbrunner Glashäuser nicht besonders; die mattgrüne, starkduftende Reseda war seine Lieblingsblume. Einen Teil des Kammergartens nimmt die ziemlich ausgedehnte, dem Publikum ganz verborgene Reibbahn ein, die der König zuletzt vor etwa drei Jahren benützte, um die Nachwehen eines schlecht verbrachten Winters los zu werden. Von hundert zu hundert Schritt steht ein rundgekuppeltes, barockes Gartenhäuschen in diesem kaiserlichen Kammerpark. Wilde Rosen ranken sich bis hinauf zum alten Schindeldach, die Decke der Pavillons ist in zopfigem Geschmack nicht übermäßig kunstreich gemalt, grün gestrichene Holzbank sorgen für die Bequemlichkeit eines Spartaners.

So einfach ist dies alles, vergleicht man es etwa mit dem prunkvoll üppigen Gartenplan, in dem sich einst Prinz Eugen von Savoyen sein heute noch stehendes Schloß Belvedere bauen ließ. Aber es gibt kein Schloß in österreichischen und ungarischen Ländern, das so sehr verklärt und besonnt in österreichischen oder ungarischen Herzen festbegründet stünde, wie das weiland Garten- und Lustschloß Maria Theresias und ihres lothringischen Franz, das nun das Abendtschloß Franz Josefs wurde. Es ist kaum kaiserlich, es war nie prunkvoll; Fischer von Erlach hat nach den Begriffen seines glänzenden und kostspieligen Jahrhunderts dort unter den Parkwäldern am Schönen Brunnen wirklich nur eben ein „Salettl“, allerdings ein kaiserliches Salettl gebaut. In Bonen längst verklungener, fast musikalischer Heiterkeit lag das Schloß; man denkt an Mozartsche Nachtmusiken, wenn man von Pirutschaden, Ringelstechen, Fackelaufzügen, Schlittenfahrten liest, zu denen Maria Theresia persönlich die „Ordres“ zu schreiben liebte. Der Park mit seinen Blumendellen, seinen hundertjährigen Rosengärten, seinen geschorenen, steif ehrwürdig habachtstehenden Alleen, seinen Leichen und weißsteinernen Götterbildern ist das zärtliche, verpißte Gelände verschollener Prunkopern; in seinen Liebeslauben und Seufzeralleen, in denen Generationen von Wienern jung waren, spulen heute noch, in Mäandern und an einem seltsam verzauberten Sommermittag, die bunten Maskenzüge einer Mozartoper. Auf den halb in die grünmoosige Erde gesunkenen, lehnenlosen Steinbänken zwischen den Rokokovasen könnte er warten, der verliebte Knabe Cherubin; hier sucht Värbelchen, des Gärtners törichte Tochter, die „verwünschte kleine Nadel“, die sie doch nicht finden kann. Die Gräfin Almaviva schreitet durch die zierlich ins Blau gehobene Säulenhalle der Gloriette, an deren Aufgängen vier Steinlatafalle voll barocken Rüstzeuges Wache stehen und der Adler oben in seinen Fängen Türkenfahnen und Türkenlanzen hält.

Nun liegt der ungeheure Garten vieler Liebe, Ländelei und zierlicher Stunden stumm und weiß begraben in frühen Novemberjähren, und durch die reisigfrierenden Alleen schlummert das gelbe Schloß, das in diesem historischen Anstrich immer wie besonnt von letzter, abendlicher Sonne ausläh. Weit treten vor seinen grünverschalteten Fenstern die Bäume, die Alleen, selbst der Rasen der Blumenanlagen zurück, das Schloß liegt ganz einsam, kaum der Hall einer Menschenstimme irrt zuletzt über den weiten, ehrfürchtgebietenden Abstand, der nur ein Kiesbestreuter, leerer Platz ist, aber das stille, schöne Schloß wie mit Mauern und Dornhecken vor der allzu besessenen Neugier des Unberufenen schützt. Viele, viele Wiener gingen in diesen frühwinterlichen Schneetagen hinaus in den Parkwald von Schönbrunn, sie gingen mit unwillkürlich gedämpftem Schritt an dem gelben Schloß vorbei und suchten drüben auf der dem Kammergarten zugekehrten Schmalseite die zwei, drei Fenster, hinter denen sie der König bei seinem Tagewerk wußten. Dies Schloß der Liebe war auch das Sorgenschloß von Oesterreichs und Ungarns Völkern. Es stand im Abend eines reichen, teuren Lebens. Es behütete und umhegte die sechsundachtzig Jahre Franz Josefs, die nicht Jahre des Greises, sondern Jahre eines arbeitsbeladenen, von Pflicht und Sorge bedrängten Mannes waren, der Ruhe und Ausruhen nie auch nur dem Namen nach kennen mochte. Von allen habsburgischen Schlössern wurde einst dieses erbaut, das heiterste zu sein. Es ist das ernsteste geworden, es ist das Schloß unserer Vergangenheit und Gegenwart, und jeder, der die tiefen Schatten um seine Giebel wölken sieht, fühlt zuinnerst, daß in diesem Schönbrunn des Kaisers und Königs Franz Josef auch noch die Zukunft ihren Ursprung nimmt.

Aber nicht als ein Utopien und doch als ein Ideal erscheint es mir, Mittel und Wege zu suchen, durch welche vermittlest ständiger Einrichtungen der Friedensbewahrung die Streitfragen unter den Staaten und Völkern so viel als nur immer möglich auf rechtlchem Wege geklärt, dadurch ihrer Schärfe und Verbitterung entleidet und damit einer friedlichen Lösung zugeführt werden. Das ist kein unerreichbares Ideal und auch ein hohes Ideal, für das mit aller nur möglichen Kraft zu arbeiten, des Schweizes der Edlen wert ist. Und auch das steht mir unzweifelhaft fest: je mehr solche Einrichtungen der Friedensbewahrung im Bewußtsein der Völker Wurzel gefaßt und sich in der Praxis der Weltpolitik eingelebt und bewährt haben, desto mehr wird es auch gelingen, auf diesem Wege Streitfragen friedlich zu erledigen, die nur mit dem Schwerte lösen zu können bis jetzt feststehender Grund-, ja Glaubenssatz der Weltpolitik war. Zum ewigen Frieden werden wir auch dann nicht gelangen; aber das Wort der heiligen Schrift: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen — wird dann eine ganz andere Wahrheit im Völkerleben werden, als es dies bis jetzt war. Soweit vermag ich zu sehen und daß die unsagbaren Greuel und Schmerzen des gegenwärtigen Weltkrieges diesen Ausblick im höchsten Grade erweitert und geschärft haben, wird kein denkender Mensch auf der ganzen Welt zu leugnen imstande sein.

In seiner großen Rede vom 9. November hat der deutsche Reichskanzler zu diesen Fragen Stellung genommen, nachdem er sie bereits in der Rede vom 28. September gestreift hatte. Die Rede vom 9. November ist die bedeutendste unter allen Kriegesreden des Reichskanzlers; schon äußerlich beweist dies der Widerhall, den diese Rede in der ganzen Welt, insbesondere in allen neutralen Ländern, gefunden hat. Einmal erledigt durch sie der deutsche Reichskanzler in Beantwortung der letzten Rede Greys restlos und endgültig die Frage: wer trägt die Schuld am Kriege? Die Mitteilungen des Reichskanzlers, insbesondere der russischen Mobilmachungsanweisung von 1912 stellen unwiderlegbar fest, daß die Schuld des weltgeschichtlichen Verbrechen der letzten Juli- und ersten Augusttage des Jahres 1914 nicht Deutschland und Oesterreich-Ungarn, sondern die Mächte des Dreibundes, insbesondere Rußland und England, trifft. Grey hat vollkommen recht mit seiner Behauptung, daß man immer wieder auf diese Fragen zurückkommen müsse. Der deutsche Reichskanzler hat diese Mahnung befolgt und seine Feststellungen vom 9. November werden nach menschlicher Voraussicht das letzte Wort in dieser größten Schuldfrage der Weltgeschichte bleiben müssen.

Größer aber noch als dieser Rückblick in die Vergangenheit ist der Ausblick in die Zukunft, den der Reichskanzler uns und der ganzen Welt gibt, gleichfalls in Beantwortung der letzten Rede Greys. Der Reichskanzler stellt zunächst fest: „Wir haben niemals ein Hehl aus unseren Zweifeln gemacht, ob der Friede durch internationale Organisationen, wie Schiedsgerichte, dauerhaft gesichert werden könne“; die „theoretischen Seiten des Problems“ aber wolle er nicht erörtern. Sodann fährt er fort: „Aber praktisch werden wir jetzt und im Frieden zu der Frage Stellung nehmen müssen. Wenn bei und nach der Beendigung des Krieges seine entsetzlichen Verwüstungen an Gut und Blut der Welt erst zum vollen Bewußtsein kommen werden, dann wird durch die ganze Menschheit ein Schrei nach friedlichen Abmachungen und Verständigungen gehen, die, soweit es irgend in Menschenmacht liegt, die Wiederkehr einer so ungeheuerlichen Katastrophe verhüten. Dieser Schrei wird so stark und so berechtigt sein, daß er zu einem Ergebnis führen muß. Deutschland wird jeden Versuch, eine praktische Lösung zu finden, ehrlich mitprüfen und an seiner möglichen Verwirklichung mitarbeiten, das um so mehr, wenn der Krieg, wie wir zuversichtlich erwarten, politische Zustände hervorbringt, die der freien Entwicklung aller Nationen, kleiner wie großer, gerecht werden. Dabei wird das Prinzip des Rechts und der freien Entwicklung nicht bloß auf dem Festland, sondern auch auf dem Meere zur Geltung zu bringen sein.“

Der Reichskanzler hat mit diesen kurzen, schweren Worten der Welt eine feierliche Zusicherung gegeben und damit auch der deutschen Politik in einem hochwichtigen Punkte neue Bahnen gewiesen. Er hat mit klarem, staats-

männlichem Blick den „Schrei der ganzen Menschheit nach friedlichen Abmachungen und Verständigungen“, um die „Wiederkehr einer so ungeheuerlichen Katastrophe zu verhüten“, vorausgesehen, und er hat diesen Schrei für „so stark und so berechtigt“ erklärt, „daß er zu einem Ergebnis führen muß“. Und er hat die ehrliche Prüfung und Mitarbeit Deutschlands an dieser großen Menschheitsarbeit feierlich versprochen. Das ist ein Markstein in der deutschen Geschichte und in der Weltgeschichte.

Und die Vertreter sämtlicher Parteien des deutschen Reichstages, auch der nationalliberalen und der konservativen Partei, haben zu diesem Gelöbnis des Reichskanzlers ihre Zustimmung ausgesprochen.

Es ist heute, inmitten des furchtbaren Kriegsgreuels, der Europa verheert und weite Gebiete in Asien und Afrika in seinen vernichtenden Strudel gezogen hat, nicht an der Zeit, in Einzelheiten der schwierigen Frage einzutreten. Auch wird es nicht zweckmäßig sein, eingehende Erörterungen über den Gang dieser Arbeiten in der Vergangenheit anzustellen. In meiner Bonner Rektoratsrede von 1911 (Berlin und Leipzig, Rothschild), habe ich versucht, das Problem vom deutschen Standpunkte aus nach bestem Wissen und Gewissen klarzustellen.

Die große Arbeit der beiden Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 in dieser Frage wird also wieder aufgenommen werden müssen und sie muß, wie der Reichskanzler scharf erklärt, zu einem Ergebnis führen. Auf der ersten Friedenskonferenz 1899 war das erste große Ergebnis in der Frage gewonnen worden: die Errichtung des internationalen Schiedshofes im Haag. Deutscherseits hatte man, wie jeder Sachkundige heute weiß, zuerst den Schiedshof amtlich abgelehnt; aber es war damals gelungen, diesen Widerstand zu überwinden und so kam unter Zustimmung und tätiger Mitwirkung Deutschlands der internationale Schiedshof im Haag zustande. Dankbar muß die Geschichte für diese Phase der Entwicklung des Problems die Mitarbeit des Fürsten Münster und des Fürsten Bülow verzeichnen, am dankbarsten aber die Entscheidung des Kaisers selbst. In einer Reihe von teilweise schwierigen und bedenklichen Fällen (Venezuela, Casablanca) hat der Schiedshof seines richterlichen Amtes gewaltet und sich als zwar verbesserungsbedürftig erwiesen, aber im ganzen als ein großer Segen für den Frieden der Menschheit bewährt.

Dagegen ist die Weiterführung der Arbeit im Jahre 1907 auf der zweiten Friedenskonferenz nicht gelungen. Die Arbeit setzte sich damals zusammen in dem Problem des obligatorischen Schiedsgerichtes. Dabei war aber, wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß, der Gedanke nicht etwa der, daß den Staaten die Verpflichtung auferlegt werden solle, alle Streitfälle unter allen Umständen der schiedsrichterlichen Entscheidung zu unterwerfen; diese pazifistische Utopie war von keiner Seite auf der Konferenz als erreichbare Möglichkeit erachtet worden. Dem Gedanken des obligatorischen Schiedsgerichtes widersetzte sich Deutschland und mit ihm Oesterreich-Ungarn sowie mehrere Kleinstaaten. Ich habe niemals ein Hehl daraus gemacht, es vielmehr bei jedem Anlaß ausgesprochen, daß ich dies für einen schweren und verhängnisvollen Fehler gehalten habe, und dies ist auch heute noch meine Ueberzeugung. In der oben erwähnten Rektoratsrede habe ich dies eingehend begründet und ausgeführt, daß und unter welchen Modalitäten Deutschland und Oesterreich-Ungarn dem obligatorischen Schiedsgericht hätten zustimmen können und sollen. In welcher gewissenlos verleumderischer Weise der Widerspruch der Mittelmächte gegen das obligatorische Schiedsgericht inzwischen in der ganzen Welt ausgebeutet wurde, ist jedem, der sich mit diesen Dingen beschäftigt hat, genugsam bekannt. Aber in eine genauere Erörterung dieser verhängnisvollen Dinge auf und nach der Konferenz soll nicht eingetreten werden. Daß trotzdem die Behauptung, Deutschland habe die Arbeiten der zweiten Friedenskonferenz absichtlich zum Scheitern gebracht, falsch ist, daß vielmehr Deutschland auch auf der zweiten Konferenz eine eingehende, leider allerdings völlig vergebliche Arbeit in Sachen des Seekriegsrechtes getan hat, muß jeder ehrliche und sachkundige Beurteiler der Konferenz zugeben.

Die Schiedsgerichtsarbeiten allerdings waren auf einen toten Punkt gekommen, und es gab kurzfristige Leute, die

„Friede auf Erden.“

Von Professor Philipp Born.

Mitglied des preussischen Herrenhauses.

München, Bayern, im November.

Inmitten des furchtbarsten kriegerischen Mordens und Verstörens, das die Welt je gesehen hat, hat die uralte menschliche Gedankenarbeit, wie den Völkern ein dauernder Friede gesichert werden könne, nicht aufgehört, sie ist vielmehr durch die schaudervollen Ereignisse dieses Krieges nur noch vertieft und verstärkt worden und wird nach wiederhergestelltem Frieden in der Gedankenwelt der Völker des Erdkreises einen viel größeren Umfang und eine viel größere Stärke annehmen, als welche sie je zuvor gehabt hat.

Nach persönlich vermag den Punkt nicht zu erkennen, von dem aus es möglich wäre, die Mittel und Wege zu finden, durch welche auf dieser Erde den Menschen ein sicherer und dauernder Friede unter allen Umständen gewonnen werden könnte. Was nach dieser Richtung diesseits und jenseits des Ozeans geredet und geschrieben wurde, erscheint mir als ein Utopien, als ein — im besten Falle — hohes Ideal, dessen die Wirklichkeit der Menschen und der Dinge spottet.

## Das alte und das neue Oesterreich.

Es hat niemals an Lobrednern der sogenannten guten alten Zeit gefehlt, an Verherrlichungen jenes, wie man so oft sagen hört, leider verschwundenen Zeitalters. Aber wenn die, die so reden, in die ihnen so ideal erscheinende, längst vergangene Zeit zurückversetzt werden könnten, würden sie wohl gewiß nicht zurücktauschen. Es ist ja wahr, daß man damals sabelhaft billig gelebt hat, aber die Einkünfte und die Erwerbsmöglichkeiten waren auch danach. Man kommt aber heute der Wahrheit näher mit der Behauptung: Die Lebenshaltung, der Komfort, die Wohnung, die Gesundheitsverhältnisse, alles ist jetzt unvergleichlich besser als in den mit Unrecht so gepriesenen alten Zeiten. Ein Vergleich des Oesterreich, wie es Kaiser Franz Josef vorfand, und des heutigen Kaiserstaates zeigt zum Beispiel in den so wichtigen hygienischen Dingen, daß die Sterblichkeit sich in diesem nicht ganz siebzehnjährigen Zeitraum vermindert hat, daß von je 1000 Personen in einem Jahr um 10 weniger sterben als im Jahre 1848. Der Mensch wird im Durchschnitt um sieben bis acht Jahre älter als damals. Es ist das sicher eine der wertvollsten Errungenschaften, welche die Neuzeit in unserm Vaterlande aufzuweisen hat. Und was ist sonst nicht alles geschehen, das Leben der Menschen erträglicher zu machen? Das alte Oesterreich wußte noch nichts von all den zahlreichen Wohlfahrtseinrichtungen, den Pensionsfonds, Witwen- und Waisenkassen, Unfallversicherungen, Altersversorgungen usw., die man jetzt in jedem wirtschaftlichen Betriebe vorfindet und obligatorisch gemacht hat. In dieser Hinsicht stehen wir turmhoch über manchem hochzivilisierten Staate wie beispielsweise Amerika. Die Gesetzgebung hat in den letzten Jahrzehnten ungemein viel in sozialpolitischer Beziehung getan, wir brauchen nur an die Pensionsversicherung für Privatangestellte zu erinnern; und der Ausbau all dieser wohlthätigen Institutionen schreitet immer weiter vor.

Wie sehr sich in dem Zeitalter Franz Josefs die finanzielle Situation des Staates gebessert hat, das beweisen am sinnfälligsten die Tatsachen, daß eine im Jahre 1850 stattgehabte Subskription auf eine Anleihe der Gesamtmonarchie ein Ergebnis von nicht mehr als 71 Millionen Gulden lieferte und auch noch die Zeichnungen auf die 1860er Losanleihe von 200 Millionen Gulden nur 76 Millionen zusammenbrachten. Um im Jahre 1855 die Kosten der bewaffneten Neutralität im Krimkrieg aufzubringen,

mußte zu dem Mittel einer Zwangsanleihe geschritten werden. Drei Jahre vorher hatte man, um 35 Millionen Gulden zu erhalten, nach London gehen müssen. Wenn man damit die Milliardenfrage in Parallele stellt, die wir bei den Kriegsanleihen aufzuweisen haben, so kann man sich kaum einen größeren finanziellen Fortschritt denken. Die frühere Defizitwirtschaft, die seit dem Jahre 1781 fast unausrottbar schien, hat seit vielen Jahren nicht nur einer vollen Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte Platz gemacht, es sind in manchen Jahren sogar sehr ansehnliche Ueberschüsse dem Staatschatze zugute gekommen, einmal sogar in dem beträchtlichen Umfange von 146 Millionen. An diesem durch den festen Willen der Staatsverwaltung, ein Defizit nicht mehr aufkommen zu lassen, erreichten Resultate wird auch der Krieg trotz der großen Kosten, die er verursacht, nichts mehr ändern. Die Zinsen des Schuldenzuwachses werden durch die vermehrten Einnahmen des Staates unbedingt ihre Deckung finden.

Was das neue Oesterreich von dem alten sehr vorteilhaft unterscheidet, das ist auch die gründlich veränderte Stellung des Bauernstandes. Heute weiß man es beinahe gar nicht mehr, daß eine Robot, eine Art Leibeigenschaft bestanden hat. Ein Vierteljahr nach dem Regierungsantritt des Kaisers Franz Josef, am 4. März 1849, wurde die Grundentlastung angeordnet. An diese in die landwirtschaftlichen Verhältnisse tief einschneidende Maßregel wurde man später nur noch durch die im Kursblatt lange Zeit notierten Grundentlastungsobligationen der verschiedenen Kronländer erinnert. Für den von der Hörigkeit befreiten kleinen Grundbesitz wurde durch landwirtschaftlichen Kredit, durch Errichtung von Hypothekenbanken sowie der sehr wohlthätigen Raiffeisenkassen vorgesorgt. In neuester Zeit, während des Krieges, ist die Landwirtschaft durch die Konjunktur, die der Weltkrieg brachte, so kräftig geworden, daß viele die Schulden, mit denen ihr Grundbesitz belastet war, ganz oder teilweise zurückzahlen konnten. In den Handelsverträgen der letzten drei Jahrzehnten war auch durch Getreidezölle der Landwirtschaft Hilfe geboten worden. Es klingt heute wie ein Märchen, daß es in der vormärzlichen Zeit eine Zwischenzolllinie zwischen Ungarn und den übrigen Ländern der Monarchie gab. Diese Zwischenzolllinie wurde vom 1. Oktober 1850 ab aufgehoben. Durch den Ausgleich mit Ungarn vom Jahre 1867 wurde das Verhältnis zwischen den beiden Staaten der Monarchie auf eine neue Basis gestellt. Die Bemühungen der ungarischen Unabhängigkeitspartei, die Zollschranken im Zwischenverkehr zwischen Oesterreich und Ungarn wiederherzustellen, sind, wie begreiflich, erfolglos geblieben. Die Gemeinsamkeit der Oesterreichisch-ungarischen Bank konnte gleichfalls nicht erschüttert werden, sie ist bei jeder Erneuerung des Ausgleiches zum Wohle beider Reichshälften neu bekräftigt worden. Den modernen Verhältnissen entsprechend, ist auch die Oesterreichisch-ungarische Bank, oder wie sie früher hieß, Nationalbank, fortwährend gewachsen. Sie hat sich dem steigenden Handel und Verkehr anpassen müssen, indem sie, die bis zum Jahre 1853 nur über ein Kapital von 35 Millionen Gulden verfügte, dasselbe zunächst auf 70 Millionen Gulden Konventionsmünze und drei Jahre später noch weiter vermehrte. Gegenwärtig ist sie mit einem Aktienkapital von 210 Millionen Kronen ausgestattet. Ihr steuerfreies Notenkontingent ist bei der letzten Erneuerung ihres Privilegiums von 400 auf 600 Millionen erhöht worden. Ihr Goldbestand hat sich seit der Valutaregulierung des Jahres 1892 sehr bedeutend vermehrt. Eine ganze Reihe von Kreditinstituten ist zur Förderung des Handels und Verkehrs sowie auch der Industrie neben der Notenbank entstanden und leistet neben der Postsparkasse dem Staat bei der Begebung der Kriegsanleihen die wertvollsten Dienste.

Das neue Oesterreich zu schauen, brauchte man nicht einmal die Grenzen des Reichsbildes von Wien zu überschreiten. Das alte Wien, von Bastionen und Gräben umgürtet, hat dem Groß-Wien von heute Platz gemacht. Die Stadterweiterung hat Großes geleistet, seitdem Kaiser Franz Josef die alten Festungsmauern von Wien fallen ließ. Die vor der Regierungs-

zeit Kaiser Franz Josefs notdürftig mit Oel-lämpchen beleuchteten Straßen würde heute wohl niemand von denen, die sich nach den alten Zeiten sehnen, eintauschen wollen. Alles ist gründlich verändert. Und wer heute das Reich hat, nicht nur keine Kriegsgewinne einzuheimsen, sondern sich in Schulden zu stürzen, der braucht nicht, wie einst, sich vor der exekutiven Schuldhast zu fürchten, denn sie ist unter der Regierung Kaiser Franz Josefs aufgehoben worden. Auch darin haben sich die Zeiten geändert.

populärsten Mann in Oesterreich-Ungarn. Als er im Mai dieses Jahres die Offensive gegen Italien anführte, war es nicht zum mindesten seine Gegenwart und das Wort seiner Anfeuerung, das seine Truppen die größten Schwierigkeiten überwinden ließ, welche Einwirkung sich in noch größerem Umfang in dem harten Werk der Befreiung Siebenbürgens und der Erstüpfung der Passpforten der Walachei wiederholte. Von diesem Schlachtfelde schreitet der junge Kaiser und König die Stufen des alten Habsburgerthrones hinan. Die große, in dem Krieg erworbene Popularität ebnet und erleichtert Kaiser Karl den Weg. Alle Völker der Monarchie diesseits und jenseits der Weitha bringen dem Erben des allverehrten Toten dieselbe innige Liebe und unwandelbare Treue wie jenem entgegen."

#### Aus der Studienzeit Kaiser Karls.

Prag, 27. November. (Privattelegramm.) Wie bekannt, oblag Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Josef während seines Aufenthaltes in Prag in den Jahren 1906 bis 1908 hier den Hochschulstudien, nachdem er früher in Wien die Gymnasialstudien zurückgelegt hatte. Die juridischen Fächer lehrten die Professoren Ulrich und Bjař von der deutschen, und Ott und Brař von der tschechischen Universität; zu ihnen gesellten sich Professor Schmidt von der deutschen Universität als Lehrer für Kunstgeschichte, und Professor Goll von der tschechischen Universität für allgemeine Geschichte Oesterreichs und in diesem Rahmen auch für die Geschichte Böhmens.

Einer dieser Lehrer, Herrenhausmitglied Hofrat Professor Dr. Goll, veröffentlicht im „Venop“ einen längeren Artikel, in dem er Erinnerungen an die Studienzeit des Erzherzogs Karl Franz Josef auffrischt. Er schreibt unter anderm: „Unsre Vorträge hielten wir in der Wohnung des Erzherzogs in der Hofburg auf dem Grabsdin; von den Vorträgen im Hörsaal unterschieden sie sich aber sehr häufig darin, daß sie in Dialoge übergingen, in Gespräche über den vorgetragenen Gegenstand, die dadurch entigermaßen den Charakter des Seminarunterrichtes annahmen. Zu den Vorträgen Brařs über Volkswirtschaft kamen auch Besuche in Industrie- und Bankunternehmungen."

Im ersten Studienjahr in Prag stand Erzherzog Karl Franz Josef unter der Vormundschaft seines Oheims, des Erzherzogs Franz Ferdinand. Dieser verfolgte den Unterricht mit lebhaftem Interesse, das sich auch darin äußerte, daß er von Professor Ott zeitweise nähere Berichte über den Fortschritt und den Erfolg der Studien entgegennahm. Bei einem der Besuche des Erzherzogs Franz Ferdinand in Prag war es uns Professoren gestattet, unsre Berichte unmittelbar und mündlich zu erstatten. Diese Ehre wurde auch mir zuteil, und da kann ich auch noch hinzufügen, daß der Herr Erzherzog auch bei dem Vortrag anwesend war, der gleich darauf im Arbeitszimmer des jungen Erzherzogs, wo die Vorträge abgehalten zu werden pflegten, stattfand. Den Gegenstand des Vortrages bildeten an jenem Tage die Veränderungen, die in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters auf der Balkanhalbinsel in ethnographischer Beziehung eingetreten waren, und die Anfänge der slawischen Staaten. Den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand interessierten insbesondere die Anfänge der bulgarischen Geschichte, über die ich dann auf seinen Wunsch einen breiteren Vortrag halten durfte. Für meinen umfangreichen Gegenstand waren im ersten Jahr drei Stunden, im zweiten zwei festgesetzt. Auf das Altertum sollten sich meine Vorträge nicht erstrecken, hier genügte das Wissen, das der junge Erzherzog schon besaß. Daß ich aber in meinen Vorträgen über die beiden folgenden Perioden der Geschichte, das Mittelalter und die Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert gelangte, war nicht nur durch die gute Gymnasialvorbereitung, sondern auch dadurch möglich, daß sich bei dem jungen Erzherzog ein wirkliches Interesse und großes Verständnis für den mir zugetheilten Gegenstand zeigte, ein Interesse, das auch noch durch die glückliche Gabe eines ausgezeichneten Gedächtnisses unterstützt wurde. Zu meinen Vorträgen brachte ich Skizzen mit, die kurze Sätze oder auch nur einzelne Worte (so-

#### Neues Wiener Tagbl.

#### Eine Schweizer Stimme über Kaiser Karl.

Zürich, 26. November. (Privattelegramm.) Die „Neue Zürcher Zeitung“ veröffentlicht an leitender Stelle eine Würdigung der Persönlichkeit Kaiser Karls, in der es heißt: „In den schicksalsschwangeren Tagen des Juli 1914 befand sich der junge Erzherzog-Thronfolger alltäglich in Schönbrunn bei dem greisen kaiserlichen Großvater, der es sich nicht nehmen ließ, ihn persönlich in die Geschäfte des Staates einzuführen. Wenige Wochen später stand Europa in den Flammen des größten Krieges, und wo auch immer die Gefahr am größten war, sehen wir den Erzherzog-Thronfolger mitten im Kampfe, bald in Galizien, bald in Italien und zuletzt als Armeeführer gegen Rumänien. Es war eine schwere aber treffliche Schule, die der Erbe des Habsburgerthrones auf allen diesen Kriegsschauplätzen durchzumachen hatte, eine Schule, die ihm nicht nur reiche militärische Kenntnisse einbrachte und seinen Charakter stählte, sondern ihn auch mit allen Völkern der Monarchie in innigste Berührung brachte. Gerade dieser Umstand in Verbindung mit seinem herzlichen, lebenswürdigen und an allem Schweren innig teilnehmenden Wesen machte ihn bald zum

# ung

Zeitung.)

ner 40, 41, 42, 43.

## Preis der Anzeigen:

Kolonialzeile 60 d. Abendbl. 75 d.  
Reklamen 42.—, Abendbl. 47.50  
Familienanzeigen 41.—, zusätzl.  
10% Kriegszuschlag, Platz- und  
Daten-Vorschrift, ohne Verbind-  
lichkeit. — Anzeigen nehmen an:  
Unsere Expeditionen in Frankfurt  
a. M.: Gr. Eschenheimerstr. 33/37,  
Schillerstr. 20, Mainz: Schillerpl. 5,  
Berlin: Mauorstraße 16/18 Dresden: A.  
Waischausstr. 25, München: Poru-  
sastr. 5, Offenbach: Bioborerstr. 7,  
Stuttgart: Poststr. 7, Zürich: Nord-  
straße 62. Uns. übrig. Agentur,  
u. d. Annonce-Exped. Ferner in  
New York: 30 Broad Street.  
Verlag u. Druck der Frankfurter  
Gesellschafts-Druckerei G. m. b. H.  
Postcheckkonto Frankfurt (Main) 4438.

## Sparjamkeit.

### Eine notwendige Ergänzung der Hilfsdienstpflicht.

Seit langem ist an dieser Stelle immer von neuem gesagt worden, was jetzt erste Pflicht der Daheimgebliebenen ist: arbeiten und sparen. Arbeiten: damit unsere Wirt- schaft die gewaltigen Massen mannigfaltiger Erzeugnisse hervorbringe, die für den Bedarf der Kriegsführung, für Heer und Zivilbevölkerung notwendig sind und die auf die Dauer nur herbeigebracht werden können, wenn jeder seine Kraft bis aufs äußerste anspannt. Arbeiten für Munition und arbeiten für Proviant. Das wird jetzt Gesetz. Es wird Gesetz, daß jeder arbeitsfähige Mann auch wirklich arbeite, und es wird Gesetz, daß jeder auch wirklich nur kriegsnützliche Arbeit verrichte. Vaterländische Hilfsdienstpflicht: „jede Hand, die daheim Geschütze und Geschosse schafft, ersetzt einen Mann, schützt ein junges Leben im Schützengraben; jede Hand, die daheim feiert, hilft dem Feind“. So sagt es der Kanzler. Und er fügt mit Recht hinzu, daß mit diesem Gesetze von neuem der Geist aufgerufen wird, der zu Beginn des Krieges alle im Lande besüßelt hat: mitzuhelfen und mitzuwirken, wo es auch sei. Die Arbeit für die Notwendig- keiten des Krieges, seit dem August 1914 schon moralische Pflicht jedes einzelnen, wird jetzt für die Männer gesetzlich. Aber ganz klar sind alle, die das Gesetz entworfen und an ihm mitgearbeitet haben, sich doch darüber, daß der Zwang das Unwesentlichste an dem Gesetze ist. „Eine un- beugsame Entschlossenheit in der Heimat zur Arbeit im Dienste des Vaterlandes will das Gesetz. Das Gesetz soll das lebendige Gewissen werden für uns alle, für das ganze Volk. In diesen Tagen, wo es um die höchsten Güter unseres Volkes geht, machen wir keine Zwangsarbeit. Das Gesetz will die höchste Freiheit im höchsten sittlichen Sinn.“ Und weil das so ist, weil ernsthaftes Erkenntnis und freier Wille das Wichtigste zum Gelingen beitragen müssen, deshalb muß auch das andere immer wieder und immer eindringlicher in die Köpfe gehämmert werden: daß neben der Pflicht zur Arbeit die Pflicht zum Sparen steht, daß jeder über- flüssige Verbrauch jetzt Beeinträchtigung unserer Kriegsführung ist. Denn erst wenn das ganze Volk das erkennt und danach handelt, wird auch die Hilfsdienstpflicht gründlich wirken.

Sparen heißt: den Verbrauch von Arbeits- kraft und Rohstoffen und Werkzeugen ein- schränken, damit Arbeitskraft und Rohstoffe und Werk- zeuge für andere, kriegsnützliche Verwendung verfügbar bleiben. Das ist es, was um so mehr not tut, je länger der Krieg andauert. Zu Beginn des Krieges war das anders. Damals, in den ersten Wochen des Uebergangs, war Auf- rechterhaltung und selbst Steigerung des Luxusverbrauchs sogar geboten, um den wirtschaftlichen Zusammenbruch vieler Existenzen zu verhüten, genau so, wie damals auch die Ein- richtung städtischer und staatlicher Notstandsarbeiten geboten war, um den plötzlich arbeitslos gewordenen Massen über die erste Zeit der Verwirrung hinwegzuhelfen. Dies aber war bald vorbei. Es kam die großartige Umstellung der deutschen Industrie: die Fabriken, die bis dahin für den Friedensver- brauch des Inlands und zu einem guten Teile auch für den des Auslands gearbeitet hatten, richteten sich nun auf den ungeahnt großen und immer wachsenden Verbrauch des Krie- ges und des Heeres ein; so sank auch die Arbeitslosigkeit, und sie sank um so schneller, je größer auch die Einberufun- gen zum Heere wurden. Die Notwendigkeit zum Sparen ergab sich in gewissem Umfange schnell. Wir mußten mit den Lebensmitteln sparen, um mit der heimischen Erzeugung auszukommen, da uns die ausländische Zufuhr stark und im- mer stärker unterbunden wurde; wir mußten mit manchen Rohstoffen sparen, die wir im Frieden ebenfalls aus dem Auslande bezogen hatten und deren im Lande vorhandene und im Feindesland erbeutete Mengen nun der kriegsnotwen- digen Verwendung vorbehalten wurden; wir mußten allmäh- lich auch immer stärker mit ausländischen Luxuswaren sparen und deren Einfuhr beschränken, weil wir, vom Weltmarkt immer engermaschiger abgeschnürt, dem Auslande nicht in ent- sprechenden Mengen unsere Fabrikate zum Austausch dagegen senden konnten und doch unsere Valuta schützen mußten. Da- rüber hinaus ganz allgemein den Verbrauch zu beschränken, schien aber in der ersten Kriegszeit noch nicht so dringend. Zwar zehrten wir stark vom Kapital, und Sparjamkeit war angesichts dessen sicher am Platze. Aber wichtig war es auch, so viel und so lange wie möglich auch solche Erzeugung auf- recht zu erhalten, die sich schwerer als andere auf den Krieg umstellen konnte: um kleine Betriebe nicht zu zerstören, um in Friedens- und vor allem in Ausfuhr-Industrien den ge- lernten Arbeiterstamm zu erhalten, um Wirtschaftsarbeit und Wirtschaftsbeziehungen zu bewahren, die uns nach dem Kriege wieder nützlich sein sollten. Das galt, so lange noch eine

Nachdruck verboten.

## Der fleischlose Tag.

Einen einzigen vergnüglichen, goldenen Sonntag in diesem von den Kriegsjahren verdüsterten Herbst wollte sich der Kandidat sämtlicher Weltphilosophien, Herr Engelbert Freibold, doch gönnen. Sein Herz hatte nichts getaugt vor dem Richterstuhl dreier Musterungskommissionen, denn es schlug zu sehr im Galopprrhythmus eines gejagten Rosses, aber dafür taugte es um so mehr für die sittlichen Forderungen des Lebens, denn es schlug für die Tugenden der Wahrheit, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit, es schlug für alles Gute und Schöne, aber es pumpte auch in heiligem Zorn, wenn Philisterei, Prophanhaftigkeit, Geiz, Selbstsucht und ähnliche Menschheitsdefekte um ihn herum ihr Unwesen trieben. Sein schlechtes Herz war also vor dem Herrgott eigentlich ein gutes. Was galt dagegen das hübsche Verbummeltsein, der Hang zum studentischen Leichtsinne und die Lust an fröhlichem Schabernack, dem meist nur die obgenannten Untugenden zum Opfer fielen. Wenn er sich tagsüber ausgebüffelt hatte, wollte er am Abend seine kleine Eulenspiegelerei haben. Sein Gerechtigkeitsgefühl hatte in diesen harten Zeiten des Wuchers und des Eigennutzes Gelegenheit genug, beleidigt zu werden. So auch heute, da er bei seinem bescheidenen Glas Most saß, unter dem gelichteten Safranzelt der Herbstkastanien, im Wirtshausgarten „Zur süßen Traube“, rings umstellt oder vielmehr umfassen von den Hauptvertretern spießbürgerlichen Gebattertums und düntelhafter Prozigkeit, von einem Gelichter, das über Kriegsnot schimpfte und sich dabei behaglich mit der Rechten über das wohlgemästete Bäuchlein strich.

Ein Gegenüber an einem Tisch hatte es ihm besonders angetan. Das war der dicke Fleischmeister Pigelmeyer, der mit Frau und Tochter in krötenbreiter Behabigkeit dasaß und den Kriegsgott einen guten Mann sein ließ. O, den Herrn Pigelmeyer kannte er recht gut, wenn auch dieser ihn nicht kannte. Seine Fleischbank lag auf dem Wege zur Universität, und Engelbert hatte oft genug Gelegenheit, das Gedränge vor Stunden in dem Laden zu beobachten, das ihm Beweismittel genug schien, für das leibliche Wohlergehen des Herrn Pigelmeyer. Zum Ueberfluß redete auch der schwerbelastete Tisch, um den jetzt die gewich-

tige Familie Pigelmeyer saß, eine deutliche Sprache. Auf diesem Tisch lag der Leichnam einer fettbrüstigen Gans, den das Gänschen ohne Fettsbrust, die Tochter Rosa, soeben zu sezieren begann, während hundert hungrige Augen armer Ladenjünglinge, Diurnisten und Tippmamsellen neidvoll das grauame Spiel bestarrten.

„Es ist a Glend,“ hörte Herr Engelbert Freibold den Fleischmeister sagen. „Wo sind die Zeiten, wo so a Vogerl noch seine fünf Krandln kost' hat!“ Die gestielten Augen des Dindlings bohrten sich in das Fleischszentrum des „Vogerls“.

„Ach ja!“ seufzte Frau Pigelmeyer und half der Tochter bei der schweren Tranchierarbeit. Der Ehegenossin Leibesumfang konkurrierte erfolgreich mit der Dickwanstigkeit des Herrn Gemahls.

„Und Preiselbeer' kriegt man auch keine mehr!“ vervollständigte die Lyzeumtochter Rosa die Familienklage. Sie paßte sich innerlich vollständig dem elterlichen Zwiegespann an, während sie äußerlich den lebendigen Beweis für die Unterernährung im Krieg zu liefern schien. Wir sagen: schien! Denn in Wirklichkeit verschlang ihr magerer Leib einen vollgefüllten Verpflegsstapel einer Infanterietruppendivision auf einem Sitz. Ihre Haut schmiegte sich ohne das Bindemittel lieblicher Fett-schichten unmittelbar an das Knochengrüß an, das man in Galizien scheppern gehört hätte, wenn Fräulein Rosa am Hsonzo Wasche gereinigt hätte. Aber dort zog es sie gegenwärtig nicht hin. Ihre Reize zu vervollständigen, besaß sie einen länglich gestreckten Kopf mit fennmelgelbem, glattgestriegeltem Haar, eine Habichtnase, deren Spitze sich in den Lippen verankerte, Sommersprossen, für die der Sommer von Neujahr bis Silvester dauerte, und wasserhelle Froschaugen. Ueberflüssig zu sagen, daß Fräulein Rosa dieses Manko weiblicher Schönheit durch ein Plus an nedischer Gefallsucht wettzumachen bestrebt war.

Herr Engelbert Freibold lauschte interessiert und grimmig den Kriegsleiden am Nebentisch, wo eben eine goldig verapfelte Flasche Edelwein aufmarschierte.

„Aber dös sag' ich Dir, Kathi,“ lächelte Pigelmeyer schalkhaft, während er die knusperige Haut der Gansleule zwischen den Lippen flüßchen ließ, „morgen muß d' Wochen anders anfangen als mit an hungrigen Montag. Amal laß ich mir 's Kasten-

gsfallen, aber dreimal — naa, da hört sich die G'mütlichkeit auf.“

„Wann aber a Kommission kommt?“ ängstigte sich Frau Kathi.

„Nachher schmeiß'n ma s' naus!“ entschied Herr Pigelmeyer resolut. „Na, meine Liebe, i kenn' den Herrn Staat. Der schaut nur beim armen Mittelstand in d' Fleischtopf. Bei die Steuerträger, beim Selcher und beim Hofrat geniert er sich.“

Herr Engelbert spitzte die Luchslöffel. Er hörte noch, wie Herr Pigelmeyer beim Finale des Gansbegräbnisses die Strategie Hindenburgs verbesserte, wie die liliestengeldürre Rosa sich beklagte, daß der Zobel beim Kürschner erst Ende November einträte und sie nicht wisse, was sie bis dahin tragen solle, und wie Frau Kathi allzulaut darüber nachdachte, ob sie die Eierstlagen nicht doch lieber in den Keller stellen sollte anstatt in die Speis, wo sie so viel Platz wegnehmen. Da erhob sich Engelbert sehr befriedigt und schließlich sich gedankenvoll an dem kriegsbeschwerten Tisch vorbei zur Gartenpforte hinaus...

Um die Mittagszeit des anderen Tages läutete die Klingel sehr amtlich im Vorzimmer der Frau Pigelmeyer. Diese lief mit ihrer Tochter erschreckt zur Tür. Da stand ein fremder Herr und bat freundlich um Einlaß. „Verzeihen Sie — nur einen Blick in die Fleischtopfe Aegyptens.“

„Mit welchem Recht?“ empörte sich das Innere der fettstropfenden Frau Fleischmeisterin, während Fräulein Rosa entsetzt nach Papa rief. Dieser wälzte sich im nächsten Augenblick hilfs- und kampfbereit aus dem Schlafzimmer.

„Mit dem Recht des Staates,“ sagte der unerwünschte Besucher und zog ein bedrucktes, mit Stampiglie und Siegel gezeichnetes Papier hervor, das er dem Hausherrn unter die verquollenen Augenlein hielt. Und ohne sich viel um die sittliche Entrüstung des bestürzten Dreieckes zu kümmern, schritt er gradaus auf die Küchentür los, der Bitterung seines Riechorgans folgend. Da brodelte es lustig in duftenden Fleischtopfen.

„Ei, ei,“ lächelte der Spürhund arglistig. „Haben wir nicht heute Mon- und Fasttag?“ Er zog ruhig ein Notizbuch aus der Tasche.

„Entschuldigen“ — würgte verlegen Frau Kathi Bialmeyer hervor, während ein süß-bitteres

Lächeln in ihren Gesichtsvollmond prachtvolle Strater und Kanäle zeichnete. „Wir hätten doch nit 'dacht' — entschuldigen schon — aber daß die Behörde es so genau nehmen könnt' — mei' Herr und Gott, müßan doch am End' besser situierte Personen...“

„Eben deshalb“ — lächelte der Herr ungemein liebenswürdig.

„Und tüchtige Steuerzahler a no dazu“ — stand Herr Pigelmeyer seiner Gattin hilfsreich bei.

Fräulein Rosa aber, die scharfäugig an dem schmucken Herrn die völlige Ringlosigkeit seiner Finger wahrgenommen hatte, drängte sich mit den freundlichsten Nasenlöchern heran und schmunzelte kokett: „Der Herr wird doch ein Einsehen haben...“

Und der Herr hatte es wirklich. Er sah tief in die Töpfe hinein und rührte mit der nächsten Gabel den Inhalt durcheinander. Dann streifte er die Jungfer Dünnstengel mit einem zärtlichen Blick und sagte scheinbar verwirrt: „Na ja — wenn solche schöne Augen bitten...“

Fräulein Rosa sah das Paradies offen.

„Wollen der Herr nit a wengerl eintreten?“ blies die verstimmte Flöte der Frau Kathi dem Herrn Kommissär ins Ohr. Das Mutterauge hatte die holdselige Verwirrung sogleich richtig gewertet. Wie ein Haifisch nach einem Menschenfuß schnappte sie alsogleich zu. „Der Herr Kommissär wird doch ka Umständ' machen, wegen einer solchen Kleinigkeit.“

Der ungerufene Gast besah sich die „Kleinigkeit“ abermals mit der Gabel in der Nähe. Sie schwamm in einem Rindsuppenozean und dehnte sich von einem Topfuser zum anderen aus. In friedlichen Zeiten getraute man sich dergleichen „Tafelspitz“ zu nennen. „Herr Pigelmeyer sind wahrscheinlich zu sehr an dieses tägliche Brot gewöhnt,“ lächelte er leutselig.

Da wandelte sich die anfängliche Empörung des Hausherrn ebenfalls in ein Gefühl der Zuerstung um. „I bitt' Sie, a Alkoholiker geht s' grund, wann m'r ihm den Schnaps auf amal wegnimmt. Grad a so ginget i tschari, wann ma mir 's Fleisch entzieget. Ich müßt' berreden.“

„Das wäre ewig schade, versicherte der Fremde.“ In diesen Zeiten ist jedes Menschenleben kostbar.“ Er wunderte sich, daß er in diesem Augenblick nicht erstirbte.

### Der Indian.

Von F. St. Gunther.

„Dös möcht' i seh'n!" hatte Herr Lorenz Surrm, Fleischhauer und Hausbesitzer in Wien-Mahleinsdorf, in seinem Stammgasthaus „zum Fassingsfall" grimmig erklärt, als davon gesprochen worden war, daß diesmal der Leopolditag „traurig" sein werde, weil er auf einen fleischlosen Mittwoch falle. „Dös möcht' i seh'n, wer mi' alsdann bemuassen kann, daß i unsern heiligen Landespatron sa Ehr' net antua' und alsdann an an' von uns're höchsten Feiertäg' und von Krant' und Krant' künmerli dernähr'. I bin g'wiß a guater Patriot, aber eb'n dehtweg'n hat a bei mir alles seine Grenzen. Alsdann, i verleg' dösma' weg'n meiner 'n fleischlosen Tag am Donnerstag — aber zu Leopoldi will i mei' Bratl hab'n. Alles, was recht is!"

„Ja, aber — die Kommission!" wendete der Schneidermeister Nechwatil bedenklich ein.

„Was für a Kommission?"

„No, die Polizei halt, was umanandgeht und in die Häferln schaut, ob das G'jes' pünktli befolgt wird."

„Papperlapap! Erschtens glaub' i dös no allerweil' net..."

„Uje, da was i an' Fall!" krächte der dicke Dimpfl.

„Und i was an' andern!" bestätigte Stahlkopf.

„Und zweitens," fuhr Herr Surrm unbeirrt fort, „fürcht' i mi' net. Denn wann die Kommission wirkli' zu mir kummet', so wurd' i ihr alsdann den Standpunkt scho' klar machen. Erschtens, bin i guater Christ, meine Herren, saget' i, und zweitens bin i a guater Desterreicher, und drittens —"

Eine dritte löbliche, rechtfertigende Eigenschaft schien Herrn Surrm nicht so geschwind einzufallen, also beschwichtigte er seinen Groll durch einen langen Zug aus dem „Stuken".

Aber auch alle weiteren Abmahnungen seiner Freunde prallten wirkungslos an ihm ab.

Ebenso fruchtlos blieben dabei die Vorstellungen seiner Gattin, er möge doch nicht so hartköpfig sein und die „G'jeser" achten.

„Weim Nitschl auf der Wiedner Hauptstrah'n," sagte er kalt und bestimmt, „kost't a Kilo Indian sechs Kronen. Dorten kaufft a so a Viech mit a zwarahalb, drei Kilo, suachst d'r recht an' marben aus und füllst' n und brat'st' n am Feiertag. Hast mi' verstanden? I hab' scho' lang ka Pödel net 'gessen, i hab' an' damischen Gusto drauf, und der heilige Leopold soll in mein' Haus zu seiner Ehr' kumma. Wanns d' eppa du net willst, so schick' i die Kathi. Punktum."

Bevor sie dem Dienstmädchen den Einkauf anvertraute, ging Frau Amalia Surrm doch lieber selbst. Am Dienstag begab sie sich zum Nitschl in der Wiedener Hauptstraße, und am Mittwoch ~~vermittelte~~ erfüllte der Duft des ~~bratens~~ „Pödelis" die ganze Surrmische Wohnung und überdies fast das ganze Surrmische Haus.

„Hät' nia net 'glaubt, daß ma' das so weit riacht," bemerkte Herr Surrm mißmutig.

„Wann uns nur neamd' anzagt!"

„Wer soll uns denn anzag'n?"

„No, der Hausmaster vielleicht, mit dem i neu'li wieder an' Bahöll g'hab' hab'."

„Der wird si' hüaten, daß er nacher sei' Stell' verliert," antwortete Frau Surrm.

„Oder dös bucklete Kräutlerin im Hof hinten, derer was i die Nitschl g'schickt hab'. Voshast g'nua waat' s' dazua, dös alte Grundtrummel."

„Hät'st d'r das fröher überlegt."

„Wer denkt denn an alles... Himmel-kruazix, was das Viech für an' G'ruchen hat!"

„An' schlechten?"

„Naa, im Gegenteil, an' dölilaten. Aber so viel stark halt! Wann nur da nix außerkummt!"

„Wba, hat's di' alsdann scho' mit der Angst?" spöttelte die Gattin. „Aber wie i di' g'warnt hab'..."

Herr Surrm drehte ihr den Rücken und entfernte sich geräuschvoll.

Das Mittagessen wurde bei künstlicher Beleuchtung aufgetragen.

Denn Herr Surrm hatte eigenhändig sämtliche „Kollekten" herabgelassen und sorgsam zugezogen:

„Daß s' uns net am End' von bis-a-vis in die Schüssel schau'n. Dös Bogasch kennt si' ja net aus vor lauter Neugier und Reid..."

Der Indianbraten war tatsäclich delikät. Der Flocderl, Frau Amalia Surrms vierbeiniger, wollhaariger Liebling, saß mit steilen Ohren, leuchtenden Augen und lechzender Zunge neben dem Tisch.

„Seunt' kriagt' s' brave Gunderl was Guat's," sagte das „Frauerl" zärtlich zu ihm. „Alle Baner heb' i ihm auf!"

„Red' um Gott's willen net so laut von die Baner!" ermahnte sie Herr Surrm. „Die Wänd' hab'n Ohr'n. Und wo Baner san, is a a Fleisch."

Im selben Augenblick schrillte die Türklingel.

Herr Lorenz Surrm erblickte bis in den Hemdträger hinab und warf zitternd die Serviette über seinen Teller, wobei das „Blag", mit dem er gerade emsig beschäftigt gewesen war, zu Boden fiel. Der Flocderl erschnappte es geistesgegenwärtig und zog sich beglückt hinter das Sofa zurück.

„Da san s' scho! I geh' gar net auf!" stammelte Herr Surrm.

„Stantapeh geht!" herrschte ihn jedoch die Gemahlin an. „Willst, daß s' einer kumman?" Also begab sich Herr Surrm mit schlotternden Knien ins Vorzimmer.

Rechheit verzeih'n und net länger harb san auf mi!"

„Ja, ja, ja," antwortete Herr Surrm, beruhigt und geärgert zugleich, „is scho guat, weg'n meiner verzeih' in Ihner no amal. Aber hab'n S' Ihner da dazua denn gar ka geeigneterer Zeit ausmach'n können?"

Und dann ließ er den Neuen stehen und ging erleichtert von neuem an sein Mahl.

Allein kaum hatte er sich ein schönes, weißes, fleischiges Bruststück auf den Teller gelegt, da läutete es abermals.

Herr Surrm jähnelte empor: „No alsdann — jetzt is's aber die Kommission!"

Nein, es war wieder nicht die Kommission, sondern es war die bucklige Kräutlerin vom Hof hinten, welche, die köstlichen Bratendünste mit Grinsen und weit aufgesperrten Rüstern in sich saugend, den Hausherrn dringend bat, er möge doch die grausame Kündigung zurücknehmen.

„In Gott's Nam', so nimm' i s' halt z'rud," jagte Herr Surrm. „Aber, daß S' m'r ka Tratscherei mehr machen in Haus, hab'n S' g'hört? Ja ka Tratscherei! Unter derer Bedingung können S' bleib'n. Schamer Diener!"

Und er setzte sich aufatmend zu seinem Indian.

Der Flocderl, dessen Heißhunger durch das ihm so unerwartet in den Schoß gefallene „Blag" aufs höchste gereizt war, saß ihm gespannt auf die Rippen.

„Jetzt'n fürcht' i mi' immer," sagte Herr Surrm kauend. „Jetzt geht's auf Uns, jetzt kummt ka Mensch mehr..."

„Rrrrr — rrrr —" machte die Türglode, so heftig, daß selbst die nervenstarke Frau Surrm erschraf.

Lorenz Surrm nahm alle Kraft zusammen und suchte Gleichmut zu heucheln.

„Was zwamal nix," stotterte er, „so wird's a zum drittenmal nix sein..."

Doch da stürzte die Kathi herein: „Gnä' Herr — gnä' Herr — a Polizeimann!"

„A — Poli — zei — mann?"

„Ja, i hab' durch's Guderl g'schaut — i hab' sei' Kappel g'seh'n!"

Herr Surrm erhob sich schweigend, warf sein Indianstück auf die Schüssel, tat dasselbe hastig und gewaltsam mit dem angeschnittenen Stück vom Teller seiner Gattin und schob die gehäufte Schüssel durch die rasch geöffnete Tür des Schlafzimmers, deren Schlüssel er ebenso rasch tief in seiner Tasche barg.

Hierauf ging er, innerlich zerschmettert, äußerlich jedoch stolz und tapfer, wie etwa jene Aristokraten der französischen Revolutionszeit zur Guillotine geschritten sein mögen, ins Vorzimmer und zur Wohnungstür.

Ehe er sie erreicht hatte, läutete es von außen stürmisch abermals.

Herr Surrm öffnete mit bebenden Fingern. Und seine Augen erblickten eine Uniformkappe — aber keine Polizei-, sondern eine Dienstmannkappe, deren Träger ihn also anredete:

„Gelt'n S', da is' s' ja in' Dienst — die Fräul'n Kathi?"

„Wer? Was woll'n S' denn?" jährie ihn Herr Surrm an.

„No, no, Sö hab'n a no fan' g'fressen... I soll ihr halt ausrichten, der Fräul'n Kathi, sie was scho, von wem, daß s' alsdann bestimmt um Biere..."

„Schau'n S', daß S' zum Teufel geh'n!" brüllte ihn Surrm an und warf die Tür ins Schloß.

Dann maß er die arme Kathi, die dem Dienstmann vergebens abgewinkt hatte, mit einem solchen fürchterlichen Basiliskenblick, daß diese entsetzt in den hintersten Winkel ihrer Küche zurückwich.

Und dann begab er sich ins Wohnzimmer zurück und zur Tür des Schlafzimmers.

Jetzt lass' ich mich aber von niemandem mehr stören, dachte er entschlossen bei sich, da kann läuten wer will; jetzt lass' ich mir meinen Indian schmecken!

Leider hatte er die Rechnung ohne den Wirt, das heißt in diesem Falle ohne den — Flocderl gemacht. Denn der war, als Herr Surrm vorhin die Schüssel mit dem Braten in sein Schlafzimmer gestellt hatte, unbeachtet von jenem mit hineingeschlüpft. Und wenn es ihm auch bei allem Eifer nicht gelungen war, in der kurzen Zwischenzeit die ganze volle Schüssel leerzufressen, so stand er doch mit beiden Vorderpfoten in ihr und hatte bereits eine derartige Verwüstung angerichtet, daß die traurigen Ueberreste für jeden gesitteten Mitteleuropäer durchaus unbrauchbar waren.

Blind vor Wut wollte sich Herr Surrm auf ihn stürzen. Und es wäre sicherlich eine gräßliche Mordtat geschehen, wenn sich nicht Frau Amalia Surrm zwischen ihren zweibeinigen Daseinsgefährten und ihren vierbeinigen Liebling geworfen hätte.

So blieb der Flocderl vorläufig am Leben.

Dafür wurde der Kathi von dem rachsüchtigen Herrn Surrm gekündigt.

Zum Nachtmahl aß Frau Surrm das „Zunge" vom Indian.

Herr Lorenz Surrm rührte keinen Bissen davon an.

„Naa, naa, da is' i liaber a Butterbrot, aber mit Ruah," erklärte er düster. „Den Leopolditag mir i mir, meiner Seel' und Gott. So an' Leopolditag möcht' i nimmer hab'n."

Und als seine Gattin auf einen Augenblick das Zimmer verließ, zückte er dem Flocderl, der auch keinen rechten Nachtmahlappetit hatte, sondern, in respektvoller Entfernung auf dem Teppich hingestreckt, schwer atmend noch das Mittagmahl verdaute, mit geballter Faust die fürchterliche Drohung zu:

„Wart', Rab'wied, Mendig's, niederträchtig's, vermaledeit's! Di' derwisch' i! Di' derwisch' i scho' no!"

## Die billige Gans.

Eine traurige Geschichte aus mageren Tagen von Hans Pfeiffer.

Frau Aurelia Bierhuber, die resolute Gattin des Herrn Oberrevidenten Bierhuber, stand beim Vorgimmerfenster und schaute mit halb neugierigem, halb neidlichem Blick über den engen Lichthof hinüber zur Küche der Frau Hausbesitzerin Barbara Dimpfinger. Denn dort am Fensterbrett der hausherlichen Küche lag, eingeschlagen in ein nasses Tuch, ein umfangreicher, zundlicher Gegenstand. Das konnte ein riesiger Butterkriegel sein, wie es solche in den prähistorischen Zeiten vor dem Kriege gab, oder ein Schinken oder aber —

An diese dritte Möglichkeit, die Frau Bierhuber anfänglich gar nicht ausdenken wollte, mußte sie zwei Stunden später glauben. Denn vom Küchenfenster der Hausfrau kam ein surrendes Prasseln herüber und ein aufreizender Duft verbreitete sich über den Lichthof zu all den halb offenen Fenstern, die ihn durstig einsogen. Schnuppernd blähten sich die Nasenlöcher der Frau Oberrevident. Es gab keinen Zweifel: dort drüben in der Küche der Hausfrau briet man eine Gans. Ja, die Dimpfingerischen, die konnten es sich leisten! Denn Herr Sebastian Dimpfinger war, bevor er als Hausherr ein aufreibendes Dasein fristete, Bäckermeister gewesen und hatte sich in diesem Berufe genug erwirtschaftet, um sich nun mit Hilfe eines Gansers über die keengende Not der Fettarten hinweghelfen zu können. Diese Leute lebten! Aber sie, die Gattin eines besseren Beamten, hatte erst im Vormonat den Doppler für ihre Stiefeletten bis über den ersten hinaus verschoben müssen. Und jetzt konnte sie sich, wenn sie wollte, zu ihrem Gabelbrütsbrot den Ganselduft schmecken lassen, der in immer ergiebigeren Wellen herüberströmte.

Mißmutig nahm Frau Bierhuber die Einkaufstasche und zog aus, um zu sehen, ob sie wohl etwas Butter erkämpfen könne oder gar ein Kilo Erdäpfel. Aber wie sie aus der Tür trat, da kam gerade von der andern Seite her die stattliche Hausfrau. Mit überschwenglicher Liebenswürdigkeit begrüßten sich die beiden Damen und huben dann an, zu klagen über das schwere Leid der Kriegszeit. Doch Frau Bierhuber war nicht gesonnen, sich von der Gansbesitzerin allzu viel vorjammern zu lassen.

„Na, na, Hausfrau, alles, was recht ist, aber bei Ihna scheint die Not no net gar so arg z'sein. So lang man a Mastgans in der Bratröh'r'n hat, ist vom Verhungern no ka Red' net. Ja freilich, wenn man a Geld hat —“

„Was, a Geld?“ erwiderte mit einem überlegenen Lächeln die Hausfrau. „Wissen Sö denn net, Frau Oberrevident, daß a Gansl heutzutage das allerbilligste Essen is? Die Volksnahrung geradezul! Das Fleisch für die, die sich ka Schweinernes und a ka Rindfleisch net kaufen können!“

„A Gans um fufzig oder sechzig Kronen, is 's billigste Ess'n? Aba, Hausfrau, Sö spotten ja über uns arme Leut'!“

Das kurze aber nicht gerade leise geführte Gespräch hatte schon mehrere weibliche Köpfe an die Gangenster gelockt und es bestand die Gefahr, daß in mehr als einer Küche das Mittagessen anbrennen würde. Deshalb öffnete Frau Dimpfinger die Tür ihrer Wohnung und zog die leicht widerstrebende Gesprächsgenossin hinein.

„Weil Sie es sind, Frau Oberrevident, und weil i weiß, daß Sie a verschwiegene Frau sind, die nig weiter

erzählt, werd' i Ihna mei' Geheimnis verraten. Sez'n S' Ihna, bitt' schön, an Moment da nieder und hör'n S' mir zu. Also, das Fleisch von dem Gansl, das was wir heut' mittag schmausen werden, das kost überhaupt nig!“

„Das Gansl kost't nix?“

„Net das Gansl kost't nix, das hab' i net g'sagt. Aber das Fleisch von dem Gansl, das kost't nix.“

Und während Frau Bierhuber sich verzweifelt bemühte, diesen feinen Unterschied zu erfassen, kramte die Hausfrau aus der Tischlade einen Zettel hervor und sagte:

„Also, das Gansl is fünf Kilo 14 Deka schwer und kost't per Kilo 9 Kronen; das gibt 46 Kronen 26 Heller. Kriegt hab' i erstens amal 1 Kilo 62 Deka Gansschmalz, das was man jetzt überall mit 20 Kronen zahl'n muß, das san also allaniq scho' 32 Kronen 40 Heller; dann 48 Deka Leber, a Prachtleber sag i Ihna, goldgelb, a wahre Pass'on, von der S' a nirgends das Kilo billiger krieg'n als um 20 Kronen, macht 9 Kronen 60 Heller, und endlich das Junge vom Gansl, das mit 4 Kronen direkt g'schenkt is, gibt zusammen 46 Kronen, netto 46 Kronen. Das ganze Gansl selber, wenigstens zwa Kilo Fleisch, kost't mi also, genau g'rechnet, effektiv 26 Heller. Ders i da sag'n, daß mi das Fleisch von dem Gansl nig kost't? Ha?“

Mit triumphierendem Lächeln blickte Frau Dimpfinger auf ihr Opfer, das sich vor Staunen nicht fassen konnte und immer wieder die beweissführenden Ziffern überrechnete. So einfach war die Sache und das war ihr nicht selber eingefallen! Das hatte ihr, der Frau Oberrevident, erst die simple Frau Dimpfinger sagen müssen!

Als am Abend desselbigen Tages Herr Oberrevident Martin Bierhuber beim Nachtmahl saß und mißvergnügt seinen aufgewärmten Kelch mit schmalzlosen Erdäpfeln löffelte, da störte sein trauriges Sinnen die Gattin mit folgender Frage:

„Weißt, Martin, was wir am Sonntag hab'n werd'n? A Gansl!“

Dem Herrn Oberrevidenten fiel der Köffel aus der Hand und er trank schnell das Glas Wasser, das er bisher verächtlich zur Seite geschoben hatte. Erlaubte sich seine Frau mit ihm schlechte Witze oder hatte die ewige Sorge um das tägliche Essen das Gehirn der Armen angegriffen? Man hörte jetzt ja von so verschiedenartigen Fällen der Kriegsspsychose. Wer weiß, welch neues Unglück auf ihn lauerte.

Aber bevor er noch seine schreckensvollen Gedanken beendet hatte, begann Frau Aurelia damit, ihre Berechnung vorzutragen. Wort für Wort, Ziffer für Ziffer, genau so, wie sie es von Frau Barbara Dimpfinger erfahren hatte. Der Herr Gemahl folgte ihr zuerst zweifelnd, dann immer gespannter, ließ den Kelch kalt werden, setzte den Zwicker auf und meinte endlich:

„Theoretisch stimmt das.“ Und er wollte beifügen, daß die Sache praktisch wohl etwas anders aussehen werde, aber er erkannte rechtzeitig noch die Gefährlichkeit dieser Einwendung, die ihn vielleicht um den in so greifbare Nähe gerückten, unverhofften Sonntagsbraten gebracht hätte. Deshalb sagte er: „Theoretisch stimmt das, so wird es wohl auch praktisch stimmen.“ Und er nahm es gerne hin, daß Frau Aurelia sich in wortreicher, schnellzüngiger Rede als das Muster einer fürsorgenden, weitblickenden Gattin hinstellte und den glücklich pries, dem solch eine Perle vom Himmel als Eheweib beschieden wurde.

Die Tage bis zum nächsten Samstag waren mit banger und freudvoller Erwartung erfüllt und es eignete sich, daß in dieser Zeit in der Familie Bierhuber mehr von der kommenden Gans als von den weltgeschichtlichen Ereignissen gesprochen wurde. Die ganze Bierhubersche Wirtschaftspolitik hatte sich auf dieses einzige Federvieh konzentriert. Als dann der Samstag kam, da zog Frau Aurelia Bierhuber mit dem großen Einkaufskorb aus, stöberte den Raschmarkt ab und den Verchenfelder Markt, besuchte alle Geflügelhandlungen von der Laborstraße bis nach Ottakring, stellte in 57 Geschäften die Frage nach dem Preise und unterzog 139 Gänseriere der persönlichen Beurteilung. Und aus dieser großen Zahl wurde endlich jene eine Gans gewählt, die berufen schien, den Bierhuberschen Sonntagstisch zu schmücken. Mit einem feufzerbollen „A weh, jetzt bin i hin,“ stellte die gewissenhafte Hausfrau Korb

und Gans auf den Küchentisch. Da drängte sich herzu, was zur Familie gehört, Gatte, Tochter, Sohn und Bedienerin und allen flossen die Worte des Staunens und der Freude von den Lippen. Und jedes versenkte die Fingerspitzen in die gelbliche Fettschicht und drückte und lobte. Als dann gar Frau Aurelia aus dem Innern des großen Vogels mit kunstfertiger Hand den Klumpen quellenden Fettes und eine Riesenleber, die einem kleinen Kalb Ehre gemacht hätte, hervorholte, da priesen alle laut die Tugenden dieser seltenen Frau, und auch der Gatte nickte zustimmend mit dem Haupte.

Es war ein Einverleibungsfest schönster Art, das die Bierhuberschen am Sonntag feierten. Die Berechnungen der Frau Hausbesitzerin Dimpfinger hatten sich nicht als trügerisch erwiesen und das Fünf-Kiloschmalz haben, das schon seit Monaten leer gestanden war, war bis über die Hälfte gefüllt mit köstlich duftendem Gansfett, in dem wohlverjort die gebratene Leber ruhte. Bräunlich angelauten, zart und knusperig stand auf dem Tisch der köstliche Braten, der mathematisch nachweisbar nichts kostete. Da durfte ein frohes Schmausen anheben ohne den quälenden Gedanken, wie teuer jeder Bissen zu stehen käme. Bierhuber und die Seinen taten der Gans alle Ehre an, ganz bezwingen aber konnten sie das mächtige Tier nicht und es blieben noch ein paar schöne Stückerln als Nachtmahl für den nächsten Tag.

Als am Montag um halb zehn Uhr vormittags der Amtsdienner Jaroslav Wymletal den Herrn Oberrevidenten Martin Bierhuber fragte, ob er ihm zum Gabelbrütsbrot wieder um 50 Heller geselächte Blunzen holen solle oder ob ihm ein Honigerjak aufs Brot lieber sei, da antwortete der Gefragte: „Nig brauch' i heut' von Ihna, i hab' eh a Gansleber und an Gansfett'n mit.“ Als solches eben nicht leise gesagt wurde, da spitzte der Offizial Springerl die Ohren und zwei Minuten später wußten es alle, vom Herrn Oberrechnungsrat bis zum provisorischen Aushilfschreiber. Wymletal aber erzählte es beim Greisler allen seinen Kollegen, so daß gegen elf Uhr auch von den Fenstern der Nachbargebäude zu jenem Stodwerk hinübergeschaut wurde, in dem der Staatsbeamte saß, der Gansleber essen konnte. Und als Herr Oberrevident Martin Bierhuber um zwei Uhr das Amt verließ, da zog der Portier die Kappe bis zur Erde vor dem Mann, der entweder eine große Erbschaft oder den Haupttreffer in der Klassenlotterie gemacht hatte und der Bachmann an der Ecke leistete die Ehrenbezeugung.

Vom Nachmittagsspaziergang brachte der Herr Oberrevident, weil ja das Sonntagessen so billig war und auch das heutige Nachtmahl nichts kostete, ein Flascherl Wein mit und seine fürsorgliche Gattin hatte aus den gleichen Erwägungen heraus mit einiger Mühe zwei Flaschen Bier erstanden. So bereitete sich im Hause Bierhuber ein abermaliges kleines Festmahl vor.

Eben hatte der Herr Oberrevident mit seinem Taschmesser den Angriff auf das üppige Gansblügerl eröffnet, da — lautete es.

„Was wird denn das wieder sei'? Net amal beim Essen hat ma sei' Ruah! G'wiß wieda die Hausmastezin weg'n Bodenschlüssel. Oder vielleicht gar a Besuch? Könn't mir g'stohl'n werden, Gäst zu dem Gansl!“

Dieses Selbstgespräch führte Frau Aurelia Bierhuber, als sie sich unmutig erhob und mit einem Gansknochen in der einen, mit einer Serviette in der andern Hand zur Wohnungstüre schritt. Draußen standen zwei fremde Herren. Sie traten unaufgefordert ein, und während der eine Frau Bierhuber bei Seite schob, um in die Küche zu kommen, legitimierte sich der andere: Vertrauter Soundso, Inspektion wegen Einhaltung der fleischlosen Tage. Dabei wandte er keinen Blick von dem Nahrungstrest ab, den die sprachlose Frau Oberrevident in der zitternden Rechten hielt.

Die Sache war ganz klar, jedes Leugnen ausgeschlossen. Der Herr Oberrevident wurde in flagranti erwischt, wie er nichtsahnend und hingebungsvoll an seinem Bügel laute. Seine durch Ehrenwörter und heilige Eide bekräftigten Versicherungen, daß er in den letzten acht Wochen auch an den erlaubten Fleischtagen nur Erdäpfelnudeln oder Ketschnitzeln, im besten Falle aber eine Leberwurst mit Kraut verzehrt habe, lösten bei dem Inspektionsorgane bloß ein mitteilvolles Achselzucken aus.

Drei Tage später wurde Herr Oberrevident Martin Bierhuber wegen Genusses von Gansfleisch an

einem fleischlosen Tage unter Anwendung von Milderungsgründen zu bloß 50 Kronen Geldstrafe verurteilt. Der Herr Polizeikommissär bewilligte dem Inculpanten jedoch für die Erlegung des Vertrages einen Termin bis nach Auszahlung der Weihnachtsremuneration.



## Politik und Geschäft.

Die letzten zwei Jahrzehnte sind gekennzeichnet durch eine immer stärker hervortretende Verquickung von äußerer Politik und großen finanziellen Geschäften. Das Kapital wird in den Dienst der Diplomatie gestellt und diese muß umgekehrt wieder eingreifen, wenn irgend ein wirtschaftspolitisches Ziel erreicht werden soll. In England hat dieses System zuerst Schule gemacht. Bald fand es jedoch auch in Frankreich und Deutschland Eingang und heute ist die Union, die jetzt im Kriege aus einem Schuldnerstaat zu einem Gläubigerland geworden ist, daran, die europäischen Westmächte wenigstens zum Teil in ihrer Rolle abzulösen. Ein gut Teil der noch vor wenigen Jahren überragenden Stellung der englischen Industrie war begründet in dem außerordentlichen Kapitalreichtum des Landes, der indirekt dem heimischen Wirtschaftsleben wieder zugute kam. Englands diplomatische Vertreter waren gewohnt, nicht nur die rein politischen, sondern daneben noch in nicht minder energischer Weise die wirtschaftlichen Interessen ihres Landes wahrzunehmen, und wenn irgend ein erotischer Staat, z. B. Argentinien, eine Anleihe auf dem englischen Markte begeben wollte, so war dies nur auf Grund von Konzessionen verschiedenster Art möglich. Als vor einigen Jahren Argentinien eine Anleihe von 70 Millionen Pesos Gold (d. i. rund 350 Millionen Kronen) zu gleicher Zeit in London, Paris und Berlin zur Zeichnung auflegte, da mußte es sich dazu verstehen, daß die riesigen Hafengebäude in Buenos-Aires a priori an eine englische Firma vergeben wurden. Die Millionen, die englische Kapitalisten dem argentinischen Staate liehen, gingen also gar nicht außer Land. Es trat nur ein Besitzwechsel ein, wobei die Hauptsache war, daß das Geld in englischen Händen blieb. London hatte seinen Debitorenkontis ein neues hinzugefügt und da es sich um einen Schuldner von geringer militärischer Leistungsfähigkeit handelte, so waren auch üble politische Folgen aus dem Anleihegeschäfte nicht zu erwarten. Es macht sich nur einen an Rohmaterialien reichen Staat wirtschaftspolitisch noch mehr wie bisher tributpflichtig und verschaffte damit der eigenen Industrie neuen Abnehmer, der englische Waren kaufen mußte, ob er nun wollte oder nicht. Wesentlich andere Ziele als England hat in den letzten Jahren Frankreich in seiner Rolle als Weltbankier verfolgt, auch wenn es im großen und ganzen mit den gleichen Mitteln wie sein Nachbar jenseits des Kanals arbeitete. Frankreich war bei seiner stagnierenden Industrie gar nicht mehr in der Lage, die Gelder, die es fremden Ländern lieh, nach englischem Muster der heimischen Industrie zukommen zu lassen und wenn es überhaupt einen Industriezweig gab, der aus der französischen Geldgeberrolle Nutzen zog, so waren es nur die Waffenfabriken von Le Creusot. Was nicht in Aufträgen für Artilleriematerial aufging, wanderte endgültig ins Ausland, und die Klagen, daß französisches Kapital auf dem Umwege über fremdländische Schuldner der deutschen Industrie zugute komme, waren nicht unberechtigt. Diese Tatsache kannte man in Paris sehr wohl; konnte sie jedoch nicht beseitigen und so bekamen Frankreichs Geldgeschäfte immer mehr und mehr einen rein politischen Anstrich, während das Wirtschaftliche fast gänzlich auswich. Die Anleihen wurden zu einem Ritt, das die Balkanstaaten und noch mehr Rußland an die militärisch und politisch immer mehr ins Hintertreffen geratende Republik binden sollte. Praktisch wurde jedoch eher das Gegenteil erzielt. Die vielen Millionen, die Frankreich den ewig geldbedürftigen Türken geborgt hat, haben nicht verhindern können, daß letztere im Weltkriege die Partei der Mittelmächte ergriffen und bei den 20 Milliarden Franken, die Rußland seit dem Flottenbesuch in Toulon an sich gezogen hat, erwies sich nur die Wahrheit des Satzes, daß es bei politischen Finanzgeschäften zwischen zwei Großmächten nicht der Gläubiger ist, der über den Schuldner Macht erwirbt, sondern

en

te

Blattes:

Mit täglicher Postzusendung.

Für das Inland:

monatlich . . . . .	K. 2.60
vierteljährig . . . . .	K. 7.80
halbjährig . . . . .	S. 15.00
ganzjährig . . . . .	K. 31.20

Für das Ausland:

vierteljährig . . . . .	K. 12.—
-------------------------	---------

Mit der dazugehörigen  
„Illustrierten Sonntags-Beilage“

monatlich . . . . .	20 Heller mehr
vierteljährig . . . . .	40 Heller mehr

6.

45. Jahrgang.

# Rumänen gefangen. griffe.

## Wiener Stimmungsbild.

15. Dezember 1916.

(Warum stürzte das Ministerium Koerber?)

Mitten in diesem furchtbaren Weltkriege leisten wir uns immer wieder den Luxus einer Ministerkrise. Ist es eine Schwäche des Staates, daß er so wenig Ernsthaftigkeit in seiner Regierung zeigt, oder deutet es auf eine Stärke hin, daß diese Schwankungen in den oberen Stellungen sich in unserem Leben kaum fühlbar machen? Es ist wohl beides. Die Eigenart dieses cisleithanischen Staatsgefüges, die sich in dem Mangel einer eingewurzelten verfassungsmäßigen Ueberlieferung offenbart, diese Eigenart, alles Heil „von oben“ erwartet und die Ministerien nur als vorübergehende Erscheinungen ansieht, ist unverkennbar ein Schwächezustand. Nur diesem Untergrund gedeihen alle erdenklichen Strömungen und Intriguen, man regiert aus wechselnden Stimmungen heraus und ist keinen Tag sicher vor ministeriellen Ueberraschungen. Die Krisen brechen aus dem Dunkel hervor, niemand wußte, warum und wieso, und ehe man die Gründe ermittelt hat, ist schon ein neues Ministerium am Ruder und man wendet sein Interesse diesem zu.

So überraschend, wie die jüngste Ministerkrise, ist aber noch seltener eine ausgebrochen. Kaum sechs Wochen sind es her, daß wir in Dr. Ernest von Koerber, der nach der Ermordung des Grafen Stürgkh berufen wurde, den richtigen Mann für die jetzige Lage begrüßt haben. Und über Nacht ist er gefallen. Warum? Niemand beantwortet uns die Frage. Das ist hier nicht üblich. Man glaubt der Öffentlichkeit keine Rechenschaft schuldig zu sein über Personalfragen, das Regieren ist bei uns ja immer mit Geheimnissen umgeben. Wir haben schon lange kein Parlament, aus dessen Parteien die Ministerien gebildet werden, wir sind ja das ideale Reich der Beamtenministerien. Aber diese plötzliche Krise, die alle Welt verblüfft hat, scheint doch in den Verhältnissen des abwesenden Parlaments seine letzten Gründe zu haben. Zuerst behauptete man, Koerber habe abgedankt, weil er den vom Ministerium Stürgkh mit Ungarn vereinbarten Ausgleich nicht zur Gänze als Erbe übernehmen wollte. Aber das scheint nicht der Hauptgrund zu sein, wenn auch manches darauf hindeutet, daß es mitgespielt. Es war auffällig, daß Koerber, ehe er die Berufung annahm, nach Budapest fuhr, um sich mit dem Grafen Tiska zu besprechen und Klarheit über den Stand des Ausgleiches zu gewinnen. Und es ist auffallend, daß jetzt gerade der frühere Minister zu seinem Nachfolger berufen wird, der am meisten mitgearbeitet hat am Zustandekommen dieses Ausgleiches. Dr. Epsmüller, unser neuer Ministerpräsident, war nämlich der Handelsminister des Ministeriums Stürgkh. Wer zwischen den Zeilen lesen kann, wird da immerhin einen direkten Zusammenhang zwischen dem Rücktritt Koerbers und dem Ausgleich mit Ungarn finden. Daß Koerber jenen Mann, der den wirtschaftlichen Ausgleich mit Ungarn vorbereitete, in sein Ministerium nicht aufnahm, das

## Geschenkwahl.

„Jugend etwas . . . nicht zu teuer und doch hübsch oder wenigstens praktisch. . .“ Die Mehrzahl der Menschen, die in den Tagen vor dem heiligen Abend durch die Geschäftsträger wandern und prüfend vor den Auslagen stehen blicken, haben ungefähr diesen Gedanken. Nicht zu teuer. . . Der Krieg drückt immer schwerer auf uns alle, das Geld wird immer mehr zur Schimäre und langt gerade zur Beschaffung des Nötigsten. Und doch möchte man geschenken und den Tag, an dem der Verlust kleinen Kindern, die in zitternder Freude das höchste aller Feste erwarten, mit einem „Fichtkrieg!“ den dumpfen Schlag schwerer Enttäuschung versehen? Es ist traurig genug, wenn sich Elter- schmerz- Herzen dazu entschließen müssen. Nur ein hartes und bitteres Muß kann sie dazu zwingen. Wer aber nur irgend kann, der scheidt doch, und wenn es noch so schwer ist. Denn in Wahrheit lebt ja doch nur der, dem die Freude eines geliebten Wesens die eigene größte Freude ist. Nur er weiß im tiefsten Herzen, warum er lebt.

Aber diesmal ist es schwer für uns alle, die wir dem sogenannten Mittelstand an-

gehören. Die Preise aller Dinge klettern stückweise Geschwindigkeit empor, und unsere Wünsche blicken zu Gegenständen hinauf, die uns früher bequem erreichbar waren. Vielleicht will uns das Gefühl eine Lehre geben, daß wir wissen, wie es denen zunute ist, die ein ganzes Leben lang mit resigniertem Lächeln alles ansehen, was uns auch heute noch selbstverständlicher Bedarf erscheint. Es ist kein Zweifel, daß wir einige Stufen auf der sozialen Leiter hinaufgehoben sind seit der Tage, an dem der Weltkrieg den Horizont n düstere Rot tauchte. Wir erhalten hitte Willen. Da ist etwa ein kleines silbernes Döschen in einem Antiquitätenladen, das je Blick der geklebten Frau bei gelegentlich Spaziergängen mit magischer Kraft auf sich zog. Luxus, nicht wahr? Man denke: Ein Silberdöschen in der Zeit der Brot- und Getreiden. Aber ohne Luxus ist es schwer auf Erden, und bisher ist die Einheitskunde auf dem Mittagstisch Gott sei Dank noch nicht notwendig geworden, und wir müssen uns auch noch nicht mit dem Futtertopf bei der Datsche anstellen. Also kurz und gut, wir möchten gern ein ganz besonderes freudig-erkennendes Lächeln auf dem teuren Antlitz sehen und sind zu jedem Opfer bereit. Wir kennen auch den Preis und haben das Geld in der Tasche, da steht schon einer mit einer leeren, kalt-ronnenen Verdienersphlogonomie und drht gerade dieses Döschen zwischen den Fingern, auf denen ungezählte neue Brillan-, Smaragd- und Rubinringe blitzen, sowohl ihnen Seife und eine ganz billige Nagelkle viel notwendiger wäre. Dieser Kerl steht natürlich nicht, wie sein und gewöhnlich die Klamm-

freiende Rutte auf dem Dattel gearbeitet ist, er kennt auch den Stempel mit der Urbehauf- ncht, der den Augsburgs Meister kündigt, und hat zudem schon einen ganzen Satz hinter- hundert Dinge, meist Wertlos natürlich, gekauft, um wenigstens einen Teil seiner Kriegswahrgewinne zu verkleiden. Und nun — was kann da sein? — schnappt er auch das seine Silberdöschen, streichelt das Englein mit den unheimlichen Pfoten und fragt, ob das Silber auch echt ist? Gewiß, er muß das Dreifache zahlen, als das Ding gekostet hätte, wenn man ihm nur um fünf Minuten voraus- gekommen wäre. Aber nun ist es dahin, um in einem scheinlich geschmacklosen „Salon“ von Zeiten zu träumen, in denen sich solche Leute mit einem großen silbernen Pferd an der Kette und einem Kameleopard am Zeigefinger begnügten.

Nun gut, das mag nicht der Mühe wert erscheinen, um darüber betrübt zu sein. Aber in solchen Augenblicken ist es nicht die Sache selbst, die uns schmerzt, sondern die blind tappende Ungerechtigkeit des Schicksals, das alle Lücken einer mangelhaften Organisation bemüht, um — bildlich gesprochen — Schweinsköpfe mit Lorbeer zu vergieren, ohne daß sie deshalb genießbar würden. Und wir fühlen, wie wir allmählich zwischen zwei großen Mühlsteinen, zwischen der aus der Erde nach oben drängenden Masse und der nach unten verjedenen Macht des Kapitals, zerrieben werden und so die übelste Bedeutung des Wortes „Mittelstand“ empfinden müssen. Ja, wir sind in der Mitte, unfähig, uns zu helfen, an die Rettung Bezüge gelegt, deren Bitter gleich bleibt, während ihr Wert stetig sinkt. Und wir haben

17. 11. 1916

10

fol uns die süße Weihnachtsmüll die unsern Herzen so teuren und von den Kindern an vertrauten Gluckstagen in denen ein froher Ton mitschwimmt, in zwei Weihnachtslang nicht hören in. Dann, ja dann soll alles, was uns noch quält und ängstigt, wie taube von unsern Seelen fallen, und wir dann zufrieden sein mit allem, wollen noch so langsamen Entwicklung zu dem mit Geduld und Ruhe zusehen und um so mehr auf die paar Weihnachtsl, die uns noch bescheiden sind. Und dies- wollen wir ohne Schwermut wählen, was denken wollen, und für diesen einen wenigstens die Sorge aus dem Licht des Baumes verbannen.

Über so süß und schön auch die jungen Entschaffungen sind — sie dürfen uns reich machen. Die starkharte Zeit drübet Empfindsamkeiten, und die Wölfe um- uns lauter denn je. Wir wollen ihre mit stillen und mannhaften Entschlüssenworten. Die Not unsres Volkes gibt immer neue Kraft zu grünnigem Aus- n, und die Zukunft unsres Schwertes t nach wie vor: „Nur nach dem Sieg in scheide.“ So wollen wir denn die großen kleinen Betrübisse unsrer Seele denen fern, die draußen treue Wacht tun und so hehnlich wie wir nach dem Stern- Bestehen ausbläuen. Seid himmlischer in, darf nur im blauen Glanz unsrer ten widerstrahlen, solange nicht alle, denen göttliche Botschaft gilt, dieselben guten ens sind wie wir.

F. u. l. B. u. s. s. o. n.

# Blatt

Preis für Oesterreich-Ungarn: Täglich einmalige Postversandung: Jährlich K 42.00  
 Halbjährlich K 21.00; vierteljährlich K 10.50; monatlich K 3.60. Täglich zweimalige Post-  
 versandung: Jährlich K 50.40; halbjährlich K 25.20; vierteljährlich K 12.60; monatlich K 4.20.  
 Preis für das Ausland: Vierteljährlich bei direktem Bezug unter Kreuzband: Für  
 land K 15.—, für alle anderen Länder K 19.80. Bei den Postämtern: in Deutschland  
 5 Pf.; in der Schweiz 11 Frk. 65 Cent.; Italien 11 Frk. 15 Cent.; Serbien 13 Frk.  
 ; Bulgarien 12 Frk. 50 Cent.; Rumänien 12 Lei 50 Bani; Aegypten 533 $\frac{1}{2}$  Millimeses  
 Russland 6 Rub. 5 Kop.

Ab-Kommern: Schriftleitung 359. 6632. Haupt-Verwaltung 3668, Verandtsstelle 1034.  
 Druckerei 3668.

70. Jahrg.

Wien, 17. Dezember.

Unter starken Beschimpfungen gegen die Mittelmächte und mit der Versicherung, daß ihr Friedensanerbieten ein Versuch sei, unter den Alliierten Uneinigkeit zu säen, die Gewissen zu verwirren und die Völker zu demoralisieren, hat der französische Ministerpräsident in seiner vorgestrigen Rede in der Kammer erklärt, man müsse nachdenken und sehen, welchen Zweck „dieses Dokument“ verfolge. Der italienische Minister des Aeußern hat die Abgeordneten darauf hingewiesen, daß in der Note keine bestimmte Angabe der Bedingungen enthalten sei, und hat ersucht, die Angelegenheit vorläufig nicht zu erörtern, da sich Italien mit seinen Verbündeten verständigen und das Vorgehen nicht nur im Wesen, sondern „bis zu den Wortnuancen“ einmütig sein müsse. Im englischen Unterhause erinnerte Bonar Law an das von Asquith in ziemlich unbestimmten Worten aufgestellte Kriegsprogramm Englands. Und der neue russische Minister des Aeußern hielt eben in der Duma eine Rede, in der er betonte, daß Rußland an seinen Kriegszielen festhalte, wobei er im übrigen eine ähnliche Haltung bekundete wie seine Kollegen in den anderen Ententestaaten. Das Reutersche Bureau, das der Ansicht ist, es handle sich um einen Versuch, in der Entente Mißhelligkeiten hervorzurufen, telegraphiert in die Welt, die einzige Antwort auf die Friedensvorschläge, soweit sie einträfen, werde sein, daß der Krieg erst enden werde, wenn die Ziele erreicht seien, um herentwillen die Alliierten in den Krieg eingetreten sind. Das Reutersche Bureau ist auch der Ansicht oder will dem englischen Publikum die Ansicht beibringen, daß die Mittelmächte den Krieg niemals gewinnen können und „tatsächlich so ziemlich ausgepumpt“ sind.

Dieses uns vorliegende, trotz der Wortfülle sehr spärliche Material erlaubt keine Schlüsse auf die Antwort, die die Regierungen erteilen werden, und was den Ton betrifft, so war ja von vornherein nicht anzunehmen, daß die Gesinnungen infolge des Friedensanerbietens andere sein würden als bisher. Wir wundern uns auch nicht darüber, daß man den Völkern der Entente auch jetzt und gerade jetzt die mili-

## „Organisierte Großmütter“.

Von

Dr. Ilse Reicke.

Die augenblicklich höchst aktuellen Erörterungen über eine „Zivildienstpflicht“ auch der Frauen, haben in mir alte Gedankengänge wieder aufleben lassen, die schon längst einmal ans Licht wollten. Sie gelten den Großmüttern — und ihnen will ich heute das Wort reden.

Früher, — da war die Großmutter eine liebe, alte Frau in stillen Zimmern, fein und welt, verbraucht von den zehn bis fünfzehn Kindern, die sie im Laufe des Lebens zur Welt gebracht, aufgezogen und früh hatte sterben sehen, verbraucht von mancherlei Sorge und Fürsorge Leibes und der Seele, verbraucht auch von Arbeit, von tagtäglicher Arbeit in jenem einzigen Berufe, der nimmermehr Urlaub kennt: in der Führung des eigenen Hausstandes. — Zu der Großmutter kamen die Enkel im Sonntagskleide, in ihren Feiertagsstunden und spielten mit den alten, goldenen Schmucksachen, rochen mit fanatischer Regelmäßigkeit hinein in die alten Schränke, in denen leibhaftig und ehrwürdig noch der Geruch der unglaublichen Zeiten stand, als man noch nicht da war, — und hörten vor der geschweiften Komode mit altjungferlicher Stimme die Uhr Stunden zählen aus einer abgewellten Zeit. Und doch schlug diese klingelnde, kleine Uhr mit Pedanterie die Stunde des Nachhausegehens für die glattgekämmten, artigen Enkelkinder im Sonntagskleid. Das Leben strömte draußen vorbei hinter den Fenstern, deren Licht die vielen grünen Blattpflanzen dämpften, das Leben war nur noch ein stillgewordenes Meer, dessen Wellen nicht mehr tobten und brandeten, sondern nur noch zierliche, hübsche kleine Muscheln den Strand betteten: schöne neue Bücher, welche die Leute draußen schrieben, die Taufe des jüngsten Enkelkinds, das Maturum des Sorgenbuben, oder die Sommerreise mit der ältesten Enkelin nach Labrador. — Es schwebte immer ein fast symbolischer Geruch von Kampferkasten und Schön-Eingemottetsein um die schwarzen Kleider der lieben, wellen Großmutter. — Lily Braun hat diesen Typ mit aller Liebe und Treue festgehalten in der Gestalt der Jenny von Custedt, ihres eigenen Großmutter, im Buche vom Schatten der Titanen.

Heut ist das alles anders geworden. Man heiratet jung in unserer Generation — die letzte Berliner Statistik legt das Heiratsalter des Mädchens auf zweiundzwanzig, das des Mannes auf fünfundzwanzig Jahre — und unsere Großmütter sind rüstige Fünfzigerinnen, sagen wir lieber: Pseudovierzigerinnen, die von Kapotthütchen und Gemenbrotsche nichts wissen wollen. Daß dabei immer noch die alte Großmutter-Vorstellung in den Köpfen weiterlebt, beweisen oft — heimlich — aufgefangene Wendungen wie: „Das glaubt Ihnen kein Mensch, daß Sie schon Großmutter sind“, oder „Ich weiß gar nicht, wie ich mir vorkomme, ich bin plötzlich Großmutter und bin doch noch keine“. Ich glaube nicht, daß der Altersunterschied zwischen den früheren Großmüttern und den heutigen besonders bemerkenswert ist, aber zweierlei hat sich im Laufe der Zeit ganz erheblich gewandelt: die Frau hat ein ganz anderes, hat ein viel stärkeres und weiteres, viel anspruchsvolleres und länger währendes Verhältnis zum Leben gegen früher, sie ist, gegen die einstige Bescheidenheit, im nicht mißzudeutenden Sinne des Wortes „habgieriger“ dem Dasein gegenüber und hat daher weder Ursache, noch Verlangen sich gegen die Sechzig schon aufs Altenteil zu setzen, — und zweitens wird die Frau von denselben Aufgaben, die frühere Generationen zu erfüllen hatten: Kinderpflege und -erziehung und Haushalt, längst nicht mehr so verbraucht und abgenutzt wie einst. (Wie weit das eine übrigens die Folge des anderen ist, würde hier zu weitläufig zu erörtern sein.) Um uns ein Beispiel herauszugreifen: Der mechanische Webstuhl und das Elektrizitätswerk sparen in Summa Summarum der Lebensstage unseren heutigen Frauen einen ganz erklecklichen Teil an Zeit und Kraft, den die Hausmutter von einst zum eigenhändigen Strümpfstricken und Lampenputzen — oder zum Beaufsichtigen und Ausschelten der Mädchen bei dieser Arbeit — unweigerlich darangeben mußten. Also man wird es mir ohne weiteres zugestehen, daß die Gegenwart mit Vakuumreiniger, Konservenbüchsen, fertiger Damenkonfektion, Dampfwaschanstalt usw. die Frische und Kraft der Frauen wesentlich weniger verzehrt als frühere Zeiten das taten — ganz abgesehen davon, daß die

„Istformen die nächsten Angehörigen nicht zu erkennen schien

## Christbaum und Weihnachtskrippe.

Der tiefe Sinn, die Poesie des grünen Lichtbaumes kommt wohl nirgends stärker zur Geltung als in der Weihnachtsfeier der katholischen Familie. Das wird am wenigsten dort bestritten, wo man das Christfest in der ganzen Fülle, Tiefe und Schönheit katholisch-kirchlicher Auffassung feiert. Ebensovienig wird man aber bestreiten können, daß diese Auffassung, und damit das Verständnis für den christlichen Sinn und für die tiefere Bedeutung der Lichtbaumfeier in vielen katholischen Familien verloren gegangen ist. Mehr noch: der Christbaum ist zum rein weltlichen Symbol der allerweltlichsten, oft bis zur Unheiligkeit jeder höheren Auffassung entkleideten Weihnachtsfreude herabgesunken, sein Licht bestrahlt gleicherweise die heilige und die unheilige, die Weihnachtsfeier des Gläubigen und des Ungläubigen, des Christen wie des Juden. Aus diesem Grunde haben katholische Familien, wenn sie auch den Zauber und die Poesie des Tannenbaumes nicht missen wollten, mehr und mehr auf die alte, schöne Sitte zurückgegriffen, neben dem Christbaum eine Weihnachtskrippe aufzustellen. Vielsach, namentlich im katholischen Landvolk, hat die Krippe den Weihnachtsbaum überhaupt ersetzt, und es kann gewiß nicht gelehrt werden, daß die Wahl zwischen Krippe oder Christbaum, wenn sie aus bestimmten Gründen notwendig wird, im katholischen Hause zugunsten der Weihnachtskrippe entschieden werden sollte. Denn die lebendig-stimmungsvollen Beziehungen der Krippendarstellung zur katholischen Weihnachtsfeier sind viel tiefer und näher und dem einfachsten Gemüte viel verständlicher, als die Beziehungen zwischen jener Feier und dem ursprünglich ganz anderen Kulthandlungen dienenden Christbaum. Aber die meisten katholischen Familien wurden erst durch die unerbittliche Kriegszeit vor diese Wahl gestellt. Wie alles, sind auch die Christbäume dreiober viermal teurer geworden als in Friedenszeiten, und viele katholische Familien können die Ausgabe für einen Christbaum, der nicht nur gekauft, sondern auch belichtet und behängt sein will, beim besten Willen nicht mehr erschwigen. Möchten doch wenigstens jene Familien, die bisher nur unter dem Tannenbaum ihr Christfest feierten, diese Zwangslage bemerken, um zur alten, schönen, katholischen Sitte der Weihnachtskrippe zurückzukehren! Da taucht nun aber gleich die Frage auf: Wie baue ich mir eine solche Krippe? Mir fehlt dazu alles, Zeit, Geschick und vielleicht auch Geld! Und doch ist die Sache so einfach. Die wenigsten wissen mit wie wenig Mühe, Zeit und Geld man verhältnismäßig eine schöne, feierliche, zur Andacht stimmende Krippe aufstellen kann. Vielleicht ist es darum an der Zeit, mit den Erfahrungen herauszurücken, die sich so mancher Krippenbauer bei seiner alljährlich wiederkehrenden Tätigkeit des Krippenaufstellens gesammelt hat.

Es soll hier nicht von den oft künstlerisch hochwertvollen, in mühe- und kunstvoller Schnitzerei hergestellten Schauwerken die Rede sein, wie sie namentlich in katholischen Familien der Alpenländer sich forterben und alljährlich in immer neuer Herrlichkeit auferstehen. Wir wollen den Krippenbau betrachten, wie er mit den einfachsten Mitteln, auch von nicht kunst- und handwerksgewöhnten Händen hergestellt werden kann. Aber auch nicht von jenen Erzeugnissen der Papierindustrie, wie man sie in den Läden fertig kauft und vor dem Aufstellen wie eine Harmonika auseinanderzieht, soll anderes als im letzten Notfall die Rede sein. Wir stellen unsere einfache Krippe aus guten Silberbogen zusammen, am liebsten aus solchen, die nach Originalen guter, frommer Meister hergestellt sind. Da haben wir z. B. eine recht schöne, liebliche Krippendarstellung in sieben, im guten Farbendruck ausgeführten Bogen, die der Führich-Schüler G. v. Würndle gezeichnet und gemalt hat. Die Nachbildungen seiner Originalen wurden in der lithographischen Anstalt von R. Redlich in Innsbruck hergestellt und sind von dort um den Preis von Kr. 3.50 zu beziehen. Eine ebenfalls sehr hübsche Krippendarstellung mit kleineren Figuren stammt von der Meisterhand Philipp Schumachers und kann von der Kinderfreund-Anstalt in Innsbruck um den Preis von Kr. 1.50 bezogen werden. Diese beiden Krippen bedürfen freilich, wenn sie recht stimmungsvoll wirken sollen, einer Aufmachung, eines sogenannten „Krippenberges“. Die Herstellung eines solchen ist eine recht einfache Sache. Man läßt sich vom Tischler ein Brett richten in der gewünschten Größe, etwa  $\frac{3}{4}$  Meter lang und  $\frac{1}{2}$  Meter breit, oder man sucht am Boden einen alten Kistendeckel, der genau dieselben Dienste leistet. In dieses Brett bohrt man an verschiedenen Punkten, je nach der gewünschten Form des Berges, Löcher und schlägt Holzpfähle von verschiedener Höhe ein, die gegen die Rückwand hin höher, gegen die Vorderseite niedriger sein müssen. In der Mitte trachtet man aus einem kleineren Brettchen oder aus Pappe eine Plattform herzustellen, auf welche der Stall von Bethlehäm — in den beiden genannten Darstellungen bereits auf den Krippenbogen vorhanden — zu stehen kommt. Man verschafft sich nun einige Bogen recht dickes, weiches Papier, am besten sog. „Zuckerpapier“, wie es zum Einpacken der Zuckerhüte dient, und knäult es über die Pfähle, wobei man trachten muß, möglichst natürliche Felsenformen herauszubringen. Das ist nicht schwer, besonders wenn man das Papier vorher schon zusammengeknaült und dadurch in entsprechende Falten gebracht hat. Die Ränder der Bögen werden am Brett mit

kleinen großgekopften Nägeln befestigt. Ist alles leidlich fertig, wobei man mit Zusammenleimen nachhilft, wird das Ganze mit dünnem Leim, bezw. Leimwasser überpinselt und dann durch ein Sieb mit gewöhnlichem Küchenand bestreut, dem man etwas glühenden Glimmerstaub beimischen kann. Wenn dann die geraden Flächen mit kurzrasigem Steinmoos bedeckt worden sind, stellt man den Krippenstall auf, steckt die mit spitzigen Pflöckchen versehenen Figuren in das Moos oder in den Felsen, ebenso einige aus Krippenbogen ausgeschnittene Bäume, und wenn man noch einen Hintergrund — die Stadt Bethlehäm — geschickt anbringen kann, wird man selbst staunen, wie hübsch und stimmungsvoll das Kripplein geworden ist. Und mit wie wenig Mühe und Kosten wurde es hergestellt!

Eine etwas andere Aufmachung erfordern die prächtigen Krippenfiguren von Meister Führich, die heuer durch die erfolgreichen Bemühungen mehrerer Kunstfreunde — man darf hier wohl zwei Namen nennen: I. I. Regierungsrat M. Dreger und Prälat Swoboda — zum erstenmal veröffentlicht werden. Der Meister hat nämlich eine Anzahl prächtiger Krippenfiguren nur für seine eigene Familie gemalt, und diese „Führich-Krippe“ war seit Jahren, so oft sie in der Familie Führichs und seiner Erben aufgestellt wurde, das Entzücken aller Kunstfreunde. Leider war die Zahl jener, die sich an dieser lieblichen, die ganze fromme Kindlichkeit einer katholischen Künstlerseele atmenden Krippendarstellung erfreuen konnten, eine sehr beschränkte, und der Wunsch, sie dem katholischen Volke zugänglich zu machen, war darum sehr berechtigt. Dieser Wunsch ist nun durch die Bemühungen eines kleinen ausgewählten Kreises von Kunstfreunden mit wirksamer Unterstützung von hoher Seite erfüllt worden. Eine Anzahl der schönsten Krippenfiguren wurde aus dem Originalwerk ausgewählt und von ersten Kunstanstalten in technisch vollkommenen Farbendruck vervielfältigt. Die ersten zwei Auflagen wurden fast vollständig an die I. I. Feldtruppen und an die österreichischen Gefangenen im Feindesland versendet. Man kann sich denken, welchen Glanz von Weihnachtsfreude diese Kunstgrüße aus der Heimat in den Schützengräben und Gefangenenlagern verbreiten werden.

Nun ist aber der Druck soweit vorgeschritten, daß die „Führich-Krippe“ noch rechtzeitig vor Weihnachten in den Handel gebracht und dem katholischen Volke zugänglich gemacht werden konnte. Sie kann um den Preis von Kr. 4.— durch die Buchhandlung der „Reichspost“ bezogen werden. Die Aufstellung dürfte am besten in einer Grotte erfolgen, die aus Ruffsteinen, Schladen oder auch aus großen, weichen, in Grottenform durch Zusammenknütern gebrachten und in der vorher beschriebenen Weise mit Sand bestreuten Papppapierbogen, der Größe der Figuren entsprechend, hergestellt werden kann. Auch in einem Blochhäuschen aus stärkeren, gerindeten Baumstäben mit Strohdach sehen die Figuren sehr gut aus. Die Hirtenfiguren können außerhalb des Stalles angebracht, die Engelgruppe soll an einem Draht über dem Stall aufgehängt werden.

In den wohl festeneren Fällen, wo es an allen Mitteln oder an Zeit zur Herstellung des Krippenberges oder Stalles fehlt, greife man zu guten Modellierbögen; besonders hübsch ist die in „Leubners Künstlermodellierbögen“ enthaltene Krippe, die wohl in den meisten größeren Papierhandlungen zu haben sein dürfte oder direkt vom Verlage Gustav Weise in Stuttgart bezogen werden kann. Die Zusammenfügung solcher Modellierbögen kann jeder Schulknabe besorgen und die Aufstellung erfordert den geringsten Raum.

Möchten diese Zeilen dazu beitragen, in recht viele Familien den von der Weihnachtskrippe ausgehenden Christkinderlesegen zu tragen!

F. E.



# ung

er Zeitung.)

ummer 40, 41, 42, 43.

### Preis der Anzeigen:

Kolonialzeitung 20 J. Abendbl. 75 J.  
 Kollimon 2 J. — Abendbl. 225 J.  
 Familienanzeigen 4 L., wozu  
 10% Kriegszuschlag, Platz- und  
 Daten-Vorschritt, ohne Verbind-  
 lichkeit — Anzeigen nehmen aus-  
 Unsero Expeditionen in Frankfurt  
 a. M.: Gr. Kochenheimerstr. 24/25,  
 Schillerstr. 20, Mainz: Schillerstr. 2,  
 Berlin: Mauerstr. 16/18 Dresden:  
 Waisenhausstr. 25, München: Por-  
 tauerstr. 5, Offenbach: Bioborerstr. 14,  
 Stuttgart: Poststr. 7, Zürich: Nord-  
 strasse 62. Uns. übrige Agenten:  
 u. d. Annonc.-Exped. Pariser  
 New York: 30 Broad Street.  
 Verlag u. Druck: er Frankfurter  
 Societas-Druckerei G. m. b. H.  
 Postcheckkonto Frankfurt (Main) 6534.

## Friedliche Arbeit des Okkupationsheeres.

Von einer Fahrt durch Ob.-Ost. \*)

A. F. Eine der hervorragendsten Eigenschaften des Gebietes Ob.-Ost. war beim Einzug der deutschen Truppen die unglaublich geringe Entwicklung der Verkehrsmittel. Nichtige Straßen waren ohne Eisenbahn, ohne Chaussees, nur von primitiven Landwegen durchzogen. Im ganzen Gouvernement Kowno z. B. gab es nur eine Eisenbahn von Stomno nach Libau und insgesamt nur etwa 150 km feste Straßen. Für die Herbst- und Frühjahrsmonate, in denen die Masse alle Straßen bis auf diese wenigen unbenutzbar macht, hat der Litauer ein eigenes Wort: sie sind ihm die „Zeit der Wegelosigkeit, der Kamputija“. Hier mußte zuerst Wandel geschaffen werden. Und so sind in ganz großem Stile Eisenbahnen gebaut, feste Straßen geschaffen, feste Brücken über Flüsse gelegt worden, die bis dahin höchstens durch (für einen großen Teil des Jahres unbrauchbare) Floßbrücken überquert waren, und so fort. Das diente dem Heere, aber es diente auch in hohem Grade dem Lande, und vor allem seinem wichtigsten Betriebszweige, der Landwirtschaft, auf die sich in erster Reihe die Arbeit der deutschen Okkupationsverwaltung zu richten hatte.

Alles fehlte hier im Anfang. Es fehlten Vieh und Gespanne, weil die Russen alles Wertvolle abgetrieben hatten, (in Kurland z. B. ist der Pferdebestand nur noch ein Fünftel bis ein Sechstel des früheren, und für Schweine, Schafe, Ziegen, Geflügel gilt dasselbe); es fehlten Saatgut und Maschinen und es fehlten vor allem die Menschen. Und alles wurde, wenigstens für das Nötigste, herangeschafft. Erster Grundsatz: alles Land ist, soweit irgend möglich, zu bestellen. War der Besitzer abwesend — und in Kurland waren von 500 großen Gütern 149 und von 28 000 Bauergütern 4017 verlassener — und z. T. zerstört, im Verwaltungsbezirk Litauen 600 Großgüter mit rund 34 400 ha Fläche leer — so übernahm die Truppe das Land in eigene Bewirtschaftung. War der Besitzer anwesend, so wurde er zur Bestellung des Landes verpflichtet. Die Truppe half. Kriegsgefangene und Arbeitslose aus dem Lande selbst wurden, zum Teil durch Bildung von Arbeiterbataillonen in den Städten, zur Arbeit mit herangezogen. Saatgut, Motorspinn-, Dreschmaschinen und alles sonst Nötige wurde gestellt, Kavalleriepferde, Kolonnenpferde etc. wurden verwendet. Die landwirtschaftliche Bevölkerung erhält die ihr notwendigen Lebensmittel aus ihrem Betriebe nach festen ausreichenden Rationen zugewiesen. Alles Uebrige wird ihr unter billiger Anrechnung der mit Menschen und Material geleisteten Hilfe zu ausreichenden Preisen abgekauft und bar bezahlt, soweit die Bauern nicht, was im großen Umfange der Fall ist, statt harten Geldes andere notwendige Lebensmittel, vor allem Zucker, Salz und Tee, oder landwirtschaftliche Geräte in Tauschverlehr zu beziehen wünschen. Die Landbestellung durch die Truppen blieb nicht immer ohne Störung. Oesters, namentlich zu Anfang, kam es vor, daß mitten aus der Arbeit heraus die Truppen zu militärischer Dienstleistung abkommandiert wurden. Das trugen die Wirtschaftskleiter mit Umsicht und Humor. Und heute ist der Stand der Landwirtschaft in Ob.-Ost. so, daß eine größere Fläche Landes bestellt ist als zur Friedenszeit unter der Russenherrschaft. Die Verbesserung der Verkehrswege, unterstützt durch die Anlage von Feldbahnen, erleichtert den Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, z. B. von Heu, das vor dem Einzug der deutschen Verwaltung von russischen Gütern überhaupt nicht verkauft wurde. Und mancher polnische Großgrundbesitzer in Litauen erhält heute durch die deutsche Verwaltung einen höheren Uebersechszahl ausgezahlt als früher von seinen russischen Wirtschaftser. Was der Heimat notwendig ist, kann (wie Kunstbinger) selbstverständlich dem okkupierten Lande nicht zur Verfügung gestellt werden. Aber eine Anzahl von Zuchtbullen und Deckhengsten sind nach Litauen eingeführt, von dort den Viehbesitzern wieder zu geben. Und Ferkel, für die es es in der Heimat an Futtermittel fehlt, sind jetzt schon in ziemlichem Umfange nach Kurland gebracht worden, um dort aufgezogen zu werden. Auch Flachspinnung von Spinnfasern in erheblichem Umfange angebaut worden. Die Landwirtschaft hebt sich. Es geht vorwärts. Auch die Obstverwertung wird in um-

\*) Vergl. I. Morgenblatt vom 13. d. M., Feuilleton und I. Morgenblatt vom 14. d. M., politischer Teil.

gar die kupfernen Soustüde verschwanden aus dem Verkehr und wurden durch runde 5- und 10 Centimes-Stücke aus Pappe ersetzt. Eine Menge Kupfergeld, das nicht mehr fortgeschafft werden konnte, soll vergraben sein, ebenso zahlreiches



# Friedliche Arbeit des Okkupationsheeres.

Von einer Fahrt durch Ob.-Ost. \*)

II

**A. F.** Auch für die Wiederbelebung des Schulwesens ist vieles geschehen. Die Kriegereignisse hatten anfangs den ohnehin nicht sonderlich entwickelten Schulbetrieb völlig zum Stillstand gebracht. In seiner Wiederaufnahme fehlte anfangs alles, die Lehrkräfte, die Lehr- und Lernmittel, die Räume und selbst eine gezielte Grundlage aus russischer Zeit, auf der man hätte aufbauen können. Aber ganz von selbst fing es an mancherlei Stellen wieder an: deutsche Lehrer in der selbstgekauften Uniform machten sich, zum Teil unmittelbar an der Front, aus eigenem Antriebe daran, in ihren dienstfreien Stunden die aussichtslosen Kinder zum Unterricht um sich zu sammeln; sie wurden dann in größerer Zahl für diese Arbeit herangezogen, die ersten Schulen entstanden — und im Dezember 1915 schon erließ der Oberbefehlshaber Ost die „grundlegenden Richtlinien zur Wiederbelebung des Schulwesens“, auf denen sich dann die weitere Organisation aufbaute. Danach besteht ein allgemeiner Schulzwang vorläufig nicht, nur daß die freiwillig erfolgende Anmeldung zum regelmäßigen Weiterbesuch der Schule verpflichtet. Die Unterrichtssprache ist die Muttersprache, das Deutsche ist in allen Schulen mit möglichst vielen Stunden von der untersten bis zur obersten Stufe zu lehren, das Russische ist als Unterrichtssprache für alle Schulen verboten, doch darf es als fakultatives Lehrfach in den mittleren und höheren Schulen auftreten. Gründung oder Weiterführung, Eröffnung, Zusammenlegung und Schließung von Unterrichts- und Erziehungsanstalten jeder Art bedürfen ebenso, wie die Einführung von Lehr- und Lernmitteln der Genehmigung der Verwaltungschefs. Zur Minderung des Lehrermangels sind Lehrerausbildungskurse für einheimische Lehrer, ehemalige Studenten und Gymnasialisten, auch für Lehrerinnen mit gutem Erfolge veranstaltet worden. Das Ergebnis ist, daß über tausend Schulen bereits im Betrieb sind.

Eine ganz eigenartige Entwicklung aber hat unter der deutschen Herrschaft das Zeitungswesen genommen. Nach der Okkupation stand die Veröffentlichung von Druckschriften jeder Art natürlich im militärischen Interesse unter den schärfsten Einschränkungen und Kontrollen. Allmählich aber empfand die deutsche Verwaltung selbst das Bedürfnis, die Bevölkerung von Ob.-Ost in dieser Zeit doch auch in einen gewissen geistigen Zusammenhang mit dem Weltgeschehen zu bringen. So erscheinen jetzt unter der Presseabteilung beim Oberbefehlshaber Ost, deren Organe sieben ihr unterstellte Pressestellen sind, insgesamt 19 Zeitungen im Gebiete Ob.-Ost, von denen 7 allerdings reine Schützengrabenzeitungen sind. Von den übrigen zwölf sind sieben deutsche Lokaltzeitungen (Wilna, Mitau, Rowno, Libau, Grodno, Suwalki, Bialystok), von denen die drei letzteren mit je einer polnischen und jiddischen Beilage versehen sind, die im Auszuge Uebersetzungen des deutschen Textes geben. Die fünf anderen erscheinen unmittelbar in den fremden Sprachen des Gebietes, je eine in lettisch, litauisch, polnisch, jiddisch und weißrussisch. Eine Anzahl der deutschen Zeitungen ist durch den Oberbefehlshaber Ost gegründet und wird, ebenso wie die reinen Armeezeitungen, von militärischen Betrieben herausgegeben. Andere sind private Unternehmungen, die mit dem Oberbefehlshaber Ost in einem Vertragsverhältnis stehen. Den telegraphischen Stoff erhalten alle Zeitungen mit großer Promptheit durch die Presseabteilung. Mehrere Zeitungen erscheinen mit illustrierten Beilagen, einzelne Betriebe haben sich zu umfangreichen Druckereien mit modernsten Einrichtungen entwickelt, in denen außer den Verordnungen und amtlichen Drucksachen auch schon große, schön ausgeführte Bilderwerke, Atlanten, sowie Ansichtspostkarten und ähnliches hergestellt werden können. Nach Rowno und einigen anderen großen Städten hat die deutsche Okkupation die ersten Rotationsdruckmaschinen gebracht. Schriftsteller wie Richard Dehmel und Herbert Gulenberg, auch bekannte deutsche Zeichner arbeiten, alle im selbstgekauften Kleide, in diesen Blättern. Die Gesamtauflage der Zeitungen in Ob.-Ost beträgt schon über 150 000. Sie werden ergänzt durch die Einfuhr von Zeitungen und Zeitschriften aus dem Reich, für die eine besondere Organisation in Form der deutschen

Zeitungsvertriebsstellen (in Ob.-Ost bisher 71 Feldbuchhandlungen und 29 Bahnhofsbuchhandlungen) errichtet ist.

Die Zeitungen in Ob.-Ost erhalten sich selbst, auch andere, von der Verwaltung eingerichtete Betriebe rentieren. Im allgemeinen aber löst die Verwaltung selbstverständlich auch hier Geld, wie jede Verwaltung in jedem Lande, und diese Kosten sind von den Bewohnern des okkupierten Gebietes selbst zu tragen. Ein System von Steuererlägen wurde also notwendig, dadurch erschwert, daß für ein wirkliches System weder die Grundlage noch die Zeit vorhanden war. Ein Musterbild fortgeschrittlicher Steuerpolitik war demgemäß nicht zu schaffen. Man machte die Steuern, die man nach dem Niveau der Bevölkerung am leichtesten veranlagten und einziehen zu können hoffte, also: eine Kopfsteuer, Miet- und Mietwertsteuer, Grundsteuer und Gewerbesteuer, daneben Schnapsmonopol, Zündholzmonopol, Zigarettenmonopol und Süßstoffmonopol. Diese Monopole hatten den Vorteil, daß sie leicht eingerichtet werden konnten, weil man es neben der ohne weiteres zu monopolisierenden Einfuhr nur mit einer kleinen Zahl von einheimischen Betrieben zu tun hatte. Beim Zigarettenmonopol z. B. darf die gewerbmäßige Herstellung von Zigaretten, Feinschnitt-Tabak und Zigarettenhüllen in Ob.-Ost nur noch in zum Weiterbetriebe zugelassenen Fabriken erfolgen. Die Einfuhr erfolgt nur durch das Zigarettenamt Ob.-Ost, wohin deutsche Fabriken gegen festgesetzte Preise liefern (mit Ausnahme von Liebesgaben, Heeresgut, Bezug von Heeresangehörigen zum eigenen Gebrauch usw.). Die Zulassung zum Kleinhandel ist an die Genehmigung des Kreisbauhauptmannes gebunden, der auch den Bezug seines ganzen Kreises in die Hand nehmen kann. Händlerpreis und Kleinverkaufspreis sind festgesetzt; die Einnahme der Verwaltung besteht in einer Monopolabgabe, die die konzessionierten Fabriken, und in einem Kriegszuschlag, den die Verbraucher zu zahlen haben. So hat auf Grund des Zigarettenmonopols die Zigarettenabteilung bis jetzt rund 1 200 000 Mk. Abgaben gezahlt, die zweite Abteilung des Monopols, die die „Machorka“, den unglücklich primitiven Pfeifentobak der unbemittelten Bevölkerung des Gebietes, unter sich hat, bereits 1 700 000 Mk. Am schwersten war wohl die Neuordnung des Finanzwesens in den Städten, die schon durch die russischen Einquartierungen schwer gelitten hatten, und nun die Lasten für Quartiere, Sanierung, Wiederinstandsetzung sowie die großen Armenlasten usw. tragen mußten. Die Städte erheben Zuschläge zu den wichtigsten direkten Ob.-Ost-Steuern. Sie erheben für sich auch Kinosteuern und dergleichen. Zu einem großen Teile aber müssen sie sich auf die Zwischen-Gewinne stützen, die sie bei der Verteilung der Lebensmittel durch entsprechende Preisbemessungen machen, ein Mittel, das dann durch reichliche Ausgabe von Armenbrotkarten, Armenkartoffelkarten usw. zu Gunsten der unbemittelten Bevölkerung erwidert wird. Allmählich wird auf diese Weise wenigstens Ordnung geschaffen. Die Stadt Grodno z. B., deren Verwaltung in der letzten Russenzeit schon zu verzweifeltsten Bankrottierermethoden gegriffen hatte, ist jetzt so weit, daß sie eine feste Anleihe von 250 000 Mk. zu 7 Proz. ausgeben kann, wobei man versuchen wird, durch Ausgabe von Schuldverschreibungen auf den Inhaber auch verfestetes Kapital aus der Einwohnerschaft selbst zum Nutzen der Stadt herauszuloden. Im ganzen ist jedenfalls das Ziel der deutschen Verwaltung erreicht. Das Land trägt die gesamten Kosten der Verwaltung, einschließlich der Gehälter und Löhne. Das Reich zahlt keinen Pfennig nach Ob.-Ost.

Als letztes blieb dann noch die Regelung des Geldumlaufs: Sie ist durch eine Verordnung des Oberbefehlshabers Ost vom 17. April d. Jz. „betreffend Errichtung einer Darlehnsklasse“ in die Wege geleitet. Eine sehr unerwünschte Entwicklung war hier abzustellen. Russische Zahlungsmittel waren beim Einzug unserer Truppen im Lande nur ungenügen vorhanden, sie waren zu einem Teil auch versteckt und vergraben, der russische Rubel wurde zu einem beliebten Spekulationsobjekt, was zur Folge hatte, daß sein Kurs erheblich über seinen internationalen Stand hinaus getrieben wurde. Dabei wurde der Abfluß deutschen Geldes nach Ob.-Ost immer größer, obwohl namentlich die Landbevölkerung, die seine Schriftzeichen nicht lesen konnte und mit der Umrechnung Schwierigkeiten hatte, sich nicht recht damit zu besreunden vermochte; man schätzt jetzt diesen Umlauf bereits auf etwa 800 Millionen Mk., die natürlich eine schwere Belastung der Reichsbank und ihres Goldbestandes darstellen. Und zu diesen beiden Uebelständen kam nun ein erhebliches Kreditbedürfnis der Städte: wollte man das bedenkliche Mittel der Ausgabe von fiktivem Banknoten

rechtigter Kreditbedürfnisse, der Regulierung des Rubelkurses und der Befriedigung des Bedarfes nach Rubelgeld, endlich der Verminderung des Umlaufes an deutschem Gelde soll nun die Darlehnsklasse Ost dienen, die unter Aufsicht des Oberbefehlshabers Ost im Anschluß an die Posener Ostbank für Handel und Gewerbe errichtet wurde. Sie gewährt gegen Sicherheitsleistung, Darlehen in Rubelwährung und gibt dafür Darlehnsklassenscheine von 50 Kopelen bis 100 Rubel aus, deren spätere Einlösung in Rubelwährung die Bank gewährleistet und die von allen Privatpersonen in Zahlung genommen werden müssen, wobei ein Zwangskurs von 1 Rubel gleich 1,90 Mark festgesetzt ist. Die Darlehnsklassenscheine tragen deutschen, polnischen, lettischen und litauischen Text. Heer und Verwaltung sollen, soweit irgend möglich, alle freiwillig zu leistenden Zahlungen, also z. B. für die Ernte an die Landbevölkerung, in diesen neuen Ob.-Ost-Rubeln zahlen. Der Gesamtumlauf der Darlehnsklassenscheine ist einstweilen auf 100 Millionen Rubel festgesetzt. Seit Mitte August sind 2 1/2 Millionen Rubel davon ausgegeben; von den bei der Rownoer Ostbank-Filiale gezeichneten rund 600 000 Mk. Kriegsanleihe wurde bereits ein nicht unerheblicher Teil in Darlehnsklassenscheinen bezahlt. Ein Anfang zur Erziehung des großen deutschen Geldumlaufes in Ob.-Ost ist also gemacht, wenngleich der bisherige Umlauf des neuen Geldes noch in einem sehr beachtlichen Verhältnis zu dem bedauerlich großen Umlauf des deutschen Geldes steht. Es ist zu hoffen, daß durch zielbewußte Verwendung des neuen Geldes bei allen Stellen in Heer und Verwaltung diese Erziehung allmählich in immer schnellerem Temp. fortschreitet.

Das sind einige Bilder aus der friedlichen Arbeit des Okkupationsheeres, das als Herr in dem weiten Gebiet von Ob.-Ost jetzt schaltet und waltet. Wie die einheimische Bevölkerung selbst darüber urteilt, vermag ich nicht zu berichten: die Eile der Fahrt gestattete keine Einblicke in die Seele der Regierten. Aber die Richtung der Verwaltungsarbeit ergibt sich aus dem, was geschah und geschieht. Das Land dient dem Sieger; aber er nutzt es nicht durch Ausrauben, nicht durch Niederteigen, nicht durch Verelenden, sondern indem er es fördert, indem er es ordnet, indem er die Kräfte des Landes belebt und unter seiner Leitung zusammenfaßt. „Streng, aber gerecht.“ Was selbst unter solcher Verwaltung der Krieg und der Durchmarsch der Heere und die Okkupation für ein Land bedeuten, mag man aus dem Geschilderten entnehmen. Und mancher brave Mitbürger männlichen oder weiblichen Geschlechts in Deutschland, der noch immer nicht genau weiß oder schon wieder vergessen hat, was eigentlich Krieg ist, kann daran vielleicht doch endlich begreifen, wie Unermessliches es bedeutet, daß wir den Krieg in Feindesland führen und daß die deutsche Heimat von fremder Okkupation verschont geblieben ist, während einer feindlichen Besetzung, die mit Land und Vermögen und Menschen in Deutschland wohl ganz anders verfahren wäre als die deutsche Verwaltung im okkupierten Gebiet.

\*) Vergl. 1. Morgenblatt vom 13. d. M. Feuilleton, 1. Morgenblatt vom 14. d. M. und 1. Morgenblatt vom 20. d. M. politischer Teil.

# Zwei Völker in Kampf und Arbeit.

Von R. H. Lange (Frankfurt).

Um den Bestand und die Erhaltung des **S a b s u r g e r** Reiches ist der Weltkrieg entbrannt, dessen Ende die Völker herbeisehnen, die sarmatische Eroberungsgier des vom Großen wahn tollgewordenen Moskowiters aber nicht auslassen will, weil es die Abrechnung und das Gericht hinauschieben möchte. Es wird ihm nichts helfen und keines der Ziele, die es sich gesteckt hat, wird erreicht werden. Weder wird der Schild Olegs über der zugemanerten goldenen Horde von **S a n g a** wieder aufgestellt werden, noch wird an die Stelle jenes andern Doppeladlers setzen, der seit Friedrich III. das Wappenzeichen des Deutschen Reiches war. Jetzt überherrscht er als Kaiser der das alte Staatsgebilde an der mittleren Donau, zu dem vor nunmehr 1125 Jahren der erste Kaiser des neu aufgerichteten westeuropäischen Imperiums den Grundstein legte.

Gegen den Ansturm der Avaren sollte die an das Herzogtum Bayern angelehnte **D i s t a r k** ein Bollwerk des Reiches sein. Sie war es, und seit jenen fernem Tagen hat das **D e u t s c h u m** nicht mehr aufgehört, kämpfend und bauend in jenen Gebieten sich zu behaupten. Auch das halbe Jahrhundert, in dem die **U n g a r n** sich durch die Dürre hinhin durch bis in das Herz Deutschlands ergossen, hat zwar den Deutschen schwere Verluste gebracht, aber die reichliche Schöpfung des großen Frankens nicht ausgelöscht, und seit die Badenberger Markgrafen von den Sachsenstammern mit der Hut der Reichsgrenze in Südböden betraut wurden, ist die große Woge deutscher Lebensgestaltung jahrbundertlang unauflöslich nach Osten gesteuert, weit über die Letzta hinaus nach Ungarn, nach Siebenbürgen in die Täler der Karpaten und über deren Ränne hinweg in die Moldau und die Wallachei. Wenn wir vor einigen Wochen von dem heikumschrittenen **C a m p o l u n g** lasen, so haben wenige von uns gewußt, daß dieser Name erst die rumänische Ueberlegung aus dem deutschen Längene (Langenau) ist, und es siebenbürgische Sachen gewelen sind, die hier schon im vierzehnten Jahrhundert den Ort gründeten und ihm den Namen gaben.

In dem gleichen Kreise, der wie ein Erdbeben die alte, unter dem Schutze der geschichtlichen Entwicklung begrabene Frage wieder freilegt hat, ob Deutschlands älteste Kolonien am Baltischen Meere darunter verkrüppelt werden oder der dem Menschheitskreise wieder zurückgegeben werden sollen, der sie sozusagen erdachte und ihnen seine Gestaltung brachte, sind auch jene fernsten Gebiete deutscher Kolonisation wieder unversehr zusammengeführt. Und es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen. Derselbe teutonische Orden, zum Teil sogar dieselben Personen, die in dem äußersten Winkel des

neuen, so mußte eine andere Kreditquelle geschaffen werden. Den drei danach entstehenden Aufgaben, der Erfüllung be-

Karpathenvolles das schwarze Kreuz im weißen Felde aufgerichtet hatte, pflanzte kurz nachher dasselbe Wahnzeichen an die Vernichtungsfronten Preußens. Dort im Südosten durch das mischraische Dogmenschreiten eines für seine Königsmacht beizugung ungarischen Königs gehemmt, wandten sich die Ordensritter hinweg und das Deutschthum blieb auf dem Königshoden der sieben Burgen und im Burgentum ein kleines, rings von walachisch-magyarischem Meer umbrabertes Eiland, während oben im Nordosten der stängende deutsche Ordensstaat erwuchs, der eine Sorge Polens wurde und seine Grenzen gegen die Russen bis an den Peipussee vorschob. Als dann die gewaltige deutsche **K r i e g s** züchtete, erwuchs aus ihm das schwarzweiße Kontinental, das seinen Schalten über ganz Deutschland warf. Das neue Deutschland hat sich unter ihm gesammelt und sendet heute wieder seine Heere in jenen Südböden, der einst auch ein deutscher Vorposten war, nicht um eine neue deutsche Kolonie dort zu gründen, sondern um Deutschland und dem Deutschen, aber auch den Ungarn im Süden und den Polen im Norden, die einst den Deutschen riefen und dann seine Wälder verbunden haben, zu helfen — in einem viel größeren und weiter greifenden Sinne zu helfen, als es jene tapferen und weit ausschauenden Brüder vom deutschen Hause konnten.

Sind das nun alles Zufälle? Es gibt in der That die keine Zufälle, und die Ereignisse dieses ungeheuren Krieges sind das letzte Glied der langen Entwicklungskette des deutschen Volkes. Daß alle jene räumlich getrennten Gebiete wieder in einen engen Zusammenhang gestellt sind, zeigt uns, wie wir gewachsen sind, und macht uns die Ueberzeugung, daß Deutschlands Sieg eine Forderung der geschichtlichen Gerechtigkeit und der über den Sternen waltenden Weltvernunft ist, zur Gewißheit. Es ist auch kein Zufall, daß es zwei deutsche Pflanzstaaten waren, Kolonien, Vorposten, Märkte, aus denen die beiden heute eng verbundenen Kaiserreiche entsprungen sind. Von ihnen sagt Heinrich Freyhing, es sei ein Ueberdruß an Kraft gewesen, daß aus dem Schöße des deutschen Volkes zwei Großmächte entspränden, die beide der Stolz der Nation gewesen seien, deren Partikularismus aber das Gemmis einer alle Stämme umschließenden Einigung gewesen sei. Diefern Gedankengange wird es entsprechen, wenn man die schmerzliche Trennung Deutschlands von Deutschland so ansieht, als habe die überquellende Kraft das enge Land eines einzigen Reichskörpers sprengen müssen. Ein Glück für das deutsche Volk aber ist es dann doch wieder, daß trotz der Trennung große Reiche so eng bei einander geblieben sind, um in der größten Gefahr die je dem Deutschthum droht hat, in einer gemeinsamen Schlachtreihe den übermächtigen Feinden gegenüberzutreten zu können. Haben uns nun auch die Ereignisse der letzten zwei Jahre wieder gezeigt, wie fest die beiden aus derselben Wurzel er-

anzwollteregiments. In der östlichen Palastet emwickeln sich die Operationen plangemäß.

wachsenden Staatsgebilde Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu einander gehören, so ist doch richtig, daß die russische Truppen, die seit einem halben Jahrhundert besteht, diesseitig der Grenze das Gedächtnis an die gemeinsame Geschichte nicht ausgelöscht, aber doch etwas verbunzelt hat. Wir haben uns ein wenig davon genöhnt, die zwölf Millionen Deutschen, die in den beiden Staaten des Doppelreiches nicht nur leben, sondern einen wichtigen Bestandteil und wenigstens in Oesterreich den eigentlichen Kern des Reiches bilden, als eine Art vorwerner Brüder anzusehen. Was die **R u s s e n** O e s t e r r e i c h - U n g a r n geleistet haben und leisten, sahen wir in dem neuen Reiche der streifen Buch, der hängigen, nimmer ruhenden Arbeit, zu der sich vor dem Kriege auch ein ebenbürtiges Oesterreich gestellt, bisweilen mit zwei dümmerhaftem Wohlwollen statt mit gerechter Zurückung an. Es steht uns, wie schon Kaumann in seinem Buche über „Mitteluropa“ betont hat, vielfach an der Kenntnis der Menschen und Dinge in den Ländern zwischen Wälderwald und Karpaten. So ist es ein wirklich dertemäpkes Wert, das Adam Müller-Guttenbrunn unter dem Titel „**R u s s e n** und **M e s s a l l e** **d e u t s c h e** **A r b e i t** in der österröich-ungarischen Monarchie“ vor kurzem herausgegeben hat. Der Plan zu diesem Buche, das die Leistungen des österröichischen Deutschthums dem deutschen Volke wieder zum Bewußtsein bringen soll, ist schon vor dem Kriege gefaßt worden. Nun ist es eine Art „Kriegsbuch“ geworden, aber ein solches, das seinen Wert unabhängig vom Kriege und über den Krieg hinaus behalten wird.

Der Herausgeber hat zusammen mit einer Reihe von namhaften Gelehrten und Schriftstellern in dreihundertzig Verhandlungen ein Bild dessen vor uns entrollt, was der wärdere deutsche Stamm, der, wie Damerling sagt, „norisch Eisen hämmert“ und „sein Thunelitus“ ist, in mehr als einem Jahrtausend mit Schwert und Pfug, mit Hammer und Axtschiffheit, mit Weisheit und Pinself, mit Fiedel und Feder gekämpft, gebaut, geübt, gelungen, gebrochen, gelacht und gestitten hat. Diese Deutschen, die hinausgezogen sind, an der Donau hinunter in die weiten Lande zu beiden Seiten des Russes, über die böhmischen Randberge in das alte Markomanenland die böhmischen Randberge in das alte Markomanenland Bojensheim, die Täler der Alpen hinauf, in die polnischen Gebiete am Nordabhange der Karpaten, in die ferne Bukowina am Rande des Orientis und nicht zuletzt in die ungarischen Ebenen und die ungarischen Gebirge, sie nahmen ihre deutsche Art in Leben, Denken in Kunstformen mit und wenn sie hinauswanderten, um sich selbst eine neue Heimat zu suchen, so

*R u s s e n* *d e u t s c h e* *A r b e i t* in der österröich-ungarischen Monarchie. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Mit 22 Karten in vierfarbiger Druck und 600 Abbildungen im Text. 624 S. Geb. N. 80. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin 1916.

tänischen See den Sübflamen, die seit unvorstellbar gegenüberliegende Küste hinaufziehen, das wirtschaftliche Leben gönnen. Belägen Einbrud es bei den Ueberresten des ferst-

kam das, was sie schufen, doch dem großen Mutterlande zu gute und wird ihm vielleicht erst recht noch wohlthun, wenn noch diesem Kriege der Vierbund, der den Ansturm der halben Welt abgewehrt hat, eine große Erlöse von Mitteleuropa nach den allen vorberähtlichen Kräftekräften der Menschheitsgeschichte schließt. Das Buch trifft wohl das Richtige, wenn es ausspricht, daß zwar die Deutschen Oesterreichs nicht „gewissermaßen eine im Orient marktgängige Form deutscher Kultur prägen“ sollen, daß aber die besondere Prägung des österröichischen Deutschthums wohl derselben sein möge, „den Völkern die sich unserem Kulturkreise angeschlossen, den Uebergang in neue und ihnen ungewohnte Formen zu erleichtern.“

Jede Seite des mit warmer Hingebung für den Gegenstand geschriebenen, reich und vorzüglich ausgestatteten Werkes zeigt uns, wie deutsch das österröichische und ungarische deutsche Deutschthum ist und wieviel es zu dem großen Bau deutschen Lebens beigetragen hat. Wien, Prag, Innsbruck, Graz, Hermannstadt, Ofen, Kralau, Bemberg und umgähre, andere Stätten dieses weiten Reiches sind Dentmale deutscher Schöpfung, deutscher Bürgerlichkeit und Tapferkeit, die über diese Schanzplätze geschritten sind, waren warmblütige deutsche Menschen und nicht bloß die Helden der Sage, die mit dem Markgrafen Kätzbiger nach Heunland führen, waren Helden. Noch mehr, es andere Kapitel ließ sich wie ein Heldentum, und mit begreifen, daß die heutigen Nachfahren stolz sind auf diese Bergengänge. Es ist auch ganz verständlich, wenn die deutsche Völkergie von Richard von Kralil zum Teil in derselben Weise aus dem österröichischen Geschichtswinkel beurteilt wird, wie sie etwa in der Geschichte und Epbel aus dem preussischen an sehen. Warum sollte nicht ein österröichischer Historiker die Habsburger, die Kirchenhaltung, die Gegenreformation der Herbitande, die schlesischen Kriege und noch manches andere anders ansehen, als es preussische Geschichtsschreiber darzustellen ließen? Wer wollte ihm vollends verargen, wenn er an Josef II., dem auch ein nicht österröichischer Deutscher seine Sympathie nicht versagt, nur die österröichische Deutscher seine Lom mit der Geschichte zu haben, weil sie nun einmal so und nicht anders vertausen ist. So sehr manches von seinen Argumenten, beispielsweise über Schiller, einleuchtet: es ist doch einmal nicht möglich, die Gegenprobe zu machen, und es ist auch fruchtlos, mit „Beim“, „Dritte“ und „Wäre“ gegen Tatsachen zu streiten.

Über das heutige Deutsch-Oesterreich hat recht, wenn es auch für die Gegenwart nicht gesonnen ist und es nicht nötig zu haben glaubt, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Belegt auch das letzte Kapitel, „Die Deutschen der Donaumonarchie im Weltkrieg“, fast ausschließlich militärische Leistungen

## Neues Wiener Tag

auge der Behörde. Man darf nicht glauben, daß die Polizei und das Militärkommando diese Tatsache nicht zur Genüge kennen und danach nicht schon gehandelt haben. Die Möglichkeit der Verurteilung, wie es gewöhnlich heißt, „schreienden Unrecht zu steuern“ ist also unbestreitbar. Warum „steuern“ die Behörden aber nicht? Einfach: weil nichts zu steuern ist. Es verkehrt in Wien kein einziges Auto zu Unrecht. Und nun die Erklärung, denn eine solche ist man auch dieser Behauptung wohl schuldig.

Die Autos, die am meisten Neid erregen, sind große, schöne, luxuriöse Wagen mit tadellosen, gewöhnlich neuen Pneumatik, in denen elegant gekleidete Damen sitzen, die mit Vorliebe zur Zeit des größten Verkehrs in den Straßen der Stadt erscheinen und bald hier und bald dort halten, sei es vor einem großen Kaufhaus oder einem beliebigen Zudehbäder. Das sind aber gerade jene Wagen, gegen die gar nichts einzuwenden ist, denn sie sind Eigentum der beim Wiener Hofe akkreditierten Botschaften und Gesandtschaften der neutralen Staaten; die Besitzer genießen die Rechte der Exterritorialität, das heißt, sie unterstehen nicht den Gesetzen unsres Landes, sondern jenes Landes, das sie bei uns vertreten. Die Botschafter und die Gesandten der neutralen Staaten haben ein Recht darauf, bei uns Auto zu fahren, als ob sie im eigenen Lande wären, und sie haben ein Recht, von ihren Automobilen jeden beliebigen Gebrauch zu machen. Das ist doch selbstverständlich. Die Zahl dieser nicht unserm Gesetze unterstehenden Wagen ist nicht gering, sie beträgt etwa fünfzig. Da Botschafter und Gesandte gewöhnlich in der Gesellschaft verkehren, so bemerken sie ihre Automobile häufig, und es kann einem leicht passieren, daß man so ein Botschafterautomobil an einem und demselben Tage drei- oder viermal ja sogar noch öfter sieht. Diese fünfzig „exterritorialen Automobile“ sind also, nach dem Eindruck beurteilt, nicht 50, sondern 150 bis 200. Denn da man sich ein Automobil doch nicht so genau merkt, glaubt man immer wieder ein neues Automobil vor sich zu haben. Wenn man von dieser Tatsache einmal unterrichtet ist, wird man den starken Privat-Automobilverkehr in Wien schon mit ganz andern Augen betrachten.

Die nächste Kategorie von Automobilen, die in Wien verkehrt, sind Kriegsdienstuntaugliche Privatwagen. Mit den Automobilen ist es ähnlich wie mit den Menschen: Nicht alle sind felddiensttauglich, ja viele sogar nicht einmal garnisonsdiensttauglich. Es gibt Automobile, die zu klein und zu schwach sind, und solche, die bei der „Stellung“ vor dem kritischen Blick der Kommission nicht bestanden haben, weil sie eben wegen innerer Mängel untauglich sind. Es fehlt ihnen hier und da: im Motor, im Getriebe, vielleicht ist gar schon „allgemeiner Marasmus“ vorhanden. Für das Militär taugen diese Fahrzeuge nicht. Sie reichen gerade noch aus für den Verkehr in der Stadt oder für sonstige kürzere Fahrten, bei denen man nötigenfalls auch einen Aufenthalt infolge einer Reparatur wagen kann und bei welchen auch nichts daran liegt, wenn das betriebsunfähige Fahrzeug abgeschleppt wird. Daß solche Automobile im Felde für das Kommando eher zu einer Last als zu einem Vorteil werden, ist selbstverständlich.

Andere sehr schöne, stattliche Wagen sind solche irgendeiner ausländischen Marke, von der nur einige Wagen ins Land gekommen sind. Für solche Fahrzeuge mangelt es selbstverständlich an Ersatzbestandteilen; bricht dann draußen im Felde ein Fahrrad, muß ein Ventil ausgewechselt werden oder ist eine Welle schlecht, so hat man keinen Ersatz zur Hand, und das Herstellen eines passenden Fahrrad, eines passenden Ventils oder einer passenden Welle führt den übrigen Werkstättenbetrieb so, daß es besser ist, auf einen solchen ungewöhnlichen Wagen zu verzichten, besonders da man ja andre im Lande hat, bei welchen die Ersatzbestandteile in Serien vorhanden sind. Auch das ist eine Kriegserfahrung. Anfanglich wurden tatsächlich auch solche einzelne ausländische Wagen genommen, die dann zur Verlegenheit Veranlassung gaben.

Was sonst noch in Wien an Automobilen verkehrt, sind Militärautos, Lohnfuhrerle oder einige wenige Automobile von Heereslieferanten, die ihre Wagen nur zu dienstlichen Zwecken verwenden dürfen.

Es bleibt aber, sofern man von den Autos der neutralen Botschafter und Gesandten absteht, immer noch das Rätsel der Vereisung. Die Pneumatik sind ja beschlagnahmt und neue werden für Privatwende welcher Art immer nicht mehr gemacht. Woher stammen also die Vereisungen? Nun, der größte Teil der in Wien verkehrenden Automobile läuft auf Ersatzreifen. Den Lohnwagenunternehmern wurde die Frist, bis zu der sie die vorhandenen Pneumatik beschaffen dürfen, weitesthin erstreckt, aber ihre Bestände sind nahezu aufgebraucht, und auch die Militärs fahren schon zum großen Teil auf Ersatzreifen. Fast der gesamte Privatautomobilverkehr wickelt sich auf

## Warum sieht man noch so viele Autos in Wien?

Wien hat gegenwärtig zu wenig und zu viel Autos. Zu wenig sind es, wenn man — um ein Beispiel zu nennen — nur 15 Minuten Zeit hat, um einen Südbahnzug zu erreichen, und eine halbe Stunde bei der Opernkreuzung auf einen Autotaxi warten muß; zu viel sind es für jene, die der blaße Neid erfaßt, wenn sie ein Privatauto mit neuen Pneumatik vor den eleganten Konditoreien in der Stadt stehen oder zum Rennen fahren sehen.

Das scheint nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Diejenigen, die ihre Automobile und ihre Gummireifen auf Grund des Kriegseisengesetzes hergestellt haben, zählen nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden; der an das Auto gewöhnte Konsument benötigt heute ebenso die Straßenbahn wie der Arbeiter. Selbst die Lohnwagen, deren öffentliche Notwendigkeit doch niemand bestreiten wird, fahren nicht mehr auf erschütterungsreichen Pneumatik, sondern auf, ach, so erschütterungsreichen und klappernden Ersatzreifen.

Und trotzdem, man sieht noch so viele Autos in Wien. Klug knüpft man daran allerlei Gedanken von Protektion, bei welchen an keiner Stelle, die in Frage kommt, ein gutes Haar gelassen wird. Wenn diejenigen, die „so schnell fertig mit dem Bort“ sind, ein wenig nachdenken wollten, müßten sie sich doch sagen, daß da irgend ein sehr triftiger Grund vorhanden ist, der zwar nicht offen zutage liegt, dessen Stichhaltigkeit aber unbestreitbar sein muß. Mit den Automobilen ist es eben nicht wie leider mit den Fett- und Mehlvorräten, die man — einem Gerichte zufolge — vor Späherbliden verborgen halten kann. Das Auto muß, wenn man etwas davon haben will, hinaus, und es ist einfach nicht zu übersehen. Wer also fährt, muß wohl eine unbestreitbare Berechtigung haben, denn sonst würde er nach der ersten Ausfahrt mit den Behörden in unangenehme Berührung kommen. Die Ueberwachung ist ja leicht. Wenn man nur drei oder vier Stellen der Stadt mit Posten besetzt — sagen wir die Opernkreuzung, den Kai, das Schottentor und die Mariahilferstraße — so kann man sicher sein, daß jedes unberechtigterweise benutzte Fahrzeug unbedingt zur Anzeige gelangt. Denn einen dieser Punkte berührt jedes Auto im Verlauf einer Ausfahrt. Kontrolliert man überdies die die Grenze Wiens überschreitenden Autos und sieht man sich die Fahrzeuge vor den Theatern oder beim Rennen an, so entgeht kein in Wien benutztes Auto dem Späher-

[Optiker Carl Müller.] Die Brillen und Zwicker dieser Firma sind seit siebzig Jahren schon berühmt. Eines der ältesten Wiener Geschäfte. Die augenärztliche Ordination zugleich beim Optiker ist seine Einführung. Es gibt heute verschiedene gute Gläser. Wer aber mehr für seine Augen anwenden will, dem sind die Punktagläser (Reiß) zu empfehlen, derjenige, welcher ein Glas für die Nähe und Ferne braucht, verwende die sogenannten Bifocalgläser. Die Adresse vom Optiker Carl Müller ist: Wien, 6. Bezirk, Mariaböserstraße 14, Casa piccola.

[In der Lebensmittelabteilung der A. Gerngroß Aktiengesellschaft] findet der Verkauf von Primaschafffleisch bis auf weiteres zu folgenden Preisen statt: Brust 4 K. 90 S., Schulter und Rücken 5 K. 40 S. und Schlegel 5 K. 90 S. per Kilogramm.

[Seifenfabrikanten und Händler!] Unter diesem Schlagworte veröffentlicht die Redaktion des Fachorganes „Die Seife“, Wien, 6. Bezirk, Amerlingstraße 19, in unserer heutigen Nummer einen Aufruf, worin das Komitee zur Gründung des Verbandes österreichischer Seifenfabrikanten und Händler alle Seifenfabrikanten und Branchegenossen auffordert, Sonntag den 7. Januar 1917, präzis 9 Uhr vormittags, im Sitzungssaale der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer zur konstituierenden Versammlung bestimmt zu erscheinen.

[Die Herzen schlagen höher.] Je näher der heilige Abend rückt, und die Frage: „Was werde ich von meinen Lieben zu Weihnachten geschenkt erhalten?“ erregt überall fieberhafte Spannung. Schuhe waren noch stets ein mit großer Freude aufgenommener Geschenkeartikel und besonders Samthaarschuhe und Lederstiefel eignen sich hierfür in ganz besonderem Maße. Die bekannte Firma Del. A. bringt in allen ihren Verkaufshäusern, die auch heute Sonntag von 9 bis 5 Uhr nachmittags geöffnet sind, große Auswahl in diesen Schuhen und damit dürfte manchem die Wahl seiner Geschenke erleichtert werden.

[Wichtige Mitteilung für zeitlich ergraute Herren und Damen.] Von dem bestbekannten k. u. k. Hof- und erbköniglichen Kammerfriseur F. Janik, 1. Bezirk, Freisingergasse 1, ist das langjährig bewährte Haarfarbmittel „Ariump“ erfunden worden. Es färbt nur Naturfarben: Blond, Braun und Schwarz. Behrdrölich untersucht und laut Urteil gänzlich unschädlich.

[Für unsere Hausfrauen] bietet sich Gelegenheit zur Selbstverproviantierung durch Einlegen und Konservierung von Fleisch, Fisch, Gemüse, Obst usw. in Gläsern, welche die bekannte Firma S. Althorn & Buder, Wien, 7. Bezirk, Neubaugasse 31, vertreibt. Abbildungen siehe im ganzseitigen Inserat auf Seite 46.

### Zurück zur Einfachheit!

#### Wiener Damen über die Lebensweise nach dem Kriege.

Der große Krieg, der scheinbar alles Internationale, alles Weltbürgerliche in Stücke reißt, hat doch auch Gemeinsames geschaffen. Die ganze Welt fast wird heute von denselben Sorgen gequält, das Leid, das die Völker erschüttert, ist geteiltes Leid, und auch die Gespenster der Zukunft haben bei den Zentralmächten wie bei den Ländern des Neuverbandes dieselben Silhouetten.

So geht auch durch jedes kriegführende Land der Ruf nach einer Vereinfachung des Lebens, einer Rückkehr zur schlichteren Art, nach Sparsamkeit. Alle Menschen sind darin einig, daß man nach dem Kriege nicht so üppig, leichtsin, sorglos wird leben können wie vor dem Kriege, und der Staat als Gesamtheit wie jeder Einzelne wird dazu beitragen müssen, durch zielbewusste, planvolle Sparsamkeit die finanzielle Wiederaufrichtung der Gesamtheit zu ermöglichen.

„Zurück zur Einfachheit!“ wird das gemeinsame Lösungswort aller Länder sein, und es ist klar, daß den Frauen, die überall so unendlich viel für ihr Vaterland getan haben, auch beim Abbau der Kriegsfolgen eine gewichtige Rolle zukommen wird. Wir haben uns an eine Reihe von Wiener Frauen mit der Frage gewendet, wie sie sich den Weg zur Einfachheit zurück vorstellen, und aus ihren Antworten geht deutlich hervor, daß auch diese wichtige Angelegenheit bei ihnen auf tiefstes Verständnis stößt.

#### Sorgen nach dem Kriege.

Von Elvira Gräfin Werba geborne Prinzessin in Bayern.

Sicher wird eine unmittelbare Folge des Krieges die Vereinfachung der Lebensweise sein müssen. Ob diese Rückkehr zur Einfachheit eine langandauernde sein wird, das möchte ich allerdings sehr bezweifeln. Die Menschen sind und bleiben schließlich immer gleich, und nur, wo der eiserne Zwang eintritt, beugen sie sich und geben nach.

Unsere Lebensbedingungen sind im Laufe der letzten Generation immer bessere geworden, die Möglichkeiten, uns Luxus und Bequemlichkeit zu schaffen, waren schier unbegrenzt, wir sind schließlich in eine Lebensauffassung hineingeraten, nach der auf das einzelne Individuum jede Rücksicht genommen wurde, und auch der Kleinbürger und Arbeiter konnten sich Behaglichkeiten leisten, wie sie vor einem Jahrhundert nicht einmal den Hocharistokraten und Reichsten zur Verfügung standen. Nicht aus Geldmangel, sondern weil all die neuen Erfindungen noch nicht gemacht waren, die die Bequemlichkeit vermitteln, und demgemäß auch die Ansprüche auf Wohlleben viel kleinere waren.

Das ist ja nun eigentlich durch den Krieg nicht viel anders geworden, im Gegenteil, es wurden neue Erfindungen gemacht, die jetzt nur der Armee zugute kommen, später Allgemeinbesitz sein und das Schicksal dazu beitragen werden, das Leben noch leichter und müheloser zu gestalten. Trotzdem aber wird der Weg zur Einfachheit zurückbesritten werden müssen. Aus ökonomischen und aus ethischen Gründen wird der übertriebene Kleiderluxus eingedämmt werden, viele Dinge, die wir vor dem Kriege hatten, werden uns auch nach Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen lange nicht zu Gebote stehen, der Wiederaufbau des Staatsgebäudes, der Finanzwirtschaft, zerstörter Ortschaften und verwüsteter Gesundheit wird

Wie überall

Der Christbaum und die Ente.

Von F. St. Gunther.

Obwohl die Amtsperson, die in der kleinen Westbahnhaltstelle jenseits Neulengbach sämtliche bahnmännlichen Geschäfte, vom Lampenputzen und Schrankenbedienen, vom Päckeltragen und Fahrkartenabstammeln bis hinauf zu den obersten Funktionen des Stationschefs, allein und selbständig vollzieht, obwohl also besagte wichtige Persönlichkeit schon zum siebentennmal der ungeduldrigen Schar von Sonntagsausflüglern lungedat hat, der Abendzug nach Wien habe eine halbkindliche Verspätung, so wird deren Heimreiseleiter doch um keinen Grad geringer.

„Ganz nach vorn kommt's,“ raunt ein sorgenvoller Familienvater, der unter der Last eines prallgepumpten Nudelsacks schwer zusammenbricht, seinen kostbaren Vielfacher dreier Sprößlinge zu. „Ganz nach vorn gengan m'r, da is am meisten Platz!“

Der weise, leise Rat wird von soundso vielen mitgaulischen Ohren erlauscht, und sogliche schleichen sich Dubende, die auch im Auge „Platz“ finden wollen, der vierköpfigen Familie auf ihrem Marische nach Osten an.

„Holat's mir, denn gengan so weit wie mögk' hintri!“ kommandiert dagegen ein Burschen mit einem schwappenden „Millampel“ in jeder Hand sein Gefolge von alsichaltrigen Wuben. „Dint is's bestimmt leert!“

Und sie laufen, das durch die Dunkelheit des Dezemberabends schimmernde Gleis entlang fast einen Viertelkilometer in westlicher Richtung, beiseite von zahlreichen Männern und Frauen, die ihre reiferen Jahre nicht hindern, sich einmal von einem Ringelring führen zu lassen.

Die halbe Stunde Wartezeit und noch einiges darüber verstreicht, und endlich wird das Rollen des Wagens von St. Völten her vernommen, und bald darauf bracht er stöhnend um die Kurve und macht knirschend Halt.

„Rückwärts! Rückwärts!“ ruft vom Trittbrett des ersten Personenzuges die Saxifragin herab. „Vorn is alles voll!“

Der Mann mit der roten Laterne aber, der den Endteil des langen Zuges verteidigt, such den Sturmangriff der „hinten“ Wartenden mit den treuberechtigten Worten abzuschlagen: „Bitte, nach vorn, bitte! Dort is nicht so voll!“

Die Folge dieser klugen tollischen Manöver ist natürlich, daß nach otemlosen Gerenne in beiden entgegengesetzten Richtungen „Bordere“ und „Hintere“ ungefähr in der Mitte des Zuges aufeinanderwachsen. Und da man sie überdies eindringlich zur Eile mahnt, so müssen die unangenehm überraschten Ankömmlinge der zwei oder drei mittelsten Wagen den gesamten Zuwachs an Passagieren bei sich aufnehmen...

Als letzte zwängt sich in ein rauchiges Abteil dritter Klasse eine ärmtlich gekleidete, schlichtere Frauensperson, deren Reisegedul durch seinen Umfang und seine sonderbare Form selbst in dieser an umfangreichen und seltsam ausgestalteten Gepäcksstücke fast nicht armen Umgebung einiges Aufsehen erregt: ein Nadelbaum, mehr breit als hoch, mit sorgfältig an den Stamm gebundenen und trotzdem sich nach allen Seiten ausbuchtenden Ästen.

Es hat den Anschein, als ob die Frau, von ihrer Last schon recht ermüdet, bis Wien „stehen“ müßte.

Doch da erbarmt sich ihrer ein starker, breitschultriger Mann mit einem Lodentod, und einem Blähhals, der sich in eine zweifelhafte Bank mit einem ziemlich elegant und modern gekleideten, spitzbärtigen Männlein teilt:

„Da kumman S' her, Frau Nachbarin! Mir nehmen Ihner und Ihnere Dam in d' Mitten — halt das, wann's der Herr erlaubt!“

„Na, nit wer' ich erlauben,“ ist die lebenswichtige Antwort seines Dankgebers, der mda-tlicherweise kein Schneider ist, aber auf's täuschendste einem solchen ähnelt. „Nantrisch jeben S' Ihnen zwischen uns. Nach' me uns halt mager, habal Mi mer'n me nit freunden!“

Und als die Frau von der streitigen Erlaubnis Gebrauch gemacht und sich mit ihrem Baum zwischen die beiden gequetscht hat, fährt der Schneidermeister fort:

„Me ausgereichete Idee das von Ihnen, daß Sie Ihnen gleich von Land Christboamel — Tannboamel hob'n mit'nommen.“

„Da, wann im Lodentod gibt es einen Nudel?“

„Was hob'n Sie sagte?“ wendet sich der andere hinter dem Rücken der Christbaumträgerin erkundend an ihn.

„I hab' a' sagt, daß d's Tanna a Fichten is.“

„Erlauben Sie's gittast...“

„Was nuht denn d's, wann I's ah derer Tanna verlaubet, daß I' a Fichten wird?“

„Hab'! Medann da muh ich lachen!“

„Bitte sehr, wann Ihner nur dann leichter wird.“

„Medann Sie glauben's, ich kenn' ich keine Fichtenboamel?“

„Es kummt mir a' rat a so vur.“

„Dann hoben Sie's wenig gelernt in Schul, meine liebe Herr.“

„Mehr scho', als wie Sö, mei' hatwa Herr.“

„Das isse Fichten?“

„Dös is a Tanna?“

In der Erregung hat jeder der zwei den Baum, den die Frau, ohne sich an dem Streit zu beteiligen, framschaft zwischen den Knien balanciert, an einem seiner Zweige gefaßt und gerast.

Da löst sich sowohl der rechte wie der linke Zweig ein wenig aus seiner Spargelstange und im nächsten Augenblicke föhrend der ige und der Spitzbärtige verunruhigt zurück.

„A, da schaut me her! Da litte was drin! Was isse nacher das?“ ruft dieser aus.

„A lebendige Anten,“ erwidert jener sat-

istisch. „Ober halten Sö den Vogel für a tot's Reiserl?“

Der Betroffene hat offenbar eine sehr scharfe Geugrede auf der Zunge, aber er unterdrückt sie:

„Ober fu schöne Anten — wu haben S' den Anten her?“

„Von mein' Bettlern in Schwarzenbach,“ erklart geschmeichelt und allsächlich lächelnd die Entenbesitzerin. „Für Weihnächten hat er I' und a' schenk'! weil mei' Mann, sei' Schwisterkind, ich' seit elf Monat' im Feld is.“

„Sehr schöne Viech, meine Seel. Willst mich breiken, du Schlanke, da? Nur schuppen mißsen S' ihm noch bissel. Unschuppte Anten ise nit hab' zu au. Was kagen S', Sie können's nit umgach'n mit Schuppen? Ise ja ganz leicht, alsdann wer' ich Ihnen aufdritzen: Sie machen's Nudel aus Mehl...“

„Wann S' nämli an übrig's haben,“ schaltet der Mann mit dem Blähhals phlegmatisch ein. „Der andere wirft ihm einen wütenden Blick zu und spricht weiter:

„Medann Sie machen's Nudel, ganz klane, aus schwarze Mehl, und stupfen I' ganz, wie sagt man, pomali in Sals hinein — in — einmal in Tag, auf zu Mittag.“

„Ja,“ sagt der Blähhals grimmig, „und in drei Tag' is dann das Viech hin.“

„Aha, Sie wissen schon wieder besser! Warum soll hin werden den Anten?“

„Weil I' mit annal Schuppen in Tag entweder verhungert oder erspringt... Fola'n S' mir, Frau Nachbarin, und flattern S' die Anten mit Erdpäseln, rei mit Nudeln, dös is gar nit notwendig, aber dreimal, in der Fruach, d' Mittaa und auf d' Nacht.“

„Gohal! Gohahal! No, da mecht' ich seh'n...“

„Wann jeden Tag auf zu Mittag Nudeln, und wann Viech hate freßen, gibt me ihm zu kaufen, Wasser mit rechte viel Sals hinein, daß kriegle bald wiederum Durst.“

„Halt's mi', bind's mi' an, hinsten kroul' I' beim Fenster auss' aufs Dachell!“ kreit der Mann im Lodentod.

„Von mir aus können Sie alsdann auf Rauchsana von Lokomotiv' frall'n,“ entgegnet der Schneider last. „Aber warum denn, bitte?“

„Weils nit Dümmer's geb'n kann, als wann ma' so an' Viech während n' Schuppen was zum laufen gibt. Gar nit darf's kouten, gar nit, mirken S' Ihner dös quat, Frau!“

„Ja,“ sagt die Frau bereitwillig.

„Setzen, da legt dich niede und flecht nimme auf! Wasser geb'n S' ihm und Sandvoll Sals hinein, vergessen S' nit, liebe Frau!“

„Ja,“ nickt die Frau ergeben.

„Und wann die Anten krepirt is, so zahl Ihner I' der a' Scheite Herr.“

„Aufsig Gulden zahl' ich Ihnen, wann krepirt.“

„Ja — ja,“ bestätigt die Frau schon ganz verwirrt, nach rechts und nach links.

„Hör'n S', I' hab' scho' hundert Anten in mein' Deb'n g'schoppt...“

„Und ich, bitte, kroun daat hundert!“

„Genaug S'! Wo denn? In Gasslau? Ober in Bodiebrad?“

„Da schaut me her! Setzen medite mi' in kummen! Medann Gasslau ise sehr schöne, vornehme Stadt und Bodiebrad auch. Aber ich bin ich gute Deitsche und gute Wiene, verstanden?“

„Von mir aus kan Gasslau und Bodiebrad so schön wie Fenedig und Sö an alter Urmeiner. Aber von der Pooleschie verstanden S' genau so viel wie von der — alsdann von der Baamoleschie, nämli an Alenköl Sö Wurschtel!“

„Wer gibt Ihne Wurschtel ab, Sie grude Sadel?“

„Nun ist es für die übrigen Ansassen des Abteils, die der immer angeregteren Kontroverse mit immer steigender Aufmerksamkeit und immer häufigeren Anmerkungen gefolgt sind, schlechterdings unmöglich, sich nicht einzumengen und entschieden Partei zu erarreifen.“

Und da stellt sich heraus, daß die Anhänger einmütiger Nudelschoppung in der gleichen Pahl anwesend sind wie die Vertreter dreimaliger Erdpäselstutterung, und daß es sich mit denen, die der Ente Salzwasser reichen, und jenen, die sie unbedingt Durst leiden lassen wollen, genau so verhält: ja, selbst solche, die auf ein früheres Stadium des Streites zurückkommend, den Christbaum weniger für eine Tanna erklären, sind nicht weniger vorhanden, als solche, die ihn für eine Fichte halten.

So wagt das Scharmittel unentschieden hin und her, und auch die Ente mit ihrem ängstlichen Gesicht kann nicht den Ausschlag machen, da sie sich Menschen nicht verständlich zu machen vermag.

Und in Hütteldorf verlassen genau so viele erste Anhänger der einen wie der anderen Partei den Wagen, und die zurückbleiben, bleiben standhaft bei ihren verschiedenen Meinungen...

„Wien-Westbahnhof! Alles aussteigen!“

„Sö betteln mit' scho' no' ane ob, ehender geb'n S' I' a' Dnaht', dös flecht I' scho'!“

„Dann kummen mi' ober bei Landesgericht zukommen! Krupfete! Krupfete!“

„Nichts Steuerbares?“ fragen die Finanzier in der Halle.

„Nur a' Kraut!“ sagt der Familienvater mit dem vralen R. „...“, der „ganz vorn“ einsteigen wollte.

„A Milli!“ sagen die Burschen mit den Ampeln, die vergebens „hintri“ geklauen waren. „An' Christboamel —“ sagt die Frau, die die unschuldische Ursache so großer Aufregung war. Und da ist sie auch schon auf die Straße hinausgedrückt und geschoben. Gleich darauf streckt die Ente ihren arinschillenden Kopf aus den Zweigen, um sich die k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt zu besehen, aber da schadet es nichts mehr.

„An' Anten zum Schuppen —“ schreit der Blähhals über die Schulter.

„Eine Anten, was schuppte werd'n soll bis Weihnächten...“ freischt ihm dicht auf den Ferien der Schneiderhülle entgegen.

Der Finanzwächter beim Ausgang hat sogar Ohren.

„Zurück!“ gebietet er den beiden. „Wo is d' Anten?“

„Was für an' Anten? I' hab' kane!“

„Und ich hab' ich schon gar keine bei mir!“

„Aber das mußt ihnen nichts. Sie müssen alle feste zurückbleiben, und durch eine peinliche Untersuchung wird festgestellt, daß der eine wirklich nur einen Sack voll „Kohltrabi“, der andere bloß eine Tasche voll „Dramburi“ vom Land heimgebracht hat.“

„Ein anderesmal erlaub'n S' Ihnen kroun mit' mit mir, sonst laß I' Ihna hopp nehmen!“

Mit dieser strengsten Verwarnung entläßt sie das Verkehrsorgan und will keine Aufklärung hören.

--- --- ---

Tiefe Dezembernacht, Mitternacht ist herabgeunken. Still und verlassen liegt der Westbahnhof, dunkel, einsam, menschenleer sind die Straßen.

Unsichtbar schwebt der Weihnachtsengel von Haus zu Haus, der den Menschen „Frieden auf Erden“ bringen will.

In einer Stube draußen in den „enterten“ Bezirken kann ein starker, breitschultriger Mann keinen Schlaf im Bette finden, wegen seines atemkürzenden Blähhalses sowohl, als auch wegen der rachsüchtigen Gedanken, die ihm unaufhörlich durchs Hirn schießen:

„Kennst a Fichten net von aner Tanna auseinander und will mir's Antenschuppen lernen, der Damian!“

In einer zweiten fährt ein spitzbärtiges Männlein aus unruhigem Schlummer empor und sieht mit den gestrigen Worten nach der Uhr:

„Dane Sausen soll Viech seit werden — bleibe Redl!“

In einem dritten, ärmlichen Stübchen jedoch träumt eine Frau, deren Gatte im kalten Schützengraben vor dem Feinde liegt, an die Seite ihrer Kinder glücklich von dem Weihnachtsbaum und dem Weihnachtsbraten, und denken sie jenen, dank der unerwarteten Glückseligkeit, ein unverhofft froh fest bereiten kann.

Hoffen wir, daß des Friedensengels verheißene Weisheit nur von dem dritten dieser großstädtischen Nachtbilder Kenntnis nimmt und „oben“ Bericht erstattet!

# Was hat Ihnen der Krieg gebracht?

Eine Umfrage von Max Winter.

Mit der Frage: „Was hat Ihnen der Krieg gebracht?“ bin ich dieser Tage in einem Brigittenauer Wohnhause von Tür zu Tür gegangen und habe die Antworten gesammelt. Ein Haus! Ein einziges! Dennoch ein ganzer Ausschnitt aus dem Leben derer, über die der Krieg als unabwendbares Schicksal gekommen ist.

**Tür 1.** Ein Gassenladen als Wohnung und Geschäft, rückwärts eine Küche als Werkstatt. Zehn Jahre lang hat die Frau Meisterin als Dienstmädchen gespart und da sie 1600 Kronen beisammen hatte und auch ihr Mann das Seine, heirateten sie und richteten sich den Schuhmacherladen ein. Der Krieg hat ihr nur Sorge gebracht. Mit dem ersten Kriegstag ist der Mann eingerrückt und hat sie mit den zwei Buben zurückgelassen und dem dritten unterm Herzen. Jetzt knabbert der Kleine auf der „Schusterpablatzchen“ herum, seitdem der Geselle eingekückt und „Schusterbankl“ und „Schusterstodert“ auf den Leistenkasten gestülpt wurden, bis der Herr wieder kommt. Das ist der Zustand seit dem 24. Juni. In diesem Tage mußte der Geselle fort und seither lebt die Meisterin nur von den 4 Kronen 64 Heller Unterhaltsbeitrag täglich, wovon sie im Monat 49 Kronen Zins zu zahlen hat, so daß ihr 90 Kronen monatlich zum Leben bleiben, sechs und ihre drei hungrigen Schreihälse, die zehn, sechs und zwei Jahre alt sind. Das sind drei Kronen täglich. Für einen nicht ganz 80 Heller oder der Kaufwert eines Kilogramm Mehls.

Was ist es mit den Schuhen, Frau Meisterin? Haben die Kinder noch Schuhe?  
„Ja, mein Mann hat für ihnen 3 Paar gemacht, wie er jetzt auf Urlaub war.“  
Wo ist er denn?  
„Er kommt jetzt wieder zur Marschkompanie...“  
Zum zweitenmal! — fällt da der zehnjährige Junge ins Wort.

„Das erstmal war er in Rußland,“ ergänzt die Mutter, „und dann bei einer Nachabteilung, zuletzt bei einer Arbeitskompanie und jetzt muß er wieder ins Feld...“ Nach einer Weile aber: „Ist denn gar keine Aussicht, daß der Krieg zu Ende geht?“

**Der Holzhändler.** Tür 2. Wieder ein Gassenladen. Das Gegenstück zum ersten. Diesmal aber nur Wohnung. Die Familie eines Flüchtlings aus Brody haust hier. Neudeutete von gestern. Die Frau steht beim Spinnrad. Die drei Kinder sind um den Tisch beschäftigt. Nach den ersten Sägen, die wir wechseln, meldet sich eine Stimme aus dem Raume hinter der Tür. Dort steht ein Bett und darin liegt ein Mann. Eine Soldatenbluse mit dem Abzeichen einer Maschinengewehrabteilung hängt über einem Stuhl.

Bitte, ich werde Ihnen Auskunft geben. Aber, bitte, sagen Sie mir, Herr Redakteur, werd' ich wieder zu meinem Vermögen kommen? Wer wird es mir erlösen? Sechzigtausend Kronen habe ich gehabt, alles in allem vielleicht rund achtzig, ich habe eine Wohnung mit fünf Zimmern gehabt.

Was waren Sie vor dem Krieg?  
„Holzhändler in Brody — ein großes Holzlager hab' ich gehabt.“  
Und jetzt?  
„Alles niedergebrannt und zerstört. Meine ganze Wohnung. Um 7000 Kronen hab' ich eine Einrichtung gehabt. Alles verloren! Nicht ein Heller gerettet.“  
Wovon leben Sie?  
„Zweihundert Kronen hab' ich Flüchtlingsunterstützung und dreihundert borgen mir monatlich Verwandte.“

Die hoffen also, daß Sie wieder hoch kommen werden...  
Da geht ein Lächeln über das Gesicht des Soldaten. Es soll nur wieder Friede sein, dann ist mir nicht bange.

Dann die Kinder. Die Älteste geht schon in die Schule. „Lauter Einsen hat sie gebracht,“ erzählt voll Stolz die Mutter.

**Der Handelsakademiker.** Tür 3. Im Dunkel des Hinterhauses. Finsternes Winkelwerk in der Wohnung. Beim Eintritt langgestreckt bis zu einem Lichtlocher die enge Küche. Der Herd kalt, die Küche eine Gänge für alte Fesen. Links um die Ecke ein breiter Gang, ein halb ausgestattetes Eisenbett — nur ein magerer Strohsack im Gestell — dann eine Tür. Das Kabinett. Es ist menschenleer wie die Küche. Wieder eine Tür. Endlich das Zimmer. Drei Frauen sind da und zwei Buben, acht und neun Jahre alt. Auch Flüchtlinge aus Galizien. Der Mann eingerrückt. Vor fünf Vierfeldjahren als invalid zurückgestellt und nun wieder eingezogen, zuletzt einer Marschkompanie, die demnächst ins Feld geht. Er ist 42 Jahre alt. Unterhaltsbeitrag 38.70 Kronen alle vierzehn Tage, monatliche Miete 40.50 Kronen.

Können Sie das bezahlen?  
„Wie soll ich das bezahlen können? Hab' ich mir darum nicht eine gewisse Partei genommen?“  
Auch Flüchtlinge?  
„Ja, sagt die zweite Frau, aus einem Dorfe bei Czernowitz. Wir fennen zum drittenmal eingekückt. Mein Mann ist a Geschäftsmann, a Schneider.“  
Haben Sie Kinder?  
„Einen Sohn hat die Frau, er ist neunzehn Jahre alt, — nimmt wieder die Hausfrau das Wort — er geht in der Handelsakademie.“  
In Wien?  
„Ja, zwei Jahre war er in Czernowitz in der Akademie; daß das nicht soll sein verloren, hat er sich geborgt von a Barandien, weiß ich hundert Kronen oder zweihundert...“

Fragender Blick auf die Mutter.  
Zweihundert für'n Schulgeld. In der Firtusgasse haben sie uns das nicht abgeben wollen.“

**Die Matten.** Nummer 4 ist die Hausbesorgerwohnung. Eben hat der Sorgentratsch begonnen, als die Mieterin von Tür 3 erscheint.

„Frau Hausbesorgerin, die Matten arbeiten schon wieder schrecklich.“

„Ja, ich glaub's, unter der Kuchel müssen ganze Messer sein.“  
„Nicht daß Sie glauben, ich hab' dem Herrn was g'sagt,“ sagt sie mit Rücksicht auf meine Anwesenheit, „aber da muß etwas geschehn.“

„I wer's mein' Mann sag'n, wann er hamtkommt. Einmal hat er's eh schon mit Zement verstopft, der war aber noch weich, da hab'n sie si wieder durchbiff'n, die Ludern. Da muß ma a Gift austreu'n oder an' Vertilger kommen lassen. I kann das aber von mein' wenigem nit zahl'n, das wer'n S' einsegn. Wir wer'n S' dem Haus'herrn sag'n.“

Damit ist die Frau zufrieden und wir können uns dem Schicksal der Hausbesorgerleute zuwenden.

**Schwere Zeiten auch für den Hausbesorger.** Zehn Kronen Miete, 21 Kronen Reinigungsgeld und 10 Kronen Sperrgeld etwa im Monat. So die Hausbesorgerrechnung. Dafür alle Plage und die Reinigungskosten. Die beiden Leute haben noch nicht lange geheiratet. Im Frühjahr 1915 starb der Hausbesorger, die Frau war Witwe. Im Herbst starb einem Arbeiter im Hause die Frau. Dann haben sich die beiden Verwitweten gefunden. Jeder Teil brachte einen Krieger ins Haus. Die Frau den 18jährigen Heinrich. Er kämpft auf der italienischen Seite. Der Mann den 23jährigen Leopold. Auch er kämpft dort. Seit Jahr und Tag. Er dient schon das fünfte Jahr. Ob sich die beiden Stiefbrüder wohl je gesehen haben? Beide haben ganz andere Feldpostnummern und doch vielleicht sind sie einander ganz nahe, ohne darum zu wissen.

**Vermißt.** Tür 5. Wohlhabend gewesene Flüchtlinge. Ältere Leute. Die Frau bägelt gerade und eine Nachbarin ist bei ihr auf Plausch. Die Wohnung sauber. Schon das dritte Jahr sind sie in Wien. Sie hatten in Galizien ein Getreidegeschäft. „Ein paar Gulden“ hatten sie gerettet und seither verbraucht. Viel Geld ist bei den Herrschaften zurückgeblieben. Hoffnungskäufe im Frühjahr. Da der Krieg kam, stand das Getreide im Galim und ehe es geschnitten war, waren sie schon nach Wien geflüchtet. August 1914. Nun leben sie von Unterstützungen.

Haben Sie keine Kinder?  
„Eine Tochter, die ist verheiratet. Aber seit sieben Monaten haben wir von dem Schwiegersohn keine Nachricht. Er ist vermißt.“  
Wo hat er gekämpft?  
„In Rußland.“

**Keine Schuhe, kein Schulfrühstück.** Tür 6. Der Vater eingerrückt. Seit 17. November 1915,“ heißt der zehnjährige Bub seiner Mutter aus. Der Vater war Schlosserwerkmeister. 53 Kronen sein Wochenlohn in Friedenszeiten. Nun bekommt die Frau, die ihm die drei Kinder geschenkt hat — heute dreizehn, zehn und sechs Jahre alt — nur für die drei Kinder den Unterhaltsbeitrag: 3 Kronen 63 Heller. Sie selbst erhält nichts, weil der Befehlgeber an die freien Ehen vergessen hat. 34 Kronen Miete. Bleiben knapp 75 Kronen zum Leben für vier oder knapp 19 Kronen für einen im Monat, was so viel ist als etwa 60 Heller im Tag.

Wohin sind Sie zuständig?  
„Nach Laibach.“  
Und die Kinder?  
„Nach Birkniz.“

Blötzlich bricht die Frau heraus: „Und jetzt sind wir schon alle bloßfüßig und ich bin unterleibskrank.“  
„Habt ihr denn von der Schule keine Schuhe bekommen?“

Die Kinder ganz verwundert: „Von der Schule? ... Nein.“

„Dann sag' du es deiner Lehrerin und du es deinem Lehrer, daß ihr keine Schuhe mehr habt und eure Mutter kein Geld, welche zu kaufen. Und für den Knirps wird sich Rat finden.“

Die Kinder versprechen es.  
Bekommt ihr das Schulfrühstück?  
Das dreizehnjährige Mädchen: „Ich bin zum Schulfrühstück angemeldet, aber ich habe es noch nie bekommen.“

„Ist es schon an der Schule eingeführt?“  
„Nein. Es bekommt kein Kind was.“

**Die Alte in der Kiste.** Tür 6 a wohnt eine alleinlebende Frau. Eine Böglerin. Sie ist nicht daheim. Tür 7. Wieder Flüchtlinge. Ein kleines Judenmädchen, zwölfjährig, so wie sie in Galizien schon dem Mann versprochen werden, empfängt mich. Eine schmierige Wachsleinwandstürze hat sie umgetan und in der Hand ein Messer, mit dem sie Fett geschnitten haben muß. „Ist die Mutter nicht zu Hause?“ — „Ja, habe keine Mutter, nur eine Stiefmutter, die Tante.“ — „Und der Vater?“ — „Der ist im Felde. Bei der Arbeiterabteilung 9/4, Feldpost 66.“ — „Bist du denn allein zu Hause?“ — „Nein, die Mutter meiner Tante ist noch da.“ Damit geht die Schwarzäugige ins Zimmer voran. Im Dunkel des Hausgelasses liegt da ein Häuflein Knochen und Haut in einem kurzen niederen Tafelbett, wie in eine Kiste gepackt. Den Kopf mit Tüchern umwunden. Kaum eine teilnehmende Frage und das Gejammer geht los. Nicht nur der Vater der Kleinen, der Schwiegersohn, ist im Felde, auch die beiden Söhne der Alten, und die Ruffen haben alles zerstört, und Kopfweh hat sie, weil sie den Kohlenrauch nicht verträgt, und die Flüchtlingsunterstützung haben sie ihr genommen, sie erhält „nur mehr den Unterhaltsbeitrag“, und alles, alles in völliger

unverständlichem Jargon und die Kleine gibt als Dolmetsch den Schwall weiter.  
Und entsetzlich viel Schmutz im Zimmer.

**Die weinende Frau.** Tür 8. Auf das Klopfen nur ein schwaches Heroin! und dann dieses Bild: Eine kleine Küche mit einem Hosenstier. Zur Linken am Ende ein Bett. Auf diesem sitzen eine Frau und zwei Kinder und zwei Kinder stehen vor dem Türe und die Frau weint. Nur langsam fahrt sie sich. Dann in fliegendem Atem die Geschichte. Der Mann ist seit 15. August 1915 eingerrückt. Er war in Italien. Verwundet, krank. Erholungsurlaub. „Erst am Freitag ist er weggefahren. Er hat mich mit mir gemeint. Wenn es allen so geht wie ihm, dann ist der Krieg für die Arbeiter das größte Unglück. Dreizehn Jahre war er in einem Geschäft und dann ist der Krieg gekommen, und nun ist er zum zweitenmal unten in Italien.“

Die Kinder, lauter Mädchen, 9, 7, 6, 3 Jahre und 16 1/2 Monate alt. Die Älteste ist in der Schule.  
„Darum hab' ich jetzt so g'weint. Die schauen Sie! Das ist mein Geld“ — auf der flachen Hand hat sie achtzehn Heller liegen — „und noch keinen Bissen haben wir heute gegessen. (Es ist nachmittags.) Bevor die Kleine in die Schul' ist, hat sie vom Christkind „geredet“ und hat gesagt, sie möchte einige „farbige Bleistifte“, und da hab' ich zu weinen ang'fangt, weil ich kein Geld hab', und weinend ist das Kind in die Schul'.“

Alle Kinder blaß und durchsichtig und alle die Köpfe eingemacht. Die Krätze. „Jetzt bring' ich's weg. Morgen, wenn ich die Unterstützung krieg', kauf' ich wieder Karbolöl und reinig' sie. Da schauen S', was die Kinder leiden.“ — damit entlockt sie der Dreijährigen den Kopf, der Steffi. „Ich war ja zweimal im Spital, seit die Kleine auf der Welt ist. Neun Monat' hab' ich an der Brust g'habt, dann hab' ich's ablegen müssen. Ich bin mit einer Rippenfellentzündung mit Erysipel und Lungenentzündung sechs Wochen im Spital g'wesen, und kaum herum, hab' ich wieder hinein müssen. Dazwischen ist mir meine Schwester g'storben, die derweil bei die Kinder war.“

Wie alt war sie?  
„Neun und dreißig Jahre.“  
An was ist sie gestorben?  
„An Tuberkulose.“

„Ja, hier in der Wohnung gestorben?“  
„In sie. Raun war sie draußen, hab' ich wieder ins Spital müssen und die Kinder sind in die Siebenbrunnengasse gekommen, eines dahin in Kost, eines dort hin, jedes wo anders hin. Dann hab' ich mir's zusammenklauben müssen, wie ich wieder herauskommen bin. Und der Herr Primar hat mir g'sagt, daß es mir gehen wird wie der Schwester, ich soll aufs Land gehen, recht gut essen und viel essen und in der Laudongasse (städtische Berufsvormundschaft) reifen Sie mir jetzt 480 Kronen vom Unterhaltsbeitrag ab, weil er mir auch für die Zeit ausgezahlt worden ist, wo ich und die Kinder nicht da waren. 91 Tage. Ich hab's damals gleich g'sagt, aber er ist mir ausgezahlt worden. Nun werden mir jedes Monat zehn Kronen abgezogen. Mit vielen Bitten hab' ich das erreicht. Und doch ist um und um nichts.“

Was sollen die Herren machen? Doppelt kann es auch Ihnen nicht gezahlt werden.“

„Ich hab's ja gleich gesagt, daß ich keinen Anspruch hab'; aber alles, alles ist zu wenig. Schauen S' die Kinder an und mich... und ich soll recht gut essen und viel essen, hat der Herr Primar g'sagt. Von was denn? ... Die der Mann hat fortgemissen, hab' ich mir vorg'nommen, jetzt wer' ich ihm zeigen, daß ich auch allein durchkommen kann, für alle Parteien im Haus hab' ich g'waschen. Drei Nacht' jede Woch'n, um a paar Kreuzer zu spar'n... Jetzt ist all's hin und ich noch Schulden.“

**Die Kriegswitwe.** Tür 9. „Uns hat der Krieg nichts Gutes gebracht. Wir sind ganz hergerichtet. Wir sind so, daß wir noch das Leben im Leibe haben, aber wir haben nichts zu essen und schon nichts zum Anziehen, so stehen wir schon. Und mein Mann ist g'fallen. Boriges Jahr u Stern in den Karpathen. Gerade am Ostersonntag um 4 Uhr nachmittags.“

„Erhalten Sie denn da keine Unterstützung?“  
„Wir waren nicht verheiratet. Der Mann war geschieden und ich war sieben Jahre seine Lebensgefährtin. Er war so ein braver Mensch. Jeder, der ihn gekannt hat, hat ihm Achtung entgegengebracht. Meine zwei Kinder waren ihm wie seine und er hat sie richtig erzogen. Am 19. Oktober 1915 habe ich die letzte Unterstützung bezogen und seither nichts. Erst im heurigen Sommer hat mir das Frauenhilfscomité wieder eine Empfehlung in die Laudongasse (städtische Berufsvormundschaft) gegeben und da erhalte ich durch vier Monate je zwanzig Kronen. Die letzten in diesem Monat. Nach dem 1. Jänner stehe ich wieder da. Mein Mädchen ist Modistin, mein Bub in der Lehr', ich nähe Handschuhe, aber manchmal komme ich den ganzen Tag zu keiner Arbeit. Bis man sich alles aufreibt, Kohlen oder Koks, Erdäpfel, Petroleum, ist es abends. Und jetzt gibt's kein Petroleum. Früher hab' ich wenigstens am Abend nähen können und ich bin gern um die paar Kreuzer bis in die Nacht hinein g'essen, aber jetzt sitzen wir im Finstern. Kaum daß ich heut das Essen fertig bringen wer', die paar Erdäpfelknollen — ein Teller voll für ihrer drei — die Lampen brennt schon ganz trocken.“

„Was verdient Ihre Tochter?“  
„Siebzehn Kronen monatlich. Sie gibt alles her. Aber als Modistin muß sie nett beisammen sein — nur Schuhrichten kostet heute zehn, zwölf Gulden und jetzt brauchen beide Schuhe... Ich möchte dem Herrn zeigen, daß ich nicht ein Stück'l Wäsche im Kasten hab'... alles versteht.“

Sie öffnet die Kastentür. Sie hat die Wahrheit gesprochen. Alle Fächer leer. Gerade einmal für den nötigsten Wäschewechsel ist vorhanden. Aus einer Pappschachtel aber kramt sie die Verfaßzettel.

**Fett vom Seifensieder.** „Ihre Miete ist bezahlt?“ — „Der Zins ist heilig. Der muß pünktlich niedergelegt werden und wenn wir gar nichts zu fressen haben. Wir sind glücklich, wenn wir wenigstens schwarzes Mehl riegen. Es halt zwar nicht zusammen, ich muß es in die Erdäpfel hineingeben zu Erdäpfelknollen — aber das macht nichts. Seit zwei Jahren haben wir nicht ein

Ausstellung in der Rotunde dorthin gebracht worden waren.

So war für die Familie des verdienstvollen Forschers gesorgt, wenn auch nur für das Allernotwendigste. Aber nun taucht die Frage auf:

Was ist mit dem aviatischen Vermächtnisse Kref's geschehen, seinen hinterlassenen wertvollen Studien, Entwürfen und Zukunftsplänen, die Projekte betrafen, noch weit vollendeter und genialer, als selbst die heutigen, sicherlich vollendeten Apparate?

In seiner Knapp vor dem Tode geschriebenen und bald nachher im Selbstverlage erschienenen Broschüre „Die erste Entwicklung des Drachensfliegers in Wien“ erwähnt Kref ausdrücklich seine letzte unvollendet gebliebene, aber in der Konstruktion vollständig fertige Flugmaschine, an der er mit einem Kostenaufwande von 15.000 Kronen die letzten Jahre seines Lebens hindurch arbeitete. Ueber diese Flugmaschine der Zukunft sagt er ausdrücklich:

„Diese Flugmaschine, mein letztes im Bau befindliches Projekt, soll sich vom Fleck direkt ohne Anlauf in die Luft erheben, sie wird in der Luft sich langsam und schnell bewegen und stillstehen können...“

Wahr, ein Projekt, das, wenn es das hält, was Kref erwartete, für die Erfindung der Flugmaschine trotz aller schon erzielten technischen Vollendung des Aeroplans einen ganz gewaltigen Fortschritt bedeuten würde.

Was ist nun im Kriege aus diesem letzten und vielleicht bedeutendsten Vermächtnisse des alten Ingenieurs Kref geworden? Oft hatte er auch mündlich davon gesprochen und man wußte, daß er sehr an dieser Arbeit hing, die ihm seine letzten Lebensjahre verschönte. Trotz seines leidenden Zustandes war er oft und oft hinausgefahren in die Werkstätte an der Stadtperipherie, wo seine neue wunderbare Flugmaschine stand, und hatte Monteuren und Konstrukteuren seine Weisungen erteilt. Dann war er eines Tages gestorben und die angefangene Flugmaschine stand einsam und verlassen in ihrem Schuppen...

In einer einfachen, aber netten Behausung im stillsten Viertel der Wieden wohnt die Witwe und die einzige Tochter des verewigten Altmeisters: Frau Emilie Kref und Fräulein Wilhelmine Kref. In dem dämmerigen Zimmer, in dem nicht bloß das lebensgroße Porträt, von Gräfin Bötting gemalt, an den Vorkämpfer österreichischer Aviatik erinnert, vernimmt man die echt österreichische Geschichte des Vermächtnisses Kref's.

Leider wie im Leben war's auch nach seinem Tode sein Schicksal, vergessen zu werden. Wilhelm Kref's Hauptwerk, die „Aviatik“, das ins Englische, Französische und Ungarische übersetzt wurde und in England zwei, in Frankreich drei Auflagen erzielte, ist in — Wien, wo es in deutscher Sprache erschien, in der — ersten Auflage nur in einigen wenigen Exemplaren verkauft. Und es handelt sich um ein eminent historisches Werk der Aviatik, in dem deren Zukunft schon vor 30 Jahren mit seltener Klarheit richtig prophezeit wird!

Als die Werke Kref's, auch sein Buch „Aerobeloce“ in französischer Uebersetzung erschienen waren, kamen in Paris die „Interessanten“, wie die Pilze so zahlreich in sein Atelier. Professor Chanute in Chicago, der hellste Bewunderer für die Modelle Kref's äußerte, wurde später der Lehrer von Drville und Wilbur Wright, der phänomenalen Flugkünstler der Vereinigten Staaten. Viele in- und ausländische erste Fachleute haben das Genie des ersten Versuches anerkannt.

Nun, was den „aviatischen Nachlaß“ betrifft: Die alten Modelle sind der Gemeinde für das Technische Museum übergeben und schon dort aufgestellt. Die hinterlassene aviatische Bibliothek hat der Flugtechnische Verein übernommen. Viele von dessen Mitgliedern, darunter hervorragende Flugtechniker, die Kref sehr schätzten, wie Baron Berlepsch und andere, sind im Kriege gefallen, vermisst...

Ein pietätvoll versperrt gehaltener Schreibstisch enthält ganz unberührt alle Zeichnungen und Entwürfe, Korrespondenzen Kref's. Sein letztes Werk — die Flugmaschine steht in den Räumen einer großen Fabrik, jenseits der Floridsdorfer Brücke — unvollendet. Aber die Zeichnungen sind da. Die Fabrikleitung hat der Witwe mitgeteilt, daß während des Krieges dringende Arbeiten es verhindern, sich vorläufig mit dem Apparat weiter zu befassen. Und doch ist alles an der Maschine, wie Frau Kref noch von dem verstorbenen Gatten erfuhr, so fein und exakt gearbeitet. Wie schade wäre es, das letzte Werk des lange bekannten Mannes irgendwo verrotten zu lassen. Die Witwe ließ nichts unversucht, um dieses Werk der Vollendung zuzuführen. Sie konnte bisher keinen Erfolg ausweisen. Gleichgültigkeit breitete ihren lähmenden Schleier über das Erbe, ebenso wie über das Lebenswerk Kref's. Ein hervorragender Konstrukteur, der sich als Schüler Kref's für die Sache interessiert hätte, fand im Drange der Kriegsaufträge seiner Fabrik natürlich nicht Zeit,

Österr. Volk

116

## Wilhelm Kref's letztes Werk.

Die „Flugmaschine der Zukunft“ in einem Floridsdorfer Schuppen.

Wenn seit nun zweieinhalb Jahren Tag für Tag der Heeresbericht Kunde von den Heldentaten der Flieger geben, werden nicht viele sich erinnern, daß ein zeitlich bescheidener Oesterreicher, der vor drei Jahren verstorben Ingenieur Wilhelm Kref, derjenige war, der zuerst das noch heute tonangebende Modell des sogenannten „Drachensfliegers“ konstruierte. An diese Erfindung, die weltbewegend geworden ist, knüpfte sich, wie dies auch anderen hervorragenden österreichischen Erfindern nicht anders ging, eine jahrzehntelange Leidensgeschichte, die ja zum Teil als bekannt nicht wieder geschildert werden soll. Kref, der auch persönlich ein Mensch von außerordentlichen Eigenschaften war, hatte am Abend seines ruhmreichen, aber auch von Enttäuschung und Bitterkeit erfüllten Lebens die Genugung, daß sein Verdienst auf dem Gebiete der Flugtechnik durch das ehrende Wort Erzherzog Leopold Salvators anerkannt wurde: „Sie können stolz sein, Sie sind doch der Erste.“

So ist heute nicht nur die Priorität, sondern auch die erste Bedeutung der Kref'schen Arbeiten für die Geschichte der Aviatik erwiesen und Männer wie Strich, Rumpler, Illner, Viktor Silberer bezeugen, daß der einfache österreichische Flugtechniker Wilhelm Kref schon im Jahre 1877, lange Jahre bevor auch nur einer der Träger ausländischer berühmter Namen von der Sache die geringste Ahnung hatte, ein Drachensfliegermodell baute, das auf genau denselben Prinzipien beruht wie die heutigen Aeroplane.

Anfang 1913 verschied der große Altmeister der Aviatik, wie man ihn mit Recht nannte. Seine letzte Tat war eine Abwehrrschrift, in der er nochmals den Hergang seiner Erfindung erzählte und feierlich dagegen protestierte, daß vor ihm auch nur ein einziger Techniker das Geheimnis des Drachensfluges nach dem heute weltberühmten System entschleierte. Bis zu seiner schweren Erkrankung — nach monatelanger Lähmung erlöste den Greis der Tod — kämpfte er noch gegen ihn tief schmerzende Verleumdung und persönlich treffende Gleichgültigkeit.

Nach seinem Tode zeigte es sich, daß man doch seinen Wert erkannt hatte. Dank der Bemühungen eines persönlichen Freundes, Baron Pfungen, wurde Kaiser Franz Josef von der rücksichtslos würdigen Lage der hinterlassenen Familie des verstorbenen Forschers in Kenntnis gesetzt. Der Monarch bewilligte sofort eine regelmäßige Dotation. Auch die Gemeinde Wien, namentlich Bürgermeister Dr. Weiskirchner, nahm sich der Angehörigen des gänzlich vermögenslosen Erfinders sorgfältig an und erwirkte die Genehmigung des Stadtrates für eine monatliche Subvention an die Witwe und Tochter Kref's. Die Gemeinde richtete im neuen Technischen Museum ein eigenes „Kref-Zimmer“ ein, das die historischen Anfänge seiner Versuche an zahlreichen Modellen zeigt, die durchweg Originale sind und fertig wie sie waren, aus der aviatischen

## Der Erzieher des Kaisers.

Aus Gesprächen mit einem Diplomaten.

Bei einer Trauerfeierlichkeit für Kaiser Franz Josef kam ich neben einem neutralen Diplomaten zu sitzen, der während des Einzuges verschiedener Persönlichkeiten aus der Hofburg seiner Dame plötzlich halblaut zurief: „Jetzt schau nach rechts, da kommt der Dr. Holzlechner. Weißt Du, dessen sich der Kaiser Karl sofort nach seinem Regierungsantritt voll Dankbarkeit erinnert und dem er ein überaus herzliches Schreiben gesendet und einen hohen Orden verliehen hat.“

Unwillkürlich wendete ich den Kopf ebenfalls nach rechts und erblickte Dr. Holzlechner: Zunächst überraschte mich das jugendliche Aussehen dieses Mannes. Gestalt eher klein als groß, elegant in Haltung und Bewegung. Der Kopf interessant. Man merkt sich diese Züge. Scharfgeschnittener Mund, dessen Linien umso markanter hervortreten, als das Gesicht völlig barlos ist. Dunkle Augen, klug und lebhaft blickend, und eine hohe Stirn, stark gewölbt, das Haupt von dunklem, langem, glatt gestrichenem Haar beschattet. Gesamteindruck: das lebendig gewordene Bild eines modernen englischen oder amerikanischen Staatsmannes oder Direktors, wie man es in illustrierten Zeitungen so häufig findet. Sie bilden ja — diese Angelsachsen — bei aller Eigenart ihres Wesens und ihrer Bedeutung — vermöge der Gemeinsamkeit so mancher äußerer Züge einen gewissen Typus.

Und doch ist Dr. Holzlechner, der diesem interessanten Menschenschlag so verwandt scheint, Abkömmling einer niederösterreichischen Bauernfamilie.

Ich hatte meinen Nachbarn, den Diplomaten, vor Jahren schon kennen gelernt. Er war seinerzeit in Wien beglaubigt und unterhielt regen gesellschaftlichen Verkehr mit Persönlichkeiten aus Hofkreisen. Im nächsten Augenblick war unsere Bekanntschaft erneuert und der Diplomat alsbald mitten drinnen in Erzählungen über Werdegang und Wirken des k. u. k. Sektionsrates Dr. Josef Holzlechner, gegenwärtig Referent im kaiserlichen Oberhofmeisteramt, seinerzeit Erzieher Kaiser Karls.

„Ihr Oesterreicher“ — meinte mein Gewährsmann, „pflegt wenn Ihr „raunzet“, gern zu sagen, bei Euch bringe man es nur zu etwas Rechtem, wenn man Beziehungen, wenn man Protektion hat. Hier sehen Sie einmal einen Mann, der es zu einem der höchsten Vertrauensämter, zum Erzieher des Thronfolgers Ihres mächtigen Reiches gebracht hat, ohne auch nur mit jemand bekannt zu sein, der ihm hätte nützen können! Wie vom Himmel herunter, ganz unerwartet ist ihm diese seine Berufung gekommen.“

Ich habe vor Jahren mit Dr. Holzlechner des öfteren Ausflüge gemacht und da sagte er mir wörtlich, seine Ernennung sei die Erfüllung eines Traumes. Er sei ein armer Knabe gewesen, der schon in der ersten Gymnasialklasse an Mitschüler Hausunterricht erteilte. Da war einer — er zahlte ihm monatlich ganze drei Gulden Honorar — der Neffe eines hohen Geistlichen. Welche Freude, als der Onkel den Neffen und dessen Lehrer-Mitschüler Holzlechner anlässlich der Hochzeitsfeierlichkeiten für Kronprinzen Rudolf und seine Gemahlin Stephanie nach Wien in den Zwettlhof lud. Die Knaben sahen das junge Paar über die Ringstraße und dann durch die Praterhauptallee fahren. Da sagte der zwölfjährige Holzlechner zu seinem gleichaltrigen Schulbankgenossen:

„Weißt Du, mein höchster Traum wäre — wenn dem Paar Kinder beschieden sind — der Erzieher des künftigen Kronprinzen zu werden.“

Und dieser Knabenvunsch sollte sich erfüllen, allerdings ganz anders, als der kleine Gymnasiast sich's gedacht hatte. Dem Kronprinzen Rudolf war wohl kein Thronerbe beschieden. Aber als Erzherzog Karl, der künftige Thronfolger, sieben Jahre alt wurde, zog in der Tat Josef Holzlechner, damals absolviertes Jurist und frischgebadener Reserveleutnant, in das Augartenpalais als Erzieher des jungen Herrn ein.

„Eine Fügung der Vorsehung!“ rief Dr. Holzlechner immer aus, wenn er mit mir von dieser wichtigsten Wendung seines Lebens sprach.

Aber was alles lag zwischen Traum und Erfüllung! Dr. Josef Holzlechner war in Stammersdorf bei Wien als Sohn armer Eltern geboren. Der Vater war Militär und später Staatsangestellter, die Mutter eine gebürtige Ungarin. Vaters Eltern waren noch Stammersdorfer Bauern. Den Knaben Josef Holzlechner verfolgte ein hartes Geschick. Er war acht Jahre alt und Vater und Mutter waren tot. Hätte der Stammersdorfer Arzt, der den Vater behandelte, dem Sterbenden auf dem Krankenbette nicht versprochen, des Jungen sich anzunehmen und hätte er dieses Versprechen nicht auch brav gehalten, was wäre aus dem Waisenknaben geworden? So kam er nach der Volksschule ins fürsterzbischöfliche Seminar nach Wien und dann nach Ober-Hollabrunn.

Von allem Anfang an — erzählte der Diplomat — bis zur VII. Klasse war er der Primus. Die VIII. Klasse und Matura legte er — natürlich mit Auszeichnung — am Ober-Hollabrunner Staatsgymnasium ab, denn er war nach ernstlich reifen Erwägungen zum Entschlusse gekommen, dem geistlichen Berufe zu entsagen, für den das Seminar eigentlich vorbereitetete. Dann kam die Wiener Universität. Sagen hatte sich der Jüngling an der medizinischen Fakultät inskribieren lassen, da erhob der Vormund, jener Stammersdorfer Arzt, Einspruch und der Student ließ sich wegen der Kostspieligkeit des medizinischen Studiums an der juristischen Fakultät einschreiben. Nun ging's an ein emsiges Arbeiten. Des Tages Stundengeben, des Abends lernen.

Da sieht der junge Jurist eines Tages das Silbersteinsche Stipendium in der Aula ausge-

schrieben. Am letzten Tage der Frist reicht er sein Gesuch ein. Ohne jede Hoffnung! Wo doch die anderen Bewerber so viele hohe Herren haben und Damen von Rang, die für sie „laufen“. Vierhundert Gulden jährlich, noch dazu durch alle Studienjahre — das ist keine Kleinigkeit!

Es vergehen Wochen. Plötzlich teilt man dem Jüngling mit, er habe das Stipendium bekommen, trotz hunderter von Mitbewerbern, manche von mächtiger Protektion. Wieso der junge Holzlechner auserkoren war? Weil er tatsächlich die besten Zeugnisse hatte.

Sie sehen also wieder — bemerkte der Diplomat in seiner leichten Art — in Oesterreich geht's wirklich manchmal ganz und gar nach Verdienst...!

Dann fuhr mein Gewährsmann fort: „Nun brauchte der Student Holzlechner nicht mehr so viele Stunden zu geben. Eines Tages sagt ihm sein Mitschüler und Schüler, dem er seinerzeit im Prater seinen traumhaften Wunsch mitgeteilt hat, Kronprinzenenerzieher zu werden.“

„Denk' Dir, Josef, so eine Stelle wäre jetzt frei! Ich hab' so etwas gehört.“

Und der Student — er war damals absolviertes Jurist — meldet sich, erhält alsbald eine Einladung zum Grafen Wallis und wird wirklich zum Erzieher des nachmaligen Kronprinzen bestimmt! Wieso der junge Holzlechner auserkoren war? Abermals ganz und gar — weil er die besten Zeugnisse hatte.“

So der Diplomat. Ich traf ihn später noch einmal und da sagte er mir, bezüglich der zehn Jahre (von 1894 bis 1904), während deren Doktor Holzlechner als Erzieher und Lehrer des Erzherzogs Karl tätig war, sei er aus begreiflichen Gründen stets zurückhaltend gewesen. Eines aber habe Doktor Holzlechner immer betont: die Freude, die schon der achtfährige Erzherzog Karl empfand, an deren eine Freude zu machen, Persönlichkeiten seiner Umgebung zu beschenken. Hatte irgend jemand Namenstag, so konnte er nicht früh genug das Geschenk einkaufen und wollte es womöglich sofort übergeben! Der Erzieher mußte ihn immer mahnen: „Aber, Erzherzog, Sie müssen sich noch gedulden, es ist noch gar nicht der Tag!“ Auch Weihnachten und Neujahr konnte der junge Erzherzog kaum erwarten. Aber nicht, weil er Geschenke bekam, sondern weil er solche austheilen konnte. Namentlich wenn es galt, jemand Dankbarkeit zu bezeugen, konnte der Prinz nicht schnell genug erfüllen, wozu ihn sein Herz trieb.

„Sie sehen,“ — schloß der Diplomat — „diese edle Eigenschaft hat auch der Kaiser beibehalten, denn seine erste Handlung als Träger der Krone war, des Grafen Wallis und des Dr. Holzlechner zu gedenken.“

E. v. K.





## Geldfames aus der Kriegszeit.

Die lange Kriegsbauer schuf eine Unmenge von Denkwürdigem, an das man früher gar nicht dachte. Wer hatte bei uns eine Ahnung von **Lebensmittelfarten**; wer mochte es glauben, daß Gemeinden und Staat so tief in das Privatleben eingreifen werden, daß einem vorgeschrieben werden wird, wann man Fleisch essen darf, wann die Verwendung von Fett verboten ist, wie groß die Menge der verschiedenen Lebensmittel ist, die man genießen darf? Und doch hatten alle diese Vorschriften ihre Vorläufer. So sind aus Würzburg in Bayern zwei Brotkarten bekannt, die vor hundert und vor achtzig Jahren im Gebrauch standen, anderswo hat man ehemals für einige Zeit auch den Verbrauch der Lebensmittel begrenzt, aber in so einschneidender Weise wie jetzt erfolgte es nie. Als man in Berlin im Herbst 1914 daranging, die erste Brotkarte auszugeben, ahnte niemand, was alles nachfolgen wird. Mancher sah wehmütig auf die bei uns immer kleiner werdenden Semmeln und die zwerghaft kleinen „Schusterlaibchen“, die seit dem April 1915 der Vergangenheit angehören. Fast ein Jahr lang war die Mehl- und Brotkarte die einzige Einschränkung, heute ist die Vielseitigkeit der Waren- und Lebensmittelkarten erstaunlich groß. Niesenbeträge müssen monatlich von Gemeinden und vom Staate aufgewendet werden, um die Lebensmittelkarten herstellen zu lassen. In Oesterreich ist das, weil es vom Staate aus erfolgt, weit einfacher als in Deutschland. Dort gibt jede größere Gemeinde oder auch Ortsverbände, in geringerem Ausmaß die Landesbehörden, Lebensmittelkarten aus. Ihre Herstellung ist daher mannigfaltiger als bei uns. Manche sind durch gefälligen Farbendruck verschönert, wie die Mehl- und Brotkarten von Straßburg, andere sehen wie Briefmarken aus, sie sind gummiert und gezähnt, wie die von Usher Leben und vielen anderen Orten. Um Druckkosten zu sparen, entschlossen sich eine Anzahl deutscher Städte, Lebensmittelmarken aus Metall anfertigen zu lassen, wie Unsbach, Mainz, Nürnberg, Münster und andere. Sie sind wie Münzen im Umlauf und man kann ihre Menge durch Abwägen leicht ermitteln. Die einmalige größere Ausgabe macht sich bald bezahlt.

Heute beschränkt sich die Verwendung von Karten nicht mehr auf Schwaren allein. In Deutschland gibt es längst Kohlen-, Petroleum-, Salz- und Kleiderkarten. Erst kürzlich hat man, in Neu-Isenburg, die Knochenkarte eingeführt und als letzte Errungenschaft gilt die Christbaumkarte von Hannoverisch-Münden, die in den Werten zu 30, 50 Pfennig und einer Mark zur Ausgabe kam. Darf man sich da wundern, wenn schließlich auch alle anderen Lebenserfordernisse abgegrenzt und auf Karten bemessen werden?

Das von Deutschland gegebene Beispiel der Lebensmittelkarten hat sich in einem großen Teile der Kriegsgebiete durchgesetzt. So gibt es heute solche Karten in Polen, in Serbien, in Montenegro, vereinzelt in der Türkei. Auch die Neutralen sehen sich schon gezwungen, einzelne Lebensmittel durch Karten vor wahllosem Verbrauch zu bewahren. Dauert der Krieg noch lange, dann wird man sich wohl auch in den Ländern der Viererbandstaaten zu dieser Einführung entschließen müssen. In späteren Zeiten wird man es nicht begreifen können, daß ein so ungeheurer und kostspieliger Apparat nötig war, um dem Volke die dringendsten Lebenserfordernisse zu sichern.

Unter die vielen Seltsamkeiten dieser Zeit reihen sich auch die Behelfe ein, die man finden mußte, um der Kleingeldnot zu steuern. In Oesterreich „g’frettet man sich durch“, wie man es auch im Frieden gewohnt war. Ein energischer Entschluß ist da etwas Seltenes. Deshalb findet man sich hier zumeist widerstandslos in die Kleingeldnot, die auch jetzt wieder empfindlich fühlbar wurde wie zum Kriegsanfang. Damals verschwand in wenigen Tagen das Kleingeld aus dem Umlauf, weil viele Leute glaubten, sie seien

ihres Vermögens sicherer, wenn sie statt Papiergeld Metall haben. Sie dachten nicht daran, daß auch dieses Geld nur einen Teil dessen wert ist, was die Münze angibt. Schon im August 1914 entschloß sich die Oesterreichisch-ungarische Bank zur Ausgabe von Zweifronenscheinen. Damit wurde nur ein Teil der Schwierigkeiten im Umwechsellern behoben. Einzelne Gemeinden und Firmen haben damals in Oesterreich Gut scheine ausgegeben, um sie so lange im Umlauf zu belassen, als die kleine Münze selten war. Vorwiegend waren es Sparlaffen und Gemeinden im tschechischen Teile von Böhmen, dann in Mähren und in Galizien. Es sind kaum mehr als fünfzig bisher bekannt, die solches Notgeld ausgaben. Noch weniger kennt man aus Ungarn. Eine Unmenge solcher Wertzeichen entstand im ordnungsliebenden, energischen Deutschland. Von dort haben die Sammler solcher Denkwürdigkeiten — es gibt sogar schon recht viele, die solchen Dingen nachjagen, für die sogar schon eine eigene „Kriegssammlerzeitung“ erscheint — bisher gegen 400 Ausgabestellen ausfindig gemacht. Daß solches Notgeld auch in Rußland und Polen nicht selten war, ist nicht wunderbar; mehr erstaunlich ist, daß im neutralen Holland schon zum Kriegsanfang in mehr als 50 Orten Notgeld ausgegeben wurde. Auch auf dem Balkan gibt es hier und da solche Gutscheine. Ihre Zahl ist aber nicht zu erfassen in den besetzten und unbesetzten Gebieten von Belgien und Frankreich. In nahezu jedem Dorfe findet man dort Notgeld, die Deutschen haben in den von ihnen besetzten Gebieten dessen Ausgabe durch die Gemeinden geradezu gefördert, um das Zurückhalten deutschen Geldes dort zu verhüten und die Franzosen und Belgier nach Friedensschluß selbst ihre Schuldscheine wieder einklösen zu lassen.

Manche dieser Notgeldzeichen sind recht hübsch ausgeführt; bisher gab es nur ein geprägtes Notgeld, das von Gené. Neuerdings ist die Kleingeldnot so arg geworden, daß wir jetzt wieder an vielen Orten Notgeld entstehen sehen. So prägt gegenwärtig eine Münzanstalt in Deutschland für etwa zweihundert Gemeinden und Firmen Notgeld, eine große Zahl Gemeinden gab dort erst seit November 1916 Papiergeld aus, weil die kleine Münze wieder selten wurde, seitdem die Kriegsgebiete ausgedehnter wurden und der Staat daranging, das wertvollere Münzmetall durch das minderwertige Eisen zu ersetzen. Das veranlaßte manchen Hamster, Kupfer- und Nickelmünzen zu verbergen. Wie oft las man jetzt davon, daß bei einem solchen „Sammler“ ein Sack mit Münzen gefunden wurde. Auch in vielen Gefangenenlagern gibt es jetzt Gutscheine, die für die Gefangenen auf der Flucht wertlos wären.

Bei uns in Oesterreich sollen die neuen Einkronenscheine der Kleingeldnot abhelfen, die jetzt um Weihnachten nicht mehr so arg ist, als sie es noch vor vier Wochen war, weil damals die Eisenmünzen noch nicht zu häufig waren. Kürzlich entschloß sich das ungarische Kriegsfürsorgeamt in Budapest, kleines Papiergeld auszugeben, das Werte von zwei bis zwölf Heller umfaßt und dessen Erträgnis Kriegsfürsorgezwecken dienen soll, wenn eine größere Anzahl solcher Wertzeichen uneingekauft bliebe. Bisher haben manche Sammler von allen diesen Wertzeichen eine Unmenge von Ausgaben aufgeschöbert, obwohl viele schon recht selten sind.

Manches seltene Stück gibt es auch unter den Soldaten- und Schützengrabenzeitungen, die der Weltkrieg schuf. Auch da steht Oesterreich hinter Deutschland weit zurück. Bei uns erscheinen wohl auch einige sehr bedeutende Soldatenzeitungen, wie die ehemalige „Tiroler Soldatenzeitung“, die ihren Heimatstitel abließ, dann die „Karnisch-Julische Soldatenzeitung“, die „Zeitung der vierten Armee“, das „Streifleurische Feldblatt“ und andere. Eine einzige Schützengrabenzeitung „Der Maulwurf“ ging schon nach der zweiten Nummer ein. Groß ist deren Zahl in Deutschland, dank der Einsprachigkeit des Landes, der guten Schulbildung und dem regen Lesebedürfnis. Weit mehr als hundert deutsche Soldatenzeitungen sorgen oder sorgten für die Unterhaltung und die Belehrung der Soldaten. Schon kurze Zeit nach Kriegsbeginn traten die ersten dieser Zeitungen ins Leben und heute noch ist dieses Werden nicht abgeschlossen. Es herrscht auch da bunte Abwechslung. Manches Blatt verschwand durch Verlegung von Truppenkörpern, andere konnten ihren Leserkreis ausbauen, einzelne, wie die bekannt gewordene „Killer Kriegszeitung“, die Zeitungen der siebenten und der zehnten deutschen Armee, vermochten ihren Absatz auf zehntausende Stück zu steigern, weil viele auch im Buchhandel vertrieben werden. Wie zahlreich die deutschen Schützengrabenzeitungen wurden, läßt ein eben bei Piper und Kompanie in München erschienenen prächtiges Werk erschen. Die deutschen Schützengrabenzeitungen“, das von F. Hardt herausgegeben ist. Der reichillustrierte Band, dessen gute Ausstattung keine Spur zeigt, daß in Deutschland Papier und Farbe teuer sind, verschafft dem Fernstehenden einen vielseitigen Einblick in die Fälle von Witz und Darstellungskunst aus dem Schützengraben. Manche dieser Zeitungen sind von ersten Münchener Künstlern illustriert, wie der „Drahtverhau“, „Die Sappe“, andere unter den schwierigsten Verhältnissen auf dem Helikographen hergestellt. Daneben bringt aber auch manches der vielen anderen Soldatenblätter, die in den besetzten Gebieten herauskommen, prächtige Bildbeilagen und zuweilen auch ganz originellen Inhalt.

Heute hat man ja noch wenig Ueberblick über die Fülle dieser Denkwürdigkeiten des großen Krieges, erst bis der Friede auch die Verbindungen mit dem Ausland anknüpft, wird man ermaßen können, wie viele solch kulturgeschichtlich denkwürdiger Zeugen dieser Zeit entstanden sind.

## England und die amerikanische Gefahr.

Von E. Seunhard.

Wien, 26. Dezember.

Je länger England den Krieg führt, um so mehr gerät es wirtschaftlich in die Abhängigkeit Amerikas. Die finanzielle Verschuldung Großbritanniens an die Vereinigten Staaten wirkt in Aktion bereits wie ein Alpdrück. Dazu kommen die stets steigenden amerikanischen Frachtsätze und Weizenpreise. Noch peinlicher berührt die Möglichkeit von Ausfuhrverboten der wichtigsten Lebensmittel, die jetzt in Washington ertrogen wird. Während sich aber England immer mehr verstrickt und verrennt, steht Amerika im Zeichen einer Hochkonjunktur ersten Ranges. England hat ihm zur Deckung seiner Anleihen seine sichersten Wertpapiere überlassen müssen, ein Goldstrom hat sich aus dem United Kingdom nach den Vereinigten Staaten ergossen. Dieser Abzug der besten Kräfte Englands und dieser unerhörte Zuwachs der Machtfülle Amerikas muß notgedrungen zu dem Augenblicke führen, in dem letzteres dem ersteren ein gebieterisches „Halt! Nicht weiter!“ zuruft. Oder in anderen Worten: Sobald man in Washington sehen wird, daß die Verschuldung Londons gar zu beängstigende Dimensionen annimmt und Englands finanzielle Sicherheit ins Wanken gerät, mag es nicht ausgeschlossen erscheinen, daß Amerika kraft seiner Machtfülle von England fordern wird, mit dem Feinde Frieden zu machen. Nicht aus idealen Gründen setzt sich Wilson für den Frieden ein, sondern aus rein wirtschaftlichen. Das ist nun für England ein überaus peinlicher Gedanke, dem es sich jedoch angesichts verschiedener Zeichen nicht verschließen kann. Finanzmacht bedeutet heutzutage Staatsmacht, Politik. Es ist daher begreiflich, daß man in England neben der deutschen jetzt ganz unverhohlen von der „amerikanischen Gefahr“ spricht. Aber der Begriff der „amerikanischen Gefahr“ schließt noch ein für die Engländer erdrückendes Moment ein, auf das man nicht genug oft hinweisen kann: die stets wachsende Erkenntnis, daß Aktion diesen unseitigen Krieg im Grunde genommen nur geführt haben wird, um Amerika zu stärken, zu bereichern und in ihm einen vielleicht noch viel gefährlicheren Konkurrenten großzuziehen als Deutschland je gewesen. Und auch hierfür sprechen immer neue Zeichen.

Die Haltung Amerikas offenbart sich in nicht mißzuverstehender Weise in der vor kurzem erfolgten Kundgebung der Regierung durch den Federal Reserve Board in Washington. Dieser, das Aufsichtsorgan der Bundesbanken, hat die Banken vor dem Erwerb neuer ausländischer Schatzscheine, vor den lang- und kurzfristigen Anlagepapieren des Auslandes gewarnt. Die flüssigen Mittel sollten zur Verfügung Amerikas selbst, seiner Geschäfte und Landwirtschaft gehalten werden. Kaufen die Banken wie bisher fremde Schatzscheine an, so könnten Amerikas Fortschritte auf dem Wege zu der internationalen Machtstellung, die zu erstreben seine Pflicht sei und auch im Bereich der Möglichkeit zu liegen scheine, behindert werden. Nun hat der Federal Reserve Board in Washington wohlweislich hinzugefügt, er wolle durch diese Warnung an die Bundesbanken die finanzielle Sicherheit keines Staates irgendetwas in Zweifel ziehen, doch ist die Aufforderung unverkennbar gegen die Ententestaaten, besonders aber gegen England gerichtet. Abgesehen von den beiden Staatsanleihen Großbritanniens, die sich auf 200 Millionen Pfund Sterling (eine Milliarde Dollar) belaufen, kam es privatgeschäftlich zum Abschluß einiger hundert Millionen Dollar schwebender Schulden. England betrachtet Amerika immerzu als unerschöpfliches, nie versagendes Geldreservoir, und so haben in den beiden letzten Monaten mehrere englische Städte weit über zwanzig Millionen Pfund Sterling bei Amerika aufgenommen. Dazu kommen die enorm hohen Beträge, die Amerika u. a. Kanada, Argentinien, Rußland und Frankreich geliehen hat (besonders in den letzten Tagen einigen französischen Städten), wozu in der letzten Zeit auch das neutrale, stark geldbedürftige China hinzutritt, das gegen Japan gestützt werden muß.

Was die Flut von Wertpapieren betrifft, über die Amerika bereits als Deckung verfügt, so sind nicht nur die sichersten Effekten der Ententemächte, sondern auch die besten Papiere fast aller neutralen Staaten dabei vertreten, und die Gläubigerrolle, die die Vereinigten Staaten jetzt schon spielen, berührt geradezu unheimlich. Außer den als vollkommen sicher geltenden goldgeränderten britischen Eisenbahnaktien verfügen sie auch über britisch-indische, ägyptische, südafrikanische, australische, argentinische, chilenische und kubanische Papiere. Die englische Regierung hat kürzlich die Inhaber von chilenischen und argentinischen Effekten dringend aufgefordert, sie ihr zur Verfügung zu stellen. Sie wird nicht müde, ihrem unerschöpflichen Gößen Krieg immer neue Opfer zu bringen und Amerika immer neue Werte in den Rücken zu werfen. Außerdem aber hat England bereits dadurch seine finanzielle Stellung den Vereinigten Staaten gegenüber nach dem Krieg erschüttert, daß es ihnen als Sicherstellung Anteilscheine an bedeutenden Geschäftsunternehmen in ganz Amerika (Südamerika inbegriffen) ausgeliefert hat. Die Zeichen sprechen unverkennbar dafür, daß sich Englands Effektvorräte, die Amerika für annehmbar erklärt, rasch erschöpfen. Das bedeutet ein neues, fast unlösbar scheinendes Problem. Nun versucht Morgan, der sich bekanntlich mit aller Macht für die Entente einsetzt, durch einen sogenannten „Aufklärungsdienst“ die Amerikaner zur Annahme englischer Obligationen zu bewegen.

Aber auch der Ausgleich der englischen Schulden durch Gold begegnet bereits großen Schwierigkeiten und wir stehen vor der wirtschaftlich nicht nur überaus bedeut-

jamen, sondern auch hochinteressanten Tatsache: Amerika ist derzeit mit Gold überschwemmt worden, daß es jetzt zu viel hat und mit der weiteren Annahme dieses Edelmetalles zögert. Seit Anfang dieses Jahres sind über 450 Millionen Dollar den Vereinigten Staaten für Rechnung der Alliierten gegen Lieferung von Kriegsmaterial und Lebensmitteln zugegangen, in den beiden letzten Kriegsjahren fast eine Milliarde Dollar. Vor diesen Riesensummen in Gold bekommt man jetzt in Amerika förmlich Angst und verlangt, daß weiteren Sendungen ein Riegel vorgeschoben werde. Diese ungeheuerliche Goldfülle hat den Zinsfuß gedrückt, dagegen die Kurse von Wertpapieren und vornehmlich von Waren, die den täglichen Bedarf decken, emporgetrieben, also eine empfindliche Lebensverteuerung verursacht. In der letzten Zeit jedoch ist auch Geld bedeutend teurer geworden und dementsprechend ging der Kabelaufs London in die Höhe. Die Lebensverteuerung hat eine wesentliche Erhöhung der Arbeitslöhne zur Folge. Die Goldreserven der amerikanischen Banken scheinen bereits weit über den Bedarf für die Notendeckung hinauszugehen. Es würde ihre Gewinne empfindlich verringern, wenn Gold zwecklos in ihren Gewölben liegen sollte. Die englische Presse bemüht sich jetzt, den Amerikanern nahezu legen, wie vorteilhaft doch dieser Goldüberfluß und die jetzige Lage für sie sei, und der Manchester Guardian sagt in bezeichnender Weise: „Warum sollten die amerikanischen Finanzleute, die wegen ihrer Verbindungen mit den Trusts ein doppeltes Interesse an hohen Preisen für Lebensmittel und Wertpapiere haben, durch die Aussicht eines Booms niedergedrückt sein?“ Weiter legen die englischen Finanzblätter den Amerikanern nahe, um wie viel lieber ihnen — den Engländern — der Export von Gold sei als die Aufnahme neuer Anleihen (was nur zu begreiflich ist, da sie fast über keine Wertpapiere zu deren Deckung mehr verfügen). Durch den Export von Gold, fahren diese Blätter fort, würden die Preise in England fallen, während sie in Amerika doch steigen, was, wie gesagt, für die dortige Finanzwelt nur günstig sein kann. Warum sollten die Engländer hohe Zinsen für Anleihen zahlen müssen, wo es doch den Amerikanern ein leichtes und vorteilhaftes wäre, England seine Schulden in Gold begleichen zu lassen? Diese Aufforderung wird in allerhand Variationen an Uncle Sam gerichtet. In beweglichen Tönen verlegen sich die Finanzorgane zuletzt aufs Bitten, indem sie ihm schmeichelnd versichern, er habe schon so viel für England getan, daß er auch das nicht ablehnen könne.

Amerika macht aber ein weit besseres Geschäft, wenn es sich hohe Zinsen zahlen läßt, England dauernd in starker Abhängigkeit von sich hält und sich überdies nicht den möglichen Schwankungen des Goldpreises aussetzen will. Und der Gedanke drängt sich auf: Dadurch, daß jetzt Amerika einen großen Teil der Effekten fast der ganzen Welt in seine Hände bekommt, dadurch, daß ihm jetzt alles Gold von allen Seiten zufließt, wird es am Ende des Krieges fast die ganze Welt in seinen Händen haben. Nur die Mittelmächte werden davon frei sein, die Mittelmächte, denen England gleich zu Anfang des Krieges den Bankrott verhieß. Die erste Reaktion in Großbritannien nach dem Kriege dürfte zunächst eine Meinungs- und Gefühlserbebung gegen die erdrückende Uebermacht Amerikas sein. Viele Briten betrachten jedoch mit noch weit größerem Argwohn das Wachstum der amerikanischen Kriegs- und Handelsflotte. In dem Maße, als die englische durch Gefechts- und Torpedierungsverluste sich verringert, nimmt die amerikanische an Machtfülle zu. Sie wächst aber auch noch durch die fortwährenden Erweiterungen. Es muß ein für England erdrückendes Bewußtsein sein, daß es am Ende des Krieges nicht nur wirtschaftlich, sondern auch strategisch einem neuen übermächtigen Rivalen gegenübersteht. Diese Aussicht, die ein Kapitel für sich bedeutet, soll bei nächster Gelegenheit ausführlich erörtert werden.

Im Stammbeisl.



Im Stammbeisl herrschte Silvesterstimmung. Auf dem Tisch stand ein stattliches Gefäß, das eine dampfende Punschbowle enthielt und aus dem Umstand, daß es kaum noch zur Hälfte gefüllt war, konnte man entnehmen, daß die Mitglieder der Tischrunde dem stärkenden Trank schon recht wader zugeprochen hatten. Man merkte das übrigens auch an der weinseligen Stimmung der Teilnehmer, die stellenweise das Gepräge eines ausgesprochenen „Schwipses“ hatte, dem vor allem anderen Schwasser zum Opfer gefallen war. Dieser hatte sich soeben erhoben, in dem sichtlichen Bestreben, eine Rede zu halten.

„Und in diesem Sinn alsdann, meine Herr'na,“ sagte er, „in diesem Sinn greife ich zum Glase, das was ich in meinen Händen halte, und ergreife die Gelegenheit, das Wort zu ergreifen und zu erklären, daß wir alle, meine Herr'na, wie wir da hier beisammen sind, wir, alsdann der Vierbund des Stammbeisls, der wir gewesen zu sein immer die Gelegenheit ergriffen haben, zu behaupten und auch im neuen Jahr, welches in kurzem die Ehre haben wird, bei der Beisltür hier zu Ihnen, zu uns, meine Herr'na, hereinzutreten, beisammen zu bleiben und die Fahne des Fortschrittes stets hochleben zu lassen, auch im kommenden Jahr nicht aufhören werden . . . und in diesem Sinne . . .“

„Leopold, an sairen Haring und a Soda-wasser für'n Herrn von Schwasser!“ rief Stichler mit dröhnender Stimme. „Na, lieber Freund,“ wendete er sich an den Redner, dessen Wortschwall unterbrechend, „wamst Du um dreiviertel auf Zehne auf d' Nacht scho so an Mordstrumm Schwühl hast, daß er für uns alle langen möcht, dann müassen ma Di, wann 's neuche Jahr kommt, mit an Streifswagen hambringen. Drum tua ma den G'fall'n und bleib a wengerl stad sitzen auf Deine vier Buchstaben, is Dei'n Haring und lass an andern Menschen a z' Wort kommen.“

„I protestier', i protestier'!“ schrie Schwasser. „Erstens: hab' i kan Mordstrumm Schwühl, sondern höchstens a ganz a Kan's, zierlich's Spizel, zweitens kann i saufen so lang i will, so lang 's mi g'freut und so lang als in dem Hesperl da a Dingsda, a Boble drinnat is . . . und fünftens sieh i absolut net ein, wieso Du alter B'uff

dazualommt, an ander'n guate Lehren z' geb'n, grad als ob'st a Antialkoholiker warst, der was si nie net mit 'n Alkohol in an D'ischkurs eing'lassen hätt' . . .“

„Dös kann i Dir explizier'n,“ sagte Oberberger, dessen Seelenzustand gleichfalls schon etwas ins Schwanken geraten war. „Der Stichler is alkrat wie der Präsident Wilson: er is der Rächterne und red't zu die B'soffenen. Seids do verständig,“ sagt der Wilson zu die Bierverbandler, „nehmts do a Vernunft an,“ red't er eahna zu. „Was wollts denn no?“ Aber es is halt a schwer's Stückl Arbeit, an B'soffenen Vernunft beiz'bringen, dös sieh ma an unsern Freund Schwasser, der si trotz 'm gütlichen Quareden scho wieder a neuch's Glaserl einschenkt!“

„I lass' ma net dreinreden, i net!“ schrie der Angeredete. „I net! I sauf' bis zur vollständigen Vernichtung der Boble. Jawohl!“ Dröhnend schlug er mit der Faust auf die Tischplatte. „Dös tua i und wanns Euch Dös alle der Reihe nach auf 'n Kopf stellt und nach Noten Noten an mi richt's!“

„I hör' allerweil: Boble!“ ließ sich Spanna gl vernehmen, der auch schon um ein Gläschen mehr getrunken hat als er verbrug. „Boble is a ausländisch' Wort, 'S'manisch“ haßt dös Tranll auf guat deutsch. I mücht alsdann scho freundlichst bitten, daß Deutsch g'redt wird bei uns im Beisl, fixlaudon überanander!“

„Bruada, da schau'st,“ sagte Oberberger, „dös Temp'rament, was aus dem stillen Spanna gl aussis chlagt, wann er an Schwips hat! . . . Von was hab'n ma grad g'redt? Von Wilson seiner Noten und von die Bierverbandler ihr'n harten Schädel. Und wann er no härter wär, meine Herren, i sag' Euch trotz allem: „Der Frieden is im Anzug!“

„Und mei Anzug ruht in Frieden!“ brüllte Schwasser dazwischen, „im Versagant nämli, wohin er sie vor 'm Kärm der Welt zurück's'og'u hat.“

„Kane blöden G'paf' jeh'n,“ tadelte Spanna gl, „wann der Oberberger grad a wichtige politische Red' halten will.“

„I will gar ka Red' halten, und a politische schon gar net,“ wehrte dieser ab; „i man' nur: Der Frieden is unterwegs, dös is amal g'wis. Wie lang, daß d' Reif' no dauert, is freili a andere Frag', auf die niemand net d' Antwort waz. Mir kommt dös so vor, wie wann ma auf de Deletrischen mit an „Zwarer“-Wagen zur Währingerstraben fahrt. A Weil' geht 's, aber wann ma nachdem zur Sezessian kommt, is dös a fortwährend's Steh'n- und Steckenbleib'n. Wann 's Wagerl wieder flott wird, ka Mensch und net amal der liebe Herrgott waz 's im voraus; aber schließli und endli, net wahr ja, es geht pomali, es dauert hübsch sei Zeit, aber amal kommt ma ja do zur Währingerstrab'n. Wann ma d' Haupt-schwierialeit, d' Cöressian, überstanden hat, soaar

meistenteils g'schwinder als ma denkt. Seht's, und so wird 's, man' i, a mit 'n Frieden Jan. Heut' glauben no d' meisten, daß überhaupt ka Drandenken net is, und auf ja und na wird er da sein.“

„Nach Deiner Meinung is alsdann die Sezession für'n Zer Wagen dös, was für die Friedensbewegung der Dickhädel von Lloyd George is,“ sagte Spanna gl. „Daß d' Deletrische an dem Hindernis vorüberkommt, ohne viel Steh'n-bleib'n, auf dös erhebe' i jeh't'n mei Glas . . . hoch, hoch, hoch!“

„Und i 's,“ rief Schwasser, „indem, weil ich schon lang mein Glas nicht ergriffen und erhoben habe, tua 's alsdann jeh't'n, indem ich mich in ergriffener und erhobener Stimmung erhebe und ausrufe: Unser neues Kabinett . . . hoch, hoch, hoch!“

„Und a bisserl dauerhafter soll 's sein wie 's borige,“ meinte Oberberger; „dös is wie a Kriegss-tiefel g'west: Amol auf d' Gassen damit und scho is d' Sohlen hin a. A so a Ministerpräsident heutzutag waz ja, wann er si auf d' Nacht ins Bett legt, schon rein nimmer, ob er am andern Tag a no als Ministerpräsident autwacht.“

„Und wann a Minister ins Bureau kommt,“ meinte Spanna gl, „dann kann 's eahm passier'n, daß der Portiöh eahm fragt: „Ja, was woll'n S' denn da? Sö jan ja gar nimmer Minister; Ihna Nachfolger is eh scho drobnat. Schamster Diener!“ und eahm d' Tür vor der Nasen zuhaut.“

„Wie g'lagt, a bisserl mehr Beständigkeit wär' scho z' wünschen im neuchen Jahr,“ sagte Oberberger, „net so a ewig's Kommen und Gehen wie jeh't'n.“

„Was wollt 's, dös war nir als wie die sogenannte Weihnachtsräumerei,“ meinte Stichler; „um die Zeit is dös sei Lebtag so g'west, daß Unterste z' oberst feiert wird, damit 's dann zu die Feiertag' blißneu und mudelsauber in der Wohnung anschaut. Gründlich machen, haßt ma dös bei uns und unsere Bundesbrüader haben 's das „große Reinemachen“. Dös is in an jeden Haushalt so der Brauch, alsdann a im Staats-haushalt.“

Es war während dieser Gespräche spät geworden und die zehnte Stunde längst vorüber. Der Leopold machte sich bereits in Oberbergers Nähe zu schaffen, überzeugt, daß jetzt und jetzt das wohlbekannte „Leopold, zahl'n!“ ertönen werde. Aber nichts dergleichen erfolgte. Schließlich bemerkte Oberberger das seltsame Gehaben des Obers und rief:

„Was woll'n S' denn, Leopold? Ah so, richti, weil 's Zehne is, manen S', i zahl' und geh' wie funst um die Stund'? Gar ka Spur von aner Idee, mei lieber Freund, heut' bleib' i und wann si d' Meinige am Kopf stellt und mit die Zehen am Plafond spazier'n geht! Silbester is nur amol im Johr. No an Punsch, Leopold, aber hübsch haß und stark muaz er sein. Profit, meine Herren!“

Thomas Beracr.

# Ein Wiedersehen.

Von R. Gätzel.

Das war die allerschlimmste Fahrt, die Frau Doris je unternommen hatte!

Ein böser, böser Brief war gekommen, welcher meldete, daß der Sohn, der als Fähnrich an der Ostfront diente, schwer erkrankt in einem Spital liege. Man sollte nicht glauben, daß in einem solchen Stück Papier so viel Kummer und Sorge enthalten sein könne. Alle drängenden Geister, die unser Leben verdüstern, unsere Seele zermalmen können, wohnen in einem solchen Brief — das scheinbar stumme, tote Papier spricht eine seltsam beredte Sprache, die fortwährend an unser Ohr klingt, selbst wenn man den Brief zu tiefst in einer Schatulle begraben hätte. Es ist, als wenn tausend laute Stimmen herausklingen würden fragend, drängend, mahnend und die Seele mit den unheimlichsten Bildern des Leides und Schmerzes erfüllend.

Frau Doris aber war eine kleine, tapfere Frau. Sie wollte sich nicht, ohne sich zu wehren, von diesen Stimmen quälen und verfolgen lassen, das Ungewisse nicht daheim abwarten, bis es zur schrecklichen Gewißheit geworden wäre, sie wollte an der Seite ihres Sohnes weilen. Der Herr Gemahl gab sich alle erdenkliche Mühe, sie von der weiten, mühseligen Reise bis an den Rand der blutgetränkten Schlachtfelder abzu-

halten; jeder gutgemeinte, von herber Sorgnis diktierte Rat, jede Bitte war vergeblich. Frau Doris trat unerschrockenen Herzens die weite, beschwerliche Reise an.

Durch weite, endlose Ebenen eilte der überfüllte Zug — überall konnte man schon Bilder vom entsetzlichen Elend des größten aller Kriege sehen. Und je näher Frau Doris ihrem Ziele kam, mehrten sich diese. Alle Stationen überfüllt mit Militär und dazu schien es, als ob der Zug nur so hinschleiche durch das Land. Und diese ewigen, endlosen Aufenthalte in allen Stationen. Frau Doris glaubte manchmal verzweifeln zu müssen!

Endlich, endlich kam sie todmüde, abgeradert in jener Station an, in deren Spital der Sohn liegen sollte. Sie gönnte sich keine Rast — sofort fuhr sie zum Spitalgebäude hin; alle Widerstände, alle Schwierigkeiten überwand die kleine tapfere Frau. Aber im Spital erfuhr sie, daß der Herr Fähnrich gerade gestern wieder an die Front abgegangen sei. Sie wußte nicht, wie ihr zumute ward; sollte sie weinen, weil sie den Sohn nicht gesehen hatte und die große weite, mühselige Reise ganz umsonst gemacht hatte, oder sollte sie sich vom ganzen Herzen, so recht aus tiefster Seele freuen, daß sie nun die Gewißheit hatte, daß der Sohn wieder genesen war?

Sie war wie betäubt.

Der Kommandant tröstete sie mit herzlichen Worten. Sie hörte kaum, was er sagte. Als er ihr aber erzählte, daß man um den Sohn wegen seiner Krankheit keinerlei Besorgnisse mehr zu haben brauche, da verstand sie klar und deutlich jedes Wort. Und ihr wurde so wunderbar ums Herz; es reute sie gar nicht mehr, daß sie die weite Irrfahrt in das ferne, von den Kriegsgreueln erfüllte Land angetreten hatte. Sie dachte daran, wie entsetzlich es gewesen wäre, wenn sie jetzt den Sohn schwer — hoffnungslos — oder gar tot gefunden hätte.

Und dieses Denken machte ihr die beschwerliche Rückreise doch leichter. Wohl kam es ihr vor, als ob der Zug noch bedächtiger, noch langsamer durch die einsamen, weiten Länderstreden schleichen würde, als wenn die Aufenthalte noch länger als früher sein würden. Aber wenn sie die Ungeduld allzustark erfasste, so brauchte sie nur an den Sohn zu denken, und wie frisch und gesund wieder das junge Blut sei, und es regte sich in ihr die selige Hoffnung, daß ihm ein freundlich Schicksal frohe Heimkehr in das Vaterhaus, an das Herz der Mutter gewähren werde.

Und das eine tat ihr wohl, daß sie sich denken konnte, daß sie nun mit jeder Station der Heimat wieder näher kommen. Und als bekanntere Orts-

namen austauchten und wieder deutsche Schilder und Tafeln in den Stationen zu sehen waren, da kam's ihr vor, als wäre sie noch langer, langer Abwesenheit wieder in die Heimat zurückgekommen.

Der Empfang daheim war selbstverständlich ein stürmischer, freudiger. Der Herr Papa begrüßte sie in seiner humorvollen Art und sprach ihr sein Mißtrauen aus, daß sie den Sohn zu sehen nicht durchsetzen hatte können. Der Herr Onkel! Aber aus seinen lustigen Worten klang nur das Bestreben heraus, die niedergedrückte Frau zu trösten und sie ja nicht merken zu lassen, wie ihm selber ums Herz war.

Man soll gar nicht glauben, wie schwer ein solches Versteckenspiel fällt! Es ja dem anderen nicht merken zu lassen, daß das eigene Herz so über- voll ist von dem gleichen Leid, das des anderen Herz erfüllt.

Und die Tage und Wochen strichen dann wieder in gewohnter Weise hin. Briefe kamen und der Sohn teilte mit, daß es ihm ganz wohl ergehe und daß niemand Anlaß habe, sich seinetwegen irgendwie zu sorgen und zu kränken. Und jeder Brief ward prompt beantwortet, denn jeder brachte ein helles Licht der Freude ins Haus und ward besonders von der Mutter mit einer Sorgsamkeit und Genauigkeit studiert, wie nur jemals ein Gelehrter eine seltene, hochbedeutende Handschrift studiert hat.

Aber nur ein Brief kam nicht, jener so sehnsüchtig und heiß erwartete, in dem der Sohn Nachricht geben sollte, daß er zu Weihnachten auf Urlaub kommen werde. Tausend und tausendmal erörterte Frau Doris täglich die bange Frage.

„Wir werden diese Weihnachten wieder ohne ihn verbringen müssen,“ sagte sie resigniert.

„Das kannst noch gar nicht wissen,“ erklärte der Herr Gemahl, „ein Brief kann noch immer kommen.“

Ach, wie gern hätte sie dies geglaubt, wie herzlich gern. Aber in ihrem kleinnütigen Herzen stand es bereits fest, daß der Sohn nicht kommen werde.

Die Weihnachtsvorbereitungen, die sonst immer eine Quelle heimlicher Freuden waren, brachten Frau Doris diesmal nur geringes Vergnügen. Unausgesetzt weilten ihre Gedanken bei dem fernem Sohn, und nur schwer ging ihr die sonst so liebe Arbeit von der Hand, alle ihre Träume sogar wurden nur von diesem einen Gedanken beherrscht. Bald war es ihr, sie sahre wieder mit der Eisenbahn durch jene fremden, unendlichen Gegenden, bald sah sie sich

wieder in der Aufnahmstanzlei des Truppenhospitals sitzen, und es war, als ob an einem Tisch der Kanzlei ihr Pepi säße. Aber er wandte nicht einmal den Kopf nach ihr, sie wollte ihn anrufen, brachte aber kein Wort hervor. Sie strengte sich an, endlich gelang es ihr, „Pepi“ zu rufen, und erwachte von ihrem eigenen Schrei.

„Was ist's denn — was hast denn, Doris?“ fragte der Gemahl, der auch durch den Schrei munter geworden war.

Sie erzählte ihm den Traum. „Doris,“ sagte er bestimmt, „Du mußt Dich zusammennehmen, Du wirst sonst noch krank werden. Sei froh, daß der Pepi gesund ist! Er wird schon einmal kommen. Jetzt können doch nicht alle auf einmal Urlaub kriegen. Paß auf, nach Neujahr ist er auf einmal da!“

Und Frau Doris schlief wieder ein und träumte wieder weiter. Ihr war, als stünde sie am Rande einer jener unendlichen Straßen, wie sie solche auf ihrer Reise in dem fremden Lande gesehen hatte. Durch den knietiefen Kot wälzten sich mühsam unendliche Wagenreihen, rasselten Geschütze daher und ganze Artilleriekolonnen kamen stampfend daher. Und auf einmal war's ihr, als klinge das alles von der Straße herauf — und jetzt hörte man sogar Stimmen und strömenden Spornschritt schon draußen im Zimmer. Frau Doris machte auf, an die Tür war geklopft worden, auf das Herein des Herrn Gemahls öffnete sich die Tür, heller Lichterglanz strömte herein — und, o monnige Seligkeit, an der Schwelle stand, stramm salutierend, der heißersehnte Sohn.

Frau Doris richtete sich unbekümmert darum, daß ein junger Krieger in der Uniform eines k. k. Fähnrichs plötzlich da eingedrungen war, im Bette auf und reichte stumm die Hand dem Kriegsmann hin, der sie mit Stüssen bedeckte.

Und draußen im Zimmer standen im Nachtkleide die Schwestern, und die Diensthofen hatten es sich ebenfalls nicht nehmen lassen, dem Krieger nachzulaufen, obwohl ihr Kostüm entsprechend der späten Nachtstunde durchaus nicht in der Ordnung war, wie es sonst die strenge Frau Doris verlangte.

„Ja, woher kommst denn auf einmal?“ fragte der Papa.

„Ich habe in letzter Stunde Urlaub bekommen,“ antwortete der Sohn.

Und nun folgte Frage auf Frage. Die Schwestern des Kriegers sahen bei Mama auf dem Bette, die dienenden Damen rings auf den Hauteuils und wurden es gar nicht gewahrt, daß

es höchst unbegreiflich sei, in Gegenwart eines jungen Militärs in solcher Weise anwesend zu sein.

„Und wa's Du ausschaut!“ sagte der Vater, aber mit leuchtendem Gesicht, „die Stiefel voller Kot — na, Du g'fallst mir — und dö Uniform!“ Der Sohn entschuldigte sich mit der Ungunst der Verhältnisse.

Frau Doris sagte nichts, mit feuchten Augen sah sie den Sohn an. Die Schwestern und die dienenden Mädchen verwandten kein Auge von ihm. „Du wirst hungrig sein?“ fragte sie endlich.

Der Sohn verneinte es. Gegeben hätte er genug! Aber nach einem Rognal verlange sein Herz.

Alles schüttelte verwundert das Haupt. Der Sohn Pepi war immer ein Antialkoholiker strengster Oberbank gewesen — und jetzt, unbegreiflich —! Das machte der Einfluß des rauhen Kriegshandwerks.

Aber die Damen rannten eine die andere fast nieder, um nur schnell den Auftrag auszuführen. Die Köchin schlug sich den unfrieren Kopf heftig an der Kredenz an. Aber sie lagte nicht.

Der Rognal ward von Pepi in einem Zug ausgetrunken.

„Marand Josef,“ sagte der Vater und schlug entsezt die Hände zusammen, „den Buam ha'm s' ma schön herg'richt'!“

Und es ward diesmal nicht nur für Frau Doris, sondern für alle, alle eine schlaflose Nacht! Aber diesmal hatten Glück und überquellende Freude den Schlaf verjagt.

„Hörst,“ sagte der Papa zu Frau Doris, „Du mußt rein in der halben Stund' jetzt um guate vier Killo zug'kommen haben!“

## Wien im Jahre 1916.

Wien, 30. Dezember.

Das gewaltigste Erlebnis, das uns das abgelaufene Jahr gebracht hat, der Tod des Kaisers Franz Josef, hat innerhalb der Fortdauer des Krieges und der sich aus ihr ergebenden Kriegsgewohnheiten wie ein Abschnitt in der Geschichte unserer Stadt gewirkt. Zum drittenmal läuteten die Neujahrs Glocken ein Kriegsjahr ein. Ueberall, wo noch der altehrwürdige Wiener Brauch des Bleigießens in der Silvesternacht in Ehren gehalten wird, suchen wunschheiße Augen in der geschmolzenen Masse, ob sich dem neugierig spähenden Blick ein formloses Etwas biete, das mit viel Phantasie und noch mehr gutem Willen als die Flügel des Friedensengels gedeutet werden kann. Das Jahr 1916 hat die Physiognomie unserer Stadt und die seelische Verfassung ihrer Bewohner stärker beeinflusst als irgendein anderes seiner unmittelbaren Vorgänger. Unser Verhältnis zu dem Krieg, der all unser Tun und Lassen, unser Denken und Handeln mit strenger, selbtherrlicher Ausschließlichkeit beherrscht, ist ein ganz anderes geworden. Zwischen den Jahren 1916 und 1915 tut sich eine weite Kluft inneren Erlebens auf, das mit der kurzen Zeitspanne, die sich zwischen Beginn und Ende dieses Bienniums dehnt, nichts zu tun hat. Der Krieg mit seinen zwingenden Forderungen an jeden einzelnen ist uns zur Selbstverständlichkeit geworden. Keine dumpfe Resignation, aber männliche Gefasstheit und zähe Beharrlichkeit kennzeichnen die allgemeine Stimmung. Die halb scherzhaften Selbstberühmungen über die hundertfachen bald größeren, bald kleineren Entbehrungen und Schwierigkeiten, die der Kriegszustand gebieterisch erheischt, sind längst verstummt. Wir wundern uns über nichts mehr, am wenigsten und zuletzt über uns selbst und unsere Anpassungsfähigkeit. Wir wissen alle: Es muß sein, also wird es sein. Stärker als je ist die Ueberzeugung, daß wir die Höhe des Berges erklimmen haben. Mag das Endziel in größerer oder geringerer Entfernung liegen. Mag sogar manchmal das spärende Auge des Wanderers getäuscht werden und die Entfernungsmaße verächnen, eines steht fest: Klar ist der Kopf und stark ist Arm und Bein. Wir werden das Ziel erreichen.

Das Hinterland, das dank dem Heldensinn unserer Armeen den Kriegsschauplätzen immer weiter entrückt wurde, hatte in diesem Jahr die schwersten Schlachten gegen die Vernichtungspläne der feindlichen Aushungerungsstrategen zu schlagen. Auch diese Schlachten haben Menschenopfer gekostet, Opfer an Gesundheit und Volkskraft. Unsere Feinde, die bekannlich im Namen der Humanität kämpfen, dürfen sich des freilich zeitlich begrenzten Erfolges rühmen, daß in nasskalten Herbst- und Winternächten lange Züge von Frauen und Kindern sich um verschiedene Waren anstellen müssen. An anderer Stelle des Blattes fassen wir die Maßregeln zusammen, die auf dem Gebiete des Approvisionierungswezens getroffen wurden. Probieren geht über Studieren! Nicht alle diese Maßnahmen trafen, wenn das Wort gestattet ist, vom grünen Tisch aus ins Schwarze. So viel steht aber fest, der Rayonierungsgedanke war ein glücklicher, die Mehlerversorgung wickelt sich klaglos ab, Brot in aller nächster Zeit und — Fortsetzung folgt. Hand in Hand mit den Vorkehrungen der Behörden geht die Selbsthilfe der Bevölkerung. Eine ganze Reihe von Konsumentenvereinigungen ist eifrig und teilweise schon mit sichtbarem Erfolg am Werk, um die Interessen der städtischen Verbraucher wahrzunehmen.

Die äußere Physiognomie unserer Stadt hat sich in mehr als einer Beziehung entsprechend der langen Dauer des Krieges verändert. Wenn einmal, und hoffentlich bald, die Geschichte des Krieges bis zu seinem Schlusshapitel wird geschrieben werden, dann dürfte es in diesem Buche kaum ein Blatt geben, das nicht von der Willensstärke, der Geschicklichkeit und der Begabung erzählen würde, mit der die Frau, und gewiß nicht in letzter Linie die Wienerin, überall dort in die Bresche zu treten verstand, wo der Krieg die Männer zu den Fahnen gerufen hatte. Die Heranziehung der Frau zu allerlei Dienstleistungen, die früher ein heiliges und unbestrittenes Reservatrecht des Mannes bildeten, hat im abgelaufenen Jahr weitere Fortschritte gemacht, und wieder müssen wir die Bemerkung machen, daß das, was uns 1915 noch als mehr oder weniger heitere und absonderliche Merkwürdigkeit erschien, 1916 zur Selbstverständlichkeit wurde. Wer würde sich heute noch nach einem weiblichen Straßenbahnkondukteur umblicken? Eher fällt es bereits auf, wenn man auf diesem und manchem anderen Posten noch einen Mann findet.

Das Wiener Nachleben, dem bereits das Jahr 1915 einen gehörigen Stoß versetzt hatte, mußte sich weitere Einschränkungen gefallen lassen, die teilweise allerdings durch die Sommerzeit gemildert wurden. Der Einuhrschluß ist von der mitternächtlichen Sperrstunde, in den Gasthäusern und den Restaurants sogar durch den Ekfuhrschluß abgelöst worden. Wie denn überhaupt Cafetiers und Gastwirte zu jenen Erwerbsständen zählen, die der Krieg vor die schwersten Aufgaben gestellt hat. Längst ist die Zeit vor-

# Bauernregeln für 1917.

Originalzeichnung von Theo Jasche.



JÄNNER

Gibt es im Jänner Regen und Schnee,  
Schickt die Mutter den Peyerl um an Staffee.



FEBRUAR

Sind im Februar mit Eis bedeckt die Reiser,  
Spricht sich der Bürgermeister über die Preistreiber heiser.



MARZ

Sind uns im März die Veilchen beschieden,  
Fürchtet der Kriegsgewinner den Frieden.



APRIL

Ob schön, ob Regen ist im April,  
Frankreich muß das tun, was England will.



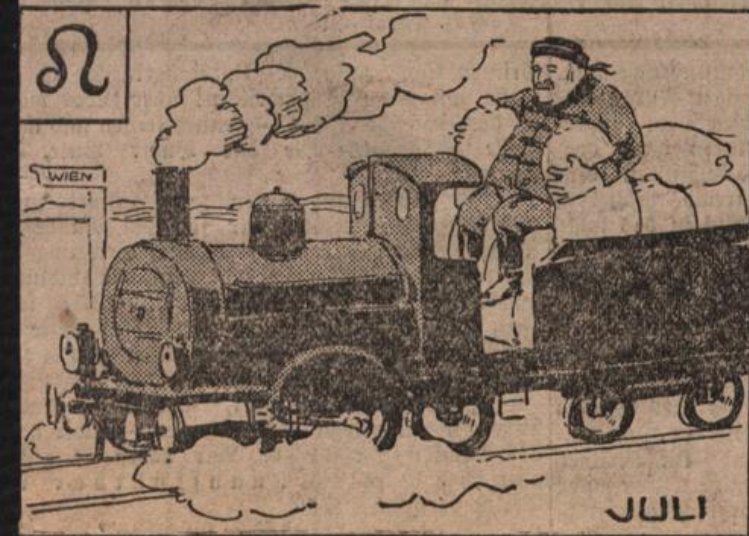
MAI

Droht im Mai mit Offensive der Italiener,  
So ist das nicht neu und macht ihn nicht schöner.



JUNI

Reih'n im Juni eine Million Engländer aus,  
Wettet man bei Lloyds: Es kommt keiner nach Haus.



JULI

Wenn es im Juli schneit und friert,  
Der Ungar das Mehl nach Wien uns führt.



AUGUST

Wenn im August Gewitter die Lüfte durchzieh'n,  
Schau'n sie in London zum Himmel weg'n Zeppelin.



SEPTEMBER

Beginnt im September die Jagd auf Hasen,  
Hört man Madajsen Galali blasen.



OKTOBER

Kommt im Oktober der neue Wein,  
Kostet fünftausend Kronen das Schwein.



ALLOIS SCHWARTL



NOVEMBER

Im November plagen die Nebel uns sehr,  
Das Durchhalten fällt dem Gamsier nicht schwer.



DEZEMBER

Friert im Dezember Mann und Maus,  
Kommt der Peyerl mit'n Kaffee nach Haus.

Th. JASCHKE

## Der Turm im Stadtbild.

Von E. Wehner, Düsseldorf.

Das Thema ist nicht neu. Und doch lohnt es sich immer wieder darauf zurückzukommen, weil der Turm im Stadtbild aller Länder stets eine bedeutende Rolle gespielt hat. Man spricht vom Turm als einem Wahrzeichen. Das eine Wort kennzeichnet bereits seine ganze Bedeutung für uns. Der Turm ein Merkmal, ein Erkennungszeichen eines Gemeinwesens. (Die Bezeichnung „Wahrzeichen“ hat ihren Ursprung in den Handwerksgebräuchen.) Die älteren deutschen Gemeinwesen haben fast alle ihre Wahrzeichen, meist ist es ein Turm, der durch seine besonderen Ausmaße in die Erscheinung tritt und das Stadtbild beherrscht. Den Türmen der Frauenkirche in München, manchen Rathhaus- und Befestigungstürmen, meist jedoch den Domtürmen, wie in Aachen, Ulm, Regensburg, Freiburg, Mainz, Köln usw. fällt solche Rolle zu. Verweilen wir etwas bei Köln. Fast unmittelbar am Rhein am Ausläufer der Fahrbahn der Rheinbrücke rauscht der Dom mit seinen beiden Türmen in den Aether, ein Emporstulzen steinerner Wellen, eine ergreifende Musik von tausenden und aber tausenden Akkorden von Stäben, Blüten und Perlen. Die Musik der Gotik. Wer ihn einmal gesehen hat, vergißt ihn nicht, diesen Dom, diesen erhabensten Ausdruck des Willens einer aufwärts blickenden Seele, der Seelen der Gemeinde, eines Volkes. Er ist Verkörperung des gesteigerten Suchens, ja ein Greifen nach dem Gott der Ewigkeit, ein Hilferuf und ein Vertrauen der Menschen an seinen Stufen. Auch kündet er von dem Opferwillen der Gemeinde, Großes dem Erhabendsten aufzurichten. Seine Türme berichten dem Bürger und auch dem Fremden von Schicksalen, Kämpfen und auch Festen längst vergangener Zeiten. Besten Endes sind Türme eine Chronik. Sie zu lesen fällt dem Bürger nicht schwer, verwächst er doch mit ihr wie mit einem alten Kleide, auch schreibt er selbst mit an seiner Chronik. Wie manche Erzählung, von Mund zu Mund getragen, geheimnist er in seinen Turm hinein. Und alles verwahrt der alte Geselle treu, um es gelegentlich ebenso geheimnistvoll seinen Mitbürgern da unten wieder zuzulüftern. Es ist Stadtgeschichte, dieses Wahrzeichen, es ist keine tote Steinmasse ohne Leben, es ist der Hüter alles Geschehens tief unter ihm in der Tiefe, es ist Ausdruck auch bürgerlichen Willens im Straßenbild und weit hinaus im Stadtbild. Es ist wie das Haupt eines großen Organismus, gedanklich und auch stofflich. Es ist Erinnerungsmal für alles Geschehen für Herz und Auge.

Um sich das ganz deutlich zu machen, denke man etwa an Dresden von fern her. Sogleich taucht vor dem inneren Auge auf die schwarze Masse der Frauentirche des Meisters Bähr. Du siehst sie dunkel sich emporschweben in den Abendhimmel, daneben den schlanken Hofkirchenturm, weiter hinten den neuen Rathhausturm, ein Stück Lebens- und Kunstgeschichte von Elbflorenz über die Jahrhunderte, von August II. bis auf den heutigen Tag. Das Stadtbild ist seine Geschichte, seine Türme die Fixpunkte des Geschehens. Oder man denke an Bologna mit seinen Adelstürmen. Was wäre Pisa ohne seinen Turm, was Brügge ohne seinen Belfried, Mainz, Worms und Speyer oder gar Köln ohne seine Domtürme, was München ohne Frauentirche, was Rom ohne die gewaltige Kuppel von St. Peter? Die Türme sind die erhabenen Wahrzeichen des größten und mitunter bedeutendsten Abschnitts ihrer Stadtgeschichte.

Wo haben wir die Wahrzeichen unserer modernen Städte, die Geschichtsträger, die Türme oder Kuppeln, die weit in die Lande hinaus leuchten, den Organismus der modernen Stadt überragend, ihn beherrschend, betreuend? Wo ist der geschlossene Stadtorganismus Berlin, Essen, Dortmund, Düsseldorf mit dem augenscheinlichen Wahrzeichen seiner Geschichte? Brintmann schreibt in seinem geistvollen Werk „Deutsche Stadtbaukunst in der Vergangenheit“:

„Die geringe Ausdehnung der alten Stadt läßt es zu, daß ihre Einheitlichkeit auch nach außen in die Erscheinung tritt in der geschlossenen Linie ihrer Silhouette, die die moderne Stadt verloren hat. Das Verlangen nach Größe mancher Bauformen zu dieser Zeit wie die Kirchtürme erklärt sich zum Teil aus ihrer Wertung im Silhouettenbild der Stadt!“

Brintmann bringt also hier gewissermaßen den Mangel an Silhouette bei der modernen Stadt in Beziehung zu dem fehlenden Willen nach Größe von Bauformen, der in früherer Zeit bestanden hat. Das mag zum Teil richtig sein, insofern, als der Gemeinwille in der Größe der Bauformen auch im Stadtbild zur Wirkung gebracht werden sollte. So weit möchte ich indes nicht gehen, den Formwillen lediglich mit der Absicht einer gewissen Silhouettierung des Stadtbildes zu begründen. Die Triebfeder zu großen Baumodellierungen war in allererster Linie der Bürgerwille, der weltliche oder religiöse Gemeinwille. Die Geltendmachung, auch nach außen hin, war ganz naturgemäß, eine nur rein ästhetisierende Abwägung in der Stadtsilhouette trat wohl in den seltensten Fällen ein. Die Silhouette kam gewissermaßen ganz automatisch zustande, indem eben der in Stein ausgedrückte Gemeinwille zu irgendeinem Zweckbau Großformen erzwang, die alle umgebenden Bautypen der Gemeinde natürlicherweise beherrschten. Die Ursachen waren wohl in der Reihenfolge: Zweck, gesteigerter Gemeinwille, Schönheitswille.

Sehr richtig sagt Brintmann, daß die geringe Ausdehnung der alten Stadt leichter eine einheitliche Silhouette zuließ. Nun fragt sich aber, ob nicht auch die moderne Stadt fähig wäre, durch gesteigerten Formwillen nach Größe eine einheitliche Silhouette zu schaffen. M. E. sehr wohl.

Der Kölner Dom (auch der Straßburger usw.) beherrscht durch den Turmgedanken das in zwischen zur Großstadt mächtig angewachsene Stadtbild auch heute noch vollkommen und würde das auch noch tun, wenn er an anderer, weniger günstigen Stelle im Stadtplan stände. Seine Abmessungen

sind eben so gewaltig, daß er selbst ein noch größeres Köln beherrscht und silhouettiert. Da er aber im Kern des Stadtbildes am Rhein steht, so können seiner imponierenden Gewalt selbst andere Zutaten monumentaler Art wie der Kölner Hauptbahnhof nicht einmal Abbruch tun. Der überragende Unriss bleibt. Somit kann auch die moderne Großstadt, wie das Beispiel Köln zeigt, eine „Dominante“ (oder schließlich auch mehrere erhalten), die eine gewisse Einheitlichkeit des Stadtbildes zu erzeugen berufen sind, es sei, daß diese Dominanten im Stadtplan in besonders dazu geeignete Stadteile gestellt werden, wo sie vereinzelt oder im Zusammenhang mit anderen hervorragenden Großformen eine Vereinheitlichung des Gesamtbildes erzeugen. Ich erwähne nebenbei das Wolkenkragerviertel in Newport, welches für Amerika — wohl gemerkt — zweifellos eine ganz klare und sinnfällige Großausdrucksform eines gewissen Gemeinwillens nach außen hin bedeutet, die man sich schließlich auch in ästhetischer Hinsicht kaum besser denken könnte. Für Deutschland paßt das nicht. Den Gemeinwillen als Gesamtausdruck der Stadt finden wir bei uns in alter Zeit vorwiegend in den Türmen der Kirchen. Das erklärt sich von selbst, wenn man sich der mittelalterlichen Machtstellung der Kirche und ihrer finanziellen Kraft erinnert. Heute herrscht zwar auch noch die Freude am Kirchturm. Durch die geringere wirtschaftliche Stellung der Kirche im großen Gemeindeverbande kommt es aber nicht mehr zu Großformen. Das Erbe des monumentalen Turmgedankens liegt heute in den Händen der Parlamente des Bürgertums der Städte und Großstädte. Wie wäre es nun zu begrüßen, wenn unsere Bürger den halb schlummernden Turmgedanken wieder zum blühenden Leben erweckten durch Aufführung einer Großform für die moderne Großstadt. Was könnte er uns nicht wieder werden, dieser König von Turm, wie er uns grüßt in Freiburg oder Straßburg? Es müssen ja nicht Türme der Kirche sein! Welche Geschichten könnte der moderne städtische Stadtturm uns erzählen vom Weltkrieg 1914/17. Was könnte er uns nicht werden, könnte er uns nicht künden von den Heldentaten unserer Söhne, von dem Opferwillen unserer Gemeinde, von der Verehrung der großen Männer aus dieser gewaltigsten Zeit deutschen Ringens? Bauen wir ihn in unser Gemeinwesen hinein, geben wir ihm eine Heldenhalle, in der uns die Helden grüßen, wenn wir dankbaren Herzens uns zur Feier versammeln, oder die gemeinsame Arbeit uns zusammenruft. Stellen wir ihn in unser Rathaus oder ein anderes Gemeindegebäude hinein — Museum, Universität — wir weihen den ganzen Bau ihrem Gedenken — damit wir täglich ihrer gedenken, der großen Männer, damit sie täglich uns spornen, nicht zu erlahmen im Dank und in der Arbeit. Wir berufen gute Künstler für den Schmuck des Gebäudes. Welche unendliche Fülle künstlerischer Arbeit steht bevor, fast für eine Generation von Künstlern. Der Bildhauer modelliert die Standbilder der bedeutenden Männer des Krieges, der Helden, die in der Gedenthalle oder an der Front des Gebäudes Ausstellung finden sollen, er meißelt die ornamentale Plastik, die gedanklich sich harmonisch einfügt. Der Maler schildert in großen Wandgemälden die vielen Taten und schmückt sonst die Räume. Alles in dem Gedanken: wir denken eurer stets mitten in unserer Arbeit. So werden alle Künste sich am Gedenkbau hervorragend beteiligen können, jeder zu seinem Teile, die Baukunst als Trägerin des Gedankens im Straßen- und Stadt- und Landschaftsbild, Plastik und Malerei im architektonischen Rahmen des engeren Platz- und Innenraumes. Maßstäblich jeder Kunstzweig im günstigsten, ihm eigentümlichen Ausdrucksgebiete. Warum sollte nicht die Architektur wieder oberste Mittlerin aller Kunst überhaupt werden können? Warum sollen wir ihr nicht ein Gebiet zurückerobern, was ihr früher so selbstverständlich zugehörte? Man sollte meinen, daß gerade heute eine solche Erkenntnis Raum gewinnt, nachdem wir mit unseren Verjungen, etwa die figürliche Plastik selbständig zum monumentalen Gedankenträger zu verwenden, am Ende angelangt sind. Den Maßstab gilt es wieder einzuführen ohne den jedes Denkmal sich dem künstlerischen Rahmen zu entziehen droht. Zurück von der Koloßdarstellung zur Baukunst und ihren Maßstabgesetzen, zum geordneten Einpassungsempfinden. Stadtbaukunst und alles, was sich ihr anschließt, ja Architektur überhaupt, ist letzten Endes eine Kunst der Maßstäbe, eine Kunst des Taktes. Womit gesagt ist, daß Brutalität und Takt sich gegenüberstehen. Durch Brutalität, d. h. Vergewaltigung vorhandener Maßstäbe, kann also keine Kunst geschaffen werden. Wahrscheinlich wird in der Stadtbaukunst wieder große Arbeit geleistet werden, wenn ein bedeutendes gemeinschaftliches Leben vorhanden sein wird, welches nach Ausdruck ringt,“ sagt Unwin. Das gemeinschaftliche Leben in unseren Großstädten vor dem Kriege war vorwiegend wirtschaftlicher und spekulativer Art. Die Stadt war nicht so sehr der Ort, an dem Männer ein gemeinschaftliches Leben zu einem edlen Zweck führen (Definition der Stadt nach Aristoteles). Der Schönheitswille war verkümmert, die Beredlung der bürgerlichen Handlungen durch ihn verloren oder unwirksam. Das Getriebe der parlamentarischen Gegensätze zerrieb fast stets den ethischen Anteil des Bauwillens. Vielleicht liegt das an der Behandlung unserer Kunstfragen durch die Parlamente überhaupt. Kunst gehört nicht vor ein Forum, in dem lediglich Stimmen entscheiden. Kunstfragen aller Art sollten stets unabhängig von Parlamentarismus, von einem städtischen Kunstdirektor mit jährlich wechselnden Beratern aus der Künstlererschaft — einem Kunstauschuß — vorberaten und zur Reife gebracht werden. Dann erst die Abstimmung.

Das bedeutende gemeinschaftliche Leben, welches nach Ausdruck ringt, müssen wir nach dem Kriege haben, wenn der Krieg überhaupt berufen sein soll, nachhaltig wirksam zu bleiben, was wir doch als selbstverständlich annehmen.

Diese Triebe mit auch in ethischer, künstlerischer Richtung befruchtend wirken zu sehen, daran zu zweifeln, liegt noch kein Grund vor. Im Gegenteil dürfen wir mit Vertrauen annehmen, daß der gesteigerte bürgerliche Gemeinwille auch dem Städtebau, der Baukunst als Mittlerin aller Künste neue Impulse zuführt. Und was liegt näher, als gerade unseren Bedenkwillen an die Helden in unserer Stadtbaukunst zum Ausdruck zu bringen. Wäre nicht gerade der alte deutsche Turmgedanke — ein Wahrzeichen des Gedankens — wert im Stadtbild auch der deutschen Großstadt wieder eine Rolle zu spielen, als eines der neuen Bekenntnisse des Großstadt bürgerwillens zur Sprache und Schönheit der heimischen Stadtbaukunst?



Der Morgen

8. I. 1917

138

Mitglieder mit den Anfangsbuchstaben A bis E, welche ihre Mitgliedsarte bis nun nicht behoben haben, können die in dieser Woche beheben.

### Brennende Volksernährungsfragen.

Die Friedensvorbereitungen, die für kurze Zeit das öffentliche Interesse freudig in Anspruch genommen hätten, haben die Aufmerksamkeit von der brennendsten Tagesfrage — der Volksernährung — abgelenkt. Wir hoffen, daß die Zeit früheren Schweigens keinen inneren Stillstand der wirtschaftlichen Kriegsvorbereitung des Volksernährungsamtes bedeutet hat. Aus dem großen, fensterreichen Gewölbe in der Marienhilfsstraße bringen nur sporadisch Nachrichten in die Bevölkerung und wir beklagen es, daß der Kontakt zwischen dem ehemaligen Bürohaus und der zur Mitarbeit drängenden, an allen Fragen so eifrig interessierten Bevölkerung sich zu keinem innigen gestalten kann. Bürokratisch allein sind die Fragen der Volksernährung im Kriege nicht zu lösen und es bedarf einer gründlichen Um- und Ausgestaltung des aus unzähligen Büros bestehenden Amtes, soll das Volk wirklich jene lebendige Beeinflussung des öffentlichen Verkehrs spüren, als deren Ausgangspunkt ein richtiges Volksernährungsamt uns vorschwebt.

Die bedeutendsten Probleme hatten nach wie vor vorzüglich ihrer Lösung. Wir wissen nicht, wie sich das Volksernährungsamt zu den zwei grundlegenden Fragen der Kriegswirtschaft stellt, welche praktische Arbeit in diesem Sinne von dort aus geleistet wird: Die Erfassung der Güter und die gerechte Verteilung derselben unter strenger Verhütung aller Doppelbeteiligungen. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß große Mengen wichtiger Lebensmittel sowohl im Inlande als auch in den zur Produktion herangezogenen, okkupierten Gebieten der beherrschlichen Aufbringung entzogen bleiben. Es werden Schweine in verborgenen, unterirdischen Ställen gemästet und ein schwunghafter Grenzschmuggel betrieben trotz militärischer Requisition und strenger behördlicher Aufsicht, und die für uns bestimmte Nahrung ihrem Zwecke entzogen. Die Bauern in der Umgegend der Städte wissen in gewisser Weise den Umfang ihrer Produktion zu verheimlichen und durch listige Vermengung der Körnerfrucht das abzuliefernde Brotgetreide unter dem Titel des notwendigen Futtermittels zurückzuhalten. Die Mäherin besorgen ihrerseits die Fortführung der beherrschlichen Verführung. Unsummen werden verdient, indem große Mengen der staatlich bewirtschafteten Lebensmittel der beherrschlichen Erfassung entzogen und außerhalb des geregelten Kartensystems zu Phantastpreisen an die vermögenden Kreise abgegeben werden; und was vielleicht heute für die Großstadt das wichtigste bedeutet: keine Hand rührt sich, um zu verhindern, daß die großen Guttsbesitzer je nach der Kriegskonjunktur ihre Produktionsweise so gut umzuschalten wissen, daß sie statt der so notwendigen aber weniger lukrativen Milchzuegung der Fleischproduktion sich zuwenden, wodurch die schwerste Benachteiligung der Bevölkerung entsteht. Das Volksernährungsmittel Milch verschwindet immer mehr vom Marke, der Luxusartikel Fleisch, der nur für die obersten Zehntausend infolge der Preissteigerung erhältlich ist, wird ohne Begrenzung der Menge der unbegrenzten Kapitalkraft zur Verfügung gestellt. Wir haben gerade wegen dieses so augensälligen Mißstandes bereits vor Monaten konkrete Vorschläge erstattet und dieselben sowohl im Landesverteidigungsministerium als auch im Ministerium des Innern und im Volksernährungsamte niedergelegt. Ein amtliches Erkundungsschreiben ist unseres Wissens bisher das einzige Resultat unserer Bemühungen gewesen.

Und nun die ebenso wichtige Frage: Das System der Doppelbeteiligung. Die Familie des reichen Mannes läßt sich durch ihre Dienerschaft die einzelnen Lebensmittelarten besorgen und empfängt dafür mit der Unterlage entsprechender Trinkgelber leicht und mühelos die amlich für den Kopf der Bevölkerung ausgerechnete Menge von Mehl, Brot, Fett, Zucker und Kaffee. Der Mann geht morgens zum Frischschoppen, mittags speist die Familie in einem Restaurant, unbekümmert um Kriegsnot und Sparsamkeit wird das gewohnte Menü eingenommen und nach Tisch genießt man im Kaffeehaus oder beim Konditor Lee mit Sandwiche und süßem Badewert in unbegrenzter Menge, soweit es eben der ausdehnungsfähige Magen und das ebenso beschaffene Portmonnaie zulassen. Abends öffnet wieder eines der vielen vornehmen Restaurants seine gastlichen Pforten oder man speist im Freundeskreise ohne sich irgendwelche Grenzen im Genuße der Lebensmittel zu ziehen, die um so mehr an Reiz gewinnen, desto öfter man in der Zeitung von der notwendigen Sparsamkeit, die die anderen einhalten müssen, liest. Dahelm werden die Vorräte aufgeschapelt, aus dem Mehl wird weißes Brot gebacken, damit der Frühstückskaffee nicht unter dem Genuße des dunklen Brotes leidet und was an Lebensmitteln infolge der Hamsterei zugrunde geht, das wird eben gedankenlos der schweigenden Tiefe des Mistträgers oder des Kanals überantwortet.

Ein Gegenbild: Die kleine Frau aus dem Volke stellt sich in den Nachtstunden vor dem Milchladen an und beordert auch ihre schulpflichtigen Kinder zur selben Arbeit, weil sie, die nicht in der Lage ist, mit Trinkgelbern herumzuwerfen, sich den ihren Kindern kartennäßig gewährleisteten Milchbezug „ersehen“ muß. Ihre Vorratensmenge genügt nicht, um den Hunger der Familie zu stillen, weil ja alle anderen Nahrungsmittel, wie Fleisch, Eier, Hülsenfrüchte, durch das Brot ersetzt werden sollen. Vor dem Erdäpfelverkaufsplatz erlämpft sie mühselig ein Kilogramm Kartoffeln und damit sie die Einbrennsuppe für den Abend herstellen kann, muß wieder die Familie stundenlang vor den diversen Fettabgabestellen ihr geküchlich gewährleistetes Recht mit Faustgewalt erlämpfen. Wenn diese Zustände durch den durch den Krieg verschuldeten Mangel an Lebensmitteln begründet sind, dann ist es schweres Verschulden aller in Betracht kommenden Behörden, wenn trotzdem auch noch im dritten Kriegswinter die Möglichkeit jedweder Bräuferei den geldkräftigen Kreisen gestattet bleibt. Es sind Jahre vergangen, daß wir auf die Notwendigkeit der Milch- und Fleischkarte und deren strengste Einhaltung auch im Betriebe der Gasthäuser und Gemeinwirtschaftlichen hingewiesen haben und es erscheint uns kaum mehr erklärlich, daß trotz so umfangreicher Amtserkundungen dieses schreiende Mißverhältnis in der Lebensmittelverteilung noch immer fortbestehen kann.

Zum Schlusse möchten wir noch einmal auf die auch schon seit Jahresfrist von uns vertretene Forderung der Vorarbeiten für die Errichtung qualifizierter Gemeinschaftsküchen zurückkommen. Bei langer Kriegsdauer wird schon mit Rücksicht auf die Verschärfung der Kohlennot und den kaum behebbaren Mangel an Verkehrsmitteln mit der Notwendigkeit gerechnet werden müssen, daß in den Städten die Millionen von Einzelhaushaltungen zu Gemeinschaftsküchen irgendwelcher Form zusammengelegt werden. Solche Projekte dürfen aber nicht allein vom grünen Tisch aus behandelt werden; dazu gehört vor allem anderen die praktische Versucharbeit und mit der hätte man schon längst beginnen müssen. Eine plötzliche Überflutung der Stadt mit kommunaler Klosterjuppe würde die Stimmung des Volkes gefährlicher treffen, als die größte verlorene Schlacht. Hier ist die äußerste Vorsicht und die umsichtigste Vorarbeit vonnöten. Das

Im Stammbeisl.



„Die Neujahrswünscherei kann m'r g'stohl'n werd'n,“ sagte Oberberger ärgerlich. „i bin z' Tod froh, daß ma jetzt'n die haltigen Dreißig g'lickli überstanden hab'n und daß die Sach' nach und nach anfangt, a End' z' nehmen.“

„Dös is aber g'passi,“ erwiderte Schwasser, „daß Du da über a Sach', die älter is als wir viere alle mit'ander, grad jetzt'n z' g'itten anfängt, als ob 's was blihneuch's wär, das D' zan erstemal derlebst. Neuche Jahr' gibt 's jetzt'n nach'rad scho lang' g'mua; da könnt' si alsdann, man i, a an die Mistbauer, Bauhangelehrer, Briefträger, Mistmänner und Kanaltamer scho g'wöhnt san, die an um die Zeit G'sundheit, Glück und a lang's Leben wünschen, um a Standl per Stück. Zum Kergern is da la Anlaß net mehr, gar für so an ruhigen Menschen, wie di, der si mit allen und jeden auf der Welt abz'finden waß und all's eher wie a Gistnigl is.“

„Wannst an Menschen nur ausreden lassen wollt'st,“ sagte Oberberger; „von die Kanaltamer und Mistbauern red' i ja gar net und 'n Mistmann gebet i am liebsten a Automobil und a Hans auf der Ringstrassen aus lauter Freud' und Dankbarkeit, daß er so guat is und ma jeden Tag an halben Liter Milli ins Haus bringt. Dös all's man i net, sondern d' Neujahrskarten. Dös jan so G'paß, über die i mi schon in frühere Jahr' g'ärgert hab', weil i die Ansichtskartenschreiberei und Kriegererei nie net hab' leiden können, aber heuer war 's grad wie verhezt. Der Herr Soudjo und d' Frau Soudjo wünscht mir und meiner Frau und der ganzen Famill' a glücklich's neuch's Jahr — auf aner Karten mit an Bülteil drobner. All's schön und brav; aber i mücht' wissen, warum alle die Herr'n und Frau'n Soudjo eahnere Karten falsch frankier'n? Der Staat hat si dös ganz fein ausdenkt, daß er die Gültigkeit von die alten Briefmarken grad um die Zeit aufhör'n laßt, wo nach an alten Brauch d' Neujahrskartenschreiberei in der Mod' is; und die Gent' wieder hab'n si wahrscheinlich denkt, so a G'wünschskarten is grad die rechte Method', d' alten Marken auf a auate Art los'werden. Nie no, kommt mir vor. is

die Viab zu eahnere Mitmenschen größer g'west als in dem Jahr; bei uns z'mindesten jan, was i denkt, no nie net so viel Neujahrskarten ankommen als wie heuer. Und a jeder von die Glückwünsch' hat mi a blan't's Sechserl kost't.“

„Dös is überhaupt a ewige Schlamastil jetzt'n,“ sagte Stiehler. „Grad' so wie d' Minister kommen und geh'n, daß an ganz schwindli wird, so is dös a mit die Marken und mit 'm Geld. Alle Augenblick gibt 's was anders. Wannst a Sechserl auffankst, mußt erst d' längste Zeit nachdenken und überlegen: Gült dös jetzt'n oder gult 's net? Und bei d' Briefmarken is 's dieselbe Sach'. I siach net ein, warum d' Nidelschexerln net so lang überall gelten, so lang welche da san; wenn kane neuchen mehr g'macht werd'n, höri si 's damit früher oder später eh von selber auf. Und mit die Marken is d' nämliche G'schicht. Wann i dafür fünf Kreuzer zahlt hab', so hab' i fünf Kreuzer zahlt und der Staat hat dös Geld eing'recht. Was is denn, frag' i, dös jetzt'n für a Art und Weis', auf amol z' jog'n: „D' Marken gilt nix mehr!“ Guat, schön; aber dann mücht' i bitten, daß i mei Geld z'ruck kriag, das i dafür zahlt hab'. I kriag 's aber net. Gar la Spur! Dös jan all's so Sachen, die für d' Bevölkerung a Schaden san; grad' als ob 's net eh scho guua auf der Welt gebet, durch das ma g'schädigt wird.“

„Und wer hat dabel wieder den größten Schaden?“ sagte Spannagl.

„Der klane Mann, versteht si,“ erwiderte Schwasser lächelnd.

„Na, is net wahr? Wer denn sonst?“ erwiderte sich Spannagl, „wann a Herr von Kriegslieferant la g'wechsetes Geld net bei sich hat, so waß er si z' helfen und nimmt a Automobil. Wann 's aber an armen Teufel derwicht, daß er zufallsweis' nix anders als wie a Nidelschexerl und an halberten Papiergulden in der Taschen hat und eahn die g'schnappe Kondukteurin derklärt, dös Geld nimmts net und ohne Karten datt er net mitfahr'n, glaubst Du an End', daß dös für den Armen a Rummlichkeit is?“ I für mei Verton find', daß dös von der elektrischen Direktion a rechte Sektatur is, daß sie si beim Gelohnen gar a so zimperlich ansieht. Soll'n froh sein, daß so a G'elstrumm Geld einnehmen, die Herrschaften; ob 's aus Eisen oder aus Nickel is, kumt eahna Wurscht sein, sollt' ma glaub'n.“

„Wie i no in der Schul' g'wesen bin,“ sagte Stiehler, „da hab' i a was von die Tyrannen g'hört, die was in früherer Zeit in der Mod' g'west san und den amal an von eahna alsdann der — Ding'sda — der Darzon mit 'n Dolch im Gewande hat amurksen woll'n. So a Tyrann

muuß a recht a ungmuatlicher G'sell g'west jan, aber i man, geg'n unjern Tramwaydirektor war er immer no 's reine Boaserl.“

„An Damon kumten ma brauchen, der amol jan Dolch aus dem Gewande aufziagt und 'n eahn ordentli unter d' Nasen schuppt,“ meinte Schwasser; „die Herren bei der Elektrischen, die tuan ja schon wirkli, was 's woll'n und der Fahrgast is der reine niemand. Drum gibt 's a allemal an Kratöl und an Bahöl in so aner Elektrischen und an Dischput mit der Kondukteurin. Die Weiber — es is halt a G'rett mit eahna; i man, wann Mannsbilder da wär'n, die war'n g'cheiter als der Direktor und denkten si: Du redit ma lang guat! Die Weiber aber, die hab'n zu so was la Schneid' net.“

„D' Weiberwirtschaft, da hast es wieder amol,“ schrie Stiehler, „zum Schluß kommt 's ja do auf mei Reden außa, daß dös Ueberhandnehmen vom zarten Geschlecht zu nix Guaten führt. D' Kondukteurinnen man i net, i red' jetzt'n ganz im allgemeinen. Wost hinkommt: Weiber, Weiber, Weiber; dös is nix, jag' i allemol. An Beruf, den bis jetzt'n, kann ma sag'n, meistens a Männerberuf g'west is, den hab'n sie si a scho derobert: d' Raubmördererei. Sogar Maderln von 18 Jahr'n besaffen si scho damit. Schöne Sachen san dös, dös muuß ma jag'n.“

„So was hat 's schließli und endli vor 'm Kriag a scho geb'n,“ meinte Spannagl, „was neuch's is dös net.“

„Aber andere Neugkeiten hab'n ma derlebt in dera Wochen,“ sagte Oberberger; „Erstens: An Ernährungsminister. Zweitens: A neuch' Zwaipf', „Bruten“ haben 's es und so was ähnlich's wie a Erdäpfelersag soll 's sein. Was den neuchen Minister anlangt, so werden ma ja seh'n, was er kann und ob er a so a Art Tyrann sein wird, der die Lebensmittelwucherer und die Herr'n Hamster ordentli karnifelt, daß eahna Hör'n und Seh'n vergeht. Höchste Zeit wär 's, daß aner kommt, der mit die Herrschaften amol ordentli deutich red't.“ Er jah nach der Uhr und erhob sich. „Oha, hopla, Jehue is 's! Meine Herr'n, da red'n ma heut' all'weil von die Tyrannen, und dabel vergiff' i ganz, daß i daham a an hab'; an weiblichen n' dazua und dös jan d' allerargsten.“

„Der Frieden mit der Deinigen scho g'schlossen?“ erkundigte sich Schwasser in Erinnerung an die Ereignisse der Neujahrnacht.

„No net ganz, aber halbert!“ sagte Oberberger, während ihm der Pikkolo in den Mantel half, beglich seine Bege, nahm eilig Abschied und ging.

Thomas Beraer.

# Wiener Neuigkeiten.

## Nachmittagsbeschäftigungen.

Von F. St. Gunther.

Mit dem sechsten Akt meiner neuen Tragödie — ich weiß schon, ja, ja, der „Don Carlos“ und der „Hamlet“ haben mir fünf, aber eben darum und justement! — also mit dem sechsten Akt meiner Tragödie aus der Zeit der Völkerwanderung konnte und konnte ich nicht ins reine kommen. Und da meine liebe Frau schon mehrmals durch die offene Tür wise Anspielungen auf die Teuerung des „Elektrischen“, das seit der Faule auf meinem Schreibtisch brannte, hereingeschleudert hatte, so drehte ich die Lampe ab, sperrte das unvollendete Manuscript in die eigens und ausschließlich zu diesem Zweck angeschaffte Feuer- und einbruchssichere Kasse und nahm Hut und Rock, um mir bei einem meiner literarischen Freunde einen guten Rat zu holen.

Vor allem machte ich mich auf den Weg zu dem Herrn Kontrollor Feuerbrand, der mir vor einem Vierteljahr mehrere Feste schwingvoller kriegerischer Gedächtnisse im strengsten Vertrauen gezeigt hatte, die er Hindenburg widmen und überreichen wollte, und für die er, wenn schon vielleicht nicht den Pour le mérite, doch mindestens das Eiserne Kreuz erster Klasse einzuheimen hoffte. Ich hatte damals, meiner Seele und Gott, die Feuerbrandschen Dichtungen von Anfang bis zu Ende im Schweiß meines Angesichtes durchgesehen, auch manche kluge und wohlwollende Anmerkung dazu gemacht und durfte daher mit einigem Recht heute das gleiche Entgegenkommen erwarten.

Der Herr Kontrollor war zu Hause. Das bewies mir nicht nur der Lichtschein, der durchs Küchenfenster seiner Wohnung — ein Vorzimmer besitzt diese nicht — auf den Gang hinaus strahlte, das bewies mir außerdem ein rhythmisches Geklopff hinter der Tür.

„Aha, er standiert Versflüße, dachte ich und wollte schon umkehren, um den Nachmittagsdichter nicht zu stören. Allein meine Völkerwanderungstragödiennote war doch größer als meine Mühsicht, und so drückte ich entschlossen auf den Knopf.

Das Klopfen verstummte augenblicks, und der Herr Kontrollor in eigener Person öffnete mir. Er hatte zu meiner Verwunderung eine nicht mehr ganz reinliche Schürze umgebunden und hielt in der linken Hand, während er mir die rechte zum Gruße bot, einen blinkenden Sammer.

„Brauchen Sie den?“ fragte ich verblüfft.

„Freilich,“ antwortete er lächelnd.

„Zum Skandieren?“ staunte ich.

„Nein,“ erwiderte er, „aber zum Doppeln.“

„Zu was?“

„No, zum Schuhdoppeln...“

Nun warf ich rasch einen Rundblick durch die mir wohlbekannte Feuerbrandsche Küche — und richtig, die bot einen ungewohnten Anblick, der aber zu des Herrn Kontrollors seltsamer Rede vorzüglich stimmte: Kurze eiserne und hölzerne Stiften lagen auf dem Boden verstreut, eine Mühle mit abgebrochener und eine andere mit noch unversehrter Spitze ragten deutlich sichtbar aus ihnen hervor, und Schuhzeu von verschiedenem Alter und verschiedener Abgetragenheit umkränzte sie.

„Wo Sie widmen Ihren heutigen Nachmittags nicht der Kriessmuse, Herr Kontrollor?“ stammelte ich benommen.

„Nein,“ sagte er, „den heutigen ebensowenig wie den gestrigen und den morgigen. Zum Dichten hab' ich längst keine Zeit mehr. Ich weiß mir jetzt was Gescheiteres...“

Und einen wahren Hiob oder Lazarus von

einem Schnürstiefel vom Boden aufsteigend, fuhr er, immer mehr in Eifer geratend, fort:

„Aus zwei und einem halben Paar alter Schuhe mach' ich mir jetzt ein neues. Vier Wochen arbeit' ich schon daran, im Anfang hab' ich mich ziemlich hart getan, die Übung hat mir halt gefehlt; aber jetzt komm' ich schon drein. Vor Ostern werd' ich bestimmt fertig, wann ich dazu schau', da weilt' ich mit Ihnen, um was Sie wollen.“

„Und die Kriegsgedichte — und Hindenburg — und das Eiserne Kreuz...“

„Denen kann ich nicht helfen, die müssen sich gedulden,“ versetzte er achselzuckend. „Das Ideale ist schon recht, aber das Praktische ist wichtiger.“

Und dann nahm er auf dem Wasserbänkl Platz und zog einen haarhart geschliffenen „Kneip“ aus dem Schürzenbund und lud mich ein, mich neben ihn zu setzen.

„Wird Ihnen nicht schaden, wenn Sie auch ein bißl was davon lernen. Das ist bei den heutigen Zeiten jedenfalls vernünftiger und notwendiger als Ihr...“

Ich wartete die schwere Beleidigung, die ihm zweifellos auf der Zunge lag, nicht ab, sondern eilte zur Tür hinaus.

Das neuerliche emsige Klopfen des Schusterhammers, das ich noch auf der untersten Treppenstufe hörte, zeigte mir, wie recht ich getan hatte.

Der Mann war auf absehbare Zeit hinaus für die Poesie verloren. An einen anderen mußte ich mich wenden, wollte ich meinen dringenden Zweck erreichen. An wen? Nun, an den Herrn Sekretär Schläger, der täglich nach Amtsschluß an einem neun- bis elfbändigen Werke arbeitete, in dem scharfsinnig dargetan wurde, daß weder Baco von Verulam noch gar William Shakespeare die Shakespeareschen Dramen verfaßt hat, sondern eine junge Dame von altem Adel, deren Name jedoch, wie der Herr Sekretär mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit nachwies, in alle Ewigkeit unbekannt bleiben wird.

Das Dienstmädchen empfing mich.

„Der Herr Sekretär daheim?“ fragte ich.

„Ja,“ nickte die Magd, „zu Haus is er schon, aber stark beschäftigt, sehr stark beschäftigt.“

„Das macht nichts, ich darf schon zu ihm,“ erwiderte ich, meiner Sache gewiß, und trat durch den Schilderschen Salon in das Schildersche Arbeitskabinett.

Es hatte seinen Namen wohl noch nie mit größerem Rechte geführt als heute: Inmitten zweier ungeheurer Haufen bräunlicher Knollen saß der Herr Sekretär mit aufgekrempten Knieeln auf dem Parkettboden und vergrößerte fleißig den einen, den anderen verringernd, indem er mit den knolligen Gegenständen von diesem zu jenem jonglierte.

„Wald wären sie uns hin worden, die Erdäpfel,“ erklärte er mir freundlich. „Wir haben uns ein paar tüchtige Säe“ voll vom Land mitgebracht im September, aber unser Keller ist leider ein bißl feucht. Grad rechtzeitig hab' ich mich noch angenommen um die Sach'. Jetzt sortier' ich sie, dann schlicht' ich sie auf und schaufel sie um, und morgen geh' ich ans Ausschneiden von die schlechten.“

„So?“ sagte ich vorwurfsvoll. „Und was meinen Sie, Herr Sekretär, würde die geniale Unbekannte dazu sagen, deren Verdienste Sie gegen Shakespeare und Bacon...“

„Das ist mir Wurst,“ unterbrach mich der Herr Sekretär, „darauf pfeif' ich!“

Und er wippte tatsächlich die Lippen zum Pfeifen...

„Wie gut mir diese Nachmittagsbeschäftigung in gesundheitlicher Beziehung tut,“ fuhr er fort, „und wie angenehm obendrein das Bewußtsein ist, daß man doch auch im Hinterland etwas Nützliches verrichtet, das können Sie sich kaum

öffnete eine der tiefen Schubläden. Er entnahm ihr die Einladung Mrs. Morgans zur Trauung ihrer Tochter. Er schaute die Adresse nach.

„Sunnyland Nummer neun“ stand obenan.

Was in aller Welt konnte Louisa Beddle mit seinen einstigen Freunden zu tun haben? Er erinnerte sich, daß er von ihr zu John Morgan gesprochen und es näher bereut hatte.

Über sie hieß ja gar nicht mehr Beddle — warum nannte sie sich so im Telegramm? Ach ja, diese Frauensimmer! Wenn sie aufgeregter sind — und Munstead hatte nur selten eine Frau anders gesehen als aufgeregter und töricht — dann irren sie sich gewöhnlich und unterzeichnen ihren alten Namen. Vielleicht hatte sie auch den alten Namen gewählt, um ihn gewissermaßen an alte Zeiten zu erinnern und so eher hinzukriechen? Mit ihrem Gatten, Dr. Burdmore, hatte er sich ernstlich entzweit; einer hatte dem anderen sogar mit Klage gedroht.

Munstead betrachtete noch einmal die Einladungskarte. Diese kündigte Freunden und Bekannten an, daß für sie ein Sonderzug um halb eins bereitstehen würde. Wenn er schon nach Sunnyland fahren mußte, so konnte er auch der Trauung beiwohnen.

Natürlich, er wollte hinfahren. Er war förmlich guter Laune, daß seine Prophezeiung Louisa Beddle gegenüber so schnell in Erfüllung gegangen war — wenn ihm aber jemand den Vorwurf gemacht hätte, daß er sich über das Unglück eines Nimmenschen freute, so wäre er höflich verwundert gewesen.

Nun erstemal seit vielen Monaten nahm er sich ein Auto und fuhr in seine Bank. Dann mußte er den Laden auf, in dem er vor mehr





Wenn das so fort geht, stirbst du wirklich den Tod fürs Vaterland, ehe du noch deine Vaterstadt verlassen hast...

So dachte und sinnierte Frau Nitschi und sah in die graue Straße hinaus. Es fing an, leise zu regnen. Aus dem leisen Regen wurde ein lautes, platschendes Gieszen. Die schwarzen Wolken schienen einen Wettbewerb eingegangen zu sein, welche von ihnen sich zuerst in Wasser verwandeln könne.

„Der arme Mann! Der arme Mann!“ jammerte Frau Nitschi. „In'n Regen muas' r' sich'n und darf kan Schirm aufspannen!“

„Aber gnä' Frau,“ meinte die Anna, die eben der faulen Lidn das Freischüssler zum Ofen stellte, „s gibt ja Schilderhäusln!“

„Ja, s gibt Schilderhäusln. Ob aber grad dort, wo mei' Pepi Wagh' steht an's is? Wissen Sie das so bestimmt?“

Die Anna mußte ingrimmig zugeben, daß sie das nicht so bestimmt wisse.

„Was verstengn denn Sie überhaupt von'n Militär!“ sagte Frau Stüßerl verächtlich, und sie hatte recht mit dieser Behauptung, denn die Anna hatte nie freundliche Beziehungen zur k. u. k. Armee unterhalten, obwohl sie im Grunde eine sehr brave Oesterreicherin war, und tat sich sehr viel zugute auf ihre tadellose Vergangenheit.

„Der arme Mann!“ seufzte Frau Nitschi weiter und suchte ein Paket Eibischwurzeltee aus der Hausapotheke. Der „arme Mann“ stand bereits eine Stunde auf Wache beim Neugebäude. Es war düster und still da heraufen. Gelbgrau lag die Heide da und verschwand am Horizont mit dem fahlen Himmel. Sonne war keine zu sehen, ob schon es ein Uhr mittags war. Nebel stiegen aus dem nassen Boden und lagerten über der Fläche wie eine graue Wollbede. Einzelne Fabrikschote starteten zum wolkigen Herbsthimmel, aus manchen zwängte sich ein schwärzliches Rauchgefäusel, träge und häßlich. Dicht neben Stüßerl ragte die Außenmauer des Neugebäudes in die Mittagddämmerung, trüblich erhoben sich die runden Ecktürme wie gepanzerte Wächter.

Jetzt setzte der Regen ein und Herr Stüßerl flüchtete sofort ins Schilderhaus.

„Freilich, aufweichen lassen a no,“ dachte er und lehnte sich bequem an die Rückwand des Häuschens.

Eigentlich war's ganz behaglich da. Es schüttete jetzt, was es nur konnte. Da herein drang kein Tröpfchen. Aber etwas anderes drang durch die Seitenlücken herein: eine scharfe Zugluft. Rücksichtslos drang sie in die Ohren Herrn Stüßerls, die sofort zu „reiß'n“ anfangen. Er suchte nach dem Täschchen, das er immer bei sich zu tragen pflegte: Nadeln, Gipsplaster und Baumwolle waren darin. Aber das Täschchen war nicht da. Herr Stüßerl konnte zu seinem größten Leidwesen seine Ohren nicht verstopfen und hatte nun die Wahl: entweder im Häuschchen zu bleiben und sich unsehbar eine Mittelohrentzündung zuzuziehen oder in dem Regen draußen, bis auf die Haut durchnäßt, zu lustwandeln. Die Angst um sein teures Leben machte Herrn Stüßerl kopflos und ließ ihn abwechselnd sich dem Regen und der Zugluft aussetzen. Die Folge war ein ganz abscheulicher Schüttelfrost und ein verstärktes Reizen, Kratzen und Brennen in Ohren und Hals.

Herr Stüßerl ging im Geiste alle die Krankheiten durch, die er sich in dieser Situation zuziehen könnte. Als er bei der sechsundzwanzigsten angelangt war, kam die Ablösung.

Gott sei Dank! In der Baracke war es warm und gemüßlich. Stüßerl ging daran, die zwei nun folgenden „Ruht“-Stunden zur Pflege seines schwerleidenden Adams zu verwenden. Das heißt er fing an zu schmieren, zu purgeln und zu verbinden. Mit zwei Paar trockenen Socken an den Füßen und einen Bettfoden malerisch über die Schultern geworfen, um den Hals einen gestrickten Seidenschal geschlungen, beide Ohren mit einem tüchtigen Stück Baumwolle verstopft, sah Stüßerl auf dem Kavalett und hörte aufmerksam dem Zwiegespräch zu, das eben zwischen dem Korporal-Professor Gutjung und dem Aufkacknecht Fausthuber stattfand. Der Korporal hatte keine Lieblingslektüre, einen Band Seneca in der Hand.

„Sag'n S' amal, Herr Korporal,“ fragte der riesige Fausthuber den zarten Gutjung zutraulich, „was steht eigentli' in die Büacher, was S' allerweil so fleißi' lesen tuan?“

Der Professor schaute erfreut durch seine Brillengläser zu dem Fragesteller auf.

„Es ist hübsch von Ihnen, lieber Fausthuber, daß Sie sich für die alten Klassiker interessieren.“ Er schlug die Titelseite des Buches auf. „Sehen Sie, hier ist er, der gute Seneca, dessen Reden in diesen Büchern zusammengesetzt sind. Eine unschätzbare Fundgrube...“

„Jessas, das is... ja a Mannsbild!“ pläzte der Fausthuber heraus. Der Professor schaute ganz unsicher drein.

„Ja, allerdings... wieso fragen Sie so... so sonderbar?“

„Na, so was!“ lachte der Lange. „I hab' m'r allerweil denkt, wer Seneca haßt, is a Frauenzimmer! Aldann a Mannsbild — und no dazu so alt und schiach! Ha, ha, ha!“

Der Professor war lieblich errötet wie ein junges Mädchen. Jetzt begriff er auf einmal das Lachen und Linseln der Soldaten, wenn er das Buch zur Hand nahm. Die glaubten von ihm — ja was denn eigentlich? Daß er, der begeisterte Altphilologe, Schund- und Schauerromane lese! Die Mäute auf den mädchenhaft glatten Wangen Professor Gutjungs vertiefte sich. Hier war es höchste Zeit, aufklärend zu wirken.

„Seneca war einer der hochstehendsten römischen Philosophen, der Lehrer von Nero...“

„Ja, Nero!“ warf Fausthuber erfreut ein. „Hab'n damals die Hund an scho Nero g'haß'n! Der von mein'n Herrn, wissen S', Herr Korporal, das is her große Fleischhader am Margaretenplatz, der Viehhackl, den sei' großer Hund haßt a Nero. A grundg'scheit's Vieh, sag' i Ihnen! Aldann no — und Ihna alter Seneca — der hat a an Hund g'habt, an Nero? Zeh' kann i'n scho ganz quat leid'n. Denn wissen S', i bin a riesiger Hundefreund!“

„Das ist ja recht schön, Fausthuber,“ sagte Professor Gutjung mit ersterbender Stimme. Die Rede Fausthubers hatte einen kleinen Nervenschok bei ihm zur Folge. Wo — wo, um Gottes willen, soll man hier mit der Aufklärung anfangen! Eine gründliche Remedur der Volksschule von der ersten Volksschulklasse an wäre dringend am Platze. Wie er wieder die Uniform auszieht, muß er sich gleich ans Werk machen. „Ueber die Notwendigkeit altklassischer Bildung im Volke“ wird das Werk lauten. Untertitel: Ernstgemeinte Vorschläge zu einer Abänderung der Lehrpläne für Volks- und Bürgerschulen. Von k. k. Professor Johannes Gutjung. Das wird eine Umwälzung geben! Zuerst natürlich ein Hin und Her, ein Für und Gegen, Diskussionen, Sitzungen, Versammlungen. Und er, Professor Gutjung, wird eine Lanze nach der andern brechen für seine einzige Geliebte: die klassische Bildung... Er sieht sich schon am Rednerpult stehen, er sieht, wie alle seiner Rede lauschen, er hört...

„No — und hat 'r 'n abg'richt'?" gröhlt die grobe Stimme des Fausthuber neben seinem Ohr. Der Professor zuckt zusammen, sieht eine Sekunde lang irr herum und lehrt dann schmerzlich in die Wirklichkeit zurück.

„Wie...? Wer...? Wen?“ stammelt er, noch immer halb abwesend.

„No, der Seneca den Nero!“

„Hören Sie mich an, Fausthuber!“ sagte der Professor voll Ergebung. „Dieser Nero, mit dem 's der Philosoph Seneca zu tun hatte, war kein Hund, sondern ein römischer Kaiser, der leider infolge seiner Schandtaten ein sehr trauriges Andenken hinterlassen hat.“

„Also war er eigentli' do a Hund!“ beharrte Fausthuber. „No und sag'n S', Herr Korporal, was hat er denn all's tan? Was für Schandtaten nämlich?“

Die Augen des Fausthuber funkelten neugierig-lüsternd. Er war für „solche Sachen“. Das Büchel vom „Schinderhannes“ und vom „Räuberhauptmann Kosza Sandor“ hatte er mindestens zehnmal gelesen.

Professor Gutjung aber meinte:

„Es ist besser, ich erzähle Ihnen von Seneca. Er war geboren im Jahre...“

„Hu! Mi beutelt's! Hu! Mir is schlecht!“ heulte es da plötzlich in nächster Nähe.

Erschrocken hielt der Korporal inne.

„Stüßerl — mein Gott — sind Sie krank? Was haben Sie denn?“

## Herr Stüßerl als Landsturmmann.

Wiener Skizzen von M. A. S. A.

### 6. Auf Wache.

Händeringend stand Frau Nitschi vor ihrem Mann, der eben damit beschäftigt war, die besten, wasserdichten Stiefel zuzuschmüren.

„Bepil Du gehst in Dei' Unglück!“ jammerte die hübsche Frau und ließ eine neue Serie von Tränenkügelchen über die rosigen Wangen hinabkollern. Sie besaß eine wahre Virtuosität in dieser edel weiblichen Kunst und hatte bisher immer großartige Erfolge damit erzielt. Diesmal aber hätte sich der Niagara über ihr rundes Gesicht ergießen können — ihr Mann blieb wie Stein.

„Du bist ja krank. Hast a tüchtige Influenza. Wirst es übergehen — kriegst Rippenfell- und Lungenentzündung und dann... dann kann's aus sein...!“

Frau Stüßerl schluchzte.

„No, dann is's halt aus,“ meinte Herr Stüßerl trocken. „Sterb'n müass'n m'r ja do alle amal. Gatschi!“

„Helf Gott!“ hauchte Nitschi. „Daß's wahr is!“

„Jetzt hör' auf mit derer Heulerei!“ befahl Herr Stüßerl energisch. „Bist m'r a Soldatentweibl! Psui Leizell!“

Frau Stüßerl sank vernichtet auf einen Sessel.

„Das hätt' i m'r nie träumen lassen, daß mei' Mann a mal Psui Leizell! zu mir sag'n wird. Schau i leidt aus wiar a alt's Haderntweibl!“

Sie stellte sich streitsüchtig vor ihn hin.

Er blinzelte sie aus den wässrigen Neuglein eine Sekunde lang wohlgefällig an.

„Bist net z'wider. Aber i hab' jetzt ka Zeit net, weißt. I muas' geh'n. Der Dienst...“

Er küßte sie auf die blühende Wange und ging.

„Im Mantelfad hast Kognatzuckerln,“ rief ihm Frau Stüßerl mit ersticker Stimme nach.

Dann wusch sie sich das Gesicht und dachte eine lange Zeit darüber nach, wie denn ihr Mann, seit er beim Militär war, so anders geworden sei. Früher war er bei einem Schnupfen schon im Bett oder mindestens zu Hause geblieben. Bei einem Katarrh aber hatte Dr. Lammekopf, der langjährige Hausarzt bei Stüßerls, mindestens ein halbes Duzend Visiten machen müssen. Unzählige Tees und Mixturen hatte sie brauen, zahllose Dunstumschläge und Inhalationen geben müssen, Sonig und Malz wurde filowise verbraucht und der Apotheker bekam auch noch hinreichend zu verdienen.

Und jetzt — jetzt ging der Pepi in dem Zustand in die Parade hinaus und noch dazu in den Dienst! Wachdienst! Zwei Stunden irgendwo an einem zugigen Platz stehen, das schwere Gewehr auf der Schulter. Nichts essen und trinken dürfen die ganze Zeit! Kein Zigarren rauchen. Und krank sein. Armer Bepil! Armer Mann!

\*) Siehe „Reichspost“ vom 17. September, 24. September, 1. Oktober 1916, 7. Jänner und 21. Jänner 1917.

2/II. 1917

159

# Feuilleton.

## Penfionisten.

Geräume Zeit schon rüßte er — im Amte wollte man, daß er ging. Niemand sagte es direkt, aber die Andeutungen waren nicht mißzuverstehen. Anfangs hatte der Herr Rat sie nicht beachtet. Du lieber Gott, man kennt ja seine Hintermänner und weiß, daß man ihnen im Wege ist. Nicht menschlich, bewahre! Aber sie können eben alle die Beförderung brauchen. Es geht ohnehin langsam genug die Rangklassen hinauf, und neben dem steigenden Ansehen kommen doch die wachsenden Bezüge in Betracht, die man gegenwärtig schmerzlicher erwartet als je zuvor.

Dat man es selbst schließlich auch bis zum „Herrn Rat“ gebracht, so ist man einstmals doch genau ebenso in den Reihen der Hintermänner gestanden und hat die Gefühle von damals keineswegs vergessen. Es ist etwas Eigenes um die Psychologie so eines Hintermannes! Die Besten unter ihnen haben natürlich auch ihren Ehrgeiz, ihr Streben, weiterzukommen, wenn sie nicht geistig und sozial träge sind. Und weiter — das kann man im Lebenskampf wie in dem des Krieges doch immer wieder nur mit Ueberrennung oder mit Beseitigung jener, die vorn sind. Wie der Hintermann seine Tragt hat, so hat sie eben auch der Vordermann, wenngleich man gewohnt ist, diesen Ernst nur von der heiteren Seite zu nehmen, sobald man darüber spricht. Das ist ja das Wesen des Humors, daß er die Tragt travestiert und Dinge, über die man nicht weinen soll, weil sie unabänderlich sind,

Die Fortsetzung des Romans „Der Mann ohne Gesicht“, autorisierte Neuauflage von L. v. S., befindet sich auf Seite 24 vom 2. Februar.

ins Spaßhafte zieht. Wer kennt nicht die von Witz spritzenden Gesichtschen „Bom broden Whilpp und vom schlammigen Hans“ — oder haben die Vornamen anders gelaute? — wer nicht andre droßig-bittere Buschaden, die über Beamtenköpfen stehen? Stets von neuem kommt man darauf: die Weisesten sind jene, die gut lachen können. Sie sind die Starke. Ihr Pollicell steckt mehr Lebenskraft als im Misanthropen, und die Tröschlichen sind schon deshalb die Größeren, weil sie über der Situation stehen, in der jene, die jammern, sich versteren.

So hatte auch der Herr Rat die freundschaftlichen Besorgnisse und Andeutungen mit einer gewissen Ueberlegenheit abgelehnt. Wenn sie kamen und ihm sagten: „Wissen S', mein Lieber, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, meiner Seel, ich ließ' den ganzen Krempel liegen und stehen. Ihre Dienstjahre haben Sie, und die Aktivitätszulage? Steht denn da diese Kaderei dafür? ...“ Oder: „Schwain S' amal, Herr Rat, so schön ist es jetzt druzen! Wär's da nicht viel besser, man könn' spezieren gehen, als hier in der dicken Luft zu sitzen?“ ... Andre waren auch nur gekommen und hatten sich besorgt um seinen Gesundheitszustand erkundigt, und die nächsten hatten über die ewigen Antzstrifen, über komplizierte Aktienprobleme und unvermeidliche Rücksände derart reponiert, daß man ohne viel Menschenkenntnis begriff, sie hatten es darauf abgesehen, dem Herrn Rat seinen Beruf gründlich zu berekeln. Auch die teils wahren, teils erfundenen Gesichtschen von jenen, die sich schon mit fünfzig Jahren zur Ruhe gesetzt hatten und die dadurch eine zweite Jugend erlebten, lernte man mit der Zeit gründlich kennen, wie vielseitig sie auch variiert wurden. Die Moral blieb dieselbe: Denkt du noch nicht daran, in Pension zu gehen?

Mit der Zeit jedoch dringen Mardelische durch das dicke Fell. Ueberdies erreichen die

Reden der Hintermänner ja auch das Ohr der Vorgesetzten, die man bekanntermaßen selbst auf den hohen Sprossen der Stufenleiter noch besitzt. Und an die Anspielungen der andern beginnen sich nach und nach Betrachtungen der Selbstkenntnis zu knüpfen. Nicht, daß man sich alt fühlte, keine Spur! So etwas gesteht man sich nicht zu, davor schützt gottlob die Eigenliebe. Aber müde machen die Körperleiden, und der Antzseifer wird dadurch vergällt. Jemandem beginnt schließlich auch ein Hypermäusmus oder eine andre Beschwerde zu quälen, und so ist man denn eines Tages so weit, selbst zu erklären, daß man geht.

Natürlich heißt es dann allgemein: „Aber nein, wirklich, Sie haben schon genug? Sie, der feste Perle!“ Nur wenn man an jenen, die man endlich dazu gebracht hat, daß sie selber wollen, was man längst will, bemerkt, daß sie immerlich noch schwankend sind, fügt man nachdrücklich hinzu: „Aber recht haben Sie, so recht! Man soll gehen, so lang man noch etwas hat vom Leben. Später, wenn man nicht mehr aufnahmefähig ist, hat schließlich die Ruhe auch keinen Sinn mehr. Jetzt werden Sie erst genießen, lieber Freund!“ ... Es folgt die Schilderung der köstlichen langen Ferien und der Freuden der Beschaulichkeit: Spät aufstehen und in Ruhe Zeitung lesen, dann ein Bissel in den Krater oder Stadtpark, eine ausgiebige Siefta und die angenehme Karbenpartie. Dazu Pflege kleiner Viehhabereien, als da sind: Ehrenstellen in Vereinen, Volksbildung, Sammlerinteressen, Studium guter Bücher, Zeitvertreib in angenehmer Gesellschaft, ob sie nun weiblich oder männlich ist, und was dieser Erlebnisse eines alten Herrn mehr sind, eines alten Herrn, der sich noch jung fühlt.

Ehrliche Mühe hat sich der Herr Rat gegeben, sich zu all diesen kleinen Ergötzlichkeiten zu betheuren, nach denen er sich in zahl-

# WRO ZIONIAJ NAWNIUNGS AUSGEHEBEN.

Unserer heutigen Nummer ist die illustrierte Sonntagsbeilage

## Das „Welt-Bild“

beigegeben, die wöchentlich erscheint.

## Feuilleton.

### Wiener Humor.

Von Otto Sipp.

Der goldene „Wiener Humor“! Wie ein Märchen aus selbigen Kindheitstagen klingt es in unseren Herzen nach. Wo sind die Zeiten hingeschwunden, da noch die Gemüthlichkeit der größte Vorzug des lustigen Phäakenvölkchens am blauen Donauström war? Das Wien des Wiedermeier! Die Stadt noch von Glacis umschlossen, auf denen Männlein und Weiblein lustig promentierten und vor den Loron die Gärten und Wiesen vom Donauström hin bis zu den einsam grünenden Höhen des Wienerwaldes. In breitem Strom wandelten die Wiener ins alte Lerchenfeld, wo das „Thalia-Theater“ und daneben das Miesensaf, oder das bekannte Gasthaus „zur blauen Flasche“ die Fröhlichen anlockten.

Der vergessene, talentvolle Mitviener Poet Ferdinand Sauter war nebst S. Castelli dort Stammgast, Lanner hat dort seine prächtigen Wiener Walzer geipfelt und sogar Mozart soll einmal daselbst konzertiert haben. Das Wienshausleben drückte dem Wien der dreißiger Jahre, das der Franzose Patin nicht mit Unrecht „la ville de plaisir“ nannte, ein ganz eigenes Gepräge auf. Die alle Kaiser-

habt war mit einer charakteristischsten Atmosphäre begnadet — oder gestraft, welche Typen, Charaktere, Leidenschaften und Eigenschaften zeitigte, wie solche unter keinem anderen Breitengrade gedeihen können. Das als „gemüthlich“ profolisirte Wien unserer Väter und Großväter ist nicht von den vermeintlichen Lehrmeistern Metternich und Sedwitsch, sondern von Adolph Bäuerle, dem Herausgeber der „Allgemeinen Theaterzeitung“, erzogen, gebildet und gedrillt.

Wien befand sich damals eben wieder in einer sogenannten „Uebergangsperiode“ und machte die Wehen des neuen Sittenstems durch. Wien läuterte sich. Die zuchtlose Wirklichkeit, welche die bunte Kriegsära mit sich gebracht und von welcher glaubwürdige Zeugen die schredlichsten Details zu erzählen wußten, nahte, wann auch nur langsam ihrem Ende. Die berüchtigten Tavernen, mit deren gewisse „Gründe“ brillierten und die ihnen sogar einen geschichtlichen Ruf verschafften, kamen allmählich in Verfall oder wurden gar zu ärgerlicher Vorkommnisse wegen vollständig geschlossen. Zwar wurde damals keine offizielle Reue-heitskommission ins Leben gerufen, indes in manchen Bezirken ging es unläubertlich genug zu. Aber wenigstens den Schein des öffentlichen Anstandes suchte man zu wahren und so kam die freche Nudität beinahe aus der Mode und die gemüthliche Trivialität wurde zur Parole, bis auch diese später abdiszierte und der frivolen Zweideutigkeit Platz machte, die auch die heulige Generation sattham genossen, bis wieder die Sentimentalität zur kurzen Herrschaft gelangte. Dies sind die üblichen Sprünge in der Sittengeschichte eines Volkes, als deren Markstein stets ein populärer Gassenhauer zu gelten hat. Diese jeweilig dominierenden Volkstheorien standen aber immer in innigstem Kontakt mit dem momentanen Charakter des Wienshauslebens, der wieder darin zum Ausdruck kam, ob die bürgerliche Stammsneipe oder das „Beisel“ der Magnet für den Kern der Bevölkerung war.

Dort entstanden jene, oft sinnlosen Couplets, die jede Waage, Amme und Kinderfrau vor sich hinsummte und die sich im Volksmunde sogar bis auf uns erhalten haben.

In mein Strumpfhüftl war ein Brauentöförl,  
N' hab'z aufsa g'numma und is'led'z ab;  
No, vor dera Dauten tuat ma heut no gramfen:  
's war ja Brauentöförl, 's war a Schpöbl!

oder:

Kellner umgibring, g'schwind a Bier bringa  
Und ja Saug'schlader stell ma fir!  
Wirst di dori paden mit der Sahmladen,  
G'schetter Pudellopi, is das a Bier?"

Das es auch damals schon genug Leute gab, welche die Schattenseiten dieses Treibens erkannten, beweist uns ein Hamburger Pamphlet, der im Jahre 1844 von dem Wiener „Univesalsünde“, der „Genüßucht“, schreibt und in seiner keineswegs unmotivierten Charakterisierung des seichsinnigen Donaubabels beklagt, „daß die Freude am Wittum, am lustigen ungebundenen Leben, die Schen vor jeder eingreifenden Beschäftigung, die Mangelhaftigkeit des öffentlichen Volksunterrichtes, das sowohl in Religion als positivem Wissen nur Formalistisches und deshalbs Unfruchtbares der neuen Generation eingimpft, der Abgang eines jeden veredelnden Einflusses von oben, das Beispiel der übrigen Stände, die ihr Tun und Lassen bloß mit der Hülle des Anstandes verbeden, jedoch dem Grundtaste des Vergnügens unbeding und ausschließlich huldigen: Alles dieses zusammengenommen, jene Depravation des niederen Volkes erzeugt, welche sich in täglich zunehmenden Freiten verbreitet.“

Schon drei Jahre später schreibt Hieronymus Lortz über die geistigen Strömungen in Wien: „Im Wiener Volke ist ein Zwiepsalt; einerseits versinkt es noch tiefer in tierischen Genüßkaumel und liest gar nicht mehr; andererseits beginnt es, sich einen Schimmer des neuen Zeitalters deutend zu woslen, der trotz aller Verhältnisse durch die schwarz-gehörten Schranken bricht und da genügen ihm nicht mehr die Kästel und Charaden des alten Castelli.“

Tempora mutantur et nos mutantur in illis! Gerade während der letzten drei Jahrzehnte haben auch in Wien die Lebensmobalitäten und damit die ganze geistige Kultur eine einschneidende Veränderung erfahren. Der fort-

7. II. 1917

128

## Zigeunermusik in Buzeu.

Von unserm Kriegsberichterstatter Dr. Max Osborn.

Ein mächtig breiter, langgedehnter Raum. An den großen Fenstern neben der Eingangstür kleben Plakate: „Offiziers-Speisehaus“. Drinnen Tisch an Tisch, Stuhl an Stuhl, Kopf an Kopf. Alles bis zum letzten Winkel besetzt. Uniform an Uniform; deutsche, österreichische ungarische, bulgarische; auch vereinzelte türkische tauchen auf. Eine kaum übersehbare Menge von Köpfen. Schwirren und Summen von lebhaften Gesprächen. In Hintergründe aber, die ganze Breite des Saales einnehmend, ein Podium. Und auf ihm eine Gruppe dunkler, fremder, seltsamer Gesichter, von schwarzen, struppigen Haaren umrahmt. Zivilisten mit Instrumenten. Zigeunermusik!

Das hat die kleine Stadt Buzeu, wie so viele Orte Rumäniens, gewiß nicht geahnt, daß ihr einmal die Ehre einer geschichtlichen Rolle zufallen würde. Nun ward dieser Straßen- und Eisenbahnknotenpunkt für eine Zeitspanne ein Zentrum der kriegerischen Bewegungen zwischen Bukarest und dem Sereth. Ungeheures militärisches Getriebe war hier seit der dritten Dezemberwoche ausgeübt. Was in den letzten vier Wochen durch diese engen, schmutzigen Straßen durchmarschierte, -fuhr, -ritt, was hin und her trabte, suchte, fragte, sich durcheinanderschob, rollte, ratterte, ist unübersehbar. Unzählige Menschen kamen, gingen, saßen fest, verhielten den Anschluß, suchten ihre Truppe, mußten übernachten. Die Quartiere in Buzeu haben ihre Herren fast so oft gewechselt wie Don Juan in Spanien seine Geliebten.

So ergab sich die Notwendigkeit, für die endlose Zahl der Offiziere, die hier durchkamen, eine Stätte des Verschönens und der Ernährung zu schaffen. Das war nicht so leicht. Die meisten Geschäftsleute waren vor den Gefahren des sich heranzwälzenden Kampfes und vor den russischen Freunden geflohen, deren liebe Gewohnheiten man kannte. Aber die Besitzer eines Restaurants in der Strada Unirei waren tapfer an Ort und Stelle geblieben. Man vereinbarte mit ihnen, feste manierliche Preise fest und „eröffnete“. Rumänische Kellner, zum Teil Gefangene, die zu diesem Zweck dispensiert wurden, bedienten. Und die in diesem Landstrich nun einmal offizielle Zigeunermusik ließ man in Gottes Gnaden auch im Amt.

Punkt sieben Uhr. Die Stunde, von der an das Abendessen serviert wird. Und Schlag sieben Uhr beginnen die dunkeln, struppigen Kerle da oben ihre Arbeit. Draußen auf der Straße gewaltiger Lärm. Anfangs dazu noch aus ziemlicher Nähe laut, grimmig hereindröhnendes Kanonengedonner. In dem Raum ein paar hundert Kriegsmänner auf kurzer Rast zwischen verdammten ernsten Pflichten. Und die Kerls beginnen zu spielen. Ihre Geigen wissen nichts von Schlacht und Blut. Sie haben den alten Zauberklang bewahrt, zittern und träumen, schluchzen und klagen, lassen ihre Stimmen schwellen und verdämmern, als habe sich gar nichts geändert, als sei nichts faul im Staate Rumänien.

Die Offiziere hören auf. Sie haben die zehn Zivilisten auf dem Podium kaum bemerkt, jedenfalls nicht beachtet. Müde, abgespammt, hungrig, halten sie an alles andere eher gedacht als an solche Klänge aus märchenhaft gewordenen Friedenszeiten. Erst staunt blicken sie hinüber und müssen lächeln. Der Kontrast, in den sie sich gerissen fühlen, ist verblüffend und komisch.

Aber dann hören sie zu. Und unter der Beschwörung von Tänzen und Liedern, von Arien und Operettenmelodien, von Märschen und Rhapsodien und freien Erfindungen und Mischungen der ohne Noten geigenden Naturmusiker da oben öffnen sich in ihren Gehirnen und Seelen verschlossene und verschüttete Schätze.

Deshalb tritt oben ein Alter vor, ein verschmitzter, verwitteter, angegrauter Knabe, anzusehen wie der Vorsitzende einer Gaumerinnung, und beginnt zu phantazieren. Seine Genossen passen scharf auf. Sie wissen noch nicht, wo der Alte hinauswill, und tasten sich in der Begleitung zurecht. Er winkt ihnen zu, und allmählich begreifen sie. Langsam, getragen, fast feierlich hebt es an, wird schneller und erregter, jagt und tollt und geht in einen wilden Tschardasch über, der alle Nerven aufpeitscht. Alle Sinne erwachen. Ein Rausch entfesselter Tanzrhythmen rast über den Saal hin. Bis sich die Melodie wieder beruhigt und leise, schmerzlich gezogene Sehnsuchtsklänge sie ablösen. Der alte Gauner läßt alle Süße und Weichheit aus seinem Instrument quellen. Er hat einen Pelzmantel an. Wahrscheinlich zieht er ihn nicht aus, damit keiner der Kollegen ihn stiehlt. Aber seine Geige läßt alle Venzes- und Sommerwonnen verschollener Jahre um uns strömen.

An meinem Tische ist es still geworden. Die meisten stoßen nachdenklich die Asche ihrer Zigarren und Zigaretten ab. Einige blinzeln in die Werke. Die andern sehen vor sich hin.

„Kein Wort hört man von Hause,“ sagt der Major. „Keine Ahnung hat man, wie die Kinder Weihnachten verleben haben. Seit Wochen kein Brief, kein Wort. Bei diesem Vormarsch hat einen ja nichts eingeholt. Ging ja blödsinnig schnell. Meine Leute sagten immer: Wenn die Rumänen bloß nicht so wahn-sinnig laufen wollten, daß man nicht so rasch nachrennen muß.“

„Wenn ich nach Hause komme,“ sagte der österreichische Artilleriehauptmann, „kann ich mit meinem jüngsten Kinde gar nicht sprechen. Ich bin Pole. August 1914, als das Mädel ein Jahr alt war, ging meine Frau mit ihr zu ihren Eltern nach Ungarn. Dort hat das Kleine sprechen gelernt; ungarisch natürlich. Ich kann nicht ungarisch. Mit meiner Frau habe ich mich zweimal in Bemberg getroffen. Das Mädel hab' ich noch nicht wieder-gesehen. Wenn ich's wiedersehe, verstehen wir uns nicht. Der Vater und die eigene Tochter.“

160



## Amerika, wie ich es kenne.

Von Kammerjäger Leo Steyer.

Wien, 5. Februar.

Die Kunde vom Bruch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten und alles das, was damit verknüpft ist und noch köhnen kann, hat mich wahrhaft tief erschüttert. Ich kenne Amerika und habe Land und Leute immer geschätzt, ich kenne Deutschland und liebe es, ich bin Desterreicher mit allen Fasern meines Herzens — und der Gedanke, daß ein eisiges Verhängnis nun auch noch Amerika auf die Seite unserer Feinde treibt, ist wahrhaft schmerzlich genug. Ich bin erschüttert, aber nicht bestürzt. Denn wenn ich, der ich wahrlich jeder Politik und jedem politischen Denken recht weit entfernt bin, die Wahrheit sagen soll, so muß ich feststellen, daß ich lieber mit einem offenen Feind zu tun habe, der im gegebenen Moment meine Faust zu spüren bekommt, als mit einem scheinbar Gleichgültigen, der mir schadet, wo es nur sein kann, ohne Farbe zu bekennen, ohne mir die Möglichkeit zu geben, mich mit ihm auseinanderzusetzen.

Ich habe sieben halbe Jahre immer eine Saison hindurch als Sänger in den Vereinigten Staaten zugebracht, ich kenne jede Stadt und jedes Nest, ich kenne dort alle Schichten der Bevölkerung, und es ist naheliegend genug, wenn ich seit Monaten immer wieder gefragt werde: „Haßt man uns Deutsche denn in Amerika so sehr?“

Die Frage ist recht schwer zu beantworten, und um sie erschöpfend zu behandeln, müßte man die Geschichte des sozialen Lebens Amerikas darlegen können. Ich möchte so sagen: Man haßt den Deutschen drüben nicht, aber noch weniger liebt man ihn; man respektiert ihn, ohne ihn für ganz voll zu nehmen; man schätzt ihn als nützlich, nicht aber als erfreulich.

In den ersten Jahren meiner Tätigkeit in Amerika habe ich das sehr deutlich, wenn auch nur indirekt, zu fühlen bekommen. Mein Impresario servierte mich dem Publikum — je nachdem — als italienischen, als slawischen, als polnischen, ich glaube sogar als russischen Sänger, nur um Himmels willen nicht als deutschen. Erst nach Jahren, als mein Ruf in Amerika so groß war, daß ihn nichts mehr erschüttern konnte, durfte ich als deutscher Sänger, als Wagner-Sänger vor die Öffentlichkeit treten. Und wirklich ist mir auch dann der Erfolg treu geblieben.

Für den Amerikaner ist „duteh“ — das ist eigentlich holländisch, wird aber vom Yankee als Deutsch aufgefaßt — gleichbedeutend mit plump, witzlos, klobig und geschmacklos. In keiner amerikanischen Posse darf der „Dutehman“ fehlen, der als dummer Kerl lachen macht; ist eine Dame geschmacklos gekleidet, so sagt man, sie kleide sich „duteh“, eine häßliche, grelle Krawatte ist „duteh“ und der neu eingewanderte Deutsche ist als „duteh greenhorn“ jeder Böseheit und Verhöhnung preisgegeben.

Was aber nicht hindert, daß der gebildete, ernste Amerikaner den größten Respekt vor deutscher Kultur hat. Der amerikanische Gelehrte, der Arzt, der Techniker muß auch in Wien oder Berlin oder Heidelberg studiert haben, um ganz voll genommen zu werden. Die Bureaus der großen Banken, der Laboratorien und Industrieetablissements sind mehr als zur Hälfte von Deutschen gefüllt, die elegante Amerikanerin fährt zwar nach Paris, um sich zu unterhalten und neue Toiletten zu kaufen, aber sie geht nach Wien oder Berlin und München, um Musik und Kunst zu „lernen“. Deutschland ist dem Amerikaner das große Kulturzentrum, bevölkert mit Gelehrten, die Brillen tragen und in ihren freien Stunden viel Bier trinken.

Eine zweite Frage, die oft an mich gestellt wird, geht dahin, ob sich die Deutschen und Desterreicher in Amerika, die Bindestrich-Amerikaner, solidarisch gegen die Entente-politik ihrer Regierung zur Wehr setzen werden. Ich weiß nicht, wie weit dies der Fall sein wird. Mancher Deutsche hat drüben leider das Bestreben gehabt, sich so rasch als möglich zu amerikanisieren. Wenn er die ersten hundert englischen Worte erlernt hat, stellt er sich, als wenn er Deutsch überhaupt nicht mehr könnte, er anglistert mit Vorliebe seinen guten deutschen Namen, spielt sich gerne als Vollblutamerikaner auf, geht lieber in ein amerikanisches ödes Tingeltangel als ins deutsche Theater, kurzum, er tut alles mögliche, um seine Abstammung zu verleugnen. Vielleicht daß in diesem Krieg, in diesem furchtbaren Ringen Deutschlands mit der ganzen Welt, auch sein Heimatgefühl erwacht ist und er sich auf sein Deutschtum besinnt — ich weiß das nicht, da ich während des Krieges nicht drüben war. Wohl gibt es Tausende von Deutschen drüben, die sich immer mit Stolz als Deutsche bekannt haben und das jetzt erst recht tun werden, aber sie dürften in der Minderheit bleiben.

Ich persönlich habe gewiß keinen Grund, von Amerika schlecht zu sprechen, ich bin dort mit Liebenswürdigkeit und Freundschaft überhäuft worden und nichts trübt meine Erinnerung an dieses Land. Um so enttäuschter war ich, als ich von Beginn dieses Krieges an sah, wie einseitig sich Amerika neutral gebärdete, wie es alles tat, um unseren Feinden zu nützen und uns zu schaden. Und ich kann nur wieder sagen: mir ist es lieber, Amerika als offenen Feind an der Seite der Entente zu sehen, denn als stillen Kompagnon unserer Feinde. Und die unerschütterliche, felsenfeste Zuversicht, die ich immer wieder während meines Aufenthaltes in Berlin an den Deutschen bewundert und verehrt habe, erfüllt auch mich ganz und gar.

# Braila.

Von Karl Fr. Nowak.

Unten spannt der Riesenschirm seinen blaugrauen Spiegel als ein weites, lebendes Tuch von Ufer zu Ufer, manchmal steigt der Nordost, vor dem der Nebel gerlot, jäh und scharf, dann rauscht die Stromselbe auf in großen, bauschenden Bogen. Ein Dampf tutel, die schwere, eisernen Schlepper rausen. Der Aufstiege zur Stadt ist schroff und kurz, die Stadt selbst steigt in Droht und Schnee. Merkwürdig die flinke Geschäftstätigkeit, die unhörbar ist auf dem weißen Teppich der Straßen; man sieht nie um Westen und schnelle Bewegung, die keinen Laut von sich gibt, schwarze Schattenrisse auf weißem Hintergrund, alles wie unter Glas. Die Kanonenschläge von Galatz her rollen als große, unrichtbare Kugeln auch durch Braila. Es ist heute eine Stadt mit dem Krieg vor der Tür, wie Triest, wie Lemberg, dennoch anders, da der Krieg — gnädig und gutmütig, wie er sich selten zeigte — die Stadt selbst durchschlägt. Sie war nicht mehr rumänisch, längst nicht mehr, als die Sieger auch dieses Weltkriegsopfers noch weit vor ihr hielten, sie war schon lange russisch. Im Hotelzimmer ein scharfer, in allen Ecken, allen Schränken eingemistet, fremder Geruch. Wir lernen ihn von Lemberg her, vom „Imperial“, von allen Restaurants der Karola Ludovica: Suchien — Russen waren da.

Sie waren die Herren der Stadt, waren mit klingendem Spiel gekommen, denn sie wollten Braila verteidigen, wie sie auch in der Butarester Schlacht mit klingendem Spiel in die Hauptstadt eingeschlagen waren, um Bukarest zu verteidigen. Und sie stehen schließlich auch Braila nur mehr den Niederschlag von Suchien und russischem Kölnischwasser, alles andere nahmen sie mit Kaiser Trajan, der usurpierende Stammherr dieser verpönten Römlinge, Kaiser Trajan, der natürlich auch auf dem Hauptplatz von Braila steht, bläst in eine wunderliche Hauptstraße hinein, die die stolze Straße der Stadt ist, Kaufstraße, Handelsstraße und zugleich Börse. Alle Läden haben offen. Vor den Spiegelscheiben Galoppieren die Patrouillen vorbei, bunt vermischt, ein einziger Trupp hatte hinter dem deutschen Spitzreiter osmanische Kavalleristen, Madiaren und bulgarische Reiter. Dann raselt ein Kränkung vor einem Parfümeriegeschäft. Und die schwarzen Büffel an den niedern, mit rauhen Dreier gefügigen Karren stapfen hin und weilen ins Tor eines Kaffeehauses. In dem lautlosen Hin und Her der vielen Menschen, die viererlei Soldatenkleider tragen, zwischen ostländisch phantastischen Tragfäden, die einstmals welches Kammerfell waren, zwischen hohen, schwarzen Pelzmänteln und den roten, schreienden Turbanhäutern, die vordem zweifellos andere Bestimmung hatten, zwischen Maisverkäufern, die die weißen Körner in schwarzen Trömmeln auf offener Straße rösten, zwischen den Kolasträgerinnen, die das warme, helle, noch dampfende

Gebäck anbieten, zwischen den weiland kömiglich-romänischen Politischen, die man in Amt und Bude mit sich her beliebt, vorbei an den Holzpulten mit dem gläsernen Deckel, unter dem es Franken und Kronen, Reichsmark und Piaster gibt — Bierbrennmannschaften wechseln hier — zwischen all dem Hin und Her stürzen und schwärzen im Korso die Damen von Braila. Ihre helternen Blide hat das Schicksal der Stadt nicht getrübt, hochgehieft bis ans Knie, in diesem sinken Schuhwerk von mehr als ein Drittel Meter Höhe, umflattert vom Hauch der begehrtesten, verwöhntesten Pariser Düfte, laut und mollig in kostbarsten Pelz gepackt, trippeln sie strakaus, strakab, zugucken, wie die osmanischen Reiter traben, hingehorchen, wie die Galatzer Kanonen singen, in die Geschäfte eingutreten, um Einkäufe zu besorgen.

Da, wach ein frühliches Trauerpiel sind jetzt Einkäufe in der großen Geschäftstraße zu Braila. Die Läden stehen alle vollbepackt mit Nissen und Schränken, mit Dosen und Schachteln, eigentlich scheint alles unberührt. Aber Sie wünschen ein Stütchen Seife? Die Russen haben wirklich alle Seifen mitgenommen. Sie wünschen ein Stütchen Konjekt? Aber die Russen haben wirklich alles Zuckerverk aufgestaut. Die Nissen bleiben, die leeren Schränke, Schachteln und Dosen. Liebenswürdig sind die Kaufleute, noch lebenswürdiger die Verkäuferinnen. Denn sie spüren die Drohne ihres Geschäftstreibens, ein Auge lächelt, wenn ein Kunde eintritt, das andre müht sich, das Tränen zu verbergen. „Sie wünschen einen Kragen.“ — „Wiesicht Nummer 39? Sie dürfen passen.“ — „Rein, nicht 39, zu groß, mein Fräulein.“ — „Wie gut, mein Herr, daß Nummer 39 zu groß ist!“ Sie plappert ganz französisch und müht sich, auf französische Art Konversation zu machen. „Denn Nummer 39 haben wir gar nicht! Aber vielleicht 37 dürfen passen.“ — „Da, bitte, Nummer 37.“ — „Wir haben nämlich auch Nummer 37 nicht.“ — „Und dann bietet sie noch ein Dutzend Dinge an, die sie alle nicht hat. Viele Wochen lang waren die Geschäfte gesperrt, psychologische Notigung ist's, von den Dingen vorerst wenigstens zu reden, wenn man sie schon nicht sehen greifen, geschweige denn verkaufen kann. Und ein Auge lacht, ein Auge weint... Der Stoffverkäufer nebenan ist wesentlich kürzer, sachlicher, lakonischer. Er bringt ein paar Stoffreste an. Sie sind teuer und schlecht. Ich weiß nicht, sind es Herrenstoffe, sind es Damenstoffe.“ „Wozu ist das gut?“ — „Zu gar nichts, mein Herr.“ „Ehrlicher ist nie ein Kaufmann gewesen. Beim Mechaniker stehen leere Parfümflaschen im Schaufenster. Vielleicht kann ich hier eine Toilettenlatrine bekommen. Er bietet mir grünbraunen, unechten Kaviar an, von dem drei Fässer im Laden stehen. Vielleicht werde ich, wenn ich doch ein wenig Blind habe, die Toilettenlatrinen im Schuhgeschäft bekommen. Aber dort gibt es — außer wahrhaftigen Schuhen — nur Alttrappen von russischen Leoparden. Die Einkäufe gebe ich auf, turlofer kann man ohnehin nicht einkaufen, ich gehe jetzt ins Kaffeehaus.“

Das Kaffeehaus flankiert den guten Kaiser Trajan. Der Teil seiner Nachkommenschaft, der das Kaffeehaus besucht, ist Börse. In dünnen Blechschalen dreihundert, vierhundert Menschen im Belz. Sie sitzen mit Mägen und Hüften da. In Astrachan, Sobel und Bismar. Greco, der Kellner, und Xenophon, der Oberkellner, sind in einer ewigen Anabasis nach frischem Kaffee und weißem Brot begriffen, aber eigentlich verzehren hier nur die Soldaten etwas. Die Getreidehändler, die dichtgedrängt, zehn Menschen, in Gruppen rund an einem Tischchen für vier Personen sitzen, in händlern nehmen gar nichts. Weder Greco befestigt sie, noch Xenophon, noch Aristides, der dritte, der gleichfalls hier Kellner ist und inmitten der großen Labaknot immer ein paar Zigaretten zu vergehen hat, die dann nach ein paar Zügen, wenn man sich an den unehört schlechten Gelsmad gewöhnt hat, zu explodieren pflegen. Die Getreidehändler aber geben dem Kaffeehaus Wesen, Art und bestimmte Farbe. Griegen sind hier und Armenier, reiche Juden und auch Rumänen. Gestalten mit harten, brutalen, rüchlichtstolzen Zügen, reine, schöne Patriarchengesichter, mit schimmernden, seidenweichen, weißen Bärten, unmittelbar nebenan verlebte, waghalsige Spelamengelsüchter, Gesichter von Galgenvögeln und von Lebemannern, die selbstam verschminkt im Zusammenhang ihrer Existenz mit verschleierten, flackernden Blicken davon erzählen, wie sie das ewig schwankende Auf und Ab einer abenteuerlichen Lebenshaltung zwischen Reichthum und Weibern verwühten. Aber die Händler sprechen nicht viel. Sie fauern beieinander, aneinander, wie Mäusenwärme, alles ist unfröher geworden für sie, unfröher in dem Augenblick, da das Kriegsspiel über sie und die Ware ihres Markts, nicht mehr die eigne Geschicklichkeit und Gerbereiheit entschied. Auch sonst ist hier die Börse, die in der Hauptstraße unter freiem Himmel handelt und im Kaffeehaus weitergeht, aber nichts von Aufgereiztheit, nichts mehr von lärmend hochgetriebenen Ziffern hat diese Börse, haben diese Börstener behalten. Sie sitzen unter König Karls, König Ferdinands Bild zum Zeichen regungslos. Die Statistiker des Börsenaffens, auch ein paar von den wichtigsten Schauspielern sind geblieben. Sie martieren heute Kassen, die krumm wurden. Alle Stichworte fehlen...

Eigentlich bringen nur die kleinen, zerkumpten Straßenjungen, die sich aus den Vorstädten bereinleihen, Bewegung zwischen Xenophon und die Händler. Sie balgen sich um die Zigarettenstummel, die man fortwirft, sie betteln um ein Stütchen Zucker, um ein Stütchen Holz. Und verkaufen natürlich die „Donau-Armee-Zeitung“ genau um das Doppelte des Borgegeldes. Man muß sich selbst balgen, wenn man durch sie hindurch will. Draußen wagt der Korso als Hochflut, Türken und Bulgaren, Deutscher, Österreicher, alles wirbelt und mischt die Farben. Hellerleuchtet das Kino. Denn das Kino spielt schon wieder. In den Logen rund um den großen Saal Publikum, das wie Damen aussieht, weiße Pelher, Pariser Hüte. Und Lachen stinkt herüber, das sich nicht immer

ganz damenhaft anhört. Der Film legt Wert auf Stimmungen aus Braila. Die Besondere, die Verfrachtung von Getreide wird gezeigt. Es schlingern noch rumänische Offiziere über den Belz. Dann eine Rührigkeit, die eine Post abschließt. Das Fräulein am Klavier spielt „Puppenfee“, spielt den Straußischen Dinauwalzer, spielt überhaupt und grundständig nur Wiener Walzer. Das Theater dicht befüllt bis zur Decke hinauf, selbst auf und beschigraun. Die ersten Partebänke leer, ein einziger Bulgare sitzt hier. Und der einzige Bulgare muß sehr, sehr müde sein. Er hämmert sich nicht um die Lehnstühle des Getreidegeschäfts. Die Wiener Walzer, die ihm das Fräulein fast ins Ohr drischt, rühren ihn nicht. Das Rührstück durchlebe er nicht und die Lauchaden aus Anlaß der Post westen ihn nicht. Er schlief ein, noch ehe das erste Bild erschien. Und schlief immer noch, als das Schlüsselschloß schon verschwand. Williger hätte der Bulgare schon schlafen können, meint der Leutnant. Aber er kam erst heute morgen von der Serethfront.

Nach dem Kino ist alles zu Ende. Die Reiter, die Pariser Hüte verschwinden. Und auch die Börse ist dunkel. Nur Patrouillen huschen schattenhaft um die Ecken. Manchmal noch eine lose, vereinzelte Trainschiffel. Totenstill liegt Braila. Nur die Galatzer Kanonen rollen.

Zeitung

7. 11. 1917

162

Streifen zum Ausdruck zu bringen. Im Namen der nautischen Abteilung gratulierte Generalinspektor Müller, für den technischen Dienst Generalinspektor Tsch, für die Landbauabteilung Zentralinspektor Professor v. Reigner. Weiters erschienen Abordnungen des Kapitänvereines „Danubius“ (Sprecher Kapitän Petris), des Kapitan-Unterstützungsvereines (Sprecher Hafenkapitän Brecht) und des Klubs der Maschinenbetriebsleiter (Sprecher Maschinenbetriebsleiter Schrader).

## Tagesneuigkeiten.

### Wien am Abend.

Zwanzig Bahnstunden hatten Lom aus dem heißen, freundlichen Zürich wieder einmal nach Wien geführt. Er stand in der Abenddämmerung vor einer Plakatsäule, die in den grellsten Farben die Vergnügungsmöglichkeiten der Großstadt widerspiegelte. Unter schreienden Lettern, buntfarbigen Karikaturen, bekannten Namen überall in großen, augenspringenden Lettern: Beginn 6 Uhr, Beginn pünktlich halb 7 Uhr...

Lom trat in ein Café. Ein eleganter, halbbeerer Raum, in blasse Dämmerstimmungen getaucht. Ein paar Lichtbirnen, wie zufällig in den Raum gehängt. Lom hatte mehr erwartet, obwohl der „Figaro“ vor kurzem noch weit düsterer gemalt hatte: „Die alte Phäakenstadt ist tot, ab 8 Uhr wird der berühmte Wiener Sperrgroschen eingehoben...“ Der „Ober“ bellamierte sein bescheidenes Programm: Schokolade, Tee, Soda mit Himbeer. Natürlich Wasser-schokolade, aber mit schwarzem Kaffee zubereitet. Lom lächelte über einen alten, würdigen Herrn, der sich ärgerlich mit seinem hoch erhobenen Zeitungsblatt gegen das Licht zu wendete. Ueber seinen tief gesetzten Kneifer kritisch die drei Glühbirnen musterte, die aus dem mächtigen Zusterkranz aufleuchteten. Lom bestellte ein Glas Madeira und verlangte Zigaretten. Der Kellner sah ihn mitleidsvoll an: „Der Herr ist nicht von hier...“

Zwei Damen rauschten ins Lokal und ließen sich am Nebentisch nieder. Zogen große, silberne Zigarettenboxen aus den mattledernen, pikant geformten Taschen und begannen zu rauchen. Eine nahm sogar einen langen, eisernen Spieß zu Hilfe. Lom lächelte wieder. Er war überzeugt, daß es da irgendwo in der Tabakverjorgung nicht recht klappen wolle. Nach einigen Minuten kam der „Ober“, schob ihm mit einem Paq Zeitungen eine Schachtel zu und flüsterte: Wenn der Herr wünscht, 6 Kronen... Auf der Schachtel stand: 4 Kronen. Lom mußte abermals lächeln.

Der Korso war schütter und floß über holprige, nachts bunte Straßen. An grauen Fassaden, matterhellten Auslagen, trüb glühenden, von gläsernen Ballons umzitterten Gaslaternen vorüber. Das Café drüben erweckte den Eindruck, als hätte man soeben gesperrt, die Zuster abgedreht und die Schenkerfrauen ans Werk gerufen. Dabei war es halb 6 Uhr... Eigentlich mehr. Die einzige beleuchtete Uhr, die Lom auf seinem stundenlangen Rundgang antraf, an der Kreuzung des Ringes und der Kärntnerstraße, zeigte dreiviertel 7. Eine Anfrage bei einem gemächlich vorüberspazierenden Herrn belehrte ihn: „Es ist erst halb 6 Uhr. Auf dem Prater ist es schon seit 8 Tagen dreiviertel 7 Uhr, aber er ist beleuchtet...“

Lom trat in eine Seitengasse. Neben einer Tornische leuchtete ein großes Plakat auf. Alwin Neuh... Ueber die Tür war ein breiter, roter Streifen geklebt: Bis auf weiteres geschlossen. Lom erinnerte sich, etwas von geschlossenen Kinos gelesen zu haben, schon vor Monaten, auch im Pariser „Figaro“. Schräg gegenüber leuchtete das Glashild eines Restaurants und lockte den hungrigen Spaziergänger. Es dauerte etwa 10 Minuten, bis man Loms Anwesenheit in dem leeren Lokal bemerkt hatte. Ein gährender Bikkolo schlug mit seiner Serviette über den Tisch und fragte: „Wein gefällig? Bier erst später.“ Dabei schob er dem Gast eine Speisefarte zu. Lom las. Der Bikkolo zog das verschobene Tisch-tuch zu-recht und bemerkte erläuternd, daß heute fleischloser Tag wäre. Lom fand den fleischlosen Magenfahrplan recht reichhaltig. Ueber die Speisen weit weniger geschmalzen als die Preise.

Das Lokal füllte sich bald. Gruppenweise kamen die Stammgäste. Sie packten Brot aus und riefen nach Bier. Ein junges, schmuckes Mädel präsentierte die Rechnungszettel. Lom zahlte, sechs Kronen etliche Heller. Er hatte nicht das Gefühl, gegessen zu haben.

Lom stieg am Neuen Markt in einen 59er Wagen. Das Coupé füllte sich, füllte sich schwindeind rasch wie ein Gefäß, in das man ein moussierendes Getränk schüttet. Nach kaum einer halben Minute stand die kleine, zarte, blonde Schaffnerin inmitten eines festgefügtten Blockes, suchte sich, die Tasche vor die Brust haltend, einen Weg zu bahnen und schrie mit schriller, verärgelter Stimme: „Komplett, nicht mehr einsteigen!“ Der Wagen fuhr ab, einige Leute hingen an den rückwärtigen Treibrollen, aneinandergeklammert, ein kleiner Bienenschwarm... Schon am Ring hatte Lom genug. Er hörte noch im Durchdrängen, wie der Disput zweier Leute eben in Schimpfereien auszuarten drohte. Nach dem Verlust eines Winterrockknopfes erreichte er die freie Luft. Er lächelte nicht mehr. Langsam betriff er die Arge-lot des Hinterlandes. Ueber den Ring fuhr ein Wagen mit blauen Signalscheiben. Damen in Theatermänteln, Shawls über die Frisuren geschmiegt, drängten sich um die Halte-stelle. In einem Fenster des Opernhauses verblühte soeben das Licht.

(Nachdruck verboten.)

## Stilles Faschingsende.

Von Julius Gös.

Sang- und Klanglos wie seine beiden Vorgänger zog er nun vorüber — der Fasching unseres dritten Kriegsjahres. Hier in Wien, der vielbesungenen und vielgelobten Stadt der Lieder und der Tänze war Prinz Karneval zum drittenmal eine unsichtbare Gestalt, ein nichtsfagender, wesenloser Begriff. Ein entthronter Regent, der über eine Reihe von foundso vielen Kalendertagen, die sonst rauschender Freudenbaumel erfüllte, seine Herrschaft verloren hat . . .

Sprichwörtlich gewordene Wesensart des Wienerturns erschien in der Fastnachtszeit dieses schweren und nötevollen dritten Kriegsjahres wie grundverändert. Humor wandelte sich in einen zeitgemäßen Ernst, Bruder Leichtsin in einen fürsorglichen Hausvater. Lohes, lodendes Schellengeklänge fand nur taube Ohren, und Frack, Zylinder und Lackstiefe, spitzenbesetzte Balltoiletten und mehrende Fächer, all dieses festliche Rüstzeug eines tanzeligen Faschingvölkchens ruhte zum drittenmal wohlverwahrt in Kästen und Truhen. Der Uebermut und Frohsinn der Jugend lernte sich zu bescheiden und zu warten — just so wie am Ende auch wir, die Aelter- und Ruhig gewordenen, warten — nämlich: auf bessere und friedliche Zeiten. So wird, was wohl jedem „urfidelen“ Alt-Wiener wie reine Torheit erschienen hätte, wirklichstes Ereignis: die Wiegenstadt der Strauß- und Banner-Weisen blieb auch diesmal noch ohne Faschingstreiben. Und aufs neue wurde der Karneval Jahrhunderte alter Rechte für verlustig erklärt . . .

Doch Hand aufs Herz: selbst das ansonst fröhlichst geartete Gemüt trägt kein Verlangen nach schalen Lustbarkeiten und vermeintlichen Freuden, dieweil die beste Kraft und der Stolz unseres Vaterlandes draußen kämpft und blutet —

Jene Wochen, in welchen in früheren Lustren des Friedens Maskenscherz und Mummenschanz ihr heiteres Spiel getrieben, zeigten uns heute ganz andere Bilder! In Ballsälen, wo sich noch vor Jahresfrist unter dem strahlenglühenden Lichterchein entzündeter vielberziger Kronleuchter bunte Reigen in gravitätischem Kotillonschritt oder im wirbelnden Walzerpas über ein spiegelglattes Parkett bewegten, liegen nun bleiche, verwundete Soldaten. Manch einer von diesen braven und heldenhaften Vaterlandsverteidigern mag zufallsweise in dem nämlichen Saale als flotter Tänzer gegläntzt haben . . . So wie es möglich sein kann, daß diese oder jene Schwester eines freiwilligen Weltlichkeitsordens allgemeiner Barmherzigkeit unter derselben hohen und studberzierten Decke, unter der sie einst die Königin eines frohen, von Geigenjauchzen und Tschinnenschlag durchtosten Festes gewesen, einem bleiserten Krieger labenden Trunk bietet oder einen kühnenden Umschlag auf die fieberheiße Stirne legt. Aber in der ernsten und Ehrfürcht gebietenden Tracht der Pflegerin erscheint sie uns noch um vieles schöner als während jener rasch verflogenen Stunden des Vergnügungstau-mels eines entschwindenen Faschings, da sie in Samt und Seide prunkte. Eine Krone, blendender und stolzer, ist über ihrem blassen Gesicht, das von vielen Mühen und Opfern und von vielen durchwachten Nächten er-

zahlt —  
Ja, Wandlungen verschiedenster Art bringt uns diese harte Kriegszeit! Aus dem Ballhelden von einst ist längst ein anderer Held geworden, der in einem von tausendfachem Tod umdrohten Schlachtfeld höchsten Mannesmut beweist. Dem einst nach „English-Tailor“-Mode Bekleideten, den die glattrasierte Unnahbarkeit eines Lords umgab, ist draußen im Schützengraben der beste Volksheld gewachsen. Er entzückt zwar nicht durch Tennismeisterschaft oder sonst eine zum ehemaligen „guten Ton“ gehörende Künstelei die faden Schönen irgendeines beliebigen gewesenen — ausländischen Kurortes, dafür aber durch seine Tapferkeit die Herzen der Kameraden . . .

Für Fastnachtsreigen und Karnevalstollheit war somit nicht der geringste Raum und auch nicht einmal der oberflächlichste Sinn zu haben. Gerade in diesem Wien blieben sie obdachlos, das gleich einem Köln oder Venedig in kurzen Winterwochen so recht ein Wohnort für alle Faschingsfreuden gewesen ist. Man braucht da nicht den Kulturhistoriker spielen, nicht auf Jahrhundert zurückgreifen. Etwa von der altwienerischen Zeitperiode eines lieben Augustins oder gar noch von früheren Babenbergertagen erzählen, die manches an herb-frohsinnigem Mummenschanz in der Ostmark erlebten. Nein, bloß ein Säkulum nach rückwärts in unserm Wissen, und das wahrhaft überschäumend-tolle Karnevalsleben des Kongress-Wiens wird wieder lebendig. Das ganze Dasein war da ein Wirbeln und Wiegen, und Hoch und Niedrig, Lärche und Weise waren die unermüdelichen Tänzer in dieser klingenden und lustbebenden Kaiserstadt, in der sich die mächtigsten Fürsten Europas und edles Blut aus aller Herren Länder ein wohl mehr galantes als politisch bedeutungsvolles Stellbildein gegeben hatten . . . In Hunderten von

Sälen waren feenhafter Strahlenglanz und festliches Treiben, und die Festtrompeten schallten unermüdelich. Schöne Frauen! — wie hätten die nicht gerade in jenen glänzenden, betäubenden und betörenden Faschingstagen die allererste und wichtigste Rolle auf diesem „tanzenden“ Kongresse spielen sollen? Sie wiegten sich stolz und glücklich an der Seite höchster und hoher Herren, die schönen Wienerinnen . . . Und promenierten in der wohlverdienten Ruhepause mit Fürsten und galanten Diplomaten und kühnen Kriegeren — vielleicht auch hin und wieder mit einem in goldstrotzendem Würdenrock stehenden lächelnden Philosophen . . .

Man fragte nicht viel nach „Nam' und Art“ — Das reizende Vorstadtkind im schlichten Musselinfleisch gewann gleichsam im Walzertempo die Gunst vornehmer Tänzer. Man fragte nicht, weil man vor lauter Tänzen dazu gar keine Zeit fand. Und vergaß so beim Schritt der Quadrille oder beim Schleifen des Mazur auf drückende Sorgen und die drohende Not eines bald anbrechenden trüben Morgens. Immer ernst, klug und auf die Zukunft bedacht zu sein, und nie zu lachen, zu singen und zu tanzen — dies schien über die Kraft unserer Vorpäter zu gehen. Fasching war bei ihnen in jeglichem Jahr, mochte es nun ein gutes oder ein böses sein, zur Geltung gekommen. Und man tanzte — auch vor den lustigen Stunden des Kongresses! — in der bitteren Zeit napoleonischer Kriegsnot: als der Kanonendonner bei Wipern grollte, die Schlachten gegen den forssischen Welteroberer geschlagen wurden . . .

Die langen Friedensepochen, die nach 1849 und später nach 1866 folgten, nährte wienerische Tanzfreudigkeit und Karnevalslust bestens aus. Renommiertere Establishments, in denen Aristokratie und Bürgertum wie auf einer neutralen Gesellschaftszone sich zusammenfanden, kamen zu Ansehen. So die Apollonäle, das Dommanerische Kasino und in der Folge die gemüthlichen Stätten bei Stahlener, Löbes und andere mehr. War es ererbte Gepflogenheit, zwitscherten die Jungen von damals, wie es die Alten zur Zeit Bonapartes getan? In aller Wirklichkeit: es drehten sich Graf und Bäckerin, Baronesse und Kriegerkutscher im lustigen Tanze —

Tempi passati! Was vor hundert, vor fünfzig, vielleicht sogar vor wenigen Jahren aller Welt unglücklich erschienen wäre, erleben wir: Wien kennt keinen Fasching. Die Fiedeln und Flöten bleiben stumm und Prinz Karneval wurde nicht erst am trüben Aschermittwochmorgen, sondern gleich in der ersten Stunde als ein Totgeborener zu Grabe getragen . . . Es gibt keine bunten Plakate mehr an den Strakencken, die zum Besuch dieses „Eliteballes“ oder jenes Kostümkränzchens einladen . . . Schon zum drittenmal erstickt die harte Kriegszeit alle Freude und jeglichen Lebensübermut. Der mächtige, graue Stefansturm, dieser alte Wiener, den wir in unserer Mitte haben, mag sich wohl selbst höchlichst darüber verwundern. So vieles hat er in seiner geliebten Geburtsstadt schon gesehen. Viel Freude und Leid, viel Lust und Kummer, viel Ueberfluß und Not — nur dieses noch nicht: einen schon zum drittenmal ausgebliebenen Karneval, dem alle Lore vertram-melt, jeder Zutritt verwehrt . . .

Wir aber, wir Lebenden und Kinder einer schweren Vaterlandszeit, finden uns willig damit ab. Verachten gerne auf Jubel und Tanz, da unser wichtigere Aufgaben harren. Wir tragen opferfreudig Entbehrungen viel schwererer Art — möge uns dafür der heiß ersehnte Lohn werden: ein ehrenvoller Friede. Der stille Fasching, den uns ein jedes der drei Kriegsjahre brachte, käme dann in ein besseres Gedenken als alle seine lärmenden und überlauten Vorgänger!

### Berliner Besuch.

Meine liebe Freundin!

Sie stellen mir Ihr Kommen für die nächste Zeit in Aussicht, und ich freue mich herzlich darauf. Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze und wie dankbar ich Ihnen für alle guten Ratschläge bin, mit denen Sie mich seit jeher so freigiebig versorgen. Aber — es ist nämlich auch ein ganz kleines „Aber“ dabei — Sie versprechen mir auch, nun im dreißigsten Kriegsmonat, zu zeigen, wie man „kriegswirtschaftet“. Und diese Gelegenheit will ich benützen und einmal Tabula rasa machen. Nein, Sie brauchen mir das nicht zu verdeutlichen, ich weiß auch, daß es reinen Tisch machen heißt. Sie sollen das, liebste Elfe, gleich sehen.

Denn ich will einmal ausnahmsweise in einem offenen Brief ein offenes Wort sagen und gleich bekennen: wir Wienerinnen können unsere Schwestern im „Reich“ nicht mit voller Herzlichkeit lieben. Wir können uns nicht mit jener Freundigkeit anschließen, die in so schwerer Zeit allein Trost gewährt. Wir achten Euch, wir schätzen Euch unendlich, aber so manches Hindernis steht zwischen uns. Zu den unüberwindlichsten gehört das Wort: sauber.

Aber vielleicht ist es am einfachsten, werte Freundin, wenn ich Ihnen einmal den Besuch einer Berliner in Wien schildere, das heißt, schildere, wie er für uns aussieht. Man lernt bekanntlich am leichtesten aus seinem Spiegelbild. Natürlich wird jede einzelne Berlinerin finden, das Konterfei sei nicht ähnlich. Und sie wird recht haben. Ich spreche ja auch immer von den anderen; selbstverständlich nur von den anderen.

Die Konflikte beginnen schon im Bahnhof. Man erwartet die Berliner Damen in der Halle. Sie erscheinen in Lederschuhen und grünem Hütchen mit Spielbahnfeder. Selbstverständlich, sie reisten ja „ins Gebirge“ und verknüpfen mit Wien unklare Vorstellungen von Zögeln, Nagelschuh und Hühnerschlagen. Sie zeigen sich unangenehm berührt durch die Tatsache, daß es auch in Wien „schon“ eine Stadtbahn gibt, erklären uns aber bereits im Ginstreten aus dem Bahnhof, um wieviel einfacher und praktischer die Gepäck- und Wagenbesorgung in Berlin ist. Leider haben sie recht. Sie haben immer recht.

Bei einer vorüberfahrenden Elektrischen ruft die Dame erkeut aus: „Ach, sieh mal, da stehen Buchstaben dran! Nein, wie ulkig!“ Damit ist die Lösung für die nächstfolgenden Wochen ausgegeben. Die Berlinerin findet alles, schlechterdings alles, ulkig in Wien, vom Gepäck bis zum Rathaus, vom Zwetschenkompott bis zum Beethoven-Denkmal; sie besichtigt unsere Stadt, wie man in ein besonders originelles Gaspertheater geht, und amüsiert sich königlich. Es gibt keine Schamerei, die sie nicht entzücken würde, es gibt keinen Mißstand unseres öffentlichen Lebens, den sie nicht als „echt wienerisch“ (sie sagt: weanerrrisch) belachen würde. Können Sie sich, meine liebe Elfe, unsere herzliche Freude über diesen Erfolg vorstellen?

Auch beim Verkehr in der Familie ergeben sich mancherlei kleine Zwischenfälle. Wehe, wenn die Berliner Dame mehr Kinder hat als ihre Wiener Verwandte, und dreimal wehe, wenn die Berlinerin ein Kind hat, die Wienerin aber keines! Die moralische Minderwertigkeit wird einem dann gründlich bewiesen, und das kann manchesmal ein bißchen weh tun. Warum sollten Frauen das nicht verstehen können? Weil sie jenseits der Grenze ihr Heim haben? Das scheint mir ein törichter und trauriger Grund. Ueberdies, ich möchte gewiß gegen die patriotische Gesinnung der deutschen Frauen nichts gesagt haben, sie ist über jeden Zweifel erhaben. Aber es kommt bekanntlich auch in Oesterreich vor, daß Frauen Kinder haben. Wenn jedoch dieser Tatsache Erwähnung getan wird, unterlassen wir es, dabei vom Vaterland und deutscher Zucht zu reden. Ja, kann Ihnen versichern, meine fluge Freundin, es geht so auch. Sowohl das Kinderfrieren als auch das Bon-i-hnen-Sprechen.

Der ganze Wiener Haushalt mit all seinem Drum und Dran ist für den Gast eine Quelle endlosen, belustigten Staunens. Da ist zunächst einmal die Wohnuna. Was geschieht, wenn sie kein Badezimmer birgt, ist gar nicht auszu-denken. Ich glaube, bei diesem sittlichen Tiefstand wagt man es gar nicht, eine Berlinerin zu sich zu bitten. Man riskiert dann jedenfalls, über den Gebrauch von Wasser und Seife und die Vorteile, die er mit sich bringt, eingehend belehrt zu werden, und das ist — Sie dürfen mir das ruhig glauben — nicht jedem angenehm. Aber auch wenn der Baderaum vorhanden ist, vermißt die Dame noch genügend viel. Es fehlt der Hängeboden, die Wasserleitung im Schlafzimmer, der eingemauerte Befenkasten, und in der „guten Stube“, auch Salon genannt, herrscht nicht jene trübe Dämmerung, die für alle guten Berliner untrennbar mit edler Bornehmheit des Wohnungsstils verbunden ist. Das alles entbehrt der Gast aufs schmerzlichste und unterläßt es keineswegs, uns das beargwöhnlich zu machen. Die gelben Schließordinen bedeuten einen höheren sittlichen Standpunkt als unsere Kouleaur; das ist völlig klar, und ein Gazesbind ist, ethisch betrachtet, etwas ungleich Wertvolleres als ein Speiskastel. Die Berlinerin schickt ihre klinken Augen in jeden Winkel von Zimmer und Küche, sie widmet unserm Mistkiste (sie nennt es Müllkasten) eine längere Rede, in der „zeitgemäß“, „rückständig“ und „weanerrrisch“ eine große Rolle spielen, und bringt die Hausfrau zur Einsicht, daß es ihre persönliche Schuld ist, wenn die Kehrichtabfuhr Wiens nicht auf der Höhe der Zeit steht. Ferner mißbilligt die Besucherin aufs schärfste, daß bei uns für die Mistkücher nicht ein eigener Mistkasten gebaut ist und gebraucht so oft das Wort: sauber, bis die tschechische Köchin Verbenaufstände be-

kommt. „Sessesmarandjosef“ sagt und erklärt, ihre „vierzehn Täg“ zu machen. Dieser Ausdruck und die sich daran anschließende Aufklärung, daß man bei uns jederzeit „ziehen“ könne, ruft wahre Rachstürme hervor, und über die Tatsache, daß unser Wohnunstermin im Februar, Mai, August und November abläuft, kann sich die Dame überhaupt nicht beruhigen. Sicherlich sind die Vierteljahrstermine, die mit Januar beginnen, logischer — ich gebe es zu. Aber könnt' Ihr Euch, meine lieben Freundinnen, da Ihr ja so viel Phantasie habt, nicht auch ausmalen, daß man sich den bei uns seit vielen Generationen geltenden Regeln unterwirft und dennoch ein ganz geordnetes Seelen- und Familienleben hat?

Große Senation machen bei der Wohnungsbesichtigung auch unsere Fensterpöfster. „Was habt Ihr da bloß für'n Ding dron?“ fragt der Gast und weist auf das Fensterbrett. Eifertig und beflissen, wie es dem untergeordneten Wiener zukommt, erklärt man Ziel und Zweck des Kiffens. Harmlos sagt die Hausfrau, daß man beim Hinaussehen darauf sehr bequem die Arme stützen könnte, und erkundigt sich, ob man dergleichen in Berlin nicht kenne. „Ach nee,“ erwidert der Gast liebenswürdig und schlagfertig, „weißt du, zum Rauskuden haben wir nicht Zeit.“ Man erinnert sich seiner guten Erziehung, schluckt dreimal hinunter und schweigt. Aber wenn man sich dann zu Tisch setzt — nachdem die Berlinerin sich vorbildlich und gründlich in Gegenwart des andächtigen versammelten Volkes der Wilden die Hände gewaschen hat, denn „so ist man es bei ihnen nun einmal gewohnt“, herrscht eine leichte Gereiztheit. Der Hausherr bemerkt die elektrische Spannung und entschuldigend: „Meine Frau ist ein wenig nervös.“ „Das tut nichts,“ lautet die großmütige Entgegnung. „Die Wiener Damen sind ja wohl alle nervös. Bei uns kennt man das nicht.“ Nun schluckt auch der Hausherr dreimal, und dann widmet man sich friedlich dem Genuß der Mahlzeit.

Das Essen findet ungeteilten Beifall. Die Berlinerin ist ja von vornherein mit der Absicht hergekommen, uns im Walzertanzen und Weißbrotkochen einen Vorrang zuzugestehen. Sie führt ihr Programm streng durch. Sie nennt die Zwetschenknödel zwar hartnäckig Pfälzlerflöße und die Topfentäscheln Käsetäscheln, aber sie findet sie „wonnig“ und anerkennt sogar, daß die böhmischen Dalken und Kleckchen (wie müßt sie sich, die Kernste, mit den Worten!) „wunderschön“ schmecken. Aber in Kriegszeiten ist leider auch diese Freude nicht ungetrübt. Man hat wochenlang für den Bedarf gespart, hat, in richtiger Wiener Gastfreundschaft, von der ohnehin knappen Kost da ein Ei, da ein Stückchen Butter, dort ein wenig Mehl zurückgehalten, nur um der Fremden etwas bieten zu können. „Das könnten wir uns freilich nicht leisten,“ sagt die Dame, nachdem sie sich's prächtig schmecken ließ, „aber eigentlich möchten wir's auch gar nicht. Man muß doch an die Allgemeinheit denken. Aber man hat mir schon gesagt, wie wenig sozialen Sinn Ihr in Wien habt.“ Und sie beginnt uns unsere Pflichten zu erklären. Wir sind ihr sehr, sehr dankbar.

Was aber in der Stille des häuslichen Kreises so angenehm beginnt, setzt sich bei der Besichtigung der Stadt in reizender Weise fort. Die Berlinerin ist fest entschlossen, außer den schon angeführten Vorrängen nichts, aber auch gar nichts bei uns gelten zu lassen, und ihrer Aufgabe, uns westliche Kultur zu vermitteln, mit aller Selbstaufopferung nachzukommen. Man führt sie an einem herrlichen, herzbefreienden Maimorgen in den Prater. Sie findet, er erinnere an den Tiergarten, bloß seien die Straßen (sie sagt: Chausseen zwecks Vermeidung von Fremdwörtern) nicht so breit und nicht so sauber gehalten. Das Burgtheater enttäuscht sie, denn Reinhardt hat ganz andere Dekorationen, und in die Oper geht sie nicht, denn sie ist unmusikalisches oder behauptet wenigstens, es zu sein, damit sie uns nicht diesen Vorrang auch zugestehen muß. Kobenzl betont sie auf der letzten, Kaffee auf der ersten Silbe, und beides erinnert sie an irgend etwas bei Berlin (mich hat der Berliner Kaffee nicht im entferntesten an Wien erinnert). Die Stephanskirche erregt bescheidenes Wohlgefallen, und auf dem Naschmarkt demonstriert uns der Besuch, wie man mit Deuten aus dem Volke umgeht und wie man wienerisch redet. Da sie die Handbemerkungen der verschiedenen „Sopherln“ ja nicht versteht, trübt nichts ihre innere Zufriedenheit. Jedenfalls scheint diese Versammlung von tschechischen, slowakischen, italienischen, ungarischen Grünzeughändlern am ehesten ihrer Vorstellung von Wiener Leben zu entsprechen. Von allem, was es an ehrlicher Arbeit, an starkem Wollen, an redlichem Können gibt in unserer Stadt, sieht die Berlinerin so gut wie nichts. Ist sie Frauenrechtlerin, so rügt sie den Mangel an Organisation bei uns, ist sie Hausfrau, so tadelt sie die öffentliche Arbeit, die wir leisten und bringt uns in verschwindend kurzer Zeit die Ueberzeugung bei, daß man einzig in Berlin die beiden Seiten des Frauentums richtig zu verbinden verstehe.

Natürlich werden Sie sagen, daß ich über-treibe. Vielleicht werden Sie sogar recht haben, denn jede Zusammenfassung ist in gewissem Sinne eine Uebertreibung. Mehr Schuld aber trifft mich nicht, als daß ich Vorfälle, die zeitlich auseinanderliegen, nebeneinander gestellt habe. Wahr sind sie, fragen Sie jede mit Berliner Verwandtschaft gesegnete Familie, die Geschichten sind sogar fürchtbar wahr! Und das ist um so merkwürdiger, als die Berliner in ihrer eigenen Stadt die liebenswürdigsten, taftvollsten, angenehmsten Wirte sind, die man sich denken kann.

Anfänglich dachte ich ja, der ganze Konflikt käme daher, weil man zum Export nach Wien die strammsten, strengsten, kritischsten Geister auswähle. Aber die Deutung erwies sich als unhaltbar, und nun scheint mir die Wurzel alles Übels in zwei irdigen Voraussetzungen zu liegen, mit denen sich Berlin auf die Reise

macht. Die erste ist die Anschauung, daß Wien ein großer, alter Kuriositätenladen ist. Diese Ansicht ist nicht ganz richtig, und sie ist uns auch — wir sind nun einmal so sonderbar — nicht sympatisch. Das Zweite ist aber die Ueberzeugung, daß die Berliner berufen sind, uns zu erziehen, und daß wir sehnlich darauf warten. Glauben Sie mir, meine werte Freundin, dem ist nicht so.

Von Eurer Ueberlegenheit nach jeder Richtung sind wir ja von vornherein überzeugt. Wir wissen, daß uns ein unendlicher Abgrund von jenen Höhen der Menschheit trennt, auf denen man die Mitbergangenheit gebraucht statt urterer plebejischen Bergangenheit und wenigstens im Buchthaus geseßen „hat“, wenn einem schon dieses Malheur passiert ist. Würdet Ihr nicht durch allzu große Strenge unseren Widerspruchgeist wecken, wie würden wir uns freuen, Euch zu bewundern und anzustarren! Unser ganzes Wesen verlangt danach, aber selbst der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird, und auch eine Wienerin wird gereizt, wenn sie un-aufhörlich als Verfasserin von Befeteigtuchen (lies: Germmehlspeifen) geseiert wird.

Wenn es sich vermeiden ließe — es ist ja nur ein „wenn“ —, daß Ihr uns die Bedeutung von Schubert und Grillparzer erklärt, so würden wir von grenzenloser Dankbarkeit erfüllt sein. Wir haben nämlich auch schon bemerkt, daß die beiden etwas konnten. Und die erste Berlinerin, die erste wirklich echte und helle Berlinerin, die, über die Ringstraße gehend, das wohlwollende „Necht nett, nee, wahrhaftig, fast ähnlich wie die Linden“ unterdrücken wird, wird ein großes Stück Arbeit zur Verwirklichung der Ideen von Raumann geleistet haben. Wir haben uns auch vorgenommen, ihr ein Denkmal, ein „richtig gehendes“ Denkmal, zu errichten.

Vorläufig wächst leider der Fonds für diesen Zweck noch ständig an. Aber wir glauben, es wird auch einmal anders kommen. Und in dieser streben Hoffnung grüße ich Sie herzlich. —

P. S. Noch eine Bitte: Falls ich Ihnen nicht an den Bahnsteig entgegenkommen kann, so unterlassen Sie es, bitte, den Träger „Mann Gottes“ anzusprechen. Die Zeiten sind zu ernst dazu. Und wenn es Ihnen möglich ist, so begnügen Sie mit der Erziehung Wiens erst in unseren vier Wänden. Es ist besser so.

Aber ich weiß, daß in Deutschland kein Mensch mehr Nachschriften hinzusetzt. Sie müssen — wie immer — Geduld mit uns haben.

### Holländischer Winter.

Es ist wirklich so: der Holländer, dessen Phlegma und geruhfame Behäbigkeit eine etwas südlicher oder auch nur impulsiver veranlagte Natur bisweilen zur Verzeiwung bringen können, wird bei eiskigen Graden unter Null temperamentvoll, ungestüm, beinahe leidenschaftlich... Sein Gemüt — man erlaube das Paradoxon — tauet sozusagen erst auf, wenn der Eiswind über die Bolber segt und in Stadt und Land die Grachten und Kanäle zufrieren... Alle großen Taten, so las ich wenigstens unlängst in einer holländischen Zeitung, sollen denn auch stets in großen Kälteperioden erfolgt sein. Und umgekehrt folgert dieser Schreiber, daß die Zeiten des Verfalls in der holländischen Geschichte mit kaltem Wetter in Verbindung zu bringen seien. Man prüfe nur die Geschichte des achtzigjährigen Krieges auf diese Theorie hin. Ohne Bärenfülle keine Tromp- und de Ruyter-Taten...

Vorige Woche, als es zu frieren begann, sagte ein Amsterdamer Bekannter, mit dem ich mich zuweilen über das „holländische Tempo“ herumzankte, mit einem eigenümlich-pfiffigen Bächeln zu mir: „Morgen werden Sie sehen, daß auch wir Holländer Temperament und Verwe haben!“ — Am nächsten Tage hatte es 9 Grad unter Null, auf der Amstel staken die Schiffe im Eis und auf den Grachten... ei ja, nun verstand ich das pfiffig-hochmütige Bächeln des Holländers und auch die erwähnte meteorologisch-historische Theorie gewann etwas Einleuchtendes.

Kurz und gut: ich erkannte die Grachten nicht wieder und noch weniger die kühlen Holländer... Da, wo vor ein paar Tagen noch gemächlich-malerisch schwerbeladene Frachtschiffe mit bunten Rieken hafenwärts oder zum Fluss zogen, lief, sauste, rasste, schob, schrie, jubelte, balgte und purzelte sich ein wilder Menschenschwarm... Und so das ganze Stadtbild durch, auf Schritt und Tritt, überall, wo das Eis nur halbwegs vertrauenerweckend ist oder wo nicht der Eisbrecher vorgearbeitet hat, um die und jene Gracht für den Verkehr frei zu bekommen.

Da zum Beispiel dicht am „Rijksmuseum“ ein Eisplatz auf der Gracht, von Brücke zu Brücke. Er ist schwarz von ummelnden Eisläufern. Männer, Frauen, ältere und junge Mädchen mit ihren Liebsten, Soldaten im holländischen Feldgrau, Studenten und Kinder. Kinder vor allem, jeden Alters, vom dreijährigen Baby an, das auf Schlitten geschoben oder rechts und links vom Vater oder von der bedrücktsten Großmutter gehalten wird und lachend und quietschend sich vorwärts purzelt. (Ich habe mir erzählen lassen, daß man in Friesland oben, wenn die Kinder etwa drei Jahre alt sind, die Eisschuhe an die Füßchen festbindet und die Kinder einfach auf dem Eis laufen läßt... ) Alles das gibt zumal in den vollstämmlichen Vierteln ein famoseres Bild von ungezügelter Lebendigkeit, dem freilich die weiche schwebende Linie, der Zug der Anmut südlicher Länder fehlt; aber es wirkt in seinem oft firmesthaften Gepräge prachtwoll naturhaft, ungezügelt und zugleich alinederlandisch breit, mit einem Stich ins Bengelhafte, Groteske. Hier steht eine Horde Jöhler, die sich mit Striden und Stangen aneinander festhalten, vorbei. Man freischt, man rauft, man fällt. Da saust eine Bande Gassenbuben hinter einer Mütze her, die heute erst zum

Schlitten avanciert ist. Hier schleift ein Duzend blonder Mädels ohne Schlittschuhe, aber darum nicht minder gewandt, quietschend am Rande der Gracht hin. Da und dort sind, besonders Sonntags, kleine fliegende Duden aufgemacht, Fähnchen flattern, man ist und trinkt, Hausierer bieten brüllend ihre Kwatta (Schokolade) oder Bänder für die Schaatsen (Eisschuhe) feil — kurz, es ist, was der Holländer in seiner zufriedensten Stimmung gezellig nennt. Am Grashang der Gracht aber sitzen gemütlich — die Vorsichtigen haben eine kleine Matte untergebreitet — das unendlich holländisch-blonde apfelsfrische „Meisje“, der alte Herr, die würdige Dame, der Soldat, der Student, der Künstler im Schillertragen, und alle schwägen, lachen, stecken ein Stück Kwatta in den Mund und basteln mit echt holländischer Gemächlichkeit und Umständlichkeit an ihren „Schaatsen“ herum — in der frostigen, bissig-feuchten Luft, während der messerscharfe Seewind über die vereisten Grachten fährt... Dazu aber denke man sich den strahlend-blauen Mittagshimmel, winterlich-scharfes Sonnengold glimmer auf Fenstern alter Speicher und Giebelhäuser, goldroten Schein auf dunklen Palästen und alten Türmen — oder den goldenen Himmelsglanz auf dem vereisten Amstelstrom draußen, über dessen Brücken beharrlich die weißen Möwen kreisen.

Sonntag aber ist der Tag der Ijstoetjes, der Ausflüge. Da fahren die Amsterdamer, die Klubgesellschaften, die bunte Jugend, unendlich viele Bärchen, Angestellte und Arbeiter — denn der Eisport ist das populärste holländische Volksvergnügen und sät ihnen im Gebüß — die „Schaatsen“ am Arm oder um den Hals gehängt, viele auch mit Stöcken ausgerüstet, nach den Grachten der Umgebung, ins Bolderland; oder man beginnt den Kurs von einem der Amsterdamer Kanäle aus und läuft auf den Grachten und „Sloten“, zwischen immergrünen Bolderwiesen, nach Haarlem zu oder zum Blumen-dorf Naasmeer.

Gewiß, die Kälte bedeutet auch hier nicht eitel Glück. Auch wir in Holland haben Sorgen wahrlich genug. Das Land senkt, je länger sie andauert, um so schwerer unter der Mobilisation und der immer mehr anschwellenden, durch die Kälte noch verschärften Lebensmittelteuerung, unter Mangel, volkswirtschaftlichen Bedrängnissen aller Art. Wir haben schon Brotkrisen und auch wir sind jetzt froh, wenn wir dem Kohlenhändler einen Zentner Anthrazit oder „Eisohlen“ abschmeicheln können. Und für die nächsten Monate sagt man Schlimmstes voraus. Wie gar der Arme in diesen harten Zeiten kämpfen muß, wie bitter ihn nun die Kälte bedrängt, braucht nicht gesagt zu werden. Im Augenblick aber klingt es über Leid und Sorgen wie fröhliches Schellen-geltingel, Klingt — wie ein Holländer neulich schrieb — „die göttliche Musik“ des stürzenden Eisschuhs... Ein wahrer Laumel hat die Holländer erjast. Aber drei Jahre — so lange hat es kein Eis gegeben — haben die „Schaatsen“ gerostet. Was Wunder, daß heuer die Leidenschaft doppelt groß ist. In einer Fabrik hat es einen Streik gegeben, weil die Arbeiterinnen den Nachmittag nicht zum „Schaatsen“ frei bekamen...

Kein Bekannter, der dich nicht mit der Frage an-fällt: „Gaat u ook schaatsen?“ Auf der Tram, in jedem Laden, am Bahnhof, im Café, auf der Post gibt es keine andere Frage unter Freunden, kein anderes Gespräch unter sich Begegnenden. Gehe ich zum Fleischer, so endet er die üble Ankündigung, daß das Kalbfleisch wieder opgeslaagen ist, wenigstens mit der mildernden Frage: „Gaat u ook schaatsen?“ Der Gemüsehändler beginnt züchtersvoll ein allgemeines Gespräch über die bittere Kälte, das dann mit dem Hinweis endet, daß man nächste Woche gern einen Gulden für einen Karbol wird zahlen wollen, wenn er zu haben sein würde. Wie glücklich war ich aber, daß ich den saustgroßen, angefrorenen Blumentohl noch für ein „Dubbeltje“ — 10 Cent — in den Korb tun durfte! Bevor ich ging, hatte ich aber die Genugtuung, daß sich noch der kleine Junge meiner Gemüseherrin an mich wendete: „Gaat u ook schaatsen?“ Es hätte mir sonst was gefehlt. Und als ich am selben

Nachmittag beim Spezereiwarenhändler eintrat, stieß ich just mit einer jungen Dame zusammen, die atemlos, aufgerogt in den Laden hineinrief, ob denn „Mevrouw“ noch immer nicht zum „Schaatsen“ fertig sei? Also mußte „Mynheer“ bedienen; aber ehe noch mein Pfund Reis gemogen war, glückte auch aus seinem Munde das unvermeidliche: „Gaat u ook schaatsen?“

Der freie Nachmittag in der „Eiszeit“ ist ein geheiligtes Recht der Schulkinder. Großer Unmut daher diesmal, daß die Schulleitungen etwas sparsamer mit dem Freigeben geworden sind. Die Zeitungen, die natürlich voll sind von Berichten über Feste und „Bedstriden“ — es gibt da aliehrwürdige Einrichtungen, wie den klassischen „Eistedentocht“ in Leeuwarden — haben energisch dagegen protestiert und ich weiß von einer Schule, wo es Verschwörungen, Intriguen, Auflehnungen der Schüler und Schülerinnen gab, die solche Verkürzung nicht dulden wollten.

Eine Schülerin hielt eine ganz disziplinwidrige, revolutionäre Rede. Man drohte mit solidarischen „Schwängen“. Ein Schüler erklärte, man sei doch kein Baby. Wo denn die Modernität und die Freiheit blieben? Man schlug in aller Güte einem Lehrer vor, auch nicht zu kommen, die Klasse würde doch leer sein... Und schließlich kam an den „unfreien“ Nachmittagen als einzige nur die Tochter des Lehrers... Uebrigens — zur Beruhigung des Disziplinareteters — ist diese Schule eine ganz vorzügliche Lehranstalt, in der in einem vorrefflich modernen Geiste gearbeitet wird, wenn dort freilich auch in „eisfreier“ Zeit dem Disziplinsetisch nicht sonderlich gehuldigt wird.

Das ebenfalls von der Schuljugend übel aufgenommene Verbot, eine gewisse Zeit zu warten, bis das Eis sicher ist, hat freilich nur zu sehr seine Berechtigung. Man ist hier überhaupt unsäglich unvorsichtig beim Eislaufen; erst wird nicht genügend abgewartet, dann wird auf Klagen gelaufen, die nicht sicher sind, und strenge behördliche Maßnahmen und eine behördliche Aufsicht gibt es nicht, was der Holländer neherbei auch gar nicht liebt. Wie man überhaupt hier mancherlei Unordnung und Zuchtlosigkeit als mißverständlich aufgefaßte „Freiheit“ ausgibt. Aber wie es scheint, gehörten die erschrecklich vielen Unglücksfälle, von denen man liest, von eh und je mit zum Eisport des Landes, denn man regt sich nicht sonderlich auf darüber, noch verlangt man energisches Eingreifen. Und die Kinder finden es „spannend“, wenn das Eis „knackt“ oder wenn ein Riß im Eis ist. Vielleicht gehört das aber auch mit zur exerbten Psychologie des auf Fatalismus eingestellten Bewohners eines so wasserreichen Landes. Draußen das Meer, drinnen das Reg der Grachten und Kanäle — die ständige, ewig drohende Zuiderzee mitten im Lande: das Wasser — „zwecklose Kraft unbändiger Elemente“ — raubte, da seit Menschengedenken immer Land, Gut und Menschen...

Jetzt ist nur die Furcht und die Frage für den Holländer: Wird es tauen? Und wie lange noch?

Ich sehe durchs Fenster über die in goldenem Grau voranschwebende Stadt hin. Ueber Schornsteinen, Kirchtürmen und Windmühlflügeln geht die Winterionne in nordisch-scharfen orangefarbenen und violettroten Glutten unter. Auf den kleinen Gemüsegärtchen — den altmodischen „Stamintjes“ — zwischen denen Multatulis Wouter de Veters gern spazierenging, liegt rembrandtbraunes Abendlicht. Auf dem „Slot“ aber vor dem Hause blinkt, rosig überhaucht, die gefrorene Fläche und Duzende von Jungen saufen und schleifen um die Wette im roten Abendchein. Krähen fliegen in raschem Fluge über ihren Köpfen den Wiesen zu. Eine einschichtige Möwe kreist mit unruhigem Flügelschlag hafenwärts. Klar ist der Himmel. Scharf und klar die Luft. Man hört den Wind über die Bolber heulen. Und morgen früh, wenn mich mein Mädel, noch schlaftrunken, mit der jetzt täglichen Frage begrüßt: „Mutter friert es?“, dann kann ich ihr die beruhigende Antwort geben, daß an der Waschtischplatte die Wasser-lasche angefroren ist und in der Kanne Eisstücke schwimmen. Es gibt Eis!

(Amsterdam-Sloten.)

Lotte Bohl.

1. III. 1917

# Der Kohlen-Schani.

Wiener Skizze.

Ein kalter Wintertag. Die Straßen sind nur von solchen Leuten belebt, die unbedingt draufl sein müssen; wer halbwegs kann, ist im geschlossenen Raum geblieben, den er sich, soweit es die Kohlenabgabe erlaubt, warm zu halten versucht. Die Passanten haben es alle noch eiliger als möglichst rasches Tempo eint. Von müßigen Spaziergängern ist nichts zu bemerken.

Nur der Schani vom Zwölferhaus hat Zeit und Muße, und auch die Kälte scheint er nicht zu spüren. Er steht, als wäre er auf irgend etwas, inmitten des Gehsteiges Posten, sendet seine Blicke angestrengt in eine und dieselbe Richtung und kommt sich, wie aus seinen Wienen zu entnehmen ist, sehr wichtig vor. Es sei bemerkt, daß, von dem Standort Schaners, in schräger Richtung gemessen, sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein Geschäft befindet, dessen Schild verrät, daß es einem gewissen Herrn Franz Xaver Novotny gehört, der sich des Handels mit Holz und Kohle befaßt. Zwischen diesem Laden und unserem Schaner besteht, allem Anschein nach, irgendein geheimnisvoller Zusammenhang, denn dem Blick des erfahrenen Beobachters kann es nicht entgehen, daß der Junge, wenn er müde geworden ist, ins Ferne zu spazieren, vorsichtig zu dem Laden Franz Xaver Novotny's hinüberläuft, in und vor dem sich jedoch nichts zeigt, was der Beachtung wert wäre. Worauf Schaner sein Auge wieder von dort abwendet, um es neuerdings auf die ursprüngliche Richtung einzustellen.

"Kamst net oracht geb'n, Mißbua, Franz peter!"  
Der diese offenkundige Ehrenbeileidigung dem Schaner in die Ohren brüllt, ist ein behäbiger Bürgermann, der, wie es

herrschende Kälte erfordert, fürdass wandert. Seine eigene Eile und die starke Mühe Schaners verursachen nun eine Kollision in der Weise, daß der Dicke an den Knaben anrennt, stolpert und zu Boden gekommen wäre, hätte er sich nicht noch im letzten Augenblick "verfangt". "Wistfragen dos, überander! D' Dozen tumm' sie ans brechen. Anstait das solchene Saubraden schau'n, daß s' was arbeiten und s' nützt machen, in dera schwarzen Zeit, sehngien s' auf der Gassen umerinander und halten Mantelissen feil. Hat Dir denn Dei Lehrer net g'sagt, daß D' Schreckschauen sollst? Na, alsdann, auf was wart'st denn nachdem wo, ha? Derstoßen tumm' si ans bei dera Glätten, bei dera satrischen. Aber d' Herrn von Schulbua, anstatt daß s' antauchen und helfen, sehngien s' andern Leuten im Weg, d' Malziger do!"

Der cholertische Herr hätte wahrscheinlich, mit Rücksicht darauf, daß starke Temperamentsausbrüche das Blut in Wallung bringen, was sich bei zwölf Grad unter Null als vorteilhaft erweist, noch eine Weile in dieser Lonart auf den armen Schani vom Zwölferhaus losgeschimpft, wenn sich nicht aus dem Chor der Reueigenen, der sich in kürzester Zeit um den Wüterich versammelt hatte, eine schmächtige Frau losgelöst hätte, die ihr Herz für die herannahende Jugend dadurch dokumentierte, daß sie, mit Bezug auf den Dicken, zu den Umstehenden jagte:

"A, so a Grobian dos, ah, da hört si aber scho all's auf! Manchere Leut' hab'n aber scho net a Spür von aner Wiltung net in eahra! Der soll dos viel leicht a Art sein von an gebülleten Herrn? Schama möcht' i mi an seiner Stell', mit an armen Buam a so umazspringen, der do nig dafür kann, daß er a auf der Welt is."

"Soll selber Schame schaukeln geh'n, statt daß er d' Buam dazu einlad'!", mißt sich ein Mann aus dem Volk ein, der die Aeusserungen der kinderfreundlichen Dame mit zunehmendem Mähen begleitet hatte, "möcht' eahm gar net schaden bei saner Diäten. An an fettlosen Tag derf' si der Herr da eh net auf der Gassen seh'n lassen, sonst brennt eahm d' Polizei an Lawender Straß' eua, daß er net was wia!"

"A ganz a umdrachle Besturmung is dos heutigentags", meinte die Dame von vornhin; "d' Ulan Kinder soll'n arbeiten und d' Erwachsenen woll'n zuzuschau'n. Arm's Haischel!" wendet sie sich teilnehmend an den Schaner, der sich solcherart in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt sieht, "wem g'hort denn? Da...!" Sie langert in ihr Nididul, denn sie nach längeren Herumtrabbeln ein Zehnellerstück entnimmt. "Da! Kaufft Dir a Zuerkangerl drum beim Greisler." Die Umstehenden haben den Akt wertfälliger Jugendfürsorge mit stöhlischem Wohlgefallen mitangeht, das Beispiel der Kinderfreundin findet Nachahmung und eine Minute später sieht sich Schaner im Besitz eines ganz artigen Kapitals, das er jedoch nicht beim Greisler in Zuckerkangerln, sondern bei der Tabaktrafikantin am nächsten Tag in Zigaretten umzusetzen beschließt.

Der dicke Herr, der indirekte Begründer von Schaners Wohlstand, hat indessen den Schauplatz der Ereignisse aus guten Gründen längst verlassen. Auch die anderen entfernen sich nach und nach, bald ist die Gasse wieder still wie vorher und der Schaner vom Zwölferhaus nimmt seine frühere Beschäftigung wieder auf. Die Annahme der freundlichen Spender, daß er sich gereicht und die Arbeit, die auf seinen jugendlichen Schultern lastet, ihn niederdrückt, ist nicht ganz berechtigt. Die von der Schanijugend schon seit Monatsfrist lang ersehnten "Kohlenferien" hat er, da sie von selbst nicht kommen wollten, für seine Person im eigenen Wirkungskreis dekretiert, der Tag gehört somit, durch zehntausende Schulbesuche nicht unterbrochen, ihm allein. Ihm und den Bewohnern des Zwölferhauses, deren Wohl seine Tätigkeit gewidmet ist, Schaner faulenz; vielmehr hat er eine sehr heikle, delikate Mission zu erfüllen, die darin besteht, den Kohlenwagen, der vor Franz Xaver Novotny's Kabentür halt macht, abzapfen und dessen An-

kunft den Bewohnern des Zwölferhauses zu signalisieren. Die Sache ist nicht so einfach, als es den Anschein hat. Von einem Kohlenwagen, der einmal da ist, zu sagen: "Er ist da!" ist keine Kunst, jeder trifft es; Schaners Aufgabe besteht eben darin, den Kohlenwagen gleichsam "vorauszuahnen". Er muß mit seinem Scharsblick aus einem von fern herankommenden Gefährt schon im Voraus aus erkennen, ob es für Franz Xaver Novotny bestimmt ist oder nicht, was nur in der Weise möglich ist, daß er die Vorgänge im und vor dem Kohlengefährt in gleicher Weise wie die Straße im Auge behält. Hat er die Ueberzeugung erlangt, ein in der Ferne sichtbar werdender Wagen steuere dem Geschäfte Herrn Novotny's zu, dann gibt er seine bisherige stoffliche Ruhe auf, jagt wie ein Pfeil ins Zwölferhaus, mobilisiert dessen Bewohnerinnen, die, mit Säden, Körben und Wagerln ausgerüstet, bereits marschfähig sind. Hat der Wagen sein Ziel erreicht, ist die Schanerl angeführte Armee längst zur Stelle: für Franz Xaver Novotny gibt es dann aber keine Ausflüchte; er muß die Wünsche der Wartenden restlos, wenn auch flüchtig, befriedigen und die von ihm so sehr bevorzugten "groben Kundschaften" warten lassen. Die den geeigneten Augenblick verpaßt hatten und erst kommen, nachdem die Vorräte in der stillen Abgeschlossenheit des Magazins verschwendet sind, haben das Nachsehen und müssen neiderfüllt zusehauen, wie die Bewohner des Zwölferhauses triumphierend abziehen.

Der Schanerl, der seiner hehren Aufgabe zufolge vom Zwölferhaus totfrei den Titel "Kohlen-Schani" zuerkannt erhielt, hat einen Konkurrenten in der Person des Pepertl von Nr. 21. Dieser ließen einerseits die Lorbeeren, die sich der Schani im Verlauf der Kälteperiode gekämpft hatte, andererseits die Einkünfte, die ihm aus seinem gemeinverständigen Wirken zufließen, nicht schlafen, und er beschloß, es dem beneideten Schulkameraden gleichzutun. Wie dieser, blieb auch er dem hemmenden Unterricht fern, wie dieser, bezog auch

3. III. 1917

197

### Kriegswinter im Erzgebirge.

Von Dr. Hildegard Burjan.

Der noch von allem Schlachtenlärm, allem aufreißenden Schreien und Jagen der Großstadt liegt westabgewandt das Erzgebirge. Begraben in Eis und Schnee schauern kaum die Dächer der kleinen Häuser und die Wipfel der oft mit Nauhreif mächtigst verzerrten Bäume heraus. Man hat keine rechte Vorstellung von einem Winter im Erzgebirge und dazu noch selbst die ältesten Bewohner des Berges nicht an einen ähnlichen erinnern können. Daß das Wasser in den „geheizten“ Zimmern gefriert, mag wohl schon oft vorgekommen sein, daß das Thermometer aber auf minus 25 Grad herabsank, das gehört zu den furchtbaren Leiden und Prüfungen der armen Erzgebirgsbewohner, paßt zu dem bittereren Kriegswinter 1916, von dem die Wälder noch lange ihren Kindern in den Erzgebirgshütten erzählen werden, wenn in größeren Städten schon viele Jahre friedlicher Entwicklung und legensreichen Aufschwunges die Erinnerung an den Krieg verblassen und abgeschwächt haben.

Im Erzgebirge lebt noch eine Bevölkerung, die ganz verdrängt von den Menschen der Großstadt ist. Sie ist erbeingelesen auf dem Grund und Boden, ist verwachsen mit der väterlichen Scholle, ihr Denken und Fühlen ist noch unbeeinträchtigt von aller Mode und allen Schlagwörtern. Auch bei dem armen Erzgebirger, der hoch oben am Stam in seiner morschen Hütte lebt, spürt man noch die Persönlichkeit des freien Mannes, dessen Vorfahren ein Stückchen Seimaterde seit Jahrhunderten ihr eigen nennen. Von Generation zu Generation wird die Erinnerung an die alte Glanzzeit des Erzgebirges im Mittelalter wachgehalten, da Bergbau auf Silber, Zinn, Kupfer, Blei und Eisen getrieben wurde und reiche Städte emporblühten. Wenn die Bewohner des Erzgebirges lieber buchstäblich hungern und frieren und alles Elend gleichmütig ertragen, ehe sie sich von ihrer Scholle trennen, so ist es nicht, nur die sábe Anhänglichkeit an die Seimat, sondern auch die in ihrem Herzen leise fortlebende Hoffnung, daß die alte Herrlichkeit des Erzgebirges einst wiedererstehen und die

Gülle der Armut, des Elends und der Erniedrigung herabgleiten wird.

Dem Fremden Klingt es fast wie Hohn, wenn er die armstigen Ortschaften des Erzgebirges sieht, die fast zerfallener Hütten und ihre verkommenen Bewohner, denen Hunger und Not aus den blauen Gesichtern schon wird, daß das etwa keine Dörfer, sondern „freie Bergstädte“ sind, die im Mittelalter mit vielen „Privilegien“ ausgestattet wurden. Sommer und Herbst trifft man im Erzgebirge auf die Vergangenheit! Hier liegt auch des Käufers Lösung, wie es möglich war, daß so zahlreiche Menschen sich in dieser rauhen, unwirtlichen Gegend bis zu den Kamm hin auf ansiedelten und man hier die höchsten gelegenen Städte und das bevölkertere Hochland Europas antrifft. Auf den Fremden übt die ernste, fast melancholische Gegend mit den Hundeweiten, wald- und moorbedeckten Hochflächen, den kleinen Städtchen und lauberen Dörfern, die sich längs des Kamms in fast monotoner Regelmäßigkeit erstrecken, einen eigenen Reiz aus. Man freut sich über die schneebedeckten Vorhänge an den Felsen der verstreuten liegenden Hütten, man bewundert die so kurzstirnig armstige, aber doch laubere Kleidung der Kinder, man atmet die kräftige, reine, herzkühende Luft der Nadel- und Laubwälder und fühlt sich so frei, so unbeschwert und unabhängig, weil wenigstens auf diese Kammhöhen der Dampf der Eisenbahnen und die damit zusammenhängende „Kultur“ nicht heraufgedrungen ist.

Für die Bewohner des oberen Erzgebirges bedeutet freilich dieses Abwärtsliegen von der Eisenbahn die Hauptursache der wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Der Boden ist nicht erträglich genug, um die dichtbevölkerten Gegenden zu ernähren. Der Winter dauert so dort oben auf dem Kammt dreiviertel Jahre und geht dann fast ohne Frühling in den Sommer über. Zumeist können nur Erdäpfel und Hafer angebaut werden und auch diese gedeihen nur auf besonders günstig gelegenen Feldern. Die Lebensmittelfuhr ist überaus schwierig, da die Bahnhöfe selbst in den Orten, wo die Eisenbahn hinführt, oft hundenteile entfernt vom Platz liegen. Kein Wunder, daß schon in Friedenszeiten das Erzgebirge als fortwährendes Nothstandsgebiet galt. Die Preise der Lebensmittel, die zum

größten Teil aus dem Flachland mühsam heraufgeschleppt werden müssen, standen in keinem Verhältnis zu dem kümmerlichen Erwerb der Erzgebirgsbewohner, der seit dem Verliegen des Bergbaues aus Seimarbeit und Hausindustrie besteht. Abgesehen von dem geringen Ertrag der Landwirtschaft, des Touristenverkehrs und einzelner Gewerbetriebe, leben die Erzgebirger ausschließlich davon. Holz-, Blech- und Spielwaren, Kosamenten, Küffnäheret, Gold- und Silbereiten, Handschuhe, Korb- und Strohschletereien, Weinstromente und Perlmutterknöpfe werden als Seimarbeit erzeugt, mit primitiven und altmodischen Arbeitsweisen. Die eigentliche „Hausindustrie“ des Erzgebirges ist aber die Spinnflopperei, bei der Männer und Frauen, kleinste Kinder und Greise Beschäftigung finden. Der Spinnflopp ist das Charakteristische für weite Teile des Erzgebirges, keine Hütte, wo nicht gefloppelt wird, in der nicht Kinder, lange bevor sie das A-B-C erlernen, mit ihren schwachen, karten Händen schmale Spinnen arbeiten und zum Erwerb der Familie beitragen müssen. Diese frühzeitige Erwerbstätigkeit der Kinder gilt im Erzgebirge als selbstverständlich, ist derart ins Volksebewußtsein übergegangen, daß mir eine Industriellenfrau der dortigen Gegend einmal gleichsam als Beweis des „Wohlergebens“ der Erzgebirger sagte: „Den Spinnflopplerinnen geht es gar nicht schlecht, wenn sie nur fleißig sind und ihre Kinder genügend zur Arbeit anhalten, ich kenne viele vier- bis fünfjährige Kinder, die schon acht Stunden täglich arbeiten und 30 bis 40 Heller verdienen.“ Diese himmelstrebenden Verhältnisse finden sich buchstäblich nicht etwa als Ausnahme, sondern als Norm im Erzgebirge und fanden sich schon in Friedenszeiten. Es fehlen einem tatsächlich die Worte, wenn man die Kriegsnot im Erzgebirge, besonders in diesem erbarmungslos harten Winter beschreiben will. Man ist so in den zweieinhalb Jahren des Krieges für menschliches Leid schon abgestumpft worden, man hat so viel Elend und Not miterlebt und miterlebt, daß alle Schilderungen einen schon abgeblaßten und verbrauchten Vorkommen. Wenn aber irgendwo, dann tut im Erzgebirge sofortige Hilfe not; denn dort handelt es sich einfach um die Lebensmöglichkeit.

Die Fabriken im Erzgebirge stehen zum größten Teil, die Hausindustrie bietet fast gar keinen Erwerb mehr. Die

Wohlfahrt der Erzgebirger Bevölkerung ist ein Ministeriums Gegenstand



7. III. 1917

108

teile der Waldpartanen wurden mehrere malter vorangucken, die nach lebhaftem Feuer unsere Stellungen angriffen, zuruckgewiesen. Seeresgruppe des General-Feldmarschalls v. Maschensen.

Die Lage ist unverändert.

Mazedonische Front.

Zwischen Drida. und Prespasee wurde eine französische Feldwache übertrumpft und gefangen. Der Erste Generalquartiermeister: Lubendorff.

Wien zu lustwandeln, während die Eltern mit Freunden und Bekannten, eifrig plaudernd, an kleinen Tischchen saßen. Die Kastanienbäume nahmen lebhaften Anteil an dem heiteren Leben und Treiben, das sich um sie herum entsfaltete; ganz besonders an der Lage, an denen Strauß oder Kanari mit ihrem Orchester im Sperl-Garten spielten. Zu diesen Konzerten fand sich alles ein, was Wien an Schönheit, Jugend und Anmut aufzuweisen hatte. — Wie allerliebst sahen die süßen, weichen Gesichter der Winterinnen unter den weitvor-springenden, unter dem Sinn mit einer großen Masche gebundenen Hüten aus. Sie gefielen den Bäumen so gut, daß diese sich gern zu den Beschützern der jugendlichen Schönheiten machten. Manches süße Liebeswort begleiteten sie mit distretem Blätter-rauschen, damit es außer den kleinen Ohren, für die allein es bestimmt war, niemand anderer hören konnte. Manchen feurigen Händedruck, der zuerst zaghaft, dann aber mutiger erwidert wurde, begünstigten sie durch die dichten Schattten, die sie an manchen Stellen niedergelassen ließen und durch deren Dunkel sich die jungen Paare ganz ausge-schieden von der übrigen Welt vorkamen.

Bis zum Jahre 1848 hatten die Bäume das Leben nur von der heitersten Seite kennen gelernt, da aber begann plötzlich eine schreckensvolle, unheimliche Zeit für sie. Die Feste, die so viele fröhliche Menschen angelockt hatten, wurden eingestellt und die Räume des Sperl-Gebäudes mußten erstein, patriotischer Zweck dienen. Der Wohlfahrtsauschuß tagte dort und hielt seine Sitzungen in den Sperl-Sälen ab. Dadruff wurde das Haus zum Gegenstande wütender Angriffe von Seiten der Gegenpartei und gefährdete auch seine Nachbarschaft aufs äußerste. Von der Stadtseite her wurde der Sperl mit allen möglichen Geschossen bombardiert und der Besitzer des Nachbarghauses

Die Kastanienbäume des Sperl-Garten

Eine Erinnerung aus dem alten Wien.

Die Kastanienbäume im Garten des Sperl-Hauses waren uralt. So alt, daß sie sich an die Zeit ihrer Jugend kaum mehr erinnern konnten, in der sie als dünne, schlank Stämmchen der Sonne entgegengetrebt hatten. Mit ihren Daseinsbedingungen waren sie immer sehr zufrieden gewesen: weiter Himmel spannte sich über sie und im Ueberflusse hatten sie Licht und Luft. Lust, die vom Nahengebirge über die Donau geweht kam und im Frühjahre nach Weichen und der Blüte des Weines roch, im Sommer aber den Duft von wilden Rosen und frischem Heu mit sich brachte.

Um die Bäume herum war eine grüne Wiese; Garten reizte sich an Garten und die Holzplanen, die sie trennten, waren so nieder, daß man über sie in das nachbarliche Gebiet blicken konnte. Der Grund, auf dem die Kastanienbäume standen, das Haus und der Garten wurden nach ihrem ersten Besitzer der Sperl geheissen hatte, kurzweg „der Sperl“ genannt und ganz Wien kannte ihn unter dieser Bezeichnung. Die Feste, die in den Sperl-Sälen gefeiert wurden, waren berühmt, und die elegante Welt von Wien fand sich vollständig auf ihnen ein. Aber so schön und glänzend auch die Feste waren, die in den von unzähligen Kerzen erleuchteten Sälen abgehalten wurden, viel lieber noch kamen die Leute im Sommer in den großen Garten. Da war es den jungen Mädchen aus den guten Bürgerkreisen gefallt, am Arme ihrer Kapellere in den jugendlichen

littischen Stabilität der freien Völker haben; der Friede, dessen wichtigstes Prinzip die wirkliche Gleichheit der Völker in allen Rechtsfragen ist, dürfe sich nicht auf ein scheinbares Rechtsgleichgewicht stützen; die Regierungen können ihre Macht nur von der Zustimmung der Regierten ableiten; die Meere sollten frei und sicher für alle Völker sein nach Gesetzen, die durch ein gemeinames Abkommen festgesetzt

sind in seinen Wiesen und in seinen Blumenbeeten oft Brandkugeln, die dem Sperl gellolten hatten. Wie leid tat es den Bäumen, daß der Friede in der ganzen Nachbarschaft so gestört war, gerade jetzt, wo sie die Kinder in dem Garten nebenaan so lieb gewonnen und ihren frohen Spielen so gerne gelauscht hatten. Aber jetzt war die Luft von etwas ganz neuem, eigenartig erfüllt, das die Menschen be-rauschte, und der Wind trug den härmlichen Worten zu, die sie früher nie gehört hatten und in denen sich eine neue Zeit ankündigte. Troß dem Ernste dieser Zeit klang das Rauschen der Bäume einmal wie Gelächter, als an einem sehr kritischen Tage, an dem von vielen Seiten die Kugeln über die Gärten piffen, die schwerhörige Nachbarschaft in der Früh in den Garten hinabkam, um wie gewöhnlich das Spenngrün zu holen. Sie froh eifrig zwischen den Gemüsgärten umher, um Sellerie und Borrie zu schneiden und hörte nichts von den Kugeln, die ihr um die Ohren piffen. So wie Nachtwandler einer Gefahr entgehen, wenn ihnen dieselbe nicht zum Bewußtsein ge-brungen, so kam auch die schwerhörige Schicht mit der frisch-geschnittenen Petersilie heil und unversehrt aus dem Kugel-regen wieder in ihre Küche zurück.

Die Wipfel der Bäume, die jetzt schon hochgewachsen waren, bebten und zitterten, wenn hier und dort Flamme ausloderten und der Himmel wie von Feuersglut über-gossen war. Kanonendonner und Pulverdampf drangen bis in ihre stille Erde und in der Nähe kämpften und fielen Menschen auf Barrikaden.

Gottlob, die bösen Zeiten gingen vorüber, alles lenkte wieder in geregelte Bahnen ein und Wien wurde wieder eine Stätte des Frohsinns und der Gemütlichkeit, wie es keine zweite auf der Welt gab. Die Sperl-Bäume, die so gern über die Wiese hinüber-schauten, hatten damals, wie der

## Wiens dritter Kriegswinter.

Wahrscheinlich, es hat erst dieser Winter kommen müssen, um Wien ein wirklich kriegsmäßiges Aussehen zu geben. Wie haben hier freilich schon zweimal in diesem Weltkrieg schrecklichen Frostschickel gehabt, und das will im schicksalhaften Wien was heißen. Aber wenn auch die eisigen Frostschickel, die Langvergnügen und der Mummenschanz, verbannt waren, es fehlten doch nicht die übri gen Luftverunreinigungen, die die nun um so gründlicher als Gadenböser erhalten mußten: Theater, Kongert, Varieté, Nachtkafee und Bar, auch Winterport, nachdem drei Freiluftkutschbohlen uns die Möglichkeit gegeben haben, auch in eisigen Wintern dem Eislauf zu huldigen. Sever jedoch hat der strenge Winter, der uns auch hier, ob schon nicht bis zu so tiefen Kältegraden wie drüben im Reich, fünf Wochen lang beherrschet geweien, zwar einen gesteigerten Winterport gebracht, da es natürlich Eis in Hülle und Fülle gab und dazu Sögi- und Rodelbahnen von unerhörter Dauerhaftigkeit, aber die sonstigen Festschmuckunterhaltungen hat er aufs empfindlichste verkümmert, ja er hat sie ganz ausgelöscht. Dem mit seiner grimmigen Kälte hat er auch uns ein erschrecklich reiches Zusammenstürzen der Kohlenvorräte gebracht, dem bei dem durch die Bedürfnisse des Kriegs gesteigerten Mangel an Eisenbahnen und Straßenfuhrwerk und bei der infolge von Verschneidung und Vereisung eingetretenen Erschwerung des Eisenbahn- und Straßenverkehrs durch eine entsprechend vermehrte Zufuhr nicht Eingang gefunden konnte, so daß sich sogar die Kohlenwerte wegen der Unmöglichkeit, ihre überfüllten Halden zu räumen, zur Einföhrung der Kohlenförderung gezwungen haben. Dieses Schwanden der Kohlenvorräte machte sich natürlich zuerst den Privathäusern fühlbar, namentlich den kleineren und Kleinsten, die keine Kammern zur Verfügung haben, um Kohlen für den Winter einzulagern, und daher darauf angewiesen sind, ihren Bedarf factuelle vom Kleinhändler zu beziehen. Recht viele Familien waren daher in die Notlage verlegt, bei zehn und mehr Grad Kälte in ihren Wohnungen zu frieren, da die Kleinhändler in der unausrottlichen Selbstsucht, die dem Menschen nun einmal eigen ist, eine schandbare Vorgangswirtschaft betriebten und nur nach flehentlichem Bitten gegen schamlose Wucherpreise, die durch allerlei Ausreden, wie Ersatz für Zuführung, Zutragen und Sachabwägung verwickelt wurden, bis ihnen dann selbst der Vorrat ausging und sie ihre Buben zu perren mußten. Da machen sich dann Dienstboten und bei den Armen Wäter, Mütter oder Kinder mit Säden und mit allerlei Wägelchen oder die liegengeliebten Sänesmassen ein Schließen auf fast allen Straßen gestalltet, mit Rodeln und Schlitten nach dem Nordbahnhofs auf, um dort nach hundentlangem Stehen in eisiger Kälte einen Zentner Kohlen zu ergattern und selbst heimzutragen oder zu fahren. Aus dem Zentner wurden aber, je mehr die Kohlenbauern zusammenstimmten und je länger die Polonäse der Kohlenhändler wurde, bald nur Bruchteile dieses Gewichtes bis herunter zu wenigen Kilogrammen, die in Handföhrten und Einkaufsschleichen weggetragen werden konnten, aber bei der allgemeinen Notlage die standhaften Besitzer oder besser Erbleber hoch beglückten, weil sie ihnen wenigstens eine gehetzte Kühe und ein warmes Mittagessen liefern konnten.

Schlimmer aber noch als diese private Kohlennot war, daß auch den öffentlichen Betrieben die Kohlenvorräte zur Neige gingen, vor allen den städtischen Elektrizitäts- und Gaswerken. In Sämlern und Schulen konnte man, was Beheizung und Beleuchtung

betraf, sich noch leidlich behelfen. In den ersten rüde man in wenige Zimmer zusammen, und den lehrern gab man, wo wegen der geföhrlichen Zentralheizung keine Erparung möglich war, ein- fach Kälteferien, zur großen Freude der Schöler, die sich nun mit Anbrunnstrog schmelzender Kälte dem gefunden, in dieser Zeit der Nahrungsmittelknappheit sogar zu gehenden, weil die Kälte reizen den, Winterport widmen konnte, zum großen Teil allerdings sich auch durch freiwilliges Schneeschmelzen vermittelnd machte. Aber die größten Kohlenmengen verschlangen doch die Elektrizitäts- und die Gaswerke, deren Betriebe für den Haushalt einer Zweimillionenstadt ganz unentbehrlich sind. Sie spenden ihr nicht nur das Licht, die Elektrizitätswerke liefern auch die motorische Kraft für die Straßenbahn, das wichtigste Verkehrsmittel der riesigen Stadt, und für zahllose Fabrikbetriebe, die gegenwärtig für die Kriegsindustrie unentbehrliche Arbeit leisten. Die Gaswerke aber liefern als Nebenprodukte den hochwertigen Koks und wichtige chemische Stoffe, die ebenfalls in der Kriegsindustrie in der Volkswirtschaft eine große Rolle spielen. Bei dem Stoen der Kohlenzufuhr mußten beide wohl oder übel daran gehen, durch Sparmittel die vorhandenen Vorräte zu strecken. Manö einem, der in der Friedenszeit mit ihren kleinsten Zentren dem Drängen Einkäufer und Weltkäufer nach dem beschleunigten Ausbau der Wassertröfen und der Bereicherung der heute nutzlos abfließenden Wasserkräfte sich entgegenstemmt hatte, ist es da wie Schuppen von den Augen gefallen. Jedem Krähwinkel ist es jetzt klar geworden: wäre der Donau-Über- und der Donau-Eisenkanal vor dem Kriege gebaut worden, hätte es bei der strengsten Kälte in bitterster Kniegsnot zu Wien in Haus- und Gärtenbetrieb keine Kohlennot gegeben. Denn welche Kohlenmengen hätten in der eisigen Zeit, während die Eisenbahnen mit dringenden militärischen Transporten vollast beschäftigt waren, auf einem solchen Kanal in aller Gemächlichkeit nach Wien geschafft und dort für den Fall des unvorhergesehenen Bedarfs aufgestapelt werden können! Hat doch ein einziger Lastbahn den Fassungsvermögen und die Tragfähigkeit von mehreren Kohlenzügen. Und welche Kohlenmengen, die lediglich zur Erzeugung von Dampf zum Antrieb von Elektromotoren verbleibt, und zwar in durchaus unwirtschaftlicher Weise verbleibt werden, hätten überhaupt ganz umgehoben werden können, wenn die elektromotorische Kraft durch Umsehung aus der reichlich vorhandenen Wasserkraft gewonnen würde, an deren Stelle nur für die verhältnismäßig kurze Zeit des strengen Frostes Ersatz durch kohlerzeugte Dampfkraft vorzusehen werden müßte! Ganz abgesehen von der dadurch ersparten, ebenfalls kostspieligen umständlichen Kohlenzufuhr, da sie so leichtlos und zwangsläufig überall dahin begibt, wo man ihn zur Arbeit braucht! Hoffentlich wird die Aktion, die uns dieser Kriegswinter in dieser Hinsicht erteilt hat, nicht vergeblich gewesen sein. Für Wien hat Bürgermeister Dr. Weiskirchner, wie aus seiner jüngsten Darlegung im Wiener Gemeinderat hervorgeht, jedenfalls den ernstlichen Willen, die nötigen Folgerungen daraus zu ziehen. Abgesehen hat schon sein Vorgänger Dr. Neumann durch Ankauf des an der österreichisch-ungarischen Grenze gelegenen Braunkohlenwerkes Zillertal und Bau der benachbarten elektrischen Überlandzentrale Ebenfurth, die die dort gewonnenen Braunkohle in elektrische Kraft umsetzt und diese vor allen den Wiener Elektrizitätswerken zuführt, einen Anfang zu einem zweckmäßigen und wirtschaftlichen Betriebe gemacht, selber noch nicht müßigern, da die Ebenfurth Zentrale, erst im vorigen Jahre (mittlen im furthburschen aller Kriege gewiß eine schöne Leistung) eröffnet, noch nicht ihre volle Leistungsfähigkeit erlangt hat und infolgedessen die heurige ungeahnte Betriebsnot nicht hat abmenden können.

Über diese schönen Zukunftsansichten besessen uns heute nicht im die Schwierigkeiten hinweg, die der strenge Winter im Zusammenhang mit den sonstigen Hindernissen der Ergänzung der schwandenden Kohlenvorräte bereitet. Da gibt es kein andres Rettungsmittel als mit der Kohle zu sparen. Und so haben sich denn auch die beiden großen städtischen Werke dazu entschlossen müssen. Zielsetzt ein bishigen pldiglich. Dem eines schönen Tags erwachten die Wiener Bürger und sahen in ihrem Morgenblatt ohne jede andere Vorbereitung, daß der Stadtrat beschloffen habe, dem Gemeinderat die Einstellung des Betriebes der Straßenbahn in der Tageszeit von 9 bis 5 Uhr und nach 8 Uhr abends zur Genehmigung zu empfehlen, und zwei Tage danach hatte der Gemeinderat wirklich diesen Beschluß gefaßt. Gleichzeitig wurde fast die ganze elektrische Straßenbeleuchtung eingeschränkt, jede auswendige Laden- und Kellambeleuchtung verboten, allen privaten und öffentlichen Betrieben ein Mindestmaß beim Verbrauch elektrischer Leuchtkraft vorgeschrieben, alle Kongert- und Vortragskäfte und Kinos bis auf weiteres geschlossen, die Sperrstunde für Theater und Varietés auf 9 Uhr für Gasthäuser auf 10 Uhr und für Kaffeehäuser auf 11 Uhr festgesetzt und im allgemeinen äußerste Sparmittel bei Heizung und Beleuchtung der Privathäuser zur Pflicht gemacht. Das war natürlich ein schwerer Schlag für die nicht eben geringe Zahl von Wienern, die doch auf ein bißchen Festschickel und ein Theater gehen, und wer, der es kann, 6, spätestens 6 1/2 Uhr ins Theater gehen, und wer, der es kann, vermag sich einem behaglichen Kunitzgemisch hinzugeben, angefüllt der drohenden Gefahr, nicht mehr die letzte „Elektrische“, die „Blau“, die um 8 1/2 Uhr vom Ring abfährt, rechtzeitig zu erreichen und auf Schwärzers Klappen durch Nacht und Kälte nach Hause traben zu müssen? Und was nützt einem, wenn man schon auf die Unterhaltung in Kongertsaal und Kinos verzichtet, wenn die Möglichkeit, in Gast- oder Kaffeehäusern heranzukommen, wenn einen die Straßenbahn nicht mehr nach Hause fährt? Das gab also eine rechte Aschermitwochstimmung mitten im sonst so fideien Festschickel, die dadurch noch um einige Grade grauer wurde, daß sich alle, die ernste Unterhaltung vorziehen und diese den Zeitumständen mehr angemessen finden, durch einen büreaukratischen Federstrich um den Gemüß gediegener Musik und belehrender Vorträge gebracht sahen, während die Lempel der leicht und leichtlich geistigsten Leute mit und ohne Musik (ein rundes Duzend machen sie aus) bei kaum vermindertem elektrischen Licht und wohliger Zentralschaltung ihren allerdings zahlreichem Walschreibern weiter offen standen. Ein solcher Festschickelabend bei halbglühenden Straßen mit vollgestopft und doch noch fürmlich umdrängten Straßenbahnzügen, an denen die sich lieber ihren Beinen anvertrauenden Fußgänger auf knirschendem Schnee, von der schneidenden Kälte angetrieben, im Geschwindigkeitswettbewerb war, und einen beinahe an der Wahrheit des Volkspruches irre werden, daß Wien Wien bleibt.

Allerdings, wenn so heuer denen, die trotz dem Ernst der Zeit Festschickelgebunden im Kopf hatten, ein mehrwöchiger, durch allerlei unteilwillige Festschickel verschärfter Aschermitwoch auditiviert wurde, — den andern, die unter der wachsenden Last dieser schmiebselernen Zeit keinen Sinn für Festschickel und Mummenschanz hatten, dem andern schwer arbeitenden, emsig schaffenden Wiener, von dem man so wenig spricht, wird glücklicherweise das Aufsteigen erspart. Man stelle sich nur vor, was für ein Sommer das gewesen wäre, wenn der Arbeiter, der Beamte, die Schöler der Privathäuser und Vorkaufsmänner zur Mittagszeit mit der „Elektrischen“ nicht noch Hause hätten fahren können und mit hungrigem Magen — denn außerhalb des Helms finden sie jetzt bei der Teuerung und der Knappheit der Nahrungsmittel keinen genügenden Mittagstisch — bei artemischer Kälte die Mittagspause auf den Straßen hätten

zubringen müssen. Aber zum Glück war der Gemeinderatsbeschluß über die Einstellung des Straßenbahnbetriebs von 9 bis 5 Uhr am Ende, nur ein diplomatischer Schreckschuß, dazu bestimmt, die Hartnäckigkeit der Regierung und des „Militärs“, die sich den fürmlichen Bitten der Stadtverwaltung um beschleunigte Zufuhr von Kohle bis dahin verschlossen, zu kurieren. Und das ist ihm auch gründlich gelungen. Der alte Spruch hat sich da wieder einmal bewährt, daß man in Österreich Madam machen muß, um etwas zu erreichen. Der junge Kaiser, der dadurch abermals seine Bestehheit beim Volk kräftig gesteigert hat, sprach ein Machtwort, und gleich war die Kohlenzufuhr wieder im Gange. Die ansehnliche Straßenbahnsperrre wurde rückgängig gemacht und bloß für die Zeit von 9 bis 12 und 2 1/2 bis 5 Uhr eine geminderte Dichte des Verkehrs angeordnet. Nur die Einstellung des Abendverkehrs blieb aufrecht, zum Leidwesen der alten und jungen „Drohler“, die aber durch eine unerhoffte Ausdehnung des abendlichen Stadtbahnverkehrs dafür wenigstens teilweise getrostet wurden. Außerdem wurden, wieder auf kaiserliches Geheiß, einige hundert Militär- und Hofkammerwerte und 60 Militärkapitane mit der entsprechenden Mannschaft zur Verfügung gestellt, um eine rasche Abfuhr der Kohle namentlich in die entlegenen und in die vollkreichen Stadteile zur Versorgung der Kleinhändler und der städtischen Kohlenplätze vorzunehmen. Damit ist der schlimmsten Not gesteuert. Die Leute kriegen jetzt wieder, wenn auch noch immer mit Anstrengungen und nur eimerweise, bei ihrem Kohlenhändler nun doch auch endlich Launeweiler eingetreten. Die grimmige Kälte ist gewichen, und Irrmittel Sonne heizt uns wieder tollkühn, wo sie hinschneit.

716

190